



Dmitri
Mereschtowski
Alexander I.



Dmitri Mereschowski
Alexander I.

M e r e ſ c h e w ſ k i / A l e x a n d e r 1.



ALEXANDER I.
GEORGES DAWE PINX

Dmitri Mereſchkowskii
A l e x a n d e r I.

Historiſcher Roman

Übersetzt von
Alexander Eliasberg



Mit 12 Bildbeigaben / 8. bis 10. Tausend

R. Piper & Co., Verlag, München 1925

Die deutsche Ausgabe erschien infolge unserer Abmachungen mit dem Verfasser vor dem russischen Original. Das Werk ist daher wie ein deutsches Originalwerk geschützt.
Copyright by K. Piper & Co., Verlag, München 1925.

Erster Teil.

I.

Der Zwischenfall mit der Brille kostete den Fürsten Valerian Michailowitsch Golikhin seine ganze Karriere.

„Komm einmal her, du Karbonaro! Jetzt sollst du mir Antwort stehen. Erzähle, was du angestellt hast. Wie war es nur mit der Brille, he? Die ganze Stadt spricht davon, ich weiß aber noch gar nichts...“ Mit diesen Worten reichte der Minister für Volksaufklärung und Oberprokurator des Heiligen Synods, Fürst Alexander Nikolajewitsch Golikhin seinem Neffen Valerian die rasierte Wange zum Kusse. Er war ein kleiner, rundlicher, kahlköpfiger Greis, der sich auf seinen kurzen Beinen flink wie eine rollende Kugel fortbewegte; sein ganzes Gesicht war von weichen weibischen Runzeln, wie sie alten Schauspielern und Höflingen eigen sind, durchfurcht.

Als Fürst Valerian nach zweijähriger Abwesenheit — er war soeben aus dem Auslande heimgekehrt — in das geräumige finstere Empfangszimmer, dessen Fenster auf das Michailowsche Schloß hinausgingen, eintrat, umging ihn sofort die stickige Luft der Vergangenheit, die ewige Langeweile von Träumen, die sich oft wiederholen.

Auf der gleichen Stelle wie vor Jahren senkte sich unter ihm eine locker gewordene Sprungfeder im alten Ledersessel. Auf dem mit grünem Tuch bedeckten Kanzleitische lagen noch immer die von der geistlichen Zensur verbotenen Bücher herum. Er las den Titel eines der Bücher: „Von der Schädlichkeit der Pilze“; die Pilze gehören zu den Saftenspeisen, kombinierte er, folglich darf niemand an ihrer Nützlichkeit zweifeln. Die Wände des Empfangszimmers waren noch immer mit Stichen nach allen Christusbildern, die es nur in der Welt gab, geschmückt: das Antlitz des Herrn war hier ein Tapetenmuster. In der Tiefe des anstoßenden Betzimmers brannte wie immer eine

blutrote, herzförmige Ampel, und es roch noch nach altem Weihrauch, wie in einer Leichenkammer.

„Haben Sie doch Erbarmen, Onkelchen! Sie sind heute der zwanzigste, der mich danach fragt.“ Fürst Valerian warf dem alten Fürsten durch die berühmte Brille einen leicht spöttischen Blick zu. Sein trockenes, gelbes, kluges Gesicht verlieh ihm einige Ähnlichkeit mit dem Dichter Gribojedow.

„Erzähle doch vernünftig! Was ist eigentlich los?“

„Ach, das Ganze ist ja wirklich nicht der Rede wert. Gestern erschien ich beim Empfang im Schlosse mit der Brille auf der Nase. Ich hatte die hiesigen Sitten ganz vergessen und wußte nicht mehr, daß in Gegenwart von allerhöchsten Personen der Gebrauch von Augengläsern verboten ist.“

„Ich gratuliere, Neffe! Ein Kammerjunker mit einer Brille! Nun hast du dir deine eigene Karriere verdorben und auch deinem alten Onkel einen Streich gespielt. Und dazu noch in einem solchen Augenblick . . .“

„Soll etwa wegen der Brille das Ministerium stürzen?“

„Spotte nicht, Freund! solche Wiße können dir schlecht bekommen.“

„Ich spaße ja gar nicht! Morgen muß ich mich dem Araktschejew vorstellen. Wenn man mich in die Festung einsperrt, oder in Begleitung eines Feldjägers nach Sibirien schickt, so sind Sie, Onkelchen, meine letzte Hoffnung.“

„Hoffe nicht auf mich, mein Lieber! Ich sage mich von dir los: du hörst nicht auf meine Ratschläge und steckst selbst deinen Kopf in die Schlinge. Du glaubst wohl, daß die Obrigkeit nichts vom Brei weiß, den ihr einbrockt? Alles weiß sie, mein Lieber, alles! Warte nur, man wird euch schon einfangen, ihr Herren Karbonari! . . . Und erst der Brief! Was hast du dir eigentlich dabei gedacht? Darf man denn solche Briefe der Post anvertrauen? Wenn du es schon durchaus schreiben mußtest, so könntest du ja den Brief durch irgendeine Gelegenheit schicken . . .“

In einem von der Geheimpolizei aufgefangenen und dem Kaiser vorgelegten Briefe nannte Fürst Valerian den allgewaltigen Araktschejew „ein Scheusal“. Auch der alte Fürst Alexander Nikolajewitsch haßte Araktschejew; selbst in Gegenwart des Kaisers begrüßte er ihn nie bei Hofe. Fürst Valerian wußte, daß sein Onkel ihm für diesen Brief Vieles verzeihen würde.

„Ich war immer der Ansicht, Durchlaucht,“ sagte er mit einem noch feineren Lächeln auf den leicht erblaßten Lippen, „daß das Lesen fremder Briefe nicht viel besser ist, als das Hören an der Türe . . .“

Der Alte zischte und suchte mit den Armen.

„Mein Herr, wenn Sie mit mir verkehren wollen, so muß ich Sie bitten, vorsichtiger in der Wahl Ihrer Ausdrücke zu sein,“ sagte er französisch.

„Ich bitte um Verzeihung, Durchlaucht, es geht aber wirklich über meine Kraft! Mein ganzes Blut verwandelt sich in Galle. Ich kann noch begreifen, daß ein gesunder Mensch in einem Irrenhause mit Verrückten leben kann; wie soll aber ein anständiger Mensch die Gesellschaft von Schurken und Lafaien ertragen?!“

„Sie haben sich sehr verändert, mein Lieber, bedeutend verändert,“ versetzte der Onkel kopfschüttelnd, „und ich will es offen sagen: nicht zu Ihren Gunsten. Die im Auslande angeknüpften Bekanntschaften hatten eine schlechte Wirkung auf Sie . . .“

— Die Schurken haben es also schon nach Petersburg gemeldet! — ging es dem jungen Fürsten durch den Kopf. Mit „den im Auslande angeknüpften Bekanntschaften“ war offenbar der freigeistige Philosoph Tschadajew, mit dem er sich in Paris befreundet hatte, gemeint.

„Ich sehe, mein Lieber, daß es Ihnen noch immer nicht gelingt, sich von sich selbst zu befreien und sich in jenes Nichts zu verwandeln, das allein dem Willen des Höchsten dienen kann,“ sagte der Onkel mit frommem Augenaufschlag. „Sie haben Ihr Vaterhaus wie der verlorene Sohn verlassen und erfreuen sich jetzt an den Trebern der Säue auf den Feldern der Heiden . . .“

— Mit den Trebern meint er die Verfassung — sagte sich Fürst Valerian.

Der Alte sprach noch viel vom süßesten Jesu, vom alten Adam, den man abstreifen soll, vom Zustande Marias, der den Zustand Marthas ablösen soll, vom göttlichen Tau und vom Seufzen der himmlischen Taube.

Fürst Valerian hörte gelangweilt zu und dachte sich: „Wenn man dir jetzt noch eine Tüllhaube mit Rüschen auf deine Gläse aufsetzt, so wirst du genau wie die Prophetin Krüdener aussehen!“

„Jede Gewalt kommt von Gott. Ein Christ und ein Empörer gegen die von Gott eingesetzte Gewalt sind zwei sich vollkommen

ausschließende Begriffe," schloß der Onkel. Mit diesen Worten endeten alle seine Predigten.

"Ich hätte es beinahe vergessen, Durchlaucht," sagte Fürst Dalerian, als er endlich zu Worte kommen konnte, "ich soll Ihnen etwas von Maria Antonowna bestellen . . ."

Er nahm vom Tisch das Paket, das er mitgebracht hatte, löste die Verschnürung und reichte dem Onkel mit der Gewandtheit eines wirklichen Kammerjunkers ein kleines seidenes Kissen, wie man sie zum Knien während des Gebets braucht. Auf dem Kissen war das flammende Herz Jesu gestickt.

"Mit ihren eigenen Händen hat sie es gestickt. Es soll dem Fürsten, so sagte sie, eine bleibende Erinnerung an eine treue Freundin sein, besonders aber jetzt, wo er schuldlos Verfolgungen erleidet."

"Die Gute, Liebe! Das nenne ich eine echte Tochter Israels!" sagte der Onkel gerührt. "Heute abend findet bei ihr übrigens ein Konzert Wjalgorskis statt. Gehst du hin?"

"Gewiß."

"Sage ihr also, daß ich sie morgen besuchen werde, um ihr die Hände zu küssen."

So oft es zwischen dem Kaiser und seiner Geliebten, Maria Antonowna Narnschkina einen Streit gab, trat der alte Fürst Alexander Nikolajewitsch Golizhin als Friedensstifter auf; die Lastermäuler am Hofe nannten ihn daher "einen alten Kuppler". Archimandrit Pphotius strafte ihn mit den Worten: "Der seit dreißig Jahren mit dem Zaren befreundete Fürst, ein Diener des Fleisches, des Teufels und der sündigen Welt, war in Dingen, von denen es nicht zu sprechen ziemt, stets ein Geselle des Zaren."

"Ich habe noch einen Auftrag, Onkelchen: ich soll mich nach den Vorgängen im Ministerium und nach den Plänen der Feinde erkundigen."

"Das werde ich ihr alles selbst erzählen . . . Vielleicht ist euch übrigens mehr bekannt als mir? Berichte einmal, was du alles weißt!"

"Es gehen so verschiedene Gerüchte umher. Man sagt, daß die Tage Ihres Ministeriums gezählt sind; Pater Pphotius soll sich gegen Sie mit Araktsejew verschworen haben."

"Ja, mit Araktsejew und Magnikij."

"Unmöglich! Magnikij ist ja ein so musterhafter Christ . . ."

Ich habe Sie ja gewarnt, Onkelchen: nehmen Sie sich vor Magnißkij in acht, er ist ein Gauner, wie es noch keinen zweiten in der Welt gegeben hat, eine Kreuzung zwischen Huhn und Hähne.“

„Wie? Wie? Huhn und Hähne? Nicht übel! Zuweilen bist du wirklich geistreich, mein Lieber . . .“

„Können sich Durchlaucht noch darauf besinnen, wie sie einen Besessenen heilen wollten?“ fragte Fürst Valerian.

„Ja, wer konnte es auch ahnen? Selbstredend waren es Gauner. Über Magnißkij will ich gar nichts sagen. Aber Photius, Photius, — das ist wirklich eine Überraschung! . . .“

Er lief schnell in sein Arbeitszimmer und kam mit zwei Schriftstücken zurück.

„Hier, lies.“

„Ew. Durchlaucht, hochverehrter Fürst! Du und ich sind wie der Leib und die Seele. Wir sind ein Herz. Christus ist zwischen uns und wird es ewig bleiben.“ So schloß einer der Briefe des Archimandriten an den Fürsten.

Die Antwort Golizins lautete im Konzept:

„Hochwürdiger Vater Photius! Ich lechze nach einer Begegnung mit Ihnen, wie man an einem heißen Tage nach kaltem Wasser lechzt. Ich vergieße Tränen und erflehe vom Allmächtigen Taubenflügel, um schneller zu Ihnen kommen zu können. Wahrlich, Christus ist zwischen uns.“

„Onkelchen, Onkelchen, Ihre Herzengüte wird Sie noch zugrunde richten!“ sagte Fürst Valerian, mit Mühe ein schadenfrohes Lächeln unterdrückend.

„Gott ist gnädig, mein Freund. Wie oft mich auch die Menschen betrogen haben, zum Narren haben sie mich nie gemacht. So ist es auch jetzt. Sie wollen mir den Ministerposten nehmen. Es ist aber nur mein sehnlichster Wunsch, von den Geschäften zurückzutreten, um mich ganz der Rettung meiner Seele widmen zu können . . .“

Er hob seine Augen gen Himmel.

„Der Kaiser, der hat wirklich ein gutes Herz,“ seufzte er gerührt, „er nützt es aber auch gehörig aus.“

Mit „er“ war Araktschejew gemeint: der alte Fürst haßte ihn so sehr, daß er es vermied, seinen Namen auszusprechen.

„Er kommt zum Kaiser mit trauriger Miene, den Kopf zur Seite geneigt und wimmert: Eure Majestät, Vater und Herrscher, ich bin alt und gebrechlich, ich bitte untertänigst um Abschied . . .“

Fürst Valerian blickte den Onkel an und erstarrte vor Erstaunen: die weichen weibischen Runzeln waren hart geworden, die Augen waren erloschen, die Wangen eingefallen, das ganze Gesicht war lang geworden, — er sah den leibhaftigen Araktschejew vor sich. Die Vision verschwand und vor ihm saß wieder der fromme Prediger. Nur noch in der Tiefe seiner Augen leuchtete ein Funke von jugendlicher Ausgelassenheit.

Dem Fürsten Valerian fiel eine Geschichte ein, die er einmal vom Onkel selbst gehört hatte. Fürst Golizhin ging einmal in seiner Jugend, als er noch Kammerpage war, eine Wette ein, daß er den Kaiser Paul am Zopfe zupfen werde. Als er einmal während einer Mahlzeit hinter dem Sessel des Kaisers zu stehen kam, zupfte er ihn tatsächlich am Zopfe. Der Kaiser wendete sich um. „Majestät, der Zopf hing schief, ich habe ihn gerade gerichtet.“ — „Danke, mein Freund.“

„Ja, so stehen die Sachen, mein Lieber,“ fuhr der Onkel fort. „Unter uns gesagt, wächst mir dieses Ministerium für Volksaufklärung längst zum Halse heraus! Ich habe es satt. Es ist kein Ministerium, sondern ein Teufelsnest, das niemand reinigen kann, es sei denn, daß ein Engel vom Himmel herabgesandt wird. Die Lehranstalten sind nichts anderes als Schulen der Unzucht. Die neue Philosophie hat höllische Irrlehren ausgespieen, und nun steht sie mit gezücktem Dolche mitten in Europa. Sie schreien: Wissenschaft! Wissenschaft! Wir Christen wissen aber, daß die Weisheit weder in einer verderbten Seele, noch in einem sündigen Körper wohnen kann. Was können auch die Bücher nützen? Alles ist schon längst geschrieben. Der Buchstabe tötet, doch der Geist macht lebendig . . . Weißt du, mein Freund, ich würde gern alle Bücher verbrennen!“ schloß er mit der gleichen Kühnheit, mit der er wohl einst Kaiser Paul am Zopfe gezupft hatte.

— Du Gauner, — dachte sich Fürst Valerian, — hast so viel Böses angerichtet und bist dabei unschuldig wie ein neugeborenes Kind. —

„Was siehst du mich so an? Paßt dir etwa nicht, was ich da sage? . . . Macht nichts, mein Freund, Geduld bringt Huld. Du wirst noch zu uns zurückkehren . . .“

Er blickte auf die Uhr.

„Ich muß in den Synod. Zwei Bischöfe warten auf mich. Gott beschütze dich. Ich will dich noch zum Abschied bekreuzen. So, —

jetzt hast du nichts zu befürchten, er wird dir nichts tun können. Kehre aber doch zu uns zurück, du verlorenes Söhnchen!"

„Nein, Onkelchen, wie könnte ich es? Den Bußlichen kann höchstens das Grab gerade richten.“

„Nein, nicht das Grab, sondern Fräulein Turtschaninowa.“

„Was für ein Fräulein?“

„Hast du es noch nicht gehört? Es wundert mich. Sie heilt mit ihrem Blick Blinde und Taubstumme. Ich sah mit meinen eigenen Augen den Sohn des Generals Toll, der ein Überbein hatte. Nachdem sie ihn einen Monat lang behandelt hatte, waren beide Beine gleich. Diese Kraft kann man mit der einer Pumpe vergleichen, die aus der Natur den tierischen Magnetismus saugt . . . Jetzt ist meine Zeit knapp. Ein anderes Mal will ich dir mehr davon erzählen. Wenn du willst, besuchen wir sie gelegentlich zusammen?“

„Mit dem größten Vergnügen. Vielleicht kann sie mich wirklich gerade richten.“

„Warum denn nicht? Bei Gott ist alles möglich. Glaubst du vielleicht nicht?“

„Ich glaube, Onkelchen. Wissen Sie, ich denke mir oft: wenn Christus selbst käme und auf dem Admiralitäts- oder Schloßplatz Wunder wirken wollte, so würde die Sache nicht einmal vor Pilatus kommen: der erste beste Quartalaufseher würde ihn zur Polizei schleppen. Und die Bischöfe würden für ihn keinen Finger rühren. . .“

Beinahe hätte er noch hinzugefügt: „Auch Sie nicht, Durchlaucht.“ Ohne eine Antwort abzuwarten, verließ er schnell das Empfangszimmer.

Der alte Fürst suchte nur die Achsel.

„Ein toller Kopf, doch ein gutes Herz. Schade, daß er ein schlechtes Ende nehmen wird!“

II.

Bald nach dem Tag von Austerlitz war in den ausländischen Zeitungen folgende Meldung aus Petersburg erschienen: „Frau Narnschkina hat alle ihre Nebenbuhlerinnen besiegt. Der Kaiser besuchte sie gleich am ersten Tage nach seiner Rückkehr vom Kriegsschauplatz. Dieses Verhältnis wurde bisher geheim gehalten; jetzt sorgt aber Frau Narnschkina dafür, daß die Sache publik wird, und alle liegen vor ihr auf den Knien. Dieses offene Liebesverhältnis bereitet der Kaiserin großen Kummer.“

Auf einem Hofballe hatte die Kaiserin Maria Antonowna nach ihrem Befinden gefragt. „Es geht mir nicht ganz gut,“ hatte jene entgegnet, „mir scheint, ich bin schwanger.“

Beide wußten von wem.

Man hatte auch von Ehescheidung gesprochen.

Nun waren zwanzig Jahre vergangen, alle hatten sich an das Verhältnis gewöhnt, und niemand wunderte sich mehr darüber. Maria Antonowna war in der That so schön, daß niemand den Mut fand, ihren Geliebten zu verurteilen.

„Mit weit aufgerissenem Mund stand ich im Theater vor ihrer Loge und starrte ganz blöde auf ihre Schönheit, die so vollkommen ist, daß sie übernatürlich und unmöglich erscheint,“ so schrieb über sie nach vielen Jahren ein Zeitgenosse.

„Sage ihr, daß sie ein Engel ist,“ schrieb Kutusow an seine Frau, „und daß ich die Frauen nur darum vergöttere, weil sie zu diesem Geschlechte gehört: wenn sie ein Mann wäre, so wären mir die Frauen gleichgültig.“

Göttlich ist Aspasia,
Schwarz das Feuer ihrer Augen,
Zart und schwellend ist ihr Busen . . .
Wenn sie seufzet, wenn sie atmet,
Spürt man ihre keusche Seele;
Doch sie weiß es selber nicht,
Daß sie schöner ist als alle . . .

hatte sie der alte Derschawin angedichtet.

Niemand wunderte sich auch darüber, daß der Gatte Maria Antonownas, Dmitrij Ljowowitsch Narnschkin zwei Ämter bekleidete: ein öffentliches, das eines Oberhofmeisters, und ein geheimes, das eines „nachsichtigen Gatten“. Man nannte ihn auch „den Großmeister der Freimaurerloge der Gehörnten“. Die tugendhafte Kaiserin-Mutter Maria Feodorowna schrieb der tugendhaften Gattin Maria Antonowna: „Ihr Gemahl bereitet mir viel Vergnügen, wenn er von Ihnen mit solcher Liebe spricht, wie sie nur wenige Frauen ihr Eigen nennen dürfen.“

Der Geliebte war übrigens nicht weniger nachsichtig als der Gatte. Einmal überraschte er Maria Antonowna mit seinem eigenen Adjutanten Oscharowskij. Ihr gelang es aber, dem Kaiser einzureden, daß eigentlich nichts geschehen sei, und er glaubte ihren Worten mehr, als seinen eigenen Augen.

Beide Töchter, die Kaiserin Jelisaweta Alexejewna ihrem Gemahl gebar, starben im zarten Kindesalter. Die erste Tochter, die Maria Antonowna von ihm hatte, war gleichfalls gestorben. Die zweite Tochter, Sophie, blieb am Leben, war aber von Kind auf lungenkrank. Man fürchtete, daß sie die Schwindsucht habe. Dieses letzte und einzige Kind, das Alexander für sein eigenes hielt (was übrigens angezweifelt wurde), die kleine Sofotschka, war sein Liebling.

Der alte Golizyn war ein alter Freund der Naryschkins und daher wurde auch Fürst Valerian von ihnen wie ein naher Verwandter behandelt. Sophie liebte ihn wie einen Bruder. Er liebte sie mehr als man eine Schwester liebt, obwohl er sich dessen nicht bewußt war. Sie trennten sich oft für lange Zeit voneinander, denn Sophie mußte fast jedes Jahr nach dem Süden gebracht werden. Sie vergaßen einander ganz; wenn sie sich aber wieder trafen, knüpften sie sofort ihre früheren rührenden Beziehungen wieder an. Maria Antonowna pflegte zu sagen:

„Es ist wirklich die beste Partie für Sofotschka.“

Während des Kongresses zu Verona stellte ihr aber der Kaiser einen anderen Heiratskandidaten vor, den Grafen Andrej Petrowitsch Schuwalow, einen erst eben dem Ministerium für auswärtige Angelegenheiten zugetheilten jungen Diplomaten der Metternichschen Schule.

Graf Andrej war wie alle Schuwalows ein gewandter Streber und Schmeichler, der es allen recht zu machen verstand. Der Kaiser bevorzugte übrigens immer solche Menschen.

Die alte Gräfin, die Mutter des Bräutigams, die seit Jahren in Italien lebte, war zur katholischen Kirche übergetreten. Die römischen Jesuiten hatten diese Ehe eingeleitet, und die Pariser Scharlatane brachten das Unternehmen zum Abschluß. Der Mesmerismus wurde um jene Zeit wieder modern, und so begann man auch Sophie nach diesem Verfahren zu behandeln. Graf Andrej magnetisierte sie nach den Vorschriften der Somnambulen. Das fünfzehnjährige Mädchen, fast noch ein Kind, gab ihm ihre Hand, wie sie sie nach dem Wunsche des Vaters auch jedem andern Manne gegeben hätte, ohne sich der Bedeutung dieses Schrittes bewußt zu sein.

Auch Fürst Valerian hielt sich um jene Zeit in Verona auf; erst als er Sophie für immer verloren sah, begriff er, wie sehr er sie liebte. Er reiste nach Paris zu Tschadajew. Im Verkehr mit

dem Weifen fand er keinen Troft, wohl aber die Hoffnung, fpäter einmal in der Liebe zu Gott und Vaterland Erfaß für die Liebe zu diefem Mädchen zu finden.

Nach zwei Jahren brachte man Sophie, mit Genehmigung der Somnambulen, wieder nach Petersburg, wo die Hochzeit stattfinden follte. Im Winter begannen die gewohnten Mittwochabende bei den Narnſchkins, die an der Fontanka, in der Nähe der Aniſchkow-Brücke wohnten.

Maria Antonowna, eine geborene polniſche Fürſtin Swjatopolk-Tſchetwertinskaja, verſammelte um ſich die polniſchen Patrioten. Man erzählte ſich, daß Polen ſeine Verfaſſung nur ihr zu verdanken hatte. Auch die ruſſiſchen Liberalen betrachteten ſie als ihre Beſchützerin. Ihr Salon war der einzige Ort in Petersburg, wo man ganz ungeniert nicht nur über die Beſtechlichkeit der Beamten, ſondern ſogar über Arakſchejew, den ſie übrigens haßte, ſprechen konnte.

In den großen Faſten wurden bei den Narnſchkins jeden Mittwoch Konzerte veranſtaltet. An jenem Mittwoch, an dem Fürſt Valerian den Narnſchkins ſeinen erſten Beſuch nach ſeiner Rückkehr aus dem Auslande abſtatten wollte, ſollte ein Konzert des Grafen Michail Wjelgorſki, der als Cellovirtuos außerordentlich geſchätzt wurde, stattfinden.

* * *

Fürſt Valerian betrat den weißen ſäulengeſchmückten Saal, deſſen eine Wand von einem rieſigen Spiegel eingenommen wurde, in dem ſich ein Jugendbildnis des Kaiſers Alexander Pawlowiſch ſpiegelte; die erſte Abteilung des Konzerts war gerade zu Ende, und der letzte Ton des Cellos erſtarb wie ein menſchliches Schluchzen. Man hörte begeiſtertes Klatschen, den Lärm von zurückgeſchobenen Stühlen, das Rauſchen von Damentoiletten und das Summen vieler Stimmen. Schwarze Diener in goldſtrohenden Livreen trugen auf hohergehobenen Armen Tablette mit Gefrorenem und richteten die Wachſterzen in den Girandolen.

Fürſt Valerian erblickte im Hintergrunde des Saales ſeinen Freund, den Leibgardeoberſt Fürſten Sergej Trubezkoj, den Leiter des Nordbundes der Geheimen Geſellſchaft. Er wollte auf ihn zugehen, um mit ihm den von ihm endgültig beſchloſſenen Eintritt in die Ge-

sellschaft zu besprechen; er besann sich aber noch und beschloß, diese Unterredung etwas hinauszuschieben.

Wie im Empfangszimmer des Onkels wehte ihm auch hier ein altvertrauter Geruch entgegen, die ewige Langeweile längst bekannter Träume.

Alles war hier genau wie vor zwei Jahren. Eine ältere Dame mit entblößten knöchigen Schultern rief ebenso affektiert wie vor Jahren die gleiche stereotype Phrase:

„Sürst Michail spielt wie die Engel auf den Konzerten beim lieben Gott!“

Mit der gleichen Gebärde neigte sich zur Gräfin Helene Radziwill der Jesuit P. Kosavenna und flüsterte ihr etwas zu; der junge schöne Italiener, ein Abgott der Petersburger Damen, glück in seiner schwarzeidenen Sutane einem glatten schwarzen, schnurrenden Kater. Man konnte nie wissen, ob er einer Dame einfach den Hof machte, oder ihre Beichte hörte. Mit der gleichen Gewandtheit spielte er einen Postillon d'amour und reichte mitten im Getümmel der Bälle seinen neu zum katholischen Glauben bekehrten Verehrerinnen das heilige Abendmahl aus einem geheimen Ciborium. Gräfin Helene wurde in der Gesellschaft „Öhrchen“ genannt, weil bei ihr nie das ganze Gesicht, sondern immer nur eines ihrer reizenden, kleinen, Perlmuscheln gleichenden Ohren errötete. Auch jetzt, während ihr P. Kosavenna etwas zuflüstert, wird eines ihrer Ohren feuerrot; vielleicht wird sie sich auch einmal, nach dem Beispiele der schönen Gräfin Kurakina, einen Finger an der Kerze verbrennen, um den christlichen Märtyrerinnen ähnlich zu werden. Die neunzigjährige Großmutter Archarowa mit einem ponceauroten, mit grünen Federn verzierten chaldäischen Turban auf dem Kopfe, gepudert und geschminkt, ihrem Mops, der immer auf ihrem Schoße schnarcht, nicht unähnlich, lorgnettiert malitiös nach diesem Paar — dem Jesuitenpater und der Gräfin Öhrchen — und bereitet offenbar einen bösen Klatsch vor.

Auf seinem gewohnten Platze in der Nähe des Ofens sitzt der Sabeldichter Krjlow. Offenbar hatte er sich gleich, nachdem er gekommen, auf diesen Sessel niedergelassen, um ihn vor dem Nachtmahl nicht wieder zu verlassen. „Es ist nett von der klugen Hausfrau, daß sie meinen Platz unbesezt ließ; hier ist es viel wärmer.“ Dieser große, in einen weiten, wie ein Morgenrock bequemen, tabakbraunen Frack mit Messingknöpfen und einem trübe gewordenen Ordens-

stern gesteckte Körper, erscheint hier wie ein notwendiges Möbelstück. Er hält seine Hände auf die Knie gestemmt, denn auf dem Bauche können sie nicht mehr zusammenkommen. Sein Mund ist etwas schief: eine Folge des Schlaganfalles, den er vor zwei Jahren erlitten. Sein Gesicht ist weiß, fett, gedunsen wie Hefenteig und vollkommen ausdruckslos; es drückt höchstens aus, daß er sich beim Mittagessen an einem Gansbraten mit Pfefferschwämmen überessen hat und jetzt zum Nachtmahl, trotz der großen Fasten, ein Spanferkel mit Meerrettich erwartet. Er pflegt zu sagen: „Mein Magen ist von Natur aus nicht zum Fasten eingerichtet.“ Er duselt vor sich hin. Zuweilen öffnet er eines der Augen unter den überhängenden Brauen, blickt um sich, horcht hin, lächelt verschlagen und versinkt gleich wieder in seinen Schlummer:

Ich blide regungslos aufs eitle Weltgetümmel
Und meditiere halb im Schlaf.

Wenn sich ihm aber irgendein Würdenträger in goldstrotzender Uniform nähert und ihn fragt: „Wie ist Ihr werthes Befinden, Iwan Andrejewitsch?“, so ist seine Schläfrigkeit wie weggeblasen: er springt mit der Gewandtheit eines Tanzbären auf, macht eine tiefe Verbeugung und ergeht sich in artigen Redensarten; man erwartet unwillkürlich, daß er der Erzellenz die Schulter küßt. Dann läßt er sich sofort wieder in seinen Sessel sinken und schlummert weiter.

Dem Fürsten Valerian war es, als ob der großen Fleischmasse Krjlow, wie einem Ofen, warme stidige Luft, die Luft des Vaterlandes, entströme. Ihm fielen die Worte Puschkins ein: „Krjlow ist eine Verkörperung des russischen Geistes; ich will nicht garantieren, daß er ganz geruchlos ist: das gemeine Volk hieß in Rußland in alten Zeiten — ‚Smjerd‘ (vom Verbum ‚smjerdetj‘ = stinken).“ In der eisigen Etikette der vornehmen Welt, in den Düften von Violette-de-Parme und Bouquet-à-la-Marechal gemahnte dieser vaterländische Geruch an den Gestank der Fischläden bei der Pantelejmon-Brücke oder des faulen Kohls in den Gemüsekellern des Leeren Marktes.

„Wann sind Sie, Väterchen, aus dem Auslande heimgekehrt?“ begrüßte er den Fürsten Valerian. Seine Stimme klang so grenzenlos träge, daß es klar war, daß er selbst um nichts in der Welt ins Ausland gehen würde.

„In alten Häusern gibt es immer Wanzen, Iwan Andrejewitsch,“ fuhr im begonnenen Gespräche Fürst Neledinskij-Melezki, Sekretär

der Kaiserinwitwe Maria Feodorowna und Direktor der kaiserlichen Spielkartenfabrik fort; es war ein kleines dickbäuchiges Männchen, das eher einem alten Weibe glich. „Im Winterpalais, im Anitschinpalais und in Zarstojes-Sjelo gibt es eine solche Menge von Wanzen, daß sie niemand mehr ausröten kann . . .“

Merkwürdigerweise wurden in Iwan Andrejewitsch's Gesellschaft immer ähnliche, gar nicht salonfähige Themas behandelt.

„Ja, auch bei uns in der Öffentlichen Bibliothek gibt es eine Unmenge von Wanzen, obwohl das Gebäude ganz neu ist. Vielleicht kommt es von den Büchern. Man sagt, daß Wanzen mit Vorliebe in Büchern nisten,“ bemerkte Krynlow.

„Ich hatte in Moskau, in der Nähe der Charitoniuskirche, eine recht schöne Wohnung,“ fuhr Neledinskij lächelnd, gleichsam in süße Erinnerungen versunken, fort, „sie war hell und warm, mit einem Worte vorzüglich. Und da gab es so viel Wanzen, wie ich in meinem Leben noch nicht gesehen habe. Woher kommt das viele Ungeziefer? fragte ich den Hausverwalter. Er darauf: Belieben Sie sich nur zu überzeugen, Herr, daß an der Wand ein Zettel gegen die Wanzen hängt. — Ich dachte, daß es irgendein Mittel gegen Wanzen oder die Adresse eines Kammerjägers sei und ließ mir den Zettel zeigen. Und was glauben Sie stand auf dem Papier? Ein Gebet an den heiligen Märtyrer Dionysius Areopagites!“

„Stimmt, Areopagites vertreibt in der That die Wanzen,“ sagte gähmend und dabei seinen Mund bekreuzigend Krynlow. „Wenn ein Mensch glaubt, so geschieht ihm alles nach seinem Glauben . . .“

„Mich quälen meine Hämorrhoiden fast zu Tode, meine Herren,“ lallte dazwischen ein anderer Greis, ein uralter Senator mit hängender Unterlippe, der nicht ordentlich hingehört hatte und nicht wußte, wovon die Rede war. „Und auch noch kleine Schwindelanfälle . . .“

„Was für Schwindelanfälle?“ fragte Neledinskij geärgert.

„Ja, wenn der Kopf einem so herumgeht . . . Ich kann mich noch besinnen, wie in den Tagen der Kaiserin Katharina, hochseligen Andenkens . . .“, er kam aber wie immer nicht weiter, weil ihm kein Mensch zuhörte. Mit seinen Hämorrhoiden belästigte er jedermann, aus Zerstretheit sogar zuweilen Damen.

„Hast du wieder deinen Mund nicht halten können? Was für ein Teufel zieht dich an der Zunge?“ sagte Fürst Wjasemskij vorwurfsvoll zu Alexander Iwanowitsch Turgenjew. „Darf man denn solche Briefe im Klub herumzeigen? Wie leicht kann ein Gerede

entstehen, die Geheimpolizei erfährt es, und dann ist die Grille verloren . . . Er hat ja recht, wenn er sagt: „Nur der Teufel konnte mich mit meinem Gemüt und mit meinem Talent in Rußland zur Welt kommen lassen!“

Fürst Valerian horchte hin. Er wußte, daß „Grille“ der Spitznamen war, mit dem Puschkin in der literarischen Vereinigung „Arſamas“ genannt wurde. Er hatte sich schon oft mit Turgenjew und Wjasemskij bei seinem Onkel für den aus der Hauptstadt verbannten Kollegiensekretär Puschkin verwenden müssen.

„Haben Sie es schon gehört?“ fragte ihn Wjasemskij.

„Nein. Von welchem Brief ist die Rede?“

„Es ist ein Brief, in dem folgende Stelle vorkommt:“ Turgenjew flüsterte ihm die berühmten Zeilen ins Ohr, die er schon so oft rezitiert hatte, daß er sie auswendig wußte. „Du willst wissen, was ich hier treibe? Ich nehme Unterricht im reinen Atheismus. Dieses System ist zwar weniger trostreich, als man gewöhnlich annimmt, dafür aber leider wohl das richtigste.“

„Aber urteilen Sie doch selbst, Fürst, kann man denn einen für solch eine Bagatelle . . .“

„Man könnte wirklich meinen, mein Lieber, daß du auf dem Monde lebst,“ unterbrach ihn Wjasemskij erregt. „Weißt du denn nicht, daß man in Rußland heute für jede Bagatelle . . .“

„Gut, gut, schimpfe nicht . . . Man sagt übrigens, die Grille hätte wieder große Verluste im Kartenspiel?“

„Dummer Klatfch. Neulich wurde ja auch erzählt, er hätte sich erschossen . . .“

„Nein, er erschießt sich nicht so bald,“ bemerkte lächelnd Turgenjew, „hat er doch die Worte gesprochen: ‚Wenn ich nur immer leben und leben könnte!‘ Nein, Puschkin nimmt sich nicht so bald das Leben . . .“

Ihnen näherte sich der Hausherr Dmitrij Ljwowitsch Narnschkin. Nach alter Mode gekleidet, mit gepudertem Haar, seidenen Strümpfen und Estarpins mit roten Abfäßen, sah er wie ein echter Marquis aus der Zeit Ludwigs XV. aus. Sein Gesicht wurde ab und zu von einem Krampfe verzerrt, wobei er, gleichsam schelmisch, die Zunge herausstreckte; wie ein alter, aber noch immer würdevoll daherschreitender Hahn bewahrte er bei aller seiner Gebrechlichkeit eine majestätische Haltung.

„Euer Freund, der Wildfang Puschkin, hat wieder ein drolliges Gedicht gemacht. Habt ihr es schon gehört?“ wandte er sich an die Freunde.

„Los, los!“ bat Turgenjew neugierig, sein Ohr hinhaltend. Dmitrij Ljwowitsch machte ein Zeichen, und alle steckten die Köpfe zusammen. Er deklamierte mit dem zweideutigen Lächeln des vergangenen Jahrhunderts:

„Nach Freiheit lechztet ihr, — man hat sie euch gewährt:
Statt enger Hosen hat man weite euch beschert.“

„Das ist aber gar nicht von Puschkin!“ sagte Wjasemskij lachend. „Ich wüßte schon ein anderes Gedicht von Puschkin, aber ich weiß nicht, ob ich es vor Ew. Erzellenz vortragen darf: es ist gar zu frei...“

„Macht nichts, macht nichts, sage es nur auf, Fürst,“ ermunterte ihn Dmitrij Ljwowitsch. „Ich liebe die freien Gedichte. Ich habe ja auch einmal den ganzen Barkow im Kopfe gehabt!“

Wjasemskij deklamierte, wobei er das Bildnis des Kaisers so herausfordernd ansah, als ob er Revolution machte:

„Erzogen unter Trommelschlägen,
War unser X. ein braver Degen.
Bei Austerlitz nahm er Reißaus
Und anno Zwölf saß er zu Haus.
Er war ein guter Drill-Professor,
Doch hat er bald den Drill verdammt.
Und nun versieht er als Assessor
Den Dienst im auswärtigen Amt.“

Narshchkin klatschte leise mit den Händen und streckte vor Be-
hagen die Zunge heraus. Er war zwar ein treuergebener und auf-
richtiger Freund des Zaren, doch hatte er nicht umsonst aus Barkows
Werken Freigeistigkeit geschöpft.

„Der Arzt sagt aber, die Kurzatmigkeit käme vom Genuß des
Buchweizenbieres,“ sagte Neledinskij klagend zu Krnlow. „Diese
Atemnot hat mich so sehr geschwächt, daß ich schon wirklich einer
Wärterin bedarf...“

„Und ich habe immer die kleinen Schwindelanfälle...“ Iallte
wieder der alte Senator.

„Gib doch die Ärzte auf, lieber Fürst!“ Krnlow wurde plötz-
lich lebhaft und machte beide Augen auf. „Nimm ein Beispiel an
mir: wenn mein Magen einmal bockig wird, esse ich gleich doppelt

so viel als gewöhnlich und überlasse ihm alles weitere. Als ich einmal bei Stepanida Petrowna — es werden bei ihr wirklich himmlische Kutteln und Gefröse bereitet — zum Mittag geladen war, überkamen mich solche Beschwerden, daß ich schon nach Hause laufen wollte. Da fiel es mir ein, daß es an diesem Tage auf dem Hechtmarkte vorzügliche Pfefferschwämme gab. Kaum hatte ich es gesagt, als Stepanida Petrowna, — Gott erhalte die gute Frau! — sofort einen reitenden Boten auf den Hechtmarkt schickte, so daß die Schwämme noch rechtzeitig zum Braten anlangten. Ich nahm eine aus sechs Schwämmen bestehende Portion ein, und sofort lebte ich auf. Du kommst mir aber mit deinen Ärzten! . . .“

Wjasemskij erging sich noch immer in aufrührerischen Redensarten; jetzt sprach er nicht mehr in Versen, sondern in Prosa. Er redete von der von oben kommenden Finsternis, vom wütenden Gebaren der Zensur, die so streng geworden war, daß man nicht mehr von einer „nackten Wahrheit“ schreiben durfte, denn für eine Person des weiblichen Geschlechts zieme es sich nicht, nackt aufzutreten; von der Konfiskation des Katechismus des Metropoliten Philaret, vom Fanatismus des Magnizkij, der die Kasaner Universität dem Erdboden gleich machen wollte und die Professoren dieser Universität gezwungen hatte, die ganze anatomische Sammlung, alle Leichen, Skelette und Mißgeburten regelrecht zu beerdigen, denn es sei „eine Todsfünde und Gotteslästerung, den nach dem Ebenbilde Gottes geschaffenen Menschen zu anatomischen Präparaten zu verwenden“; die Präparate wurden auch wirklich eingesargt, eingesegnet und in feierlicher Prozession zum Friedhof getragen.

Fürst Valerian hörte mit dem einen Ohr Krjlow und mit dem andern Wjasemskij zu und stellte Vergleiche zwischen den beiden an; er hatte den Eindruck, daß der vor Eifer brennende Freigeist Wjasemskij bald wie eine Seifenblase pläze, während der eherne Großvater Krjlow vieles überdauern werde. Ist denn dieses gleichsam aus Hefenteig geknetete, aufgedunsene Gesicht das wirkliche Antlitz Rußlands! — fragte er sich lächelnd und erschauernd.

Alle diese Gedanken verließen ihn aber sofort, als er am entgegengesetzten Ende des Saales Maria Antonowna gewahrte. Schuwalow war an ihrer Seite.

Wie immer, trägt sie ein einfaches weißes Kleid mit geraden Falten, das an eine Tunika auf klassischen Bildwerken gemahnt. Diese altmodische Kleidung erscheint auf ihrem Körper neu und

zugleich zeitlos. Ihr einziger Schmuck ist eine auf der Schulter befestigte Kamee aus Chrysolith, ein Geschenk der Kaiserin Josephine; ein Vergißmeinnichtstrauch schmückt ihr schwarzes Haar. Trotz ihrer vierzig Jahre ist sie noch immer bezaubernd, besonders aber an diesem Abend. Es ist nicht ihre zweite, sondern ihre zwanzigste Jugend. Es ist die tiefe Heiterkeit eines Abendrots im Herbst, die duftende Reife herbstlicher Früchte.

Göttlich ist Aspasia,
Schwarz das Feuer ihrer Augen . . .

Heute sind ihre Augen schwärzer und flammender als je. „Minerva in Liebesbrunst“ hat jemand von ihr gesagt. Ihre Wimpern sind keusch gesenkt, und alle ihre Bewegungen sind ebenso keusch und schamhaft, wie das leise Rauschen in den zarten Zweigen der Trauerweide.

„Was hat sie nur heute?“ fragte sich Fürst Valerian verwundert. Er kannte ihr Wesen sehr genau: nicht umsonst war er in sie vor Jahren beinahe sterblich verliebt gewesen. Er wußte, daß sie dieses Aussehen nur dann hatte, wenn sie ein neues Liebesverhältnis einging. Wer ist denn jetzt an die Reihe gekommen?

Er sah genauer auf Schuwalow hin. Sein Gesicht war von jener frechen Schönheit, die auch den berühmten Helden des „Schlafzimmerdienstes“ bei Kaiserin Katharina, Platon Subow, auszeichnete. Wenn man sein Gesicht ansah, konnte man leicht allen Gerüchten glauben, die über ihn im Umlauf waren: daß er sich von alten Weibern aushalten ließ, und daß er einmal in einem Ehrenhandel Genugthuung verweigert hatte. Er trug einen tadellosen englischen Frack mit enger Taille; seine übertrieben schlanken Beine steckten in enganliegenden schwarzen Atlashosen, die Halsbinde war nachlässig à la Chateaubriand geschlungen und das Haar à la Metternich hochgekämmt; seine ganze Erscheinung flöhte dem Fürsten Valerian einen grenzenlosen Ekel ein. „Ich möchte gar zu gerne diese glatte Fratze einmal vor meiner Duellpistole sehen!“ sagte er sich haßerfüllt.

Plötzlich schien es ihm, daß der allzu lebhaft glanz, den die Augen Maria Antonownas ausstrahlten, sich in den Augen Schuwalows spiegelte.

„So steht es also!“ durchfuhr den Fürsten ein Gedanke, der ihm selbst im ersten Augenblick unsinnig erschien. „Die Mutter mit dem Verlobten der Tochter! . . . Werde ich nicht verrückt?“

Er zwang sich wegzublicken; sein Blick traf Sophie, die mit dem Fürsten Trubezkoj sprach. Nur ihretwegen war er hergekommen; jetzt überkam ihn aber ein seltsames Angstgefühl, und er versteckte sich hinter einer Säule. Aus dem Umstande, daß sein Herz jetzt wie wahnsinnig pochte, und daß er vorhin die geplante Unterredung mit Trubezkoj über seinen Beitritt zur Geheimen Gesellschaft aufgeschoben hatte, ersah er, daß er noch weit davon entfernt war, den Ratschlägen des Weisen Tschadajew zu folgen und an die Stelle der Liebe zu einem Weibe die Liebe zum Vaterlande zu setzen.

„Wenn man die Sachen auch durchaus skeptisch betrachtet, so kann man sich doch der Ansicht nicht verschließen, daß es in Rußland unmöglich wüster zugehen kann, als es schon jetzt zugeht,“ sagte Fürst Koslowskij zu Wjasemskij inmitten eines sich immer erweiternden Kreises von Zuhörern.

Koslowskij, der frühere Gesandte am Sardiniſchen Hof, war Halbpole, geheimer Katholik und, wie man behauptete, — auch Jesuit; in der Politik huldigte er aber höchst freimütigen Ansichten. Seine Erscheinung gemahnte bald an einen Fallstaff, bald an einen Bourbonen. Er war nicht weniger beleibt als der alte Knylow, dabei aber lebhaft, beweglich und temperamentvoll. Wenn er von Politik sprach, so erschien nicht nur sein Gesicht, sondern auch sein plumper Körper klug und geistvoll. In solchen Augenblicken verliebten sich in ihn sogar ganz junge Damen.

„Wir haben Europa befreit, Rußland groß gemacht, ja! ‚Gott ist mit uns!‘ Und dabei sind wir nur Lakaien des Fürsten Metternich. Die russische Politik ist jetzt eine Art Feuerwehration. Wir passen auf, ob es nicht irgendwo brennt; und dann rennen wir außer Atem durch ganz Europa, von Kongreß zu Kongreß und löschen fremde Feuersbrünste mit unserem Blut. Revolution hier, Revolution dort. Haben die Völker nicht einen großen Fehler begangen, als sie den Bonaparte absetzten? Statt eines großen Tyrannen gibt es jetzt Hunderte von kleinen. Den Löwen haben wir vernichtet und sind nun den Wölfen zum Opfer gefallen . . .“

„Dafür gibt es jetzt, wie man behauptet, eine gesetzmäßige Regierung,“ sagte Wjasemskij, um ihn noch mehr zu reizen.

„Eine gesetzmäßige Regierung? Wo denn? Haben Sie, Fürst, auf einem Hause auf dem Newskij-Prospekt die Inschrift gelesen: ‚Kommission zur Schaffung von Gesetzen‘? Ein Spaßvogel schrieb

zwei Buchstaben hinein, und jetzt heißt es: ‚Kommission zur Abschaffung von Gesezen.‘ So entspricht es auch mehr den Tatsachen. Ist es nicht an der Zeit, die Geseze ganz abzuschaffen? Was für einen Wert haben die Geseze, wenn ihre Tafeln am Grundpfeiler des Absolutismus zerbrechen? . . .“

Mit der Wut eines echten Demokraten ließ er seine fette geballte Rechte auf die Handfläche der fetten Linken niederklatschen. Der Fallstaff verwandelte sich in einen Mirabeau. Die Damen hörten ihm mit dem gleichen Behagen zu, mit dem sie vorhin der Musik Wjelsgorstij's gelauscht hatten. Das zweite Konzert war nicht weniger interessant als das erste.

„Ja, Herr, in Rußland gibt es keine Geseze!“ donnerte Koslowstij wie vom Rednerpult herab. „Ukase, die bald von einem zum Favoriten erhobenen Ofenheizer, bald von einem kurländischen Bereiter, bald von einem türkischen Barbier und bald von einem Araktschejew ausgehen, können nicht als Geseze gelten: es ist nur das Recht des Stärkeren, ein anarchischer Zustand, bei dem es besser ist, seinen Nächsten zu erdroffeln, als von ihm erdroffelt zu werden. Wir handeln wie Don Quichotte: während wir die andern befreien, schmachten wir selbst unter einem unerträglichem Joch . . .“

„Für solche Redensarten kommt man ins Polizeigefängnis!“ zischte die alte Archarowa dazwischen. Die grünen Federn auf ihrer Toque erzitterten, der Mops auf ihrem Schoß erwachte und begann zu knurren. Auch Krynlow erwachte und fuhr so zusammen, als ob ihn plötzlich ein kalter Luftzug getroffen hätte. Aber Pan Wyszowski, Pan Chlopowski, Pan Chrapowicki und Pan Saltnk gebärdeten sich wie auf dem Landtage zu Warschau: sie klatschten Beifall und schrien „bravo! bravo! bravissimo!“ Turgenjew lauschte mit gesenktem Haupt, die Hände an den Ohren, um sich ja kein Wort entgehen zu lassen und später alles überall weiter erzählen zu können. Wjafemstij schwelgte in Hochgenuß und beneidete den Redner. Das kleine Ohr der Fürstin Helene war feuerrot. P. Rosawenna wandte auf Koslowstij den Ausspruch von Joseph de Maistre an: „ein Katheder-Pugatschow“. Dmitrij Ljwowitsch streckte vor Vergnügen die Zunge heraus, und Maria Antonowna lächelte wie eine gute Hausfrau, welche sieht, daß ihre Gäste sich gut unterhalten.

Fürst Valerian sah zu Sophie hinüber. Sie war inzwischen zur Gruppe der Debattierenden gekommen, hatte sich scheu auf dem äußersten Rande eines Stuhles hingesezt, ihre hageren kindlichen Arme —

man erwartete unwillkürlich auf ihren Fingern wie bei einem Schulmädchen Tintenflecke — vor sich auf dem Schoße ruhen lassen und ihren feinen Hals gereckt; so lauschte sie aufmerksam, ohne auf jemanden zu sehen, unbeweglich, doch voller innerer Spannung, wie ein Pfeil auf der Bogensehne. Sie hatte die Augen einer Seherin. „Ein Mensch mit schlechtem Gewissen könnte unmöglich in diese Augen blicken“, hatte Golizhin einmal von ihr gesagt. Sie schien nicht von dieser Welt zu sein, sie war zu fein, zu durchsichtig, zu zerbrechlich. Ihre Seele schien durch den Körper hindurchzuleuchten, wie eine Flamme durch die Wandungen einer Alabasterlampe: jeden Augenblick kann das Feuer den Alabaster sprengen und hinauslodern.

Dem Fürsten Valerian fielen jetzt wieder alle Geschichten ein, die von ihr erzählt wurden: als dreizehnjähriges Mädchen soll sie einen in Salzwasser getränkten Gürtel, der ihre Haut zerätzte, auf dem bloßen Leibe getragen haben; sie stand stundenlang in der Sonne, bis sich die Gesichtshaut abblätterte; sie wollte in ein Kloster flüchten, den Schleier nehmen und in Männerkleidung, unter dem Namen eines verstorbenen jungen Mönches Nasarius, durch die Lande ziehen.

Sie gehörte zu den Menschen, bei denen jedem Wort gleich auch die Tat folgt. Unter allen Zuhörern war sie die einzige, für die Koslowskij's Worte keine Musik, sondern eine Predigt bedeuteten.

„Die eiserne Strenge des seligen Kaisers Paul, ohne Verstellung und ohne Hinterlist, war doch wahrlich tausendmal erträglicher als das, was wir heute über uns ergehen lassen müssen!“ fuhr Koslowskij mit immer wachsender Begeisterung fort. „Sollen wir uns nicht nach den Zeiten Pauls zurücklehnen, da wir jetzt Dinge erdulden, die nur ein Schuft ruhig ertragen kann? Jeder neue Tag bedeutet bei uns eine neue Beleidigung der Menschenwürde, der Gerechtigkeit, der Aufklärung und aller, die es nicht zulassen, daß sich das Reich in eine Wüste oder eine Räuberhöhle verwandele . . . Wenn man die Greuel sieht, die heute in Rußland auf jedem Schritt und Tritt geschehen, hat man den Wunsch, in die entferntesten Himmelsstriche zu fliehen! . . .“

Die alte Archarowa erhob sich wütend von ihrem Platz, um fortzugehen; der Mops in ihren Armen zog den Schwanz ein und bellte. Auch Krynlow hatte sich erhoben; da ihm aber wohl das bevorstehende Nachtmahl einfiel, ließ er sich wieder mit hoffnungsloser Gebärde in seinen Sessel fallen. Neledinskij bekam einen An-

fall von Atemnot, schwerer als je nach dem Genuß von Buchweizenbrot. Der Greis mit den kleinen Schwindelanfällen war der Ohnmacht nahe. Die polnischen Herren sprangen aber von ihren Plätzen auf und klatschten wie toll. In ihren Augen konnte man lesen: „Noch ist Polen nicht verloren!“

Da zog aber ein Celloton durch den Saal; alles verstummte und beruhigte sich, als ob jemand in die wilde Meeresbrandung Öl gegossen hätte.

Wjulgorski spielte ein Konzert von Handn. Es klang wie ein Engelschor. Sklaverei und Freiheit, Rußland, die Politik und alles Irdische erschienen plötzlich nichtig. Auf tönenden Kristallstufen stiegen goldgeflügelte Engel mit goldenen Krügen, aus denen es klingende Sonnentropfen regnete, hinauf und herab.

Fürst Valerian ging auf Sophie zu. Sie war aber ganz in die Musik und in ihre eigenen Gedanken versunken und bemerkte ihn nicht.

„Sofja Dmitrijewna . . .“

Sie wandte sich um und fuhr zusammen.

„Sind Sie hier, Walitschka? . . . Mein Gott, ich wußte es ja gar nicht! . . .“

Vor Freude wurde sie ganz rot. Als er sie nach ihrem Befinden fragte, antwortete sie französisch, ganz wie eine wirkliche erwachsene Dame:

„Sprechen wir nicht von meinem Befinden . . . Erzählen Sie mir lieber von Ihrer Brille . . .“

Ihre in kindlicher Begeisterung leuchtenden Augen sprachen indessen von ganz anderen lieben, altvertrauten Dingen.

Trotz der komplizierten Modedfrisur und der langen Pariser Robe aus silbergrauer Popelingeze mit gestickten grünen Erikaranten, mußte der Fürst, als er in ihre Augen sah, unwillkürlich an jenes kleine Mädchen mit blauen Augen und aschblonden Locken, in kurzem weißen Kleidchen und hellem Strohhut denken, mit dem er einst auf dem Landgute Pokrowskoje herumtollte, im Teiche hinter den Treibhäusern Gründlinge fischte und Schukowskij's „Ludmilla“ las:

Arme Braut, wo ist dein Liebster?

Dich erwartet tot und sahl

Tief im Grabe dein Gemahl . . .

Sie las diese Verse mit ihrer feinen Kinderstimme zuerst ganz verständnislos, ließ dann nachdenklich das Buch sinken, erbleichte, um-

schlang mit ihren dünnen Armen seinen Hals und flüsterte: „Wie schrecklich, Walitschka!“ Dann küßte er sie zum erstenmal anders, als ein Bruder eine Schwester küßt:

Denke nicht an diesen Traum,
Du bist mein, Swjetlana!

Sie ist ihm noch immer die gleiche Liebe, ewige, von Gott bestimmte Braut und Schwester. Aber Schuwalow? Nun, warum nicht Schuwalow? „Der Teufel mag ihn holen, den wächsernen Perückenkopf!“ sagte er sich ganz ohne Eifersucht. Er wußte, daß selbst vierzigtausend Schuwalows sie ihm nicht nehmen konnten.

Die beiden gingen ans entgegengesetzte Ende des Saales und setzten sich nebeneinander unter den großen Spiegel, dem Jugendbildnis des Kaisers gegenüber; der siebzehnjährige lächelnde Knabe auf dem Bilde gemahnte an das blauäugige Mädchen mit den aschblonden Locken. Sie unterhielten sich im Flüsterton, während um sie die klingenden Sonnentropfen aus den goldenen Krügen der auf den Kristallstufen hinauf und herab steigenden Engel niederströmten. Sie wußten beide, daß sie ohne diese Musik ganz anders sprechen würden.

„Ist es wahr, daß Sie ein Karbonaro geworden sind?“

„Was ist ein Karbonaro, Sofja Dmitrijewna?“

„Warum nennen Sie mich Sofja Dmitrijewna?“ wies sie ihn mit einem kindlich-fofetten Lächeln und einem strengen und zugleich liebevollen Blick zurecht. „Haben Sie denn die Tage in Verona vergessen? Und unser Pokrowskoje? Haben Sie alles vergessen?“

„Nein, nichts habe ich vergessen, Sofotschka . . . Wenn Sie es nur wüßten . . . Warum soll ich noch davon sprechen? . . . Sie wissen ja alles . . .“

„Was ein Karbonaro ist?“ unterbrach sie ihn, mit kindlicher Anstrengung ihre feinen Augenbrauen zusammenziehend. „Karbonari sind Menschen, die sich gegen Gott und gegen die Fürsten auflehnen, — so hat es mir erst neulich Michail Jewgrafitsch erklärt . . .“

Michail Jewgrafitsch Lobanow, ein eifriger Parteigänger Magnitzkijs, war ihr Lehrer für Russisch.

„Kann man denn nicht mit Gott und gegen die Fürsten sein?“ fragte Fürst Valerian lächelnd.

„Ich weiß es nicht . . .“ Sie wurde nachdenklich. „Nein, man

kann es nicht! Wenigstens bei uns in Rußland nicht . . . Fragen Sie nur die alte Kinderfrau Prokofjewna, oder den Kellermeister Filatjtsch, oder den alten Imker Was in Pokrowskoje, Sie wissen noch, wie klug er war! — oder den Großvater Krjlow, der ja auch sehr klug ist . . . Warum lachen Sie denn? Ich kann es nicht vernünftig erklären, es ist aber so: alle werden Ihnen sagen, daß in Rußland der Zar von Gott eingesetzt ist.“

„Ist denn alles, was die Leute sagen, auch immer wahr? Und ist denn Rußland das einzige Land in der Welt? . . . Italienisch heißt Karbonaro — Köhler. Die Karbonari sind einfache gute Menschen, deren Glauben an Gott nicht weniger stark ist als der unfrige, und die dabei doch ihre Heimat von einem fremdländischen Joch befreien wollen.“

„Leiden wir denn auch unter einem fremdländischen Joch?“

„Sie haben doch gehört, was Koslowstij eben gesagt hat?“

„Koslowstij ist ein Pole. Die Polen hassen Rußland und wollen uns alles Böse. Sie lieben aber Rußland?“

„Ich weiß nicht, ob ich es liebe. Man kann aber lieben und zugleich hassen. Wer ist daran schuld, daß unsere Liebe eher ein Haß ist? . . . Sprechen wir aber lieber nicht davon, meine Teure . . . Sehen Sie sich nur den alten Krjlow an. Dieser weiß wirklich nichts vom fremdländischen Joch! Als man ihn einmal fragte, welches russische Wort für ihn am zärtlichsten klinge, erwiderte er ohne nachzudenken: ‚Mein Ernährer!‘ Diese Frage, nein, diese Frage! Dabei ist er aber wirklich klug, vielleicht klüger als wir alle . . . Er kann aber noch immer nicht darüber schlüssig werden, ‚ob die Wissenschaften nicht mehr schaden als nützen‘, wie es in einer seiner Sabeln heißt.“

„Warum sagen Sie das? . . . Lachen Sie nicht . . .“

„Ich lache ja gar nicht, Sophie. Im Gegenteil: ich erschauere . . .“

„Hören Sie, Walitschka, mein Lieber! Sagen Sie mir doch alles, alles was Sie sich denken! Niemand spricht mit mir von solchen Dingen, und doch muß ich es alles so notwendig wissen, so notwendig! . . .“

„Was soll ich Ihnen sagen?“

„Alles, alles! Warum wir in Rußland ein fremdländisches Joch haben? Warum gleicht unsere Liebe so sehr dem Haß? Warum erschauern Sie? . . .“

Er blickte sie an und gewahrte in ihren Zügen die gleiche innere Spannung wie vorhin; sie war wie ein Pfeil auf einer übermäßig gespannten Sehne. Er begriff, daß von den Worten, die er jetzt sprechen sollte, zwei Schicksale — das seinige und das ihrige — abhingen. Ihre Seele lag entblößt und wehrlos vor ihm; seine Worte konnten sie wie ein Schwert treffen und töten. Er durfte aber nicht schweigen.

Er sprach nicht mehr zu den Tönen der Musik, sondern gegen die Töne der Musik: die Musik erzählte vom Himmlischen, er — vom Irdischen, vom großen Unrecht der Erde, von Knechtung und Sklaverei.

Er erzählte von den russischen Gutsherren, die ihre jungen Jagdhunde von leibeigenen Bäuerinnen mit der Brust aufziehen ließen. Sind wir nicht alle solche junge Hunde, während Rußland die Sklavin ist, die uns an ihren Brüsten säugt? Er erzählte von einem andern Gutsherrn, der ein achtfähriges Bauernmädchen mit Ruten züchtigte, bis sie in ihrem Blut schwamm, worauf die Gutsherrin das Mädchen zwang, das Blut vom Fußboden aufzulecken. Gleicht nicht ganz Rußland diesem Bauernkind? Von einer Gutsherrin, der der Dorfschulze täglich sieben kräftige Bauernmädchen ins Haus schicken mußte; dort wurden sie vor einen Wagen gespannt, die junge Tochter der Gutsbesitzerin stieg mit einem Kutscher auf den Boß, nahm Peitsche und Zügel und fuhr spazieren; wenn sie heimkehrte, rief sie: „Mama! laß den Pferden Hafer geben!“ Die Mama ließ in einen Futtertrog Nüsse, Lebkuchen und andere Süßigkeiten schütten, die Bauernmädchen stellten sich vor dem Troge auf und aßen. Ist denn die ganze Größe Rußlands und sein Triumphzug durch Europa nicht so eine Spazierfahrt mit dem Siebengespann von Bäuerinnen?

Er erzählte — und die Kristallstufen stürzten mit klagendem Klirren ein, und die lichten Engel fielen in einen schwarzen Abgrund. Er sah, daß Sophie immer blasser und blasser wurde, konnte aber nicht mehr innehalten: er berauschte sich an der Wollust des Zerstörens, der rohen Gewalt, des Mordens. Die ewige Wahrheit der Erde hatte sich in ihm gegen die ewige Wahrheit des Himmels aufgelehnt.

„Warum sagen Sie es nicht dem Kaiser?“ fragte Sophie, als er fertig war, mit leiser Stimme. „Sie sind doch nicht der einzige, der so denkt?“

„Nein, ich bin nicht der einzige.“

„Sie müssen ihm also alles sagen . . .“

Er warf einen Blick auf das Bild des jungen Kaisers, der ihr so ähnlich sah, und plötzlich fühlte er tiefes Mitleid, eine bange Sorge um die beiden. Und wieder hörte er die himmlische Musik, die Kristallstufen bauten sich wieder auf, und wieder überkam ihn die heilige Wollust des Zerstörens, der rohen Gewalt, des Mordens.

„Warum sagen Sie es selbst nicht dem Kaiser, Sophie?“

„Wird er denn auf mich hören? Für ihn bin ich nur ein Kind . . .“

„So sind wir auch alle Kinder, junge Hunde: wir saugen an den Brüsten der Sklavin und winseln. Wenn aber unser Gewinsel gar zu unerträglich wird, wird man uns wie die jungen Hunde abmurksen . . .“

Der letzte Celloton zog durch den Saal und erstarb; die letzten Splitter der Kristallstufen stürzten, und nun kam eine tiefe Stille und Finsternis. In dieser Finsternis leuchtete aber das fette, gleichsam aus Hefenteig geknetete Gesicht Krjłows, das Antlitz des ganzen slavischen Landes. — „Nun, wird es noch lange dauern, bis ich mein Spanferkel mit Meerrettich bekomme?“

Sophies Gesicht drückte solches Leid, solches Grauen aus, daß Valerian erschauerte: was hatte er mit seinen Worten getan!

„Sofotschka, meine Liebe . . .“

„Nein, lassen Sie mich, nein, nein, nein! Sprechen Sie nicht mehr! Später . . .“ sagte sie, noch mehr erbleichend. Sie erhob sich rasch von ihrem Platz und ließ ihn allein. Er wollte ihr im ersten Augenblick folgen, doch überlegte er sich, daß es besser sei, sie jetzt allein zu lassen. Er empfand Grauen und zugleich eine Freude, die stärker war als das Grauen: er hatte eingesehen, daß die Liebe zur Freiheit und die Liebe zu Sophie für ihn dasselbe Gefühl bedeuteten.

Ihn überkam plötzlich eine seltsame Laune: er wollte spielen, scherzen und wie ein Schuljunge herumtollen. Er setzte sich zum alten Krjłow heran und flüsterte ihm geheimnisvoll ins Ohr:

„Nun, Großpapa, wie gedeihen Ihre Gurken?“

„He? Was willst du eigentlich? Was für Gurken?“ brummte Krjłow, ihn mißtrauisch von der Seite anblickend.

„Es ist aus Ihrer Fabel, Iwan Andrejewitsch. Sie wissen doch ‚Der Gärtner und der Philosoph‘:

Beim Gärtner sind die Gurken gut gediehen,
Doch der Sophist
Hat nichts als Mist.

Das ist doch auf uns Dumme gemünzt. Sie, Großpapa, sind aber gescheit: in Rußland sind Sie wirklich der einzige Philosoph, bei dem die Gurken gedeihen.“

„Es ist schon gut, geh weiter, plage nicht mich alten Mann.“

„Wenn aber auch Sie einmal ohne Gurken dasitzen?“ fuhr Fürst Valerian unentwegt fort. „Wissen Sie, was neulich bei meinem Onkel im Ministerium eingelaufen ist? Eine Anzeige gegen den Fabeldichter Krjlow . . .“

Er erzählte ihm mit nur kleinen Übertreibungen folgende wahre Geschichte: Metropolit Philaretos von Moskau, der Autor des bekannten Katechismus, wollte den größten Teil der Krjlow'schen Fabeln wegen Heiligtumsspötereie verbieten lassen, denn in diesen Fabeln trugen viele stumme Tiere die Namen christlicher Heiligen: so hieß der Bär — Miščka (Michael), der Ziegenbock — Wassjka (Basilius), die Kaze — Masčka (Marie), und das unreinste Tier, das Schwein — Sewronia.

Krjlow war vor Erstaunen sprachlos. Mit weit aufgerissenen Augen und verzerrtem Mund sah er so aus, als ob ihn ein neuer Schlaganfall getroffen hätte. Fürst Valerian bereute bereits seinen Scherz.

Maria Antonowna näherte sich ihnen und fragte, was eigentlich los sei. Der Fürst erzählte es ihr, und sie lachte laut auf:

„Lieber Krjlow, sehen Sie denn nicht, daß er nur seine Poffen mit Ihnen treibt? Es ist ja gar keine Anzeige gegen Sie eingelaufen, und wenn es auch wahr wäre, glauben Sie, daß wir Sie im Stich lassen?“

„Mütterchen! . . . Maria Antonowna! . . . Ernährerin! . . .“ stammelte Krjlow, ihre Hände mit Küssen bedeckend; beinahe wäre er ihr zu Füßen gestürzt.

Noch lange Zeit darauf konnte er sich nicht beruhigen. Er bekreuzigte sich, spuckte und lallte:

„Himmel! Himmel! Diese Sünde! . . . Sewronia — Schwein . . . Ich habe mir wirklich nichts dabei gedacht . . . Gott! Heilige Himmelskönigin! . . .“

Endlich ging man zu Tisch. Als Krjlow in den Speisesaal trat und auf der Tafel ein Spanferkel erblickte, das ihm freundlich wie ein Enkelkind zulächelte, — beruhigte er sich endgültig. Als er zur

Einleitung ein Gläschen Brantwein getrunken und sich die Serviette vorgebunden hatte, nahm sein Gesicht wieder den Ausdruck ungetrübter Heiterkeit an:

Ich bleibe stets bei meiner Meinung,
Was auch die Leute um mich schrei'n:
Was einmal kommt — weiß Gott, was ich besiz' — ist mein!

Fürst Valerian traf beim Fortgehen auf der Treppe den Fürsten Trubezkoj und sagte ihm, daß er den endgültigen Bescheid über seinen Beitritt zur Geheimen Gesellschaft erst morgen, nach der Audienz bei Araktsejew mitteilen werde.

III.

„Meine liebe Sofja, ich werde Sie heute, trotz meines Versprechens, nicht besuchen können. Der Trauergottesdienst hat mich sehr ermüdet; mit meinem kranken Bein geht es zwar besser, doch spüre ich noch immer ab und zu Schmerzen. Stoffregen sagte mir, daß Sie wieder krank sind. Er meint, daß Sie sich nicht genügend schonen. Wenn Sie nur wüßten, welchen Kummer Sie mir damit bereiten! Ich bitte Sie, mein Kind, alle Vorschriften der Ärzte peinlich genau zu befolgen: in diesem Klima kann jede Unvorsichtigkeit die schlimmsten Folgen nach sich ziehen. Seien Sie doch gescheit, gehorchen Sie den Ärzten und lassen Sie sich geduldig behandeln. Sobald ich wieder einmal einen freien Augenblick habe, will ich Sie besuchen, und ich hoffe, daß ich Sie gesund wiedersehe. Kaiserin Elisabeth sendet Ihnen viele Küsse. Das Medaillon mit ihrem Bildnis ist bald fertig; ich werde es Ihnen selbst überbringen. Der Herr und seine heilige Mutter seien Ihnen gnädig.“

St.-Petersburg, d. 11. März 1824.

Ihr Papa.“

Die alte Kinderfrau Wassilissa Prokofjewna überbrachte Sophie diesen französisch geschriebenen Brief des Kaisers. Als Sophie ihn gelesen hatte, brach sie beinahe in Tränen aus. Sie schämte sich aber vor der Alten.

„Gut, jetzt kannst du gehen,“ sagte sie, mit Mühe die Tränen zurückhaltend.

„Belieben Fräulein die Medizin zu nehmen.“

Prokofjewna griff kurz entschlossen nach der Medizinflasche und einem Löffel.

„Nein, jetzt nicht. Ich werde es schon selbst einnehmen. Geh.“

„Gestern haben Sie auch keine eingenommen. Und jetzt wollen Sie wieder nicht.“

„Geh, Alte, du bist abscheulich!... Geh, wenn ich es dir sage! Geh!...“ schrie Sophie die Kinderfrau an. In ihrer Stimme zitterten die Tränen kindlichen Eigensinns, kindlicher Kränkung.

Die Alte ging aber nicht. Sie füllte den Löffel mit der Medizin und fuhr fort zu brummen:

„Der Doktor sagte doch, daß Sie sie pünktlich einnehmen sollen. Sie haben es auch dem Papa versprochen, und der Mama... Was tun Sie aber?“

Sie hielt den vollen Löffel dem Mädchen vor den Mund.

„Belieben Sie es sofort einzunehmen.“

Der Löffel zitterte in ihren alten Händen und drohte die Flüssigkeit zu verschütten. Beim bloßen Gedanken an die trüb-gelbe dickflüssige Medizin mit dem ihr so gut bekannten abscheulichen Geschmack, dem Geschmack ihrer Krankheit, fühlte Sophie Übelkeit. Das über sie gebeugte Gesicht der Alten mit dem eingefallenen Mund und den unzähligen Runzeln, dieses ihr von der frühesten Kindheit her vertraute und von ihr so zärtlich geliebte Gesicht erschien ihr plötzlich ebenso verhaßt und ekelhaft wie die Medizin. Sie glaubte, daß nicht die Krankheit der wahre Grund ihrer Leiden sei, sondern die Alte, Mama, der Arzt, Schuwalow und alle die Menschen, die ihr keine Ruhe ließen und sie immerfort quälten. Sie stieß die Hand der Alten haßerfüllt von sich. Der Löffel fiel zu Boden, die Medizin ergoß sich auf den Teppich.

„Heilige Mutter Gottes!“ stöhnte Prokofjewna auf. „Jetzt haben Sie alles auf den Teppich verschüttet! Wenn es Silatnitsch sieht... Was soll man nur dazu sagen? So ein Kind! Auch mit Güte kann man bei ihr nichts ausrichten! Warten Sie nur, Fräulein, ich werde es schon dem Papa sagen...“

Sophie fragte sich: Welchem Papa? Die Alte hatte früher Dmitrij Ejewowitsch so genannt; jetzt nannte sie den Kaiser Papa und den früheren Papa Onkel, Ezzellenz, oder einfach „der gnädige Herr“; wenn sie sich ab und zu versprach, errötete sie vor Scham. Ist denn Sophie ein kleines Kind? Weiß sie denn nicht alles? Warum sollte sie sich schämen? Sie hat eben zwei Papas und fertig.

Die Alte ging hinaus. Gott sei Dank, daß sie fort ist! Jetzt darf man ungestört nachdenken und weinen. Kaum hatte sie sich

aber in den alten Schal der Kinderfrau gehüllt, sich's auf dem Sofa bequem gemacht und nachzudenken begonnen, als sie wieder die schleppenden Schritte hörte. Prokofjewna kam mit einem Handtuch. Krächzend und seufzend kniete sie nieder, wischte den Fußboden ab und versuchte dann wieder den Medizinlöffel zu füllen. Sophie sprang auf, entriß ihr die Flasche und warf sie in den Kamin. Das Glas zerbrach in Scherben, und die Medizin zischte auf den glühenden Kohlen. Dann schrie sie die Alte wütend an:

„Fort! Fort! Fort!“

„Wie Sie es befehlen, Sofja Dmitrijewna; wenn Sie aber wieder krank werden und liegen müssen, werden Sie es schon bereuen. Gott sei mein Zeuge: Sie haben gar kein Mitleid mit Ihrem Papa...“

„Ich habe mit ihm kein Mitleid, und will krank werden, und will wieder liegen, und werde sterben, sterben, krepieren... Meinetwegen... So verdiene ich es auch. Laßt mich in Ruhe, laßt mich!... Um Gottes willen, quält mich nicht mehr!... Ich kann nicht mehr, ich kann nicht... Geh! Geh! Geh!“

Sie vergrub ihr Gesicht in die Kissen und begann zu schluchzen; ihre hageren Schultern erbebten wie im Krampfe: es war ein neuer Hustenanfall.

Als sie sich beruhigte und ihr Gesicht von den Kissen erhob, war die Alte schon fort. Auf ihrem Taschentuch leuchtete ein bedeutungsvoller hellroter Fleck. Sie mußte ihn vor der Kinderfrau, vor Mama, vor Papa, vor dem Doktor und vor allen verheimlichen. Sonst hieß es gleich: Sie hustet wieder Blut, muß also schleunigst nach dem Süden. Sie würde jetzt aber lieber sterben, als verreisen.

Die Alte tat ihr leid. Warum hatte sie sie so schwer gekränkt? Sie weinte jetzt wohl irgendwo im Winkel. Sophie wollte zu ihr hingehen und sie um Vergebung bitten. Kaum hatte sie sich aber erhoben, als ihre Füße wankten und es ihr finster vor den Augen wurde. Vielleicht kam es nur daher, weil der Tag so trüb war? Draußen lag nasser Schnee, es war das nicht enden wollende märzliche Tauwetter.

Sie setzte sich wieder auf das Sofa, rückte möglichst nahe zum Feuer des Kamins, zog die Beine herauf, umschlang mit den Armen die Knie, schrumpfte zusammen, wurde ganz klein und hüllte sich ganz in das warme Tuch ein.

Sie las den Brief noch einmal. Die Stelle, wo von der Kaiserin Elisabeth die Rede war, drückte sie an ihre Lippen. Sie dachte an ihre wenigen, gleichsam verbotenen und verliebten Begegnungen mit der Kaiserin, bald in der Kirche, bald bei einem Spaziergange auf dem Quai, im Sommergarten oder auf der Krestowskij-Insel; sie dachte an ihr müdes, beinahe greisenhaftes, aber immer noch schönes Gesicht, das mädchenhaft und gar nicht frauenhaft war; an den frischen Duft, der nicht ihren Kleidern, sondern ihrem ganzen Wesen, wie einer Blüte zu entströmen schien; an die heimlichen, gleichsam verbotenen Küsse und Liebkosungen, die sie austauschten; an die warmen Spuren der Küsse und Tränen auf ihrem Gesicht; an die scheuen Blicke, die die Kaiserin um sich warf, als ob sie fürchtete, in Gesellschaft des Mädchens gesehen zu werden; an ihr wahnsinniges, gieriges, leidenschaftliches Flüstern: „Mein liebes Kind, liebst du mich auch ein klein wenig?“, an ihre eigenen, gleichfalls leidenschaftlich und gierig hingeflüsterten Worte: „Ich liebe dich, Mama!... Mama!... Mamachen!...“ und an das Glück, das sie dabei empfand und das sonst nur in Träumen vorkommt. Sie war damals noch ein Kind und verstand die ganze Bedeutung ihrer Worte nicht; später hatte sie sie begriffen. Ja, sie hat eine zweite, wirkliche Mutter, wie sie auch einen zweiten, wirklichen Vater hat. Sie hat zwei Mütter und zwei Väter. Sie weiß aber zugleich, daß es nur eine wirkliche Mutter geben kann. Wie ist es also?... Nein, nein, nur nicht nachdenken. Es ist zu schrecklich.

Sie spürte wieder Hustenreiz, doch sie bezwang sich: sie fürchtete, daß wieder Blut kommen könnte. Wenn es aber zu viel Blutflecken gibt, kann sie sie unmöglich alle verbergen. Sie dachte an ihren Liebling, das kleine Äffchen Tinjka, das den Petersburger Winter nicht vertragen konnte, sich erkältete, lange Zeit hustete und vor Kälte zitternd tagelang unbeweglich in der Nähe des Feuers kauerte; mit unglücklichen Kinderaugen schaute das Tier alle an, gab ab und zu seltsame Triller von sich und starb schließlich an der Schwindsucht.

Den Namen Tinjka hatte dem Affen die Kinderfrau gegeben, weil er Sophies französischen Erzieherin, Madame d'Attigni ähnlich sah; die Kinderfrau hatte ursprünglich die Französin so genannt und dann den Namen auf das Äffchen übertragen; sie haßte beide, wie den Affen, der einem Teufel, so auch die Französin, die einer Hexe ähnlich sah. Man erzählte sich, daß Madame d'Attigni in ihrer

frühesten Jugend, in den Tagen der großen Revolution, das Amt einer Oberpriesterin beim Geheimorden von Avignon bekleidet hätte; dieser Orden war vom polnischen Grafen Thaddäus Hrabjanka, dem bekannten Adepten der schwarzen Magie, begründet worden. Durch die Vermittlung dieses Grafen kam Madame d'Attigni, die große Mutter der Götter, Hekate, Diana, Königin des Himmels und der Erde und Zeitgenossin des Chaos, wie sie von den Adepten genannt wurde, später als Gouvernante zu den Naryschkins. Sie starb in hohem Alter. Vor dem Tode wurde sie ganz kindisch, schrumpfte zusammen, trocknete ein und sah dem Affen noch ähnlicher.

Sophie träumte in ihrem Fieber von der Tinjka; es war die Französin und das Äffchen zur gleichen Zeit. Sie sprang im Zimmer umher, schnalzte mit der Zunge, trillerte und sprach: „Ich bin Hekate, ich bin Diana, ich bin die große Mutter der Götter!“ Dann sprang sie Sophie auf die Brust und begann sie zu würgen. Es träumte ihr noch, wie Großpapa Krjlow ein kleines Mädchen mit Ruten peitschte und sie anschrte: „Lecke sofort das Blut vom Boden auf!“; das Mädchen kroch auf allen Vieren auf dem Boden umher, schrumpfte zusammen, verwandelte sich in Tinjka und leckte mit der Zunge das Blut auf. Dann sah sie eine Menge kleiner schwarzer Geschöpfe — Halbhunde und Halbaffen, die an den dicken weißen Brüsten Nenas, der Viehmagd von Pokrowskoje, sogen. Tinjka kroch zu ihr unter das Tuch und kitzelte ihr mit ihrer kalten Pfote den Hals, so daß sie von neuem Hustenreiz spürte.

Sie erwachte und schlug mit Anstrengung die Augen auf. Sie begriff, daß es ein Fiebertraum war. Wird sie denn wieder schwer erkranken, wie im vorigen Jahre den ganzen Winter über liegen müssen und ihre „wirkliche Mama“ nicht mehr sehen können? Nein, Unsinn, man soll sich nicht so gehen lassen. Jetzt ist ihr wieder warm, der Sieberanfall ist vorbei. Unter dem Tuche ist es zu heiß, zu schwül. Sie warf das Tuch ab, stand auf und trat ans Fenster.

Das große Spiegelglasfenster im halbrunden Erker ging auf die Fontanka hinaus. Sie blickte nach den beiden Richtungen — zur Simeon-Brücke und zum Newskij-Prospekt: vielleicht wird doch noch der ihr so gut bekannte dunkelblaue Wagen mit dem bärtigen Kutscher Ilja auf dem Boße auftauchen? Neulich hatte ja Papa auch abgeschrieben, war aber schließlich doch gekommen.

Der Wagen kam nicht. Eine Leichenprozession zog vorbei; auf dem einfachen kleinen Sarg aus rohen Fichtenbrettern lag statt

der üblichen Brokatdecke Schnee. Dem Sarge folgte ein kleines, altes, kahlköpfiges und rotnasiges Männchen in viel zu kurzer, geflickter Beamtenuniform, die auf ihm wie ein Sack hing; aus Kummer oder Trunkenheit wankte er wie berauscht hin und her; ein kleines Mädchen, wohl die Schwester des Verstorbenen, führte ihn an der Hand. Der Leichenwagen wurde auf der schlechten Fahrstraße hin und hergeworfen, und der kleine Sarg drohte in den Straßenkot zu fallen.

Der Himmel war schmutziggelb mit dunkelgrauen Flecken, wie der Bauch einer Spinne. Vom Himmel sickerte etwas Nasses und Kaltes: ein eisiger Regen, oder nasser Schnee; die Luft schien zu eitern. Die schreckliche schwarze Stadt erschien beim Tauwetter wie eine Leiche, von der man das Totenhemd heruntergezerrt hat. Der schmutziggelbe stickige Nebel drang wie Leichengeruch durch das Fenster ins Zimmer, schnürte die Kehle zusammen und bedrückte die Brust so schwer, daß man kaum atmen konnte. Auf der gegenüberliegenden Seite der Fontanka ragte über der Fassade eines öffentlichen Gebäudes, — des Katharinen-Institutes — ein Doppeladler mit weit ausgestreckten Schwingen. Über dem schwarzen Straßenschmutze, über der schwarzen nackten Leiche von Petersburg schwebte er unheilverkündend und voll sinnloser Würde.

Wieder schwankten ihre Füße, wieder wurde es ihr finster vor den Augen. Sie lehnte sich an den Sockel einer Büste. Es war eine Kopie nach der Thorwaldsenschen Marmorbüste des Kaisers Alexander I.

Als der schwarze Nebel vor ihren Augen sich verzogen hatte, blickte sie auf den Marmor. Er gefiel ihr nicht. Das ihr so vertraute Gesicht erschien auf der Büste fremd. Es erinnerte an die römischen Kaiserbildnisse, die sie in Museen gesehen hatte: an Trajanus, Antonius, Marcus Aurelius; in den Zügen lag die gleiche traurige und demütige, gleichsam abendliche Abgelärrtheit und Güte. Rundliche rasierte Wangen mit kleinen Grübchen; eine kurze, stumpfe, eigensinnige Nase; eine kahle steile Stirne; eine strenge, beinahe grausame Falte auf der Stirne; ein erstarrtes freundliches Lächeln auf den fein geschwungenen, etwas eingefallenen, beinahe weiblichen Lippen.

Sie richtete ihren Blick auf das Bildnis der Kaiserin Katharina, das im gleichen Zimmer hing, und verglich die beiden. Ja, Großmutter und Enkel hatten das gleiche Lächeln; beide Gesichter zeigten



KAISERIN JELISAWETA ALEXEJEWNA

den gleichen Widerspruch zwischen dem übertrieben freundlichen Lächeln der Lippen und der grausamen Falte auf der Stirne.

Sie dachte daran, wie sie sich als Kind, wenn sie den Vater lange Zeit nicht gesehen hatte und sich nach ihm sehnte, in dieses Zimmer stahl, auf einen Stuhl kletterte und mit geschlossenen Augen den kalten Marmor so lange küßte, bis er warm wurde und so ihren Kuß erwiderte.

So drückte sie auch jetzt ihre glühende Wange an den Marmor. Sie riß sich aber sofort wieder los, als ob sie ihr Gesicht an das einer Leiche geschmiegt hätte; ein Schüttelfrost überlief sie. Im gelblichen Tageslichte rief der gelbliche Marmorkopf den Eindruck eines Leichenkopfes hervor. Die unheimliche Puppe starrte sie mit blinden weißen Augen an und lächelte ihr zweideutig zu.

Sophie schloß die Augen und versuchte, sich sein wirkliches lebendiges Gesicht vorzustellen. Doch wollte es ihr nicht gelingen. Es tat ihr sehr weh, und sie glaubte, daß sie gleich sterben müßte, wenn sie ihn nicht sofort vor sich erblicken würde.

Unten vor dem Tore rasselte ein Wagen. „Papa! Papa!“ Sie stürzte zum Fenster. Es war aber nur Schuwalows Wagen. Sie sah ihn ins Haus eintreten. Kommt er denn wirklich her, zu ihr? Sie horchte. Ferne Türen wurden auf und zugeschlagen, und sie schloß, daß der Besuch nicht ihr, sondern der Mama galt. Gott sei Dank!

Sie sah wieder zum Fenster hinaus, sie hoffte noch immer. Unten polterten mehrere Mehrgewagen vorbei, die wohl eben vom Schlachthause kamen. Unter den nassen Bastdecken lugten blutige ausgeweidete Rumpfe hervor. Sie glaubte den Geruch von rohem Fleisch zu spüren und rote warme Blutropfen in den schwarzen Straßentot fallen zu sehen.

Sie schloß die Augen, um es nicht zu sehen. Schleppten Schrittes ging sie wieder zum Sofa am Kamin und ließ sich erschöpft nieder. Sie hielt die Augen geöffnet, damit die Siebervisionen nicht wieder anfangen, und starrte unverwandt durch die offene Türe in den anstoßenden weißen Saal, in dem gestern das Konzert stattgefunden hatte. Der Türe gegenüber befand sich der große Spiegel, in dem sich das Jugendbildnis des Kaisers spiegelte. Aus der geheimnisvollen dunklen und glatten Tiefe des Spiegels lächelte ihr, wie durch tiefes Wasser blickend, der blondgelockte, blauäugige Knabe mit dem gleichen ewigen zweideutigen Lächeln entgegen.

Ja, sie hatte sich vorgenommen, an etwas zu denken. Was war es noch? Richtig, an Schuwalow und Fürst Valerian. Warum ist der unbegreifliche, überflüssige und fremde Graf Andrej, und nicht der ihr so nahe stehende und verwandte Walitschka — ihr Bräutigam? Sie war sehr dumm, als sie ihm ihr Jawort gab: damals hatte sie ja noch nichts gewußt. Heute weiß sie aber, was es heißt, verheiratet zu sein.

Im vorigen Jahr bei der Abreise aus Paris fiel ihr zufällig beim Packen der Koffer — Mama war gerade nicht zu Hause — ein kleines Pergamentbändchen mit Goldschnitt in die Hände; das Büchlein war in Antwerpen gedruckt und enthielt unanständige Abbildungen. Sie betrachtete die Bilder aufmerksam, staunend und erschauernd, begriff sie aber nicht. Und plötzlich ging ihr ein Licht auf, sie verstand alles, oder fast alles. Sie verstand auch, warum vor vielen Jahren, als sie einmal ohne anzuklopfen Mamas Zimmer betrat, der damalige Freund der Mama, der junge Generaladjutant Oscharowskij so erschrocken, feuerrot im Gesicht und mit zerzaustem Haar, einer Figur auf einem der unanständigen Bildchen sehr ähnlich, aufsprang, und Mama sie anscheinend grundlos anschrte und sogar schlug. Sie begriff auch, warum die anderen zahllosen Freunde ihrer Mama, und selbst ganz fremde Menschen, sie wie ihr eigenes Kind behandelten, sie auf den Schoß nahmen, abküshten und „mein Töchterchen“ nannten; alle diese Liebkosungen flößten ihr aber nur Langeweile und Furcht ein. Sie erinnerte sich an eine Novelle, die sie in der alten Moskauer Zeitschrift: „Blätter für Liebende“ gelesen hatte: Aglantin und Annuschka badeten gemeinsam wie Adonis und Venus in einem Bache; als Annuschka plötzlich in Tränen ausbrach, tröstete sie Aglantin mit den Worten: „Ich versichere dich, meine Freundin, daß das, was du Sünde nennst, nur ein natürlicher Genuß ist.“

Die Bilder im Antwerpener Bändchen, das Grauen und der Ekel vor Mama, vor Schuwalow, vor sich selbst und vor allen Menschen machten sie ganz krank. Walitschka allein erschien ihr vollkommen rein; und sie war überzeugt, daß er sie verstehen würde. „Ein natürlicher Genuß!“ Wenn die Natur wirklich so ist, und wenn Gott sie so geschaffen hat, so will sie von der Natur und von Gott nichts wissen. Sie glaubte, daß dies der eigentliche Grund ihrer Leiden sei und daß sie daran, und nicht an ihrer Lungenkrankheit, sterben werde.

Im weißen Konzertsaal erklangen plötzlich Stimmen, die immer näher kamen: Mama und Schuwalow. Sophie sprang auf, um wegzulaufen, denn sie wollte die beiden jetzt nicht sehen. Plötzlich blieb sie aber starr stehen, die weit aufgerissenen Augen in die Tiefe des Spiegels gerichtet. Ist es wieder eine Fiebertvision? Nein, sie sieht es zu deutlich: Schuwalow küßt Maria Antonowna, und beide haben den gleichen Gesichtsausdruck, den Mama und Otscharowskij hatten, als Sophie sie einmal überraschte. Ein unanständiges Bildchen: der Bräutigam mit der Mutter. Der blauäugige Knabe lächelte ihnen aber zweideutig zu.

Sophie stöhnte leise auf, streckte beide Arme vor sich hin, als ob sie sich vor einem Gespenst wehren wollte, und fiel wie leblos auf das Sofa. Alles wurde nebelig und schwamm vor ihren Blicken dahin. Auch sie selbst schwamm und versank in der Untiefe des Spiegels.

Sie kam für einen Augenblick zur Besinnung, erblickte über sich das Gesicht der Mutter und verlor wieder das Bewußtsein.

Als sie wieder und endgültig zur Besinnung kam, war die Mutter nicht mehr im Zimmer. Sie hörte die schlürfenden Schritte Profosjewnas und irgendwo ganz in der Nähe eine wohlbekanntete Stimme:

„Wo bleibt denn der Doktor?“

„Papa! Papa!“

Er wandte ihr sein erschrockenes bleiches Gesicht zu, stürzte zum Sofa, kniete nieder, beugte sich über sie und küßte sie auf die Stirne.

„Gott sei Dank! Gott sei Dank!...“ Er befreuzigte sich. „Sofotscha, mein Kind! Wie du mich erschreckt hast!...“

Sie umschlang seinen Hals mit den Armen, schmiegte sich an ihn und umklammerte ihn wie eine Ertrinkende.

„Papa! Papa! Papa! Ich wußte ja, daß du kommen wirst!... Mein Gott, wie sehnsüchtig habe ich dich erwartet! Du bist doch hier, bei mir, Papa?... Du bist es? Du?...“

Sie richtete sich halb auf und betrachtete und betastete ihn, als wollte sie sich überzeugen, daß sie wirklich ihn vor sich habe. Ja, es ist nicht die kalte tote Puppe, nicht der altrömische Imperator, — es ist ihr lebendiger, wirklicher, lieber, warmer, echter Papa. Sie starrete ihn an, berührte ihn mit den Fingern. Ja, da sind seine weichen rasierten Wangen mit den zwei Grübchen und den gold-

blonden Streifen des Backenbarts; da ist sein weiches, gespaltenes Kinn, seine glatte kahle Stirne mit den spärlichen nach oben gekämmten Resten blonder Locken; zwischen den buschigen Augenbrauen liegt die bekannte Falte, die aber gar nicht von Jörn, sondern von Trauer und Kummer zeugt; da sind seine traurigen, unglücklichen, kindlichen, durchsichtig blauen Augen und seine jugendlichen, schön geschwungenen Lippen, die gar nicht zweideutig, sondern bezaubernd schön, kindlich und hilflos lächeln. Da sind auch seine eingezogenen, etwas vornübergeneigten Schultern; da ist seine ganze, etwas korpulente Gestalt, die in der engen dunkelgrünen Chevaliergardenuniform mit den silbernen Achselstücken noch recht schlank erscheint, und da sind seine schlanken, gleichsam aus Stein gemeißelten Beine in spitzen Lackstiefeln. Ja, das ist ihr lieber, teurer, heißgeliebter Papa.

Mit halbgeschlossenen Augen und lächelnd schmiegte sie sich wieder an ihn.

„Nun siehst du es selbst, Kind: du solltest liegen bleiben, wie es der Doktor haben wollte. Wenn du das Bett gehütet hättest, wäre nichts geschehen.“

„Mir fehlt ja nichts, Papa! Ich bin vollkommen gesund, habe nur ein klein wenig Fieber. Es ist bald vorbei.“

„Du bist krank, mein Kind! Du hustest, dein Kopf ist heiß, und deine Hände sind eiskalt. Sei geschickt, leg' dich gleich ins Bett; der Arzt muß jeden Augenblick kommen.“

„Wozu der Arzt?“ sagte sie französisch, ab und zu russische Worte einfügend; sie sprach mit dem Vater fast immer diese Mischsprache. „Ich werde nicht krank sein, ich werde nicht mehr husten. Doch um Gottes willen, lassen Sie mich nicht allein! Ich kann nicht ohne Sie bleiben. Wenn Sie nur wüßten, wie schrecklich, wie grauenvoll es ist!...“

„Was denn? Was ist denn geschehen? Sag es mir...“

„Nein, fragen Sie mich nicht! Ich will nichts sagen... Ich will nur immer, für alle Zeiten bei Ihnen, an Ihrer Seite bleiben. Und dann wird alles wieder gut und alle Schrecken werden verschwinden. Ich will niemanden sehen, nur Sie und Mama... Nein, nein, nicht diese Mama; ich meine die andere, die wirkliche Mama...“

Er glaubte, daß sie phantasiere; als er ihr aber ins Gesicht sah, begriff er, daß sie in vollem Bewußtsein sprach.

„Was hast du, Sofja? Um Himmels willen! Darf man denn so von der Mutter sprechen? Gott wird dich dafür strafen...“

„Sie ist nicht meine Mutter, nein! Soll mich nur Gott strafen! Ich kann nicht mehr, ich will nicht, ich kann nicht!... Es ist zu schrecklich, zu häßlich... Papa, lieber Papa, nimm mich von hier fort! Siehst du es denn nicht selbst, daß es über meine Kraft geht...“

Schluchzend umarmte sie seinen Hals und klammerte sich an ihn wie eine Ertrinkende fest.

„Beruhige dich, Kind! Was hast du? Ich habe es dir ja versprochen: Wenn ich den Abschied nehme, werde ich mit dir weit fortreisen, und dann bleiben wir für immer zusammen...“

„Ja, Papa, das hast du mir versprochen! Weißt du es noch? Wann wird es aber so kommen, mein Gott?...“

Sie blickte ihn unverwandt an. Sie merkte, daß er eben an etwas anderes dachte und daß seine Gedanken vielleicht nicht weniger schrecklich waren, als die ihrigen. Woran dachte er aber? Plötzlich erriet sie es: der 11. März ist der Todestag Kaiser Paul I. Sie wußte, was dieser Tag für ihn bedeutete: sie wußte, daß der Großvater eines gewaltsamen Todes gestorben war, daß der Vater immer daran denken mußte, und daß ihn diese Erinnerungen quälten, obwohl er mit niemandem davon sprach. Wenn sie auch nicht alles wußte, so erriet sie doch Vieles. Sie wollte schon so oft mit ihm über diese Dinge sprechen, ihn fragen; sie fand aber nie den Mut. Auch jetzt wagte sie es nicht. Sie sagte nur laut vor sich hin:

„Der 11. März, der 11. März...“

Er blickte sie ebenso unverwandt an, wie sie ihn; ein Schatten huschte über sein Gesicht; plötzlich erschien in seinen Zügen der gleiche zweideutige Ausdruck, wie ihn die Marmorbüste hatte: der Widerspruch zwischen der allzu strengen Falte auf der Stirne und dem allzu freundlichen Lächeln auf den Lippen.

„Sie waren heute in der Kirche, Papa... das Totenamt ist lang und anstrengend... es hat Sie wohl sehr ermüdet?... Und jetzt noch mein Anfall... Tut Ihnen auch noch das Bein weh? Es tut wohl weh, ja?“

„Nein, es ist nicht schlimm.“

„Warum sind Sie hergekommen? Wären Sie doch zu Hause geblieben... Nein, nein, nein, es ist doch gut, daß du hergekommen

bist! Mein Gott, wie gut es ist! Ohne dich wäre ich hier gestorben!...“

Er fragte sie nicht mehr. Beide fühlten, daß es zwischen ihnen etwas gab, wovon man nicht sprechen durfte: es ist besser, einander ohne Worte zu verstehen und zu bemitleiden. Er war ebenso einsam und hilflos wie sie; auch er klammerte sich an sie wie ein Ertrinkender.

Mit der einen Hand stützte er ihren Kopf, mit der andern streichelte er ihr Haar. Er wollte sie so beruhigen, einlullen.

Lächelnd schloß sie wieder die Augen, und ihr Atem ging immer leiser und leiser; sie wollte aber nicht einschlafen, denn sie fürchtete, ihn im Schlafe zu verlieren. Im Halbschlummer sah sie sich als dreizehnjähriges Mädchen im kurzen weißen Kleidchen am Teiche hinter den Treibhäusern auf dem Gute Pokrowskoje an der Seite ihres Bruders und Geliebten sitzen und das alte, schreckliche, liebe Märchen lesen:

Liebste, bleib an dieser Stätte!
Denn der Sarg ist unser Bette
Und das Totenhemd dein Kleid!
Tief im Grab ist Seligkeit . . .

„Papa . . . Walitschka . . .“ flüsterte sie halb im Schlafe.

Den lieben Vater und den geliebten Bruder konnte sie nicht mehr auseinanderhalten. Beide verschmolzen in eine Gestalt. Und sie liebte beide zugleich.

IV.

Fürst Valerian Michailowitsch Golizhin fürchtete sich vor der bevorstehenden Begegnung mit Arakschejew, wie sehr er auch darüber lachte.

Er wußte, daß der Liebling des Kaisers in seinem Schreibtisch leere Bogen liegen hatte, die unten die Unterschrift des Zaren trugen. Er konnte auf diese Formulare alles schreiben, was ihm nur beliebte: Titel, Orden, Festungshaft, Verbannung, Sibirien. Er konnte auch jedermann beleidigen und erniedrigen; wie sollte man sich an ihm rächen?

„Der Kaiser ist mein Freund,“ pflegte er zu sagen, „gegen mich kann man höchstens vor Gott Klage erheben.“

Vor einigen Jahren erzählte man sich in Petersburg, daß der Dichter Puschkin in der Geheimpolizei mit Ruten gezüchtigt worden

wäre. Die besten Freunde des Dichters verbreiteten dies Gerücht mit gutmütigem Lächeln. Viele zweifelten: „Ist denn so etwas überhaupt möglich?“ — „Es ist höchst einfach,“ behaupteten andere: „In der Geheimpolizei haben sie in einem Zimmer ein versenkbares Dielenbrett, wie so eine Versenkung im Theater, in der die Teufel verschwinden; wenn jemand auf dieses Brett zu stehen kommt, so versinkt er bis an die Brust in diesem Loch. Unten stehen aber Männer mit Ruten bereit, die ihm schnell die Beinkleider ausziehen und die Exekution vornehmen. Nun soll einer versuchen, sich zu beschweren!“

Nicht nur Dichter und Kammerjunker, selbst Großfürsten zitterten vor dem „Drachen“. Als Fürst Valerian als Offizier des Preobraschenskij-Regiments einmal im Winterpalais Wache stand, sah er, wie die Großfürsten Nikolaj Pawlowitsch und Michail Pawlowitsch, die damals noch sehr jung waren, auf der Fensterbank saßen und mit den jüngeren Flügeladjutanten Poffen trieben; plötzlich flüsterte jemand: „Araktschew!“ Die Großfürsten sprangen sofort von der Fensterbank und standen stramm, wie Soldaten beim Kommando Stillgestanden.

Ja, er fürchtete sich vor dieser Audienz. Doch lebte in ihm neben der Furcht noch eine Hoffnung.

Vor zwei Jahren hatte Golizhin dem Kaiser ein Memorandum überreicht, in dem von der Befreiung der Leibeigenen und der Einführung einer Verfassung, als von nahe bevorstehenden und dem von der Höhe des Thrones verkündeten kaiserlichen Willen entsprechenden Dingen die Rede war.

Über das Schicksal dieses Memorandums hatte er nichts mehr gehört, es war anscheinend verschollen. Inzwischen hatte er selbst auch jeden Glauben an die Ausführbarkeit seiner Ideen verloren. Und doch hoffte er noch immer auf ein Wunder. Vielleicht wird der Kaiser ihn doch noch sprechen wollen; dann wird er ihm alles sagen; und der Kaiser wird ihn verstehen.

Er dachte an das Jugendbildnis des Kaisers, an die gepuderten Locken, an die zartrosa Gesichtsfarbe, die an Perlmutter erinnerte, an die dunkelblauen etwas verschleierte Augen und an das reizende, noch nicht voll erblühte Lächeln der kindlichen Lippen. Er und Sophie sahen sich ähnlich wie Geschwister.

Manchmal sah Fürst Valerian dieses Gesicht im Traume; er konnte nie unterscheiden, ob es das Gesicht des Vaters oder der Tochter

war. Doch war er im Traume in beide zugleich verliebt, wie auch ganz Rußland einst in den schönen Knaben verliebt gewesen war.

„Mein Wunsch ist, überall Republiken zu sehen: dies ist die einzige Staatsform, die den Menschenrechten entspricht!“ pflegte Alexander mit kindlichem Lächeln zu sagen. Aber im reiferen Alter, nach dem schrecklichen Blutbad von Tschugujew, wo die Leute je zwölftausend Spießruten laufen mußten, weinte er in den Armen Araktschejews und sagte: „Lieber Freund Alexej Andrejewitsch, ich weiß ja, wie schwer es dir bei deinem empfindsamen Herzen fiel!“

Der Vater Sophies und der Freund Araktschejews, Republik und Spießruten, das Warten auf ein Wunder und das Warten auf eine körperliche Züchtigung — alles vermengte sich in Golizins Kopf zu einem wüsten Durcheinander. Um diese Gedanken loszuwerden, ging er zu Bett.

Er hatte einen häßlichen Traum: eine Leichenprozession mit zahllosen offenen Särgen zog an ihm vorüber, in den Särgen lagen aber Skelette und Spirituspräparate von Mißgeburten, in denen er seine alten Freunde, die Mitglieder der Geheimen Gesellschaft, erkannte. Auch er selbst schwamm in Gestalt einer bleichen Larve, eines bebrillten Homunkulus in Spiritus.

Als er erwachte, konnte er den Sinn dieses Traumes zuerst unmöglich begreifen; plötzlich begriff er ihn: die Professoren der Kasanschen Universität beerdigten auf den Befehl Magnitskij's die anatomische Sammlung.

* * *

Als Fürst Valerian am nächsten Tag genau zur bestimmten Stunde — um sechs Uhr abends das Adjutantenzimmer im Winterpalais betrat, wurde er von den diensthabenden Generaladjutanten Uwarow, Sakrewskij, Fürst Menschikow und Orlow sehr freundlich begrüßt.

„Für dein Wohlergehen, lieber Fürst, sollte man eine zentnerschwere Kerze der Kirche stiften: du hast den Schurken so beschimpft, wie er es verdiente,“ sagte Menschikow, ihm die Hand schüttelnd.

„Er ist wirklich ein Scheusal!“ rief Orlow.

„Ein Drache!“ sagte Sakrewskij.

„Nein, warum ein Drache? Er ist einfach eine Fledermaus!“ entgegnete Uwarow und gab folgende Anekdote zum besten: Auf Araktschejews Gute Grusino wurde bei einem Bauer eine aus-

getrocknete Fledermaus gefunden, die er in seinen Kleidern eingnäht herumtrug; er gestand, daß er durch dieses Zaubermittel Araktschejew verderben wollte; Araktschejew ließ ihn zu Tode peitschen und rief ihm während der Exekution zu: „Ich selbst werde für dich eine Fledermaus sein!“ — So wurde er zu einer unheilbringenden Fledermaus für ganz Rußland.

„Wird sich denn wirklich niemand finden, der dem Kaiser über diesen Unmenschen die volle Wahrheit sagt?“ schloß Umarow seine Erzählung.

In der Türe zeigte sich das flache hölzerne Gesicht des Adjutanten Araktschejews, des Deutschen Kleinmichel. Er rief Golizhin zu:

„Darf ich bitten, Fürst.“

Fürst Valerian betrat den Sekretärsaal, einen großen finsternen Raum, dessen Fenster auf den Schloßgarten hinausgingen.

An einem Tisch, der mit grünem Tuch bedeckt war, saß Araktschejew. Vor ihm stand ein alter General, vielleicht einer der Helden des Jahres 12, ein Genosse Bagrations und Rajewskijs in jenen ruhmvollen Schlachten, von denen sich der Liebling des Zaren „infolge Nervenschwäche“ ferngehalten. Während ihm Araktschejew eine Rüge erteilte, stand der General vor ihm, mit gekrümmtem Rücken, den Kopf zwischen die Schultern eingezogen, wie ein Schuljunge da. Obwohl Fürst Valerian sein Gesicht nicht sehen konnte, — der Alte kehrte ihm den Rücken — konnte er doch nach seiner Gläze, die glänzend und rot, wie das Gesicht eines Neugeborenen war, und der blauroten Falte auf dem aus dem engen Kragen hervorquellenden Halse schließen, daß der alte Mann in tausend Ängsten schwebte.

„Ich glaube, mein Herr, daß Sie gar Lust hätten, den Dienst zu schwänzen; ich will aber nicht dulden, daß meine Untergebenen das sorglose Leben von Kammerjunkern führen.“ Araktschejew sprach mit gleichmäßiger, leiser, näselnder Stimme, beinahe flüsternd: in den kaiserlichen Gemächern durfte man doch nicht laut sprechen. — „Der Befehl Numero eintausendachtthundertdreiundsiebzig, von dem Sie behaupten, daß er Ihnen die Möglichkeit nimmt, Ihren Pflichten gewissenhaft nachzukommen, verlangt von Ew. Exzellenz nichts Unmögliches, wie es überhaupt in dienstlichen Angelegenheiten nichts Unmögliches geben darf...“

Man hatte den Eindruck, daß er imstande sei, mit dem gleichen Gesichtsausdruck und im gleichen Tonfall, ohne Pausen noch zwei, drei Stunden und beliebig lange zu sprechen.

Fürst Valerian hatte ihn schon einigemal flüchtig gesehen. Jetzt musterte er ihn aber mit besonderem Interesse, als sähe er ihn zum erstenmal im Leben.

Er war in den Fünftzigern, groß gewachsen, knochig und sehnig und hielt sich etwas gebückt. Zwischen den beiden oberen Knöpfen seiner dunkelgrünen Artillerieuniform trug er wie ein kleines Heiligenbild — ein Miniaturbildnis des seligen Kaisers Paul I. Sein Gesicht war durchaus nicht das eines Militärs, sondern ein typisches Beamtengeſicht. Seine glattrasierten Wangen waren eingefallen, seine Lippen fein, seine Nase dick, etwas aufgeworfen und gerötet, als ob er ewig Schnupfen hätte. Dieses Gesicht drückte weder Klugheit, noch Dummheit, weder Güte noch Bosheit, sondern nur Langeweile aus. Die halbgeöffneten Lider und die trüben Augen verliehen ihm das Aussehen eines Menschen, der soeben erst erwacht ist und gleich wieder einschlafen wird.

„Ich wünsche, daß alle Geschäfte ordentlich, schnell aber ordentlich erledigt werden; vielen Geschäften kann eine schnelle Erledigung übrigens nur Schaden. Dazu hat uns Gott die Vernunft gegeben; es gibt in der Welt nichts Gutes ohne Böses, und dabei gibt es immer mehr Böses als Gutes...“

Draußen schneite es große nasse Flocken. Ins Zimmer drang die Dämmerung, grau wie Spinnweben. Im grauen Spinnweben der Dämmerung, im grauen Spinnweben der eintönigen Worte herrschte jene fast mystische Langeweile, die wohl die Toten in ihren Särgen empfinden. Die Langeweile flößte tiefes Grauen ein.

Araſtschejew nickte: damit bedeutete er dem General, daß die Audienz zu Ende sei. Der Greis verließ das Zimmer rot und schweißgebadet, wie nach einem Dampfbade.

Golizhin näherte sich dem grünen Tisch.

„Ein Neffe des Fürsten Alexander Nikolajewitsch?“

„Zu Befehl, Durchlaucht.“

„Ich habe Ihnen zweierlei mitzuteilen, Fürst. Das erste ist: für das Tragen einer Brille in Gegenwart von allerhöchsten Personen muß ich Ihnen auf Befehl des Kaisers einen strengen Verweis erteilen. Das zweite betrifft Ihr Memorandum...“

Er reichte ihm das Schriftstück, das seinen eigenhändigen mit Rotstift hingeschriebenen Vermerk trug: „Wegen Endberlichkeit, zurück!“ Araſtschejew hatte es fertig gebracht, in diesen drei Worten drei orthographische Fehler zu machen.

„Sie dürfen es mir altem Mann nicht übel nehmen,“ sagte er, indem er Golizhin scharf in die Brauen und nicht in die Augen sah: dies war seine Art, die Leute, zu denen er sprach, anzusehen; sein Gesicht nahm den Ausdruck erheuchelter Liebenswürdigkeit an. — „Ich bin ein einfacher und ungebildeter Mann. Als armer Nowgoroder Landedelmann habe ich die gewöhnliche russische Bildung genossen. Das Lesen habe ich beim Küster der Dorfkirche gelernt; es ist daher kein Wunder, daß ich sehr wenig weiß. So kann ich bei meiner Einfalt unmöglich begreifen, was es für eine Verfassung ist, von der Sie in Ihrem Memorandum sprechen. In meinem ganzen langen Leben habe ich noch nie etwas von einer Verfassung gehört; ich war stets der Meinung, daß wir in Rußland die autokratische Regierungsform haben.“

Nun folgte wieder ein unendliches Spinnwebewebe von Worten; Fürst Valerian empfand nichts als tödliche, fast mystische Langeweile. Araktschejew erhob sich plötzlich von seinem Sessel, ging zum Kamin und winkte Golizhin zu sich heran: er wollte ihm wohl etwas sagen, was der Adjutant nicht hören durfte. Als Golizhin sich ihm genähert hatte, ergriff er einen Knopf seiner Uniform und flüsterte ihm noch freundlicher, beinahe einschmeichelnd zu:

„Es war immer mein Unglück, Durchlaucht, daß das Publikum von mir schlecht denkt. Übrigens hat einmal ein kluger Mensch gefragt: wieviel Dummköpfe machen ein Publikum aus? Daher habe ich auch keinen sonderlichen Respekt vor dem Sankt Petersburger Geschwätz: was ein Esel von mir spricht, das acht' ich nicht. Die Hauptsache ist, daß man ein reines Gewissen hat... Wie heißt dieser Gegenstand, wenn ich fragen darf?“

„Es ist ein Paravent, Durchlaucht.“

„Ja, ein Paravent. Auch Ihr ergebenster Diener ist nichts anderes, als so ein Paravent: was auch hinter meinem Rücken geschieht, alles muß ich mit meinem Gesicht decken. Es gibt nichts, für das ich nicht verantwortlich gemacht werde... Man beschimpft mich: Araktschejew ist ein Unmensch, Araktschejew ist ein Bösewicht, Araktschejew ist ein ‚Scheusal‘. Meine ganze Schuld besteht aber darin, daß ich einen aufrichtigen Charakter habe, niemandem schmeichle und den Willen meines kaiserlichen Herrn gewissenhaft erfülle. Was er mir auch befiehlt, tue ich. Wenn er mir die Proklamierung einer Verfassung oder selbst einer Republik befiehlt, so werde ich auch das sofort ausführen... Warum denn nicht?“

— Er ist gar nicht so dumm, — sagte sich Golizjin. — Aber was will er von mir? —

„Auch Ihr Onkel, Fürst Alexander Nikolajewitsch, ist auf mich schlecht zu sprechen. Ich trage ihm aber gar nichts nach, wie es auch im Evangelium heißt: Liebet, die euch hassen. Was aber dich, lieber Fürst Valerian Michailowitsch, betrifft, so zweifele ich nicht, daß du mich bald liebgewinnen wirst: du mußt erst einsehen, daß ich dich wie ein wahrhafter Christ behandle...“

Er schwieg; seine halbgeöffneten Augenlider fielen ganz zu; es schien, daß er Golizjin ganz vergessen hatte und am warmen Kamin stehend, einnickte. Golizjin betrachtete schweigend sein Gesicht. Er entdeckte auf seinem gespaltenen Kinn ein kleines weiches Grübchen, das auf diesem Gesicht sehr sonderbar wirkte; er mußte dieses Grübchen immer und immer wieder anstarren. Er dachte an das „empfindsame Herz“ Araktschejews, von dem der Kaiser nach dem Blutbade von Tschugujew sprach; auch die leibeigene Konkubine Araktschejews, die berühmte Nastja Minkina, fiel ihm ein: in zärtlichen Augenblicken küßte sie wohl eben dieses Grübchen im Kinn.

Plötzlich öffnete er ganz langsam ein Auge und blinzelte Golizjin zu; er sah ihm dabei wieder in die Augenbrauen.

„Nun, Fürst, ist es lange her, daß Sie Mitglied der Geheimen Gesellschaft sind?“ fragte er ganz unvermittelt.

„Von welcher Geheimen Gesellschaft belieben Durchlaucht zu sprechen?“ fragte Golizjin so naiv und ruhig, daß er selbst darüber staunte; sein Herz stand aber beinahe still; er sagte sich: So, jetzt geht es los!

„Sie wissen es nicht? Wir wissen aber alles, alles, und nicht nur das von Ihnen, sondern auch von Ihrem Onkel...“

„Was? Mein Onkel soll bei der Geheimen Gesellschaft sein?!...“ platzte Golizjin heraus. Er sah sofort ein, daß er eine unverzeihliche Dummheit gemacht hatte; es war aber zu spät.

„Warum staunen Sie so, wenn Sie nichts von der Geheimen Gesellschaft wissen? Vielleicht wissen Sie doch etwas, haben es aber nur vergessen? Was?“

„Wenn ich auch etwas wüßte, Durchlaucht, und es Ihnen sagen würde, so wäre ich ein Schuft und ein Denunziant!“ sagte Fürst Valerian erblassend, doch nicht aus Angst, sondern aus Haß.

„Beruhige dich, Fürst, laß es. Wenn du nichts sagen willst, so will ich auch nichts hören. Ich spreche ja zu dir wie ein Vater,

der nur dein Bestes will; ich will ja aus dir einen dem Kaiser nützlichen Menschen machen, denn du scheinst mir klug. Das mit der Brille ist Unsinn. Du hast den besten Leumund. Der Kaiser kennt dich noch vom Kongreß zu Verona her, dich und Schuwalow, den Bräutigam von Sofja Dmitrijewna; er spricht von dir immer sehr huldvoll. Heute bist du Kammerjunker, morgen vielleicht schon Kammerherr. Niemand wird mir einreden, daß es einen Kammerjunker gibt, der nicht gerne Kammerherr werden möchte... Überlege es dir, Fürst, überlege es dir gut. Über Nacht kommt guter Rat. Komme doch einmal zu mir nach Grusino, da können wir ungestörter plaudern. Besuche mich alten Mann, es wird mich sehr freuen, Ew. Durchlaucht bei mir auf meinem Ruhesitz empfangen zu dürfen..."

Golizkin fiel der Vers des Dichters Kņlejew ein: „Ich gebe nichts auf deine Huld, du Schuft!“ Als er die zwei Finger, die ihm Araktschejew als Zeichen höchsten Wohlwollens entgegenstreckte, berührte, fühlte er, daß dieses Wohlwollen noch viel erniedrigender sei, als eine Züchtigung mit Ruten.

* * *

Die Audienzen waren zu Ende. Kleinmichel zog sich zurück. Araktschejew schlich sich ganz leise auf den Zehenspitzen zur Türe des ersten der beiden Gemächer, die zwischen dem Sekretärsaal und dem Arbeitszimmer des Kaisers lagen, öffnete vorsichtig diese Türe und flüsterte:

„Jesimnitsch? He, Jesimnitsch?“

„Zu Befehl, Durchlaucht,“ antwortete gleichfalls flüsternd der Kammerdiener des Kaisers, Melnikow.

„Hat der Kaiser nach mir gefragt?“

„Nein, Durchlaucht.“

„War jemand da?“

„Niemand, Durchlaucht.“

Sie schlichen beide auf den Zehenspitzen durch die beiden leeren Gemächer. Als unter Melnikows Schritten plötzlich ein Dielenbrett knarrte, fuchtelte Araktschejew zornig mit beiden Armen. Alle seine Bewegungen waren schleichend, weich und leise wie die einer Fledermaus.

Vor der Türe des Arbeitszimmers blieben sie mit verhaltenem Atem, als ob da drinnen ein Sterbender läge, stehen und begannen

zu horchen. Zuerst neigte sich Melnikow zum Schlüsselloch und blickte hinein; dann tat Araktschejew dasselbe; beide taten es mit einer gewohnten raschen Bewegung. Der Kaiser war allein und las in einem Buch. Sie wechselten schweigend rasche Blicke.

Dann gingen sie wieder in den Sekretärsaal.

„Führe den Vater Photius so hinein, daß es niemand sieht.“

„Zu Befehl, Durchlaucht.“

„War der Wagen des Fürsten vom Quai noch nicht da?“

„Nein.“

„Und von der Eremitage?“

„Auch nicht. Wir haben überall Leute postiert, die den Wagen nicht passieren lassen.“

„Wenn etwas kommen sollte, wirst du es mir sofort melden.“

„Durchlaucht können ganz unbesorgt sein.“

„Vergiß es nicht, dem Kutscher Ilya zu sagen: er soll mir sofort, wenn der Kaiser auf die Fontanka fährt, einen Kurier in die Eitejnaja schicken.“

Auf die Fontanka bedeutete — zum Minister für geistliche Angelegenheiten, dem Fürsten Alexander Nikolajewitsch Golizhin.

Araktschejew holte aus der Tasche eine goldene Tabatiere heraus und drückte sie Melnikow in die Hand. Dieser wußte anfangs nicht, was er damit anfangen sollte; er öffnete die Dose und nahm eine Prise mit solcher Pietät, als ob er Heiligenreliquien küßte. Dann wollte er die Tabatiere wieder zurückgeben.

„Nimm sie nur, Jesimntsch, ich schenke sie dir zum Andenken.“

„Durchlaucht! Ich bin auch so schon überreich mit Gnaden überschüttet. . . Ich weiß gar nicht, wie ich danken soll. . .“ stammelte Melnikow und küßte ihm die Hand.

„Also, sieh zu, mein Lieber, daß alles klappt.“

„Durchlaucht können ganz unbesorgt sein.“

Als der Kammerdiener gegangen war, setzte sich Araktschejew in einen Sessel am Kamin zurecht und holte aus seinem Portefeuille einen Brief, den er soeben von Nastenka bekommen hatte:

„Mein lieber Vater und Wohltäter, Durchlaucht! Wenn Sie abwesend sind, habe ich keine Freude und keinen Trost, außer Tränen: ich weine in einem fort; ich male mir aus, Väterchen, wie Sie aus dem Schlafzimmer treten und mich für die Überraschung, die ich Ihnen zugebracht, küssen. Wenn ich mir aber denke, daß Sie verreist sind, fange ich gleich wieder zu weinen an. Wenn Sie noch lange aus-

bleiben, will ich lieber mit dem Wagen zu Ihnen in die Litejnaja kommen, als daß ich jeden Augenblick mit wundem Herzen an Sie denke. Auf unserem Gute, Väterchen, ist alles in Ordnung. Die Bauern sind gesund, ebenso das übrige Vieh und Geflügel. Matjuscha hat den Porzellandeckel vom Milchtopf zerschlagen, und ich habe ihn dafür mit Ruten bestraft. Wie Sie es, Väterchen, selbst befohlen haben, ließ ich den Nefed und den Koch Sinogen ordentlich mit Ruten durchpeitschen. Die Französin und die Herbstfavoritin haben in der vergangenen Woche gefalbt. In den Treibhäusern ließ ich die Fenster einsetzen. Zwei Säbchen gesalzenes Kalbfleisch sind verdorben; ich ließ sie der Dienerschaft geben. Schonen Sie sich doch um Christi willen, mein Herz! Bei feuchtem Wetter bleiben Sie lieber zu Hause. Und vergaffen Sie sich nicht in die jungen Weiber. Ich muß oft an Ihnen zweifeln, denn ich kenne Ihren unbeständigen Charakter; meine Liebe ist aber so groß, daß ich Ihnen alles vergebe. Wenn ich Sie nicht lieben dürfte, so wäre ich unwürdig, auf der Erde zu leben. — Ew. Durchlaucht bis zum Grabe ewig ergebene Dienerin — Nastja. — Ich küsse Sie auch unter die Halsbinde.“

Er schloß gerührt die Augen und stellte sich vor, wie sie ihn unter die Halsbinde, in das Grübchen am Kinn küßt. Er schlummerte ein. Im Schlafe hörte er die Töne der Äolsharfe, die auf einem der Türme von Grusino angebracht war, und in dieser Musik — die ihn einlullende Stimme Nastenjkas: „Schlafen Sie, Väterchen, schlafen Sie süß, — bei Ihrer schwachen Gesundheit bedürfen Sie der Ruhe...“

Plötzlich fuhr er zusammen und erwachte: vielleicht passen die Leute doch nicht gut auf und lassen Alexander Golizhin ins Schloß?...

Um die Schläfrigkeit zu vertreiben, begann er im Kopfe folgendes Exempel durchzurechnen: wieviel Besen werden in Grusino im Laufe eines Jahres verbraucht? In der Küche braucht man wöchentlich 2, macht im Jahre 104; im Dienstgebäude wöchentlich 5 und im Jahre 260; in den Treibhäusern, Stallungen usw. — im ganzen 1890 in 1 Jahre; in 5 Jahren sind es 9450, in 25 Jahren — 47250.

Nein, das Exempel war zu einfach. Er dachte sich ein schwierigeres aus: wieviel Schotter braucht man zu einer Chaussee von Grusino nach Tschudow?

Die Höhe eines jeden Schotterhaufens beträgt — 3 Arschin 7 Werschof; der Umfang — 6 Arschin 13 Werschof; die schräge

Fläche ist 4 Arschin 9 Werschok breit. Im Kopfe war es schwer zu berechnen. Er holte einen kleinen Papierseken und einen Bleistiftstummel aus der Tasche und begann zu rechnen; er schrieb die Zahlenkolonnen möglichst eng nebeneinander, denn er sparte stets am Papier.

Eine wunderbare freudlose und leidlose Ruhe umfing ihn; er fühlte sich gleichsam in der Ewigkeit.

Als er bereits mit Millionen von Kubikwerschoks operierte, ging die Türe aus dem Adjutantenzimmer leise auf und Kleinmichel meldete:

„Durchlaucht, es ist ein Bote von seiner Hoheit dem Großfürsten...“

„Habe ich dir denn nicht gesagt, du Teufelssohn, daß du jedermann hinaus-schmeißen sollst?!“ Araktschejew stürzte mit erhobener Faust auf ihn los und rief ihm ein ganz gemeines Schimpfwort zu.

Kleinmichel zuckte mit keiner Wimper und rührte sich nicht von der Stelle. Wenn die Faust Araktschejews auf dieses hölzerne ausdruckslose Puppengesicht niedersausen würde, gäbe es wohl einen trockenen, hölzernen Ton.

Araktschejew ließ die Hand sinken und flüsterte dem Adjutanten wütend zu:

„Hinaus!“

Er setzte sich wieder in seinen Sessel am Kamin. Die Rechnung wollte nicht vorwärts gehen: der Adjutant hatte alles durcheinandergebracht. Vor Ärger bekam er Herzklopfen und einen Anfall von Nervenschwäche.

„Mein Gott! Mein Gott!“ seufzte er auf, „keinen Augenblick läßt man mich in Ruhe!“

Er nahm Anismandeltropfen ein, beruhigte sich etwas und vertiefte sich wieder in sein Rechenerempel.

Wieder umfing ihn jene freud- und leidlose Ruhe; in der ganzen Welt gab es für ihn nichts als die zwei Reihen gleichmäßiger Schotterhaufen, die sich zu beiden Seiten der Chaussee in die Unendlichkeit hinzogen.

Fürst Valerian begab sich aber nach der Audienz bei Araktschejew zu seinem Freund, dem Fürsten Sergej Petrowitsch Trubezkoj, dem Direktor der Nordsektion der Geheimen Gesellschaft und teilte ihm seinen Entschluß, dieser Vereinigung beizutreten, mit. Nach einigen Tagen wurde auch seine Aufnahme vollzogen.

V.

„Die schöne Julie seufzt um ihren geliebten Tiodor und irrt mit milden Schritten, bleich, traurig und gesenkten Hauptes in der finsternen Öde eines Birkenhains, während der herbstliche Boreas die Erde mit vergilbtem Laube bestreut; das Bild des Herbstes flößt ihrem von Leid zerrissenen Wesen Empfindungen ein, die trüber sind, als die schwärzeste Melancholie.“

Das Buch hieß „Tiodor und Julie, oder die belohnte Standhaftigkeit. Eine ländliche Novelle.“ So oft Alexander, in den Tagen des Kaisers Paul, im Arrest auf der Hauptwache zu Gatschina saß, pflegte er sich die langen Herbstabende mit der Lektüre ähnlicher Romane und Novellen zu verkürzen. In den späteren Jahren kam er nicht mehr zum Lesen. Jahrelang nahm er nichts als Zeitungsausschnitte und Armeeberichte in die Hand. Doch während der letzten Krankheit hatte er wieder Geschmack an Lektüre gefunden.

Je langweiliger, dümmmer und altmodischer ein Roman ist, um so beruhigender wirkt er aufs Gemüt. Es ist wie ein altes Wiegenlied. Die vergilbten Seiten rauschen wie das gelbe Laub des Herbstes; ihnen entströmt der Duft des Herbstes, der traurige und süße Duft der Vergangenheit, dessen, was einst die Jugend war und inzwischen eine längst vergessene Vergangenheit geworden ist. Fünfundzwanzig Jahre sind erst darüber vergangen, er empfindet sie aber als zweieinhalb Jahrhunderte: so sehr hat sich alles verändert, so sehr ist alles und auch er selbst gealtert.

„Als aber der Winter vergangen war, kehrte der geliebte Tiodor zu seiner Julie zurück. Bei den Wurzeln wohlduftender Fliederbüsche ruhend, atmeten sie den Duft lenzlichen Ambers ein. Der milde Mond schwamm auf der emaillenen Hemisphäre.

— „Wie herrlich ist das Theater der jungen Reize der Natur!“ rief Julie aus, sich in den Armen ihres Tiodors einer höchst bewegten Ermattung hingebend.

— „O heilige Natur! — entgegnete Tiodor, — nur in deinem Tempel kann ein tugendamer Mensch wahrhafte Seligkeit empfinden. Ich möchte die ganze Welt verliebt an mein melancholisches Herz drücken, wie ich jetzt dich, o Julie, an mich drücke!...“

Er saß mit dem Buche in der Hand in einem bequemen Lehnfessel; das kranke Bein ruhte auf einem Schemel mit einer weichen

Saffianrolle: diese Vorrichtung hatte für ihn die Kaiserin Jelisaweta Alexejewna, die ihn während seiner Krankheit gepflegt hatte, er-sonnen.

Die bösertige Entzündung an dem linken Bein war die erste ernsthafteste Krankheit in seinem ganzen Leben. Die eiternde Wunde ging bis zum Schienbein durch; die Ärzte befürchteten sogar einen Brand. Jetzt war alles verheilt. Er mußte sich aber noch sehr schonen. Manchmal hatte er noch Schmerzen; zuweilen, wenn er lange stehen mußte, wie z. B. heute in der Kirche beim Totenamt, schwellt das Bein wieder an. Heute ist ja der 11. März, der Todes-tag Kaiser Pauls I.: der 11. März 1801 — der 11. März 1824.

„So stehe ich schon mit einem Fuß im Grabe!“ sagte er sich, sein krankes Bein mit jenem bitteren Lächeln betrachtend, das in der letzten Zeit immer häufiger auf seinen Lippen spielte.

Infolge der allzu langen Unbeweglichkeit war das Bein eingeschlafen, gleichsam erstarrt. Er mußte die Lage ändern, doch war er zu faul, sich zu rühren.

Er hatte sich vorhin vorgenommen, um fünf Uhr an die Arbeit zu gehen; die Uhr schlug fünf, halbsechs, sechs, er hatte aber noch immer nichts begonnen.

Nach der Krankheit überkam ihn jetzt sehr oft eine unbezwingbare Trägheit, eine grauenhafte, tödliche Schläfrigkeit; er war imstande, stundenlang so dazusitzen, ganz unbeweglich, den Blick auf irgendeinen Punkt geheftet, ohne zu arbeiten, ohne zu denken, während seine Seele einschließ und erstarrte, wie das franke Bein; in seinem Kopfe regten sich nur unbedeutende Gedanken, zufällig haften gebliebene Worte, was im Geiste daselbe Prickeln erzeugte, wie das Blut in einem eingeschlafenen Gliede. Heute pochte in seinem Gehirn unausgesetzt und eintönig wie ein Uhrpendel ein dummes Liedchen. Eine Verszeile hatte er vergessen; er gab sich die größte Mühe, auf sie zu kommen; sie wollte ihm aber nicht einfallen. Ohne diese Zeile waren die Verse sinnlos:

Wie eitel und lose . . .
Es hat sich zur Rose
Der Wermut gesellt.

Was für Reime gibt es denn auf „gesellt“? Geld? Bellt? Zelt? Nein, einer unsinniger als der andere. Doch je unsinniger etwas ist, umso zudringlicher bestürmt es die Gedanken.

Dann kam ihm noch etwas Ähnliches in den Sinn: als ihm neulich Jelisaweta Alegejewna riet, statt der langweiligen russischen Romane doch lieber Werke von Walter Scott zu lesen, fiel ihm eine Anekdote ein, die er von seinem Bruder Konstantin Pawlowitsch, einem großen Liebhaber ähnlicher Wortspiele, gehört hatte: Als eine alte Dame aus der Provinz zufällig über den Dichter Walter Scott sprechen hörte, machte sie die Bemerkung: „Herr Voltaire ist ja allerdings ein großer Freigeist, doch darf man ihn deswegen noch nicht ein Dieb nennen“ (russisch heißt Skot — Dieb). — „Walter Scott, Voltaire Skot; Walter Scott, Voltaire Skot“, wenn man es schnell vor sich hersagt und die Namen auf der ersten Silbe betont, so klingen beide Wortkombinationen wirklich sehr ähnlich.

„Die Entzündung kam eben an jene Stelle, wo der Fuß schon einmal verletzt war!“ ging es ihm plötzlich durch den Kopf. Es fiel ihm wieder ein, daß vor drei Jahren, bei einem Kavalleriemanöver ein wildes Pferd nach ihm ausgeschlagen und dabei diese Stelle — das linke Schienbein getroffen hatte. So war es auch in seiner Seele: die Wunde war anscheinend verheilt, und doch fühlte er ab und zu wieder Schmerzen: Wunde auf Wunde, Schlag auf Schlag; das Schlimmste aber ist, daß sich daraus immer noch ein Brand entwickeln kann. Nein, lieber nicht daran denken. Lieber wieder der Unsinn: „Walter Scott, Voltaire Skot.“

Wie eitel und Iose . . .

Es hat sich zur Rose

Der Wermut gesellt.

Er stand auf, reckte sich und gähnte ganz langsam, und so krampfhaft, daß ihm die Backenknochen wehtaten. „Zuweilen ist das Gähnen schwieriger als das Weinen,“ ging ihm sein alter Gedanke durch den Kopf. „Wer weiß, vielleicht ist in der Hölle nicht Heulen und Zähneklappern, sondern nur ein Gähnen, eine Langeweile, eine Ewigkeit von Langeweile?“

Die Uhr schlug etwas. „Wie spät ist es? — Die Ewigkeit. — Wer hat es eigentlich gesagt? Ja, der verrückte Dichter Batjuschkow; Schukowskij hatte es ihm neulich erzählt. Stunde auf Stunde, Ewigkeit auf Ewigkeit, Wunde auf Wunde, der 11. März und der 11. März... Nein, lieber nicht daran denken...“

Er ging an den Schreibtisch und wollte arbeiten. Da bemerkte er auf dem Malachittintensaß Staub. Der Dienerschaft war es verboten, seinen Schreibtisch abzustauben: er fürchtete, daß sie dabei

seine Papiere durchstöbern könnten. Er wuschte mit einem Stück Sämischeder den Staub vom Tintenfaß. Dann bemerkte er, daß einer der Armlenchter, die auf dem Kamin zu beiden Seiten der Uhr standen, fehlte. Wenn die Ordnung im Zimmer irgendwie gestört war, konnte er unmöglich arbeiten. Er holte aus dem Ärmel-ausschlag sein altes einfaches Schildpattlorgnon hervor und sah sich mit seinen kurzichtigen Augen nach dem fehlenden Armlenchter um.

Das Arbeitszimmer war ein Eckzimmer, und seine Fenster gingen auf die Newa und das Admiralitätsgebäude hinaus. In der Einrichtung gab es weder Vergoldung, noch Schnitzarbeit; die Wände waren grau und kahl. Auf der Decke waren in dunkelgrüner Farbe geflügelte Siegesgöttinnen, Trophäen, Streitwagen und Reiter im altrömischen Geschmack gemalt. Die Möbel im Stile des Napoleonischen Kaiserreichs, waren rot lackiert und hatten Bronzebeschläge; wenn irgendein Möbelstück einen Fleck oder eine Schramme bekam, wurde es sofort durch ein neues ersetzt; alle Möbel steckten in billigen rosagestreiften Überzügen, die dreimal jährlich gewaschen wurden. Der Parkettfußboden war glatt und schlüpfrig wie Eis. An der einen Wand stand zwischen den Fenstern ein großer Schreibtisch; mitten im Zimmer standen noch mehrere kleine, mit grünem Tuch bedeckte Tische, die wie Spieltische aussahen; auf einem jeden Tisch lagen Akten eines bestimmten Ressorts, standen ganz gleiche Tintenfassner mit ganz gleichen Bündeln von Gänsefedern: jede Feder wurde vom Kaiser nur ein einziges Mal benützt; wenn sie auch nur zu einer Unterschrift gedient hatte, wurde sie sofort durch eine neue ersetzt; darauf hatte der Kammerdiener Melnikow zu achten, der für das Beschneiden der Federn ein Jahresgehalt von dreitausend Rubel bezog. Unter allen Tischen lagen ganz gleiche blau-gemusterte rote Teppiche. Überall lagen saubere Staublappen und Stücke Sämischeder herum. Zwei ganz gleiche Kamine standen einander genau gegenüber: über dem einen ein Pallastopf, über dem anderen ein Junostopf; hier eine Bronzeuhr mit einem Achilles, dort eine mit einem Hector; hier zwei Kandelaber und dort zwei Kandelaber. Alles war hier symmetrisch, regelmäßig und einheitlich. „In allen Dingen liebe ich die Einheitlichkeit,“ pflegte Araktschew zu sagen und Alexander ihm nachzusprechen.

Endlich entdeckte er in einer entfernten Ecke auf einem Schachtischen den fehlenden Armlenchter; er stellte ihn sofort auf den richtigen Platz zurück.

Auch die fehlende Verszeile fiel ihm ein:

Wie eitel und lose
Ist das Glück dieser Welt:
Es hat sich zur Rose
Der Wermut gesellt.

Dies gewährte ihm die gleiche Befriedigung wie der wiedergefundene Armleuchter. Jetzt war alles in Ordnung. Er setzte sich beruhigt an den Schreibtisch.

Vor ihm lagen zwei Denkschriften des Reichsratmitglieds und Admirals Mordwinow. Sie behandelten die Todesstrafe und die Knute.

„Die Todesstrafe wurde in Rußland vor mehr als siebenzig Jahren abgeschafft,“ schrieb Mordwinow. „Ihre Wiederaufnahme in das unter der Regierung des Kaisers Alexander I. neu herausgegebene Strafgesetzbuch erfüllt mein Herz mit Sorge und Trauer. Ich wage nicht daran zu glauben, daß diese Strafe unter der glücklichen Regierung seiner Majestät notwendiger geworden ist, als sie es in jenen Tagen, wo sie abgeschafft wurde, war.“

„Ja, sie ist jetzt wirklich notwendiger,“ sagte sich Alexander. „Wenn es einmal zu einem Gericht über sie kommt...“

Er fuhr zusammen wie vor plötzlichem Schmerz; legte die Denkschrift fort und nahm die andere, die von der Knute handelte, vor.

„Seit jener für die ganze Menschheit denkwürdigen Zeit, als alle Völker Europas die Tortur abgeschafft haben, hat nur Rußland die Knute behalten, was den ausländischen Nationen das Recht gibt zur Behauptung, daß unser Vaterland sich noch in einem barbarischen Zustande befinde. Die Knute ist ein entsetzliches Werkzeug; sie zerfetzt den menschlichen Körper, reißt das Fleisch von den Knochen, läßt ganze Blutströme emporspritzen und berieselst mit ihnen den Körper; diese Tortur ist grausamer als alle bekannten, denn alle anderen Torturen sind von kürzerer Dauer: zwanzig Knutenschläge nehmen eine ganze Stunde in Anspruch; wenn aber eine größere Zahl zudiktirt ist, dauert diese Qual oft von Sonnenaufgang bis Sonnenuntergang.“

Die Denkschrift schloß mit dem Vorschlag, „die Knute, als eine dem heutigen Stande der Aufklärung und Sittlichkeit des russischen Volkes nicht mehr entsprechende Strafe für immer abzuschaffen.“

Vor sieben Jahren erging an den Reichsrat der kaiserliche Befehl, die Knute abzuschaffen; in diesen sieben Jahren war aber

noch immer nichts geschehen; wenn er es dem Reichsrat wieder befehlt, werden wieder sieben Jahre vergehen, ohne daß etwas geschieht.

Wäre es denn nicht einfacher, jetzt gleich die Feder zu ergreifen und auf dem Rande der Denkschrift die Worte hinzuschreiben: „So ist unser Wille“? Ja, wenn er nicht einmal das darf, wozu taugt dann die ganze Autokratie? Und doch darf er es nicht. „So ist unser Wille“ — und nichts geschieht.

Was wird dazu Araktschejew sagen? Nur das, was er schon einmal gesagt hat: „Ich kann Ihnen nur das eine sagen, Väterchen: Mordwinow ist ein Hohlkopf. Ich will gerne mit ihm darüber sprechen, ich weiß aber im voraus, daß er mir nichts Vernünftiges sagen wird.“ Die altersschwachen Senatoren werden aber gleich zu tuscheln anfangen: „Rußland kann nicht ohne Knute bestehen!“ Nach ihrer Ansicht bedeutet das Ende der Knute den Anfang der Revolution.

Er dachte an den Ukas, durch den die absolut überflüssigen, auf allen Straßen des Reiches aufgestellten Schlagbäume abgeschafft werden sollten; denn sie kamen nur den alten Invaliden zugute, die jeden Reisenden um ein Trinkgeld anbettelten und bei Verweigerung eines solchen den Schlagbaum fallen ließen und so das Wagenverdeck ruinierten. Der Ukas war bis auf die Unterschrift fertig; der Kaiser überlegte sich aber die Sache und unterschrieb ihn nicht. „Was du dir auch ausklügest, alles bleibt doch beim alten,“ pflegte Araktschejew zu sagen; und er hatte recht. Lohnte es sich denn, im alten Misthaufen herumzuwühlen?

„Sie sollten doch die Wand neu tünchen lassen,“ sagte jemand zu Krnlow, auf einen vom Kopf des Dichters herrührenden Fettfleck hinweisend.

„Nein, mein Lieber: kaum ist der eine Fleck weg, so sieht schon ein neuer auf der gleichen Stelle. So käme man aus dem Tünchen nie heraus,“ erwiderte Krnlow.

So ging es auch ihm. Die Fett- und die Blutflecken genierten ihn nicht mehr; er hatte schon längst jeden Gedanken, sie zu beseitigen, aufgegeben. Vor Jahren hatte er sogar den Absolutismus abschaffen wollen; er konnte aber nicht einmal mit den Schlagbäumen fertig werden; natürlich wird er auch die Knute nie abschaffen. „Was du dir auch ausklügest, alles bleibt doch beim alten.“

Es gab aber eine Zeit, als er an die Möglichkeit eines neuen Rußlands glaubte. „Man mag von mir sagen, was man will, — in der Tiefe meiner Seele bin ich Republikaner, und ich werde mich nie daran gewöhnen, autokratisch zu regieren.“ Wenn er sich nicht gleich bei seiner Thronbesteigung vom Absolutismus los sagte, so nur darum, weil er vor der Verleihung der großen Freiheiten an das Volk, seine gesetzmäßige Macht zu einem Staatsstreich von der edelsten Art benützen wollte. Der Krieg mit Napoleon hinderte ihn zunächst an der Ausführung dieses Vorhabens. Nach der Niederwerfung des äußeren Feindes war er freilich auf die Idee einer inneren Befreiung zurückgekommen. War denn sein wichtigstes Lebenswert — die heilige Allianz etwas anderes, als die letzte Befreiung der Völker? Sie setzte ja an Stelle von Gesetzen das Evangelium, an Stelle von Menschenmacht die Macht Gottes. Wenn alle Könige der Erde ihre Kronen zu Füßen des einen Himmlischen Königs niederlegen, so daß der Heiland selbst zum einzigen und unbeschränkten Beherrscher der christlichen Völker wird, werden die Worte des Vaterunfers „Dein Reich komme, dein Wille geschehe im Himmel wie auf Erden“ in Erfüllung gehen. Daran glaubte er fest.

Ja, er glaubte und glaubt noch heute daran. Doch — was du dir auch auskugelst, alles bleibt doch beim alten.

„Ein harmloses Geschwätz, ein hohl klingendes Monument,“ hatte Metternich von der Heiligen Allianz gesagt.

Das Evangelium ist eben eine Sache für sich, und die Knute wieder eine Sache für sich.

Die Blutströme sollen nun weiter emporspritzen, das Fleisch soll von den Knochen gerissen werden — zwanzig Knutenschläge in der Stunde, alle drei Minuten ein Schlag, und so vom Sonnenaufgang bis zum Sonnenuntergang. Vielleicht wird auch jetzt, während er dieses denkt, die Strafe an irgend jemand vollzogen...

Wenn man die Strafe nicht ganz abschaffen kann, so kann man sie vielleicht doch irgendwie mildern?... Eine Milderung der Knutenstrafe. „Eine wattierte Knute“ hatte jemand von ihm gesagt; er kannte diesen Ausdruck aus einem Berichte der Geheimpolizei. Er liebte es, solche Worte und Äußerungen zu sammeln: sie waren wie Salz für seine Wunden.

Es fiel ihm auch noch folgendes ein: als er die Verfassungsrede für den Polnischen Landtag vorbereitete und wie ein Schauspieler

vor einem Spiegel schöne Gebärden und wirkungsvolle Mienen einübte, überraschte ihn bei dieser Tätigkeit ein Adjutant; er muß noch heute bei der bloßen Erinnerung erröten. Die polnische Verfassung wurde später die „Spiegelverfassung“ genannt; er wußte warum.

„Herr Alexander ist von Natur ein großer Schauspieler und Liebhaber schöner Gebärden,“ hatte von ihm die Großmutter gesagt.

Ist dem wirklich so? Ist denn an ihm alles Trug, Lüge, Gebärdenenspiel vor dem Spiegel? Ist denn jenes Gefühl, das sich seiner wieder bemächtigt — der Ekel vor sich selbst — die letzte Wahrheit?

Wenn es noch wenigstens ein Grauen wäre! Er empfindet aber kein Grauen, sondern nur jene ewige, gähnende Langeweile, die schrecklicher ist, als Heulen und Zähneklappern.

Mielleicht ist der alte Zustand doch noch besser und beruhigender? Sich wieder in den bequemen Sessel sinken lassen, das kranke Bein auf dem gepolsterten Schemel ausstrecken und in der Lektüre von „Liodor und Julie“ fortfahren? Oder den Blick unbeweglich an irgendeinen Punkt im Zimmer heften und unbeweglich, ohne etwas zu tun und ohne an etwas zu denken, darsitzen, bis die Seele erstarrt und einschläft, im Kopfe das gleiche Gefühl entsteht, wie in einem eingeschlafenen Bein und im Gehirn sich wieder nur ganz unbedeutende Gedanken regen: „Walter Scott, Voltaire Skot“...?

Er machte eine ungeheuerere Anstrengung und erhob sich mit solcher Eile, als ob er fürchtete, daß seine Kräfte im letzten Augenblick versagen könnten. Er ging zum großen Schreibtisch, machte in fieberhafter Hast eine Schublade auf und holte einige Schriftstücke hervor.

Es war ein Bericht des Generals Benkendorf über die Geheime Gesellschaft und eine vom Kaiser selbst auf Grund dieses Berichtes verfaßte Denkschrift.

Der Bericht behandelte ausführlich die Geschichte, die Entstehung und die Entwicklung der Geheimen Gesellschaft, ihre Einteilung in zwei Sektionen — die Nordsektion, mit dem Sitz in Petersburg, und die Südsektion — mit dem Sitz in Tultschin, Wassilkow und Kaminka; er nannte die Namen der Direktoren und die Ziele der Gesellschaft; bei der Nordsektion — bestanden sie in der Beschränkung der Monarchie, bei der Südsektion — in der Einsetzung einer Republik; ihre Mittel: bei den einen geheime Propaganda, bei den andern — militärischer Aufstand, Revolution und Zarenmord.

Auf Grund dieses Berichtes wäre es ein Leichtes gewesen, die Verschwörung im Keime zu ersticken und das Verschwörernest mit einem Griff auszunehmen.

Vor vier Jahren hatte er diesen Bericht erhalten, und vier Jahre lang ruhte das Schriftstück in seiner Schublade. Nachdem er ihn nur einmal gelesen, sperrte er ihn im Schreibtisch ein und nahm ihn nie wieder heraus, als ob er die ganze Sache vergessen hätte. Er hatte nichts unternommen und mit niemandem über die Sache gesprochen. Dem Bentendorf wich er seitdem immer aus und vermied es, ihm in die Augen zu sehen; der General konnte den Grund dieser Ungnade unmöglich begreifen.

Es war so, als ob er alles vergessen hätte; in der That hatte er aber gar nichts vergessen. Wie ein Verbrecher, der ohne an sein Verbrechen zu denken, es doch immer vor Augen hat; wie ein Schwerkranker, der, ohne an seine Krankheit zu denken, sie doch immer fühlt, — so konnte auch er während dieser vier Jahre keinen Tag, keine Stunde und keine Minute Vergessen finden.

Gleich unter dem ersten Eindruck des Berichtes begann er für sich eine Denkschrift zusammenzustellen, um sich zu beruhigen und seine eigenen, allzu nahen, schrecklichen und verworrenen Gedanken zurückzudrängen und zugleich zu klären; anfangs wollte er auch Araktschejew in alles einweihen; er fand aber später nicht die Kraft dazu. Kaum hatte er seine Abhandlung begonnen, als ihn auch sofort die Kräfte verließen: das Denken war ihm schwer, das Sprechen oder Schreiben aber — unmöglich.

Jetzt las er den Bericht wieder durch. Er überflog auch seine eigene unvollendete Denkschrift. Sie begann mit den Worten:

„Ich höre, daß der verderbliche Geist der Freidenkerei sich bereits stark in der Armee verbreitet hat, oder sich zumindest stark verbreitet... Die Verseuchung der Geister ist eine allgemeine...“

An einer anderen Stelle hieß es französisch:

„Diese Herren wollen mir Angst machen; sie verfügen über eine große Macht und können jedermann erhöhen oder zugrunde richten. Es ist die Rede vom Ausfindigmachen von Mitteln zum Kampfe gegen den sogenannten Zeitgeist, jenen satanischen Geist, der schnell und heimlich wie in Europa so auch in Rußland die Herrschaft des Bösen verbreitet. Nur der Heiland allein kann uns mit Seinem göttlichen Worte ein Mittel angeben. Rufen wir Ihn also aus der Tiefe unserer Herzen an, auf daß Er uns Seinen heiligen

Geist sende. Die Karbonari sind jetzt überall verbreitet. Doch mit Hilfe der Göttlichen Vorsehung will ich Europa und folglich auch Rußland vor der Pest der Revolution schützen...“

Auch jetzt fühlte er sich wieder außerstande, in diesen Betrachtungen fortzufahren. Er mußte schweigen, geduldig tragen und die schreckliche und beschämende Wunde vor allen verheimlichen.

Er wußte genau, was seine Untätigkeit für Folgen hatte: er wußte, daß er keinen Tag, keine Stunde und keine Minute zögern durfte; daß die Verschwörung während dieser vier Jahre gewaltige Fortschritte gemacht hatte, daß er durch seine Untätigkeit das Böse begünstigte und Rußland zugrunde richtete, und daß er sich dafür vor Gott zu verantworten haben werde. Er wußte alles und unternahm nichts.

Worin fand er aber Trost und Rechtfertigung?

Er führte immer ein Taschenbuch bei sich, das ihm einst Fürst Metternich, sein erster Ratgeber im Kampfe gegen die Revolution, geschenkt hatte. Auf dem Titelblatt standen die Worte: „Nicht vorwärts kommen lassen“; weiter folgte ein alphabetisches Verzeichnis aller verdächtigen Personen, sowohl in Rußland, wie auch im Auslande. Metternich hatte die Liste begonnen, Alexander — hatte sie vervollständigt. Wenn ihm eine neue Persönlichkeit vorgestellt wurde, schlug er zuerst im „Sibyllinischen Buch“, wie Maria Antonowna das Taschenbuch nannte, nach; wenn er darin den betreffenden Namen fand, so ließ er den Menschen nicht vorwärts kommen und verfolgte ihn offen und heimlich. In der Liste standen auch viele Mitglieder der Geheimen Gesellschaft; in den vier Jahren waren viele Namen hinzugekommen, die in Benkendorfs Bericht noch nicht erwähnt waren. Und dies war sein Trost: „Ich habe sie alle,“ sagte er sich, „in meiner Hand; wenn die Zeit kommt, will ich sie vernichten.“

Auch jetzt suchte er Trost in diesen Listen: er holte das Taschenbuch hervor, las die Namen und machte unter „G“ eine neue Eintragung: „Kammerjunker Golitzin, mit der Brille.“

„Mit dem sollte ich eigentlich sprechen. Er ist ja Sophies Freund und kann also nicht mein Feind sein. Ihn überführen, ihm ins Gewissen reden und so erreichen, daß er alles bereut. Zuerst ihn vornehmen und dann die andern. Wer weiß? Vielleicht ist alles übertrieben. Vielleicht ist das Ganze keine Verschwörung, sondern nur ein Kinderstreich? Etwas abwarten, vielleicht verzieht sich alles von selbst?“

Er suchte Trost und fand ihn nicht. Es war so, als ob jemand eine Pestbeule auf seinem Körper betrachtete und sich dabei sagte: „Es ist nichts... Ein kleines Bläschen, wird schon von selbst vergehen.“ Jetzt wußte er aber, daß es von selbst nicht vergehen konnte und daß sein Taschenbuch als Werkzeug gegen die Geheime Gesellschaft nur so viel bedeutete, wie ein Lämpchen mit Öl für eine Pestbeule.

Und wieder kam ihm Krnlow, der Faulenzer Krnlow in den Sinn. Über dem Sofa, auf dem der Dichter ganze Tage zuzubringen pflegte, hing ein großes schweres Bild; einer der beiden Aufhängehaken war herausgefallen, und so hing es nur an einem Haken und ganz schief.

„Nehmen Sie sich in acht, Iwan Andrejewitsch,“ sagte jemand zu ihm: „wenn das Bild herunterfällt, sind Sie auf der Stelle tot!“

„Mein. Nach den Gesetzen der Mechanik wird das Bild eine Kurve beschreiben und an meinem Kopfe vorbeifliegen.“

„Es wird vorbeifliegen“ — so dachte er einmal von der Verschwörung. Jetzt wußte er aber, daß es ihn doch treffen werde.

Während seiner Krankheit hatte er es in Erwartung des Todes eingesehen, daß er seinem Rußland unmöglich diese Erbschaft hinterlassen durfte; er hatte sich geschworen, im Falle der Genesung etwas gegen die Geheime Gesellschaft zu unternehmen. Und gerade diesen heutigen Tag, den für ihn heiligsten und schrecklichsten Tag im Jahre, — den 11. März, hatte er sich festgesetzt, um irgend etwas zu beschließen.

Was sollte er aber beschließen? Einen Prozeß gegen die Verschwörer? Eine Reihe von Hinrichtungen?

„Ich darf sie weder richten, noch strafen: ich habe einst selbst ihre Ideen geteilt und begünstigt und trage selbst die allergrößte Schuld.“ Diese Worte entfuhrn ihm bei der ersten Nachricht von der Geheimen Gesellschaft, die ihm einst General Wassiltschikow noch vor dem Berichte Benkendorfs gebracht hatte.

Ja, das erste und schuldigste Mitglied der Geheimen Gesellschaft war er selbst. Das „Nichtöffentliche Komitee“, das einst in diesen Räumen des Winterpalais seine Versammlungen abhielt und aus vier jugendlichen Verschwörern — Cartoranski, Nowossilzew, Kotschubej und ihm selbst, dem Kaiser Alexander Pawlowitsch — bestand, das war die Wiege der Geheimen Gesellschaft.

Der Benkendorfsche Bericht enthielt im Anhang die Statuten

des „Wohlfahrtsbundes“. Auf dem Programm des Bundes standen: Beschränkung der Monarchie, Volksvertretung, Abschaffung der Leibeigenschaft, öffentliche Rechtsprechung, Freiheit der Presse und des Gewissens; das waren lauter Dinge, die er einst selbst gewünscht hatte.

Wie oft hatte er sich schon gesagt: Ich wünsche dies oder jenes zu tun, wo nehme ich aber die Leute her? Wen soll ich damit betrauen? Hier sind die richtigen Leute. Sie kamen selbst zu ihm, er wies sie aber ab. Wenn sie jetzt an ihm vorbeigingen und gegen ihn waren, wer war schuld daran?

Er sprach, und sie vernahmen es. Er lehrte, und sie lernten von ihm. Er befahl, und sie führten es aus. Er war seinen eigenen Lehren untreu geworden, sie blieben aber treu. Wofür soll er sie richten? Wofür strafen? Wenn sie die Schlinge verdienen, so verdient er den Mühlstein um den Hals, denn er hat diese Geringsten geärgert. Wenn er sie richtet, so richtet er nur sich selbst. Wenn er sie straft, so straft er nur sich selbst.

Er ist der Vater, sie sind die Kinder. Und wenn er sie hinrichten läßt, begeht er Kindermord. Mit dem Vatermord hat er begonnen und wird wohl mit dem Kindermord enden. Im Blute hat er seinen Thron bestiegen und wird ihn im Blute wieder verlassen. Der 11. März und wieder der 11. März.

Dieses Grauen, das er herbeisehnte, sollte ihn aus dem schrecklichen Todeschlafe wecken. Nur aus diesem Grauen konnte er schließen, daß seine Seele noch lebte.

Nein, er wird nie etwas beschließen, nichts unternehmen. Was auch kommen mag, er wird schweigen, dulden und die schreckliche, beschämende Pestbeule vor allen verheimlichen.

Er packte die Papiere zusammen, legte sie in die Schublade zurück und verschloß sie mit dem Bewußtsein, daß er sie nie wieder herausholen werde.

In der Tiefe der Schublade bemerkte er noch ein einzelnes vergilbtes Papierblatt. Es war ein sehr alter Brief. Er wußte genau, von wem er war, an wen gerichtet und wovon er handelte. Er wollte ihn anfangs lesen, überlegte es sich aber und beschloß, ihn später einmal vorzunehmen. Er legte den Brief ganz obenhin, so daß er ihn immer gleich zur Hand haben konnte.

Er trat ans Fenster und sah hinaus. Der Nebel hatte sich verzogen; offenbar war es kälter geworden. Die nassen Schneeflocken

fielen nicht mehr. Man hörte das Knirschen der eisernen Schaufeln, mit denen der Quai vom Schnee gesäubert wurde, — das bekannte Petersburger Frühjahrsgeräusch. Man bestreute die Granitplatten mit gelbem Sand: der Kaiser liebte, in dieser Jahreszeit auf dem Quai zu spazieren. Der von eingesteckten schiefstehenden Tannen flankierte Schlittenweg über die weiße Fläche der Nawa war bereits schwarz geworden. Die leuchtende Turmspitze der Peterpaulsfestung ragte in die dunkelvioioletten Wolkenstreifen und in die hellgrünen Himmelstreifen hinein. Im Westen, über dem Börsengebäude, das mit seinen zahlreichen Säulen einem antiken Tempel glich, war der Himmel noch blasser, noch grüner, noch goldiger; er war so unendlich klar und so unendlich traurig wie ein Blick... Wessen Blick?

„Nein, nein, nicht daran denken...“ wollte er sich sagen. Es war aber zu spät: die Erinnerungen standen schon wieder vor ihm.

Es war die letzte Familientafel bei Kaiser Paul I., am Vorabend der schrecklichen Nacht; sie alle, seine Frau und seine Kinder glaubten, daß er verrückt sei, und er, der Vater, glaubte, daß sie alle Mörder seien. Sie aßen und tranken, sprachen und scherzten, als ob nichts bevorstünde. Nach Tisch ging aber Paul auf Alexander zu, umarmte und küßte ihn zum Abschied, bekreuzte ihn, legte ihm beide Hände auf die Schultern und blickte ihm so liebevoll in die Augen, wie noch nie zuvor. Einen Augenblick lang schien es beiden, daß sie einander alles sagen und alles vergeben würden.

Nun blickt ihm wieder der hellgrüne Himmel in die Tiefe seiner Seele; er ist so unendlich klar, so unendlich traurig wie jener letzte Blick. Jetzt können sie sich aber nichts mehr sagen, nichts mehr vergeben.

Beide Augenblicke erschienen ihm plötzlich zu einem einzigen Augenblick verschmolzen, als ob zwischen ihnen gar keine Zeit vergangen wäre, als ob die Zeit nicht vorwärts, sondern rückwärts gegangen wäre. Die Vergangenheit näherte sich ihm; nun ist sie schon da, und sie wird nie wieder hinter ihm versinken. Die letzten drei- undzwanzig Jahre seines Lebens, — Napoleon, der Brand von Moskau, die Einnahme von Paris, die Siege, der Ruhm, die Macht, — alles verschwand wie ein Traum; alles war nie gewesen; dieser ewige Augenblick aber war, ist und wird für immer bleiben.

Jetzt verstand er erst, warum er die Verschwörer nicht richten durfte.

Er ließ sich in den Sessel fallen und bedeckte sein Gesicht mit den Händen.

Jemand klopfte an die Türe. Er fuhr zusammen, wandte sich um und erblickte, — wie in jener schrecklichen Nacht.

Er ließ eine geraume Weile vergehen, bis er auf das Klopfen antwortete. Als nach einigen Minuten der Kammerdiener Melnikow Licht hereinbrachte, (es war inzwischen dunkel geworden,) — und den Archimandriten Photius meldete, saß der Kaiser wieder in seinem Sessel, das kranke Bein vor sich hingestreckt, das Buch in der Hand. Sein Gesicht war so ruhig, daß niemand erraten konnte, was er erst eben durchgemacht hatte.

VI.

Der diensthabende Kammerdiener Melnikow meldete dem Kaiser den Archimandriten Photius. Der Kaiser befahl, ihn vorzulassen.

Über die geheime Subowsche Stiege, die so finster war, daß man sie auch am Tage nur mit Licht betreten konnte, wurde Photius ins Palais geführt.

In alten Zeiten hallten auf dieser Stiege Miaurufe, mit denen die Hofdamen den jungen Kater zur alten Kaße herbeiriefen, — den Favoriten Platon Subow zur Großmutter Katharina. Über die gleiche Stiege gelangten später zum Enkel alle die Leute, mit denen er sich über religiöse Dinge unterhielt: die Staatsrätin Tatarinowa, eine Angehörige der Christy-Sette, die Prophetin Krüdener, der Hoflakai Kobeljow, ein Abgesandter des Skopzengottes Sseliwanow, Graf Joseph de Maistre, ein Abgesandter des römischen Papstes, englische Quäker, der geistesranke Trommler Nikituscha und noch viele andere.

Während Photius die Stufen hinauffstieg, bekreuzigte er ununterbrochen sich selbst, alle Ecken, Winkel, Türen und Mauern des Schlosses, denn er glaubte, daß „hier Legionen von finsternen Mächten haufen.“

Als er das Arbeitszimmer des Kaisers betrat, erhob sich dieser, um ihn zu begrüßen und seinen priesterlichen Segen zu empfangen. Photius schien ihn aber gar nicht zu bemerken; er suchte mit den Augen in allen Ecken, ließ seine Blicke von der marmornen Pallas über dem Kaminspiegel zu den geflügelten Siegesgöttinnen und den Triumphwagen auf der Decke schweifen und entdeckte endlich hoch

oben in einer Ecke ein kleines Heiligenbild. Er bekreuzigte sich langsam und andächtig. Erst dann blickte er den Kaiser an.

Der Kaiser verstand dieses Benehmen: erst sollst du dich vor dem himmlischen König verbeugen, und dann vor dem irdischen. Es gefiel ihm.

„Ich bitte Sie um Ihren Segen, Vater Photius.“

„Im Namen des Vaters, des Sohnes und des Heiligen Geistes. Der Herr segne dich!“

Er bekreuzigte ihn mit der gleichen Gebärde, wie ein Dorfgeistlicher die einfachen Bauern bekreuzigt. Auch das gefiel dem Kaiser.

Der Kaiser küßte dem Mönch die Hand. Photius zog die Hand nicht fort, sondern schob sie beinahe aufdringlich dem Kaiser vor die Lippen. Nein, diesem Menschen braucht man nicht beizubringen, daß der Kaiser es nicht gerne sieht, wenn man vor ihm niederkniet; eher wird er selbst den Kaiser vor sich niederknien lassen.

Photius starrte auf den Kaiser mit vor Angst weit aufgerissenen Augen; es war aber keine gewöhnliche menschliche Angst; wie vorhin auf der Stiege bekreuzigte er auch jetzt ununterbrochen sich und die ganze Umgebung: hier in der Nähe des Zaren und vielleicht auch im Zaren selbst hausten wohl noch größere Legionen von finsternen Mächten.

„Nehmen Sie, bitte, Platz, Ehrwürden...“

Der Kaiser stockte: er wußte nicht genau, ob man einen Archimandriten mit Ehrwürden anredet, wie er überhaupt mit den kirchlichen Ämtern und Titeln wenig vertraut war. Auch machte ihm die russische Sprache einige Schwierigkeiten, besonders wenn es sich um religiöse Dinge handelte; er war gewohnt, solche Gespräche französisch oder englisch zu führen.

Photius setzte sich, doch nicht auf den Stuhl, den ihm der Kaiser an seiner Seite anwies, sondern in einiger Entfernung an das Fenster. Er saß ungeschickt auf dem äußersten Stuhlrande.

„Es freut mich, Sie zu sehen,“ fuhr der Kaiser fort. Er wußte nicht recht, wie er anfangen sollte. „Fürst Golizhin hat mir viel von Ihnen erzählt... Und auch Graf Araktschejew,“ fügte er hastig hinzu, denn es fiel ihm ein, daß Photius und Golizhin verfeindet waren. „Ich wollte mit Ihnen schon längst über die kirchlichen Angelegenheiten, die zu meinem großen Kummer sich nicht so entwickeln, wie sie es sollten, sprechen. Ich möchte Sie um eines

bitten: sagen Sie mir nur die reine Wahrheit. Wenn Sie es nur wüßten, Vater, wie selten ich die Wahrheit zu hören bekomme, und wie sehr ich der Wahrheit bedarf..." schloß er mit aufrichtiger Bewegung.

„Allergnädigster Kaiser, Kaiserliche Majestät!“ begann Photius feierlich seine wohl vorbereitete Rede. Plötzlich stockte er, als ob er alles vergessen hätte. Er wischte sich mit einem Tuch den Schweiß aus der Stirne, winkte konfus mit der Hand, hob etwas den Saum seiner Soutane und holte aus dem Schafte seines groben Bauernstiefels einen Paß eng beschriebener Zettel hervor.

„Hier ist alles, alles,“ stammelte er eilig und scheu um sich blickend. „Wenn du alles wissen willst, Kaiser, so höre mich an... Hier ist alles, ganz genau nach der heiligen Schrift zusammengestellt.“

Er las den Titel:

„Der Plan, Rußland zugrunde zu richten und das Mittel, diesen Plan in aller Heimlichkeit und glücklich zustanden zu machen.“

Der Kaiser war etwas schwerhörig und hörte die Worte des Mönches nur halb. Seine Gedanken waren auch mit anderen Dingen beschäftigt: er besann sich auf alles, was ihm Golizyn über Photius erzählt hatte.

Er wurde als Sohn eines armen Dorfküsters auf Stroh geboren, — wie das Knäblein in der Krippe zu Bethlehem. Sein ganzes Leben lang litt er Unglück, Krankheiten, Wunden, Verfolgungen und Mißgeschick jeder Art. Er war arm und nackt, hungrig und obdachlos; als er nach Petersburg ins Priesterseminar kam, lief er jeden Feiertag zu Fuß vom Kloster zu einer Tante, die auf dem Wassiljewskij Ostrow wohnte, um sich von ihr ein Stück Fleischbuchen, oder einen Groschen für Tee zu erbetteln. Als er Lehrer für Religion am ersten Kadettenkorps wurde, begann er einen erbitterten Kampf gegen die Freimaurer, Illuminaten, Mystiker und sonstige Diener des Antichrists. Vom heiligen Eifer erfüllt, erhob er furchtlos wie der Prophet Elias seine Stimme, gleich einer Kriegstrompete; wie ein wahnsinniger Bettler trieb er sich überall umher, schrie, klagte an und bestürmte die Festung der Feinde. Auf dem Hofe des Korpsgebäudes verbrannte er in Gegenwart der Kadetten, unter Anathemarufen, einen ganzen Haufen ketzerischer Bücher. Er bestach die Diener in jenen Häusern, wo Versammlungen von Mystikern abgehalten wurden; die Diener bohrten Löcher in die Mauern und Zimmerdecken, durch die er alles, was in den Versammlungen



MARIA ANTONOWNA NARYSCHKIN

vorging, beobachtete und belauschte, um es später dem Metropolitcn und dem Oberpolizeimeister zu melden. Schließlich setzten die Feinde angeblich eine Million für die Ermordung des Photius aus. Mit Hilfe der Kadetten gelang es ihm, zu entkommen. Er sprang nachts, nur mit dem Hemd bekleidet, zum Fenster hinaus und rettete sich über die Gartenmauer auf die Straße. Er kämpfte mit den Teufeln, die ihm in schrecklichen Gestalten erschienen, ihn schlugen und an den Haaren herumzerrten; sie erschienen zuweilen auch als lichte Engel verkleidet und versuchten ihn mit teuflischer List: „Ehrwürdiger Vater Photius, verrichte doch irgend ein Wunder: versuche doch, die Ncwa vor dem Schlosse zu Fuß zu überschreiten.“ Er lebte keusch, peinigte sein Fleisch, trug schwere Eisenketten auf dem bloßen Körper, schlief in einem Sarg und nährte sich oft wochenlang, wie eine Biene, ausschließlich von Lindenblüten und Honig; — er versagte sich sogar Tee und trank statt dessen eine Abkochung aus Fenchel. Von langem Fasten war er oft so erschöpft, daß er kaum stehen konnte und wie ein Schatten wankte. Er zitterte immer vor Frost und trug selbst im Sommer einen Pelzmantel. In der Karwoche fastete er aber so streng, daß sein Magen zusammenschrumpfte und wie eine Nußschale wurde; um sich später wieder langsam an das Essen zu gewöhnen, wog er sich die Rationen auf einer Apothekerwage ab.

Während ihm alle diese Erzählungen durch den Kopf gingen, musterte der Kaiser aufmerksam das Gesicht des Archimandriten.

Es war hager, trocken und spitzig, gleichsam stachelig; die Augen waren stechend wie Fischgräten, funkelnd, grau und raubgierig wie bei einem Marder; Haar und Bart waren rötlich und weich wie Marderfell. Auf der durchsichtigen wachsbleichen Gesichtshaut waren hie und da blaue Flecken, wie bei einer Leiche, hervorgetreten. Er konnte keinen Augenblick ruhig sitzen und rückte immer scheu und unruhig wie ein gefangener Marder hin und her. In all dem Wilden steckte auch etwas Kindliches und Armseliges; man hatte unwillkürlich den Wunsch, das Tier zu streicheln und zu zähmen, — wenn es nur nicht beißt!

Photius las keuchend, stammelnd und flüsternd aus seinen Zetteln vor. Die einzelnen Worte, die der Kaiser verstehen konnte, erschienen ihm wie ein Delirium.

„Die Zahl des Tieres ist 666. Dies ist das große Geheimnis der kommenden Zeiten. Im Jahre 1836 soll die Herrschaft des Tieres beginnen. Die Parole lautet: zerstört die Altäre und stürzt

die Throne. Unter dem Namen des Tausendjährigen Reiches und einer theokratischen Regierung wird die neue Religion des kommenden Antichrists, verkündigt... eine weltumfassende Revolution..."

„Ich bitte Sie, Vater Photius,“ unterbrach ihn der Kaiser, „ich höre schlecht auf dem linken Ohr, setzen Sie sich bitte etwas näher zu mir.“

Photius fuhr zusammen und blickte scheu auf, wechselte aber sofort den Platz. Er las weiter. Der Kaiser hörte zu und traute seinen Ohren nicht: Photius behauptete, daß die Heilige Allianz eine revolutionäre Verschwörung sei.

„Ich verstehe Sie nicht, Vater Photius. Die Kirche erfleht doch selbst in ihren Gebeten den Anbruch des Tausendjährigen Reiches der Heiligen auf Erden?“

Dies hatte er von Golizhin gehört, der ihm die Bedeutung der Heiligen Allianz in diesem Sinne erklärt hatte; das Zustandekommen der Allianz wurde auch feierlich von der Kanzel in allen Kirchen des Reiches verkündet.

„Was hat sie da zu erflehen? Alles ist ja schon längst erfüllt,“ gab Photius mürrisch zur Antwort.

„Wann ist es erfüllt? Und wo?..“

„Seit den Tagen des heiligen Konstantin des Apostelgleichen ist alles in der orthodoxen weltumfassenden Kirche in Erfüllung gegangen. Ein anderes Reich wird es aber nie geben. Wir glauben nur daran, was uns die Väter überliefert haben. Alles, was darüber hinausgeht, kommt vom Teufel.“

Der Kaiser widersprach nicht mehr, schüttelte aber zweifelnd den Kopf: sollten denn wirklich alle die Kriege, Aufstände, Revolutionen, die Spaltung der Kirchen und die brudermörderischen Kämpfe unter den Völkern — das Reich Gottes auf Erden wie im Himmel bedeuten?

„Ich habe alles genau nach der Heiligen Schrift zusammengestellt. Hör' nur zu...“

Er rückte wieder unruhig hin und her und holte aus den Stiefelschäften, Ärmelausschlägen und Taschen immer neue Zettel heraus. Er schien ganz mit Zetteln gespielt zu sein.

Der Kaiser fürchtete, daß diese Vorlesung nie aufhören würde.

„Wissen Sie was, Vater Photius: lassen Sie mir Ihre Zettel da, ich will sie gelegentlich aufmerksam lesen. Jetzt wollen wir lieber

etwas sprechen. Sagen Sie mir alles, was Sie auf dem Herzen haben . . .“

Photius begann wieder hin und her zu rücken und sich zu bekreuzigen. Schließlich legte er doch alle Zettel auf den Tisch, erhob sich, näherte sich dem Kaiser, reckte den Hals und flüsterte ihm ins Ohr:

„Bald wird ganz Rußland von einer Revolution wie von einer Feuersbrunst ergriffen werden. Das Brennholz ist längst vorbereitet, das Feuer wird eben angelegt. Das Ministerium für geistliche Angelegenheiten, die Bibelgesellschaft, die Freimaurer, Illuminaten und das übrige Mystikergesindel — stellen eine große Verschwörung dar. Ein entsetzliches Blutbad wird vorbereitet. Es ist schon feierlich die Parole ausgegeben worden, die Schwertler zu ergreifen und alle niederzumachen. Weißt du aber, wer der Hauptschuldige und der böseste von allen Bösewichten ist?“

„Wer?“

„Golizhin.“

„Vater, was sagen Sie da?! Ich kenne den Fürsten Alexander Nikolajewitsch seit dreißig Jahren. Wir sind zusammen aufgewachsen, und ich liebe ihn wie einen Bruder. Wenn er der Anstifter ist, so bin auch ich . . .“

„Auch du, auch du, frommer Kaiser und Gesalbter des Herrn, gräbst dir aus Unwissenheit selbst die Grube des Verderbens. Wenn du nicht bereust, so kommst auch du in das Netz des Teufels! . . .“

Zitternd wie ein Espenblatt sprang er auf, richtete auf den Kaiser seine brennenden Augen und schrie ihn wie wahnsinnig an:

„Gott ist mit uns! Der Herr der Heerscharen ist mit uns! Was kann ein Mensch mir antun? Du bist ein Zar und kannst alles, du kannst mich zertreten wie ein Wanderer die Ameise zertritt, und ich bin vernichtet. Töte mich, strafe mich, nimm meine Seele! Ich fürchte nichts! Ein Anathema allen Feinden des Herrn! . . .“

In seiner erhobenen Rechten blickte etwas wie ein Dolch auf. Es war ein Kreuzifix.

Auch der Kaiser erhob sich und wich etwas zurück. „Ein Verrückter!“ ging es ihm durch den Kopf.

„Es stehe Gott auf, daß seine Feinde zerstreuet werden! Wie das Wachs zerschmilzt vom Feuer, so müssen umkommen die Gottlosen vor Gott!“ schrie Photius, sein Kreuz wie einen Dolch schwingend. „Wenn du, Zar, meine Worte nicht vernimmst, so bleibt mir

nur eines übrig: das Evangelium in die eine und das Kreuz in die andere Hand zu nehmen, auf die Straßen zu gehen und zu rufen: „Rechtgläubige Christen! Steht mir bei!“ Ganz Rußland wird es vernehmen, und viele werden sich um mich scharen! Wenn durchaus eine Revolution kommen muß... Gott ist mit uns! Der Herr der Heerscharen ist mit uns! Sende, Gott, deine Donner und Blitze herab und vernichte die Feinde! Herr, rette uns! Herr, säume nicht!...“

Händeringend und stöhnend fiel er dem Kaiser zu Füßen. Er zitterte wie in einem Krankheitsanfall.

„Stehen Sie auf, stehen Sie doch auf... Ich bitte Sie, lassen Sie das...“ suchte ihn der Kaiser zu beruhigen.

Photius wollte aber nicht aufstehen; mit einer Hand hielt er sich krampfhaft wie ein Ertrinkender am Kaiser fest.

„Rette, hilf, beschütze mich, mein Zar, du Gottgesandter, Vielgeliebter! Ich bin dein getreuer Knecht, ich bin dir wie meinem Gott ergeben. Willst du, daß ich dir alles, alles sage? Wie man den Plan der Revolution heimlich und glücklich zustanden machen kann?“

Er flüsterte ihm wieder ins Ohr:

„Ich hatte ein Gesicht von Gott: wir wandelten zudritt auf dem Wasser wie auf Trodenem, — ich, du und er...“

„Wer?“ fragte der Kaiser von mystischem Grauen erfaßt.

„Graf Araktschejew,“ erwiderte Photius. „Graf Araktschejew ist eine Stütze des Vaterlandes und der hervorragendste Mann. Er erscheint wie der heilige Georg der Siegreiche. Er ist treu, aufrichtig und liebt die Kirche Christi. Ihm kannst du alles vertrauen, er kann alles. Ich bin mit ihm. Wir wandeln zudritt auf dem Wasser wie auf Trodenem. Väterchen und Zar, Eure kaiserliche Majestät! Im Jahre zwölf hast du den leiblichen Napoleon besiegt. Den geistlichen Napoleon, den Antichrist selbst kannst du innerhalb drei Minuten mit einem Federstrich besiegen! Du brauchst nur einen Ukas zu unterschreiben: die Bibelgesellschaft wird aufgelöst, Golschin wird abgesetzt, das Ministerium für geistliche Angelegenheiten wird abgeschafft. In drei Minuten ist dann durch einen Federstrich die ganze Revolution vernichtet!“

Er erhob sich vom Boden, fiel aber sofort erschöpft in einen Sessel; er war beinahe bewußtlos; das rötliche Haar klebte an der schweißbedeckten Stirne; er starrte unverwandt auf einen Punkt und

schien nichts zu sehen und auch nicht zu wissen, wo er sich befand. Auf dem leichenblaffen Gesicht waren noch mehr blaue Flecken hervorgetreten; die Nase war spitz wie bei einem Leichnam.

„Ein Verrückter?“ dachte Alexander. „Warum ein Verrückter? Doch nicht nur deshalb, weil er kein Rednertalent hat, kein Höfling im Priestergewand, sondern ein einfacher ungelerner Bauer ist, wie einer von jenen galiläischen Fischern, die der Herr ausersehen hat, um die Weisen dieser Zeit zu beschämen. Ist denn nicht alles, was er gesagt hat, wahr? Es handelt sich doch wirklich nicht um Golizin allein. Es ist ja wahr, daß ich selbst dem Geiste der gottlosen Willkür, dem satanischen Geiste der Revolution gedient habe und ihm, aus Unwissenheit, vielleicht auch jetzt noch diene. Woher weiß er alles? Wie konnte er so klar in meinem Herzen lesen? Vielleicht ist er doch der Mann Gottes, der in Kraft und Herrlichkeit zu mir herabgesandt worden ist, um mich zu retten?... Ich habe aber...“

Photius kam zur Besinnung, rührte sich und stand mit großer Anstrengung auf. Er hatte wohl endlich eingesehen, daß man nicht sitzen darf, wenn der Kaiser steht; zugleich begriff er, daß die Unterredung zu Ende sei. Er holte eilig noch einen vergessenen Zettel hervor und legte ihn auf den Tisch zu den anderen. In dieser Gebärde kam wieder etwas Kindliches und Armseliges zum Durchschein, was den Kaiser in seinem Gefühl, den Mönch beleidigt zu haben, bestärkte. Er ergriff seine Hand und sagte:

„Ich verspreche Ihnen, Vater Photius, über alles, was Sie mir gesagt haben, nachzudenken, und bitte Sie, versichert zu sein, daß ich alles, was nur in meiner Macht liegt, tun werde. Wenn ich aber etwas Ungehöriges gesagt habe, so vergeben Sie es mir um Christi willen. Gedenken Sie meiner auch in Ihren Gebeten, ja, ich bitte Sie darum...“

Wie es bei ihm oft vorkam, rührten ihn seine eigenen Worte zu Tränen.

Ganz langsam, mit vor Schmerz verzerrten Zügen (das Bein schmerzte dabei heftig; er empfand jetzt aber den Schmerz als einen Genuß) sank er vor Photius in die Knie; er war sich der Schönheit dieser majestätisch-demütigen Pose wohl bewußt, als sähe er sich im Spiegel, und dies rührte ihn noch mehr. In seinem Halse empfand er das gewohnte würgende und prickelnde Gefühl.

Da ist ein Priester, dem er alles beichten könnte, vor dem er das schrecklichste und heiligste Geheimnis seiner Seele wie vor Jesus

Christus aufdecken könnte, dem er von seiner ewigen Qual, vom vergossenen Blut des Vaters erzählen könnte. Wem dieser auf Erden Absolution erteilt, dem wird auch im Himmel alles verziehen werden.

Ohne mehr an die Schönheit der Pose zu denken, fast unbewußt, berührte er mit seiner Stirne die Füße des Mönches.

Der Teergeruch der Bauernstiefel kam ihm süßer vor, als der Moschusgeruch der schwarzen Spitzen der Baronin Krüdener. Er fühlte sich plötzlich erleichtert, als ob die blutige Last der Krone, die ihn sein ganzes Leben lang bedrückt hatte, für einen Augenblick abgefallen wäre.

In den Augen des Priesters leuchtete Freude auf; er legte beide Hände auf den Kopf des Kaisers, wie auf seine Beute.

„Der Herr segne dich!“

Er beugte sich wieder zu ihm und flüsterte ihm ins Ohr:

„Denke daran, denke daran, denke daran: wir drei — ich, du und er!“

Als Photius das Arbeitszimmer durch die eine Türe verließ, bemerkte er in der anderen, die etwas offen stand, ein Auge Araktschejew, der die ganze Szene belauscht und beobachtet hatte.

Als Photius fort war, steckte Araktschejew, ohne einzutreten, seinen Kopf ins Zimmer.

„Alegej Andrejitsch, bist du es?“ rief ihn der Kaiser so ängstlich und vorsichtig an, wie er nur zu ihm allein sprach: so spricht man mit einem schwer Kranken, innig geliebten Freund. — „Komm herein.“

Araktschejew betrat das Arbeitszimmer.

VII.

Die alte Feindschaft zwischen den beiden Günstlingen des Kaisers — Araktschejew und Golizhin hatte sich in der letzten Zeit so sehr zugespitzt, daß der Kaiser selbst darunter zu leiden begann. Jetzt mußte er wählen und den einen dem andern opfern. Er konnte aber keinen der beiden entbehren: Araktschejew brauchte er für die irdischen Dinge, Alexander Nikolajewitsch Golizhin — für die himmlischen.

Golizhin hatte den Kaiser zum Christentum bekehrt: sie pflegten zusammen zu beten und die Heilige Schrift zu lesen; sie hatten zusammen die Bibelgesellschaft und die Heilige Allianz begründet und das Reich Gottes im Himmel wie auf Erden herbeigesehnt. Aber auch ohne Araktschejew konnte er nichts unternehmen, konnte sich überhaupt nicht rühren.

Das Schlimmste aber war, daß Araftschejew, wie es der Kaiser ahnte, sich gegen Golizhin mit dem Metropolitener Seraphim und dem Archimandriten Photius verschworen hatte. Die ganze Geistlichkeit haßte Golizhin; bisher hatte sie den Haß verheimlicht, sich ins Unvermeidliche gefügt und geschwiegen. Erst als Photius auftrat, kam unter die Geistlichkeit Bewegung und Aufruhr.

„Golizhin hat sich zum Patriarchen ernannt, hat das ganze Priestertum zugrunde gerichtet, hat alles selbst in die Hand genommen!“ schrie Photius. Die andern unterstützten diese Anklagen. „Aus dem heiligen Synod hat er eine Kanzlei seines Ministeriums, oder offen gesagt, — einen Abort gemacht.“

Zwischen dem Ministerium und dem Synod war in der letzten Zeit ein wahrer Rattenschwanz von Streitigkeiten entstanden. Der Kaiser hoffte aber wie immer, auch hier Unversöhnliches zu versöhnen und es beiden Teilen recht zu machen.

Dies wollte er eben mit Araftschejew besprechen. Sie waren aber beide viel zu verschlossen, um gleich mit den Worten herauszukommen. Sie sprachen von allen möglichen Dingen, gingen vorsichtig um den Brei herum, verstellten sich und spielten gleichsam Blindekuh; sie beobachteten und betasteten einander wie zwei Kämpfer vor dem Streite.

Der Kaiser lobte Photius. Araftschejew stimmte ihm zu.

„Ein heiliger Mann ist er, Majestät und Väterchen, ein wahrhaft heiliger Mann. Wir haben nur zwei solche Männer in Rußland: der eine ist Vater Photius, der andere — Vater Seraphim, der Glaubenseiferer von Sarow.“

Wie alle Schwerhörigen, war auch der Kaiser schüchtern und empfindlich: er liebte es nicht, wenn man mit ihm zu laut sprach, denn es kränkte ihn, wenn man ihn als Tauben behandelte; sprach man aber leise, so fürchtete er, etwas zu überhören. Araftschejew allein verstand es, ohne die Stimme zu erheben, so deutlich zu sprechen, daß der Kaiser jedes Wort hörte.

„Was sollen wir nur mit Golizhin anfangen, Alexej Andrejitsch?“ begann der Kaiser mit erheuchelter Gleichgültigkeit, als er sich überzeugt hatte, daß Araftschejew dieses Thema um nichts in der Welt von selbst berühren würde. Er warf ihm einen schnellen Blick zu; Araftschejews Gesicht war wie versteinert, und der Kaiser ahnte, daß Unheil im Anzuge sei.

„Ich weiß wirklich nicht, was wir mit ihm tun sollen . . .“

fuhr er ängstlich und einschmeichelnd fort. „Alle Geschäfte stehen still. Du solltest doch mit dem Metropolitensprechen und ihn zu einer Versöhnung mit Goltzin zu bewegen suchen. Das könntest du wirklich tun. Tu es mir zu Gefallen, mein Freund...“

„Zu Befehl, Majestät. Wie Sie es mir befehlen, so werde ich es auch ausführen,“ erwiderte Araktschew in trockenem militärischem Tone, beinahe grob, wobei sein Gesicht noch härter wurde.

„Du sollst es dir nur nicht irgendwie falsch deuten, Alexej Andrejitsch, um Gottes willen! Ich habe es nur so gesagt... Wenn du... Wenn dir...“ Das eisige Schweigen Araktschewes ließ ihn stocken und brachte ihn ganz aus der Fassung. Er erschrak und be-reute, dieses Gespräch angefangen zu haben.

Beide schwiegen eine geraume Weile, ohne einander anzublicken.

„Majestät,“ sagte schließlich Araktschew mit jener dumpfen, feierlichen Grabesstimme, die der Kaiser über alles fürchtete. „Ich halte es für meine Pflicht, als treuer Untertan Ew. Majestät nur die reine Wahrheit zu sprechen. Sie waren so gnädig, mich selbst daran zu gewöhnen. Da ich auch den göttlichen Zorn fürchte, will ich...“

„Nicht doch, Alexej Andrejitsch... Ich habe ja gar nichts gesagt...“ versuchte ihn der Kaiser zu besänftigen.

„... Da ich auch den göttlichen Zorn fürchte,“ fuhr Araktschew schonungslos fort, „muß ich Ihnen die reine Wahrheit sagen. Ich kümmere mich nie um fremde Handlungen; da ich aber aus Erfahrung weiß, daß es mehr schlechte Menschen gibt als gute, und daß in der Welt mehr Böses als Gutes geschieht, habe ich mir ein für allemal vorgenommen, mit niemand zu verkehren und mich einzig und allein meiner Amtstätigkeit zu widmen. Es wäre aber rucklos, wenn ich Ew. Majestät Dinge verschweigen würde, von denen ich Kenntnis habe. Fürst Alexander Nikolajewitsch Goltzin...“

Seine Stimme wurde plötzlich hoch, weinerlich und durchdringend. Der Kaiser versuchte nicht mehr, ihn zu unterbrechen. Er lauschte ihm mit gesenktem Kopf und gleichsam schuldbeladen, wie jener alte General, dem Araktschew neulich eine Rüge erteilt hatte.

„Fürst Goltzin ist ein Feind des Zaren und des Vaterlandes, ein ruckloser Hochverräter. Das Erscheinen gottloser Bücher durchbohrt die Herzen wohlgesinnter Untertanen mit tiefem Schmerz. Die Lektüre der im ganzen Reiche verbreiteten Bibeln weckt im gemeinen

Volk freigeistige Ideen. Wie leicht kann es zu einer Revolution kommen! Die Verseuchung der Geister ist eine allgemeine. Freigeistigkeit, Unzucht, Revolution...“

Der Kaiser erwartete zitternd, daß Araktschejew die Rede auf die Geheime Gesellschaft bringen würde. Araktschejew ließ aber den Kaiser, wie immer, im unklaren, ob er von dieser Verschwörung etwas wußte oder nicht. So ließ er diese Angst beständig über dem Haupte des Kaisers schweben.

„Im übrigen geschehe alles nach dem Willen Ew. Majestät; ich habe die Sachen nur so geschildert, wie ich sie mit meinem bescheidenen Verstand auffasse. In meinem einundfünfzigsten Lebensjahre brauche ich nicht erst Gehorsam und Schweigen zu lernen; denn ich bin beides von meiner Jugend auf gewöhnt. Der Befehl Ew. Majestät soll ausgeführt werden!“ Er erhob sich und stand stramm wie ein Soldat in der Front.

„Alexej Andrejitsch!... Alexej Andrejitsch!...“ rief der Kaiser bekümmert. „Du weißt doch, wie sehr ich dir...“ Er wollte sagen: ergeben bin. „... Wie sehr ich dich liebe... So viele Jahre leben wir zusammen!... Und jetzt willst du auf einmal...“

Er sah voraus, was geschehen sollte; obwohl er aus Erfahrung wissen konnte, daß nichts geschehen werde, überkam ihn doch bei jedem neuen Auftritt dieser Art die Angst, daß Araktschejew ihn verlassen könne; und dann wäre er verloren.

„Väterchen Majestät, ich weiß, daß meine Ergebenheit ebenso grenzenlos ist, wie die Gnaden, mit denen Sie mich überschütten. Weder mein Verstand, noch meine Worte reichen aus, um meine Dankbarkeit auszudrücken. Da ich mich aber alt und gebrechlich fühle, muß ich um meinen Abschied bitten. Das Alter bedrängt mich hart, alle Knochen tun mir weh. Ich werde von Stunde zu Stunde schwächer, ich vergehe wie ein Wachslicht. Es ist Zeit, daß ich mich zur Ruhe begeben. Habe schon lange genug gedient. Ich bitte mich ganz von meinen Amtspflichten zu entbinden, die mir in Folge meines aufrichtigen Charakters zur Last fallen und meine Gesundheit bedrohen... Sollen andere mein Amt weiterführen, ich kann nicht mehr... ich kann nicht mehr... Meine Zunge kann nicht lügen... Die aufrichtige Seele des in Gott ruhenden Kaisers Paul I., meines Wohltäters, sieht auf mich vom Himmel herab und billigt die Gefühle, die mich beseelen...“

Er hob die Augen zum Himmel und schluchzte, erst leise, dann

immer lauter. Der Kaiser beobachtete ihn mit wachsendem Grauen: Tränen konnte er schon gar nicht vertragen.

„Alezej Andrejitsch! Alezej Andrejitsch!“ flehte er ihn an. „Was ist nun das? Was habe ich dir getan... Mein Gott, mein Gott!...“

Er rang die Hände, streckte ihm seine Arme entgegen, griff sich an den Kopf.

„Geben Sie mir den Abschied, Väterchen!“ Araftschejew schwamm plötzlich in Tränen. Er hustete, rang um Atem, zitterte wie im Krampfe und sank in einen Sessel. Unter Husten und Weinen jammerte er mit einer schrecklichen, hohen, winselnden Altweiberstimme: „Den Abschied, den Abschied!... Schicken Sie mich nach Zurukan!... Als Platzmajor!... Jagen Sie mich alten Narren fort!... Araftschejew ist ein Unmensch!... Araftschejew ist ein Drache!... Araftschejew ist ein Scheusal!...“

Der Kaiser sprang bleich und zitternd auf; während Araftschejew sich in sein Taschentuch aushustete, sah er ängstlich hin, ob kein Blut käme: Araftschejew machte dem Kaiser schon längst mit seinem angeblichen Bluthusten Angst. Alexander winkte plötzlich wie verzweifelt mit der Hand, ließ sich gleichfalls in einen Sessel sinken, stützte beide Ellenbogen auf den Tisch, drückte seinen Kopf mit den Händen zusammen, schloß die Augen und verstopfte die Ohren, um nichts zu sehen und zu hören.

Araftschejew schneuzte sich sehr laut, beruhigte sich allmählich und blickte den Kaiser verstohlen mit einem langen, ruhigen, durchdringenden Blicke an. Als er sich vergewissert hatte, daß dieser genügend vorbereitet war, stand er leise auf und schlich unhörbar mit gekrümmtem Oberkörper zum Kaiser; auf der grauen Mauer huschte ein schwarzer Schatten, der Schatten einer riesengroßen Fledermaus. Er sank in die Knie und kroch so zu den Füßen Alexanders.

„Verzeihe mir, Väterchen!... Ich habe dir Kummer bereitet, verzeihe es mir altem Narren, um Christi willen!“

Er nahm leise des Kaisers Hand und küßte sie. Dieser fuhr zusammen, wandte sich um, blickte ihn ängstlich lächelnd, als glaube er noch nicht an das große Glück, an, brach plötzlich in Tränen aus und fiel ihm um den Hals. Sein Gesicht erstrahlte; er glied in diesem Augenblick Sophie, dem kranken Mädchen, das sich gestern mit dem gleichen Gesichtsausdruck an ihn schmiegte.

„Alezej Andrejitsch, mein lieber Freund! Du mußt mir erst

verzeihen... Reden wir nicht mehr davon. Habe ich denn?... Mein Gott, mein Gott, kann ich denn ohne dich leben?... Wenn du mich verläßt..."

"Ich verlasse dich nicht, Väterchen, nie verlasse ich dich!... Wohin sollte ich mich wenden? Ich habe ja nur dich und meinen Gott, sonst niemand auf der ganzen Welt..."

"Den Golizhin aber..." stammelte der Kaiser, ganz trunken vor Freude, "wegen Golizhin kannst du unbesorgt sein; ich wollte ihn ja schon selbst... Golizhin wird morgen abgesetzt!"

"Nein, Kaiser, laß den Golizhin sein, tu ihm nichts. Ich will wirklich mit dem Metropolitensprechen, etwas wird sich schon machen lassen."

"Also gut, gut. Wie du es... wie wir es beide beschließen... Wenn wir nur zusammenhalten, so muß ja alles gut werden!" Er blickte ihn unter Tränen glücklich lächelnd, beinahe verliebt an. "Schone dich aber, mein Teurer, denke an deine Gesundheit! Du hustest ja schon wieder. Hast dich wohl erkältet. Trinkst du noch fleißig Stutenmilch?"

"Ja, Väterchen, ja. Doch ist es nicht die Stutenmilch, sondern einzig und allein dein Wohlwollen, das mir mehr nützt, als jeder heilkräftige Balsam! Ich erstrebe nichts anderes, ich will nur vor deinen Füßen wie ein Hund verrecken..."

Er legte seinen Kopf dem Kaiser in den Schoß, schmiegte seine tränenfeuchte Wange an dessen Hand und blickte zu ihm auf, wie ein alter treuer Hund.

"Wir beide sind allein in der Welt, Väterchen; arme Waisenkinder sind wir! Niemand liebt uns, niemand hat Mitleid mit uns. Wenn wir einmal abdanken, wollen wir uns beide nach Grusino zurückziehen," stammelte er wie im Fieber, "wir werden durch Wiesen und Wälder spazieren, Blumen pflücken, Lieder singen, Hand in Hand, wie zwei Brüder. Wir beide, du und ich, — sind ganz allein; und doch gibt es noch einen dritten zwischen uns..."

Er wies auf das kleine Bild des Kaisers Paul I., das er auf der Brust trug. Jedes Jahr trug er am 11. März, statt des Bildes des regierenden Kaisers, das des verstorbenen. Er führte das Bildnis andächtig an die Lippen, bekreuzigte sich und küßte es wie ein Heiligenbild.

"Meine Zunge soll an meinem Gaumen kleben, wo ich dein nicht gedente alle Tage meines Lebens!" flüsterte er gleichsam betend.

„Kannst du dich noch daran erinnern, wie er unsere Hände vereinigt hat?“

Alexander nickte schweigend. Es war am Tage der Thronbesteigung Kaisers Paul I., im Winterpalais, vor dem Sterbezimmer der Kaiserin Katharina. Paul vereinigte die Hände Alexanders und Araktschejews und sagte zu ihnen: „Ihr sollt ewig Freunde bleiben.“

„Kannst du dich auch noch auf das Hemd besinnen?“

Der Kaiser nickte wieder, ein zärtliches Lächeln umspielte seine Lippen. Als Araktschejew am gleichen denkwürdigen Tage über Hals und Kopf in einem offenen Feldjägerwagen bei strömendem Regen aus Gatschina nach Petersburg kam und so durchnäßt war, daß er sofort die Wäsche wechseln mußte, gab ihm Alexander eines von seinen Hemden; in seinem Testament äußerte er den Wunsch, in diesem Hemd begraben zu werden.

„Heute Nacht habe ich ihn wieder im Traume gesehen...“ fuhr er im gleichen andächtigen Flüsterton fort.

„Wieder?“

„Ja, wieder, Väterchen. Wie jedes Jahr in der Nacht auf den 11. März. Im vorigen Jahr erschien er mir so trübe und finster, den Hut tief in die Augen gedrückt; das Gesicht war nicht zu sehen, — genau so wie er im Sarge lag. Dieses Mal konnte ich aber das Gesicht sehen. Er sah so gelb und leidend aus. Auf der linken Schläfe ein schwarzes Fleckchen...“

„Laß es! Sprich nicht davon!...“ stöhnte Alexander auf, das Gesicht mit den Händen bedeckend, beinahe die Besinnung verlierend.

„Nein, Väterchen, ich spreche nicht mehr davon. Verzeihe mir altem Narren...“

„Nein, erzähle weiter, erzähle alles. Wie war es dieses Mal?“

„Dieses Mal drehte er den Hals hin und her und sprach: ‚Warum ist die Halsbinde so eng? Können Sie denn gar keine passende Halsbinde machen?‘ Er schien zu zürnen. Dann sprach er von dir. ‚Paß auf, Aleksej Andrejitsch,‘ sagte er, ‚daß es ihm nicht ebenso geht. Bewache ihn, liebe ihn wie ein Vater...‘“

Alexander lauschte bebend und erstarrt, als vernähme er wirklich in diesem Geflüster eine Kunde aus dem Jenseits.

„Wie ein Vater...“ wiederholte Alexander, unter Tränen das Bild Pauls I. auf der Brust Araktschejews küssend; es war ihm, als küsse er seinen leibhaftigen Vater. In der Berührung der rauhen rasierten Wangen und im Geruch des alten grünen Militärtuches

erkannte er den Duft seiner frühen Jugend, die ihm so vertraute Kasernenluft von Gatschina, den Geruch seines Vaters. Seine letzte Zuflucht, wo er sich geborgen und beruhigt fühlte, wo er weder die Vergangenheit, noch die Zukunft fürchtete, — war hier, an der Brust Araktschejews, an der Brust seines Vaters; denn er unterschied die beiden nicht mehr voneinander.

Beide weinten, und ihre Tränen flossen zusammen. Araktschejew streichelte dem Kaiser, wie einem kleinen Jungen, die Haare. Alexander war es, als ob ihn sein Vater liebevoll und ihm alles verzeihe.

Araktschejew hüstelte. Alexander kam wieder zur Besinnung und wurde unruhig:

„Willst du nicht etwas Heißes trinken, mein Freund? Vielleicht Punsch, oder Himbeerwasser?“

„Nein, lieber etwas Tee...“ stöhnte Araktschejew wie ein Kranker.

Alexander trank leidenschaftlich gerne Tee, besonders aber in Araktschejews Gesellschaft. Er stand auf und tat sehr geschäftig. Er klingelte dem Kammerdiener. Er wußte, daß ihn die Kaiserin Jelisaweta Alexejewna erwartete: während seiner Krankheit hatte sie sich daran gewöhnt, den Tee in seiner Gesellschaft zu nehmen; diese wenigen Stunden, die sie mit dem Kaiser noch zubringen durfte, waren für sie das Kostbarste im Leben. Diesmal ließ er ihr durch den Diener sagen, daß er heute nicht komme; ganz ohne zu zögern, opferte er sie dem Freunde.

Er brühte den Tee eigenhändig auf; es war ein besonderer, von Araktschejew bevorzugter grüner Tee, den er einem neuen Paket entnahm. Er spülte selbst die Tassen, wuschte sie mit dem Handtuch ab und goß den Tee weder zu hell, noch zu dunkel, sondern genau so, wie es Araktschejew liebte, ein. Dann hackte er noch den Zucker in ganz kleine Stücke „zum Zubeißen“. Er kannte alle Gewohnheiten und Launen seines Gastes und bewirtete ihn mit der größten Zuverlässigkeit.

„Willst du von den Anisringeln, die du so sehr liebst? Nimmst du Sahne zum Tee?“

„Ungekochte Sahne trink ich nie, Väterchen.“

„Nein, es ist gekochte. Jesimnitsch weiß es schon und bringt dir immer gekochte. Siehst du: da ist auch Haut dabei. Du liebst ja die Haut!“

„Ja, ich liebe die Haut,“ seufzte Araktschejew wie leidend.

Er spitzte die Lippen, blies in den Tee und trank ihn bescheiden aus der Untertasse. Der Kaiser sah ihn gerührt an, wie eine Mutter auf ihr krankes Kind sieht.

Sie besprachen verschiedene Kleinigkeiten des Militärdienstes; dieses Thema war unerschöpflich, stets willkommen und beruhigend.

Sie untersuchten das neue Modell einer Bürste, mit der die Soldaten ihre Schnurrbärte behandeln sollten, und einen neuen Putzstein für die Uniformknöpfe. Mit dem letzteren machten sie gleich einen Versuch: die Knöpfe auf Araktschejews Uniform leuchteten nach dem Putzen wie Gold. Auch die Schnurrbartbürste erwies sich als vorzüglich.

Darauf besprachen sie den neuen Armeebefehl: „In der ganzen Armee sollen beim Marschieren die Schritte genau einen Arschin betragen; beim langsamen Tempo kommen auf eine Minute 75 Schritte, beim beschleunigten — 120; Abweichungen von dieser Schrittlänge und Cadence werden nicht gestattet.“

Sie sprachen auch von der letzten Truppenparade auf dem Marsfelde. Im Sappeurbataillon der Leibgarde verhielten sich die Leute nicht ganz ruhig; man sah viele nicht durchgedrückte Knie, der Schritt war nicht elastisch genug; auch hörte man husten.

„Dafür war aber das Ismailowsche Regiment schön, Väterchen!“ bemerkte Araktschejew. „Herrliche Kerle sind es! Man kann sie mit beweglichen Mauern vergleichen. Es ist kein Marschieren, sondern ein Schwimmen. Ich konnte mich gar nicht satt sehen! Ich glaube, daß sie auch auf den Köpfen ebenso schön marschieren würden, wenn man es ihnen befähle.“

„Ja, sie sind wirklich nicht übel,“ sagte der Kaiser bescheiden. Er errötete vor Freude über dieses Lob, das seinem Lieblingsregiment zuteil wurde. „Es ist immerhin schade, daß man beim Kommando Stillgestanden einzelne Leute noch atmen sieht.“

Sie gedachten eines Soldaten aus der Zeit Kaiser Pauls, der abgerichtet war, mit einem Glase Wasser auf dem Helm zu marschieren, wobei kein Tropfen verschüttet wurde; heute kann man es einem Soldaten nicht beibringen; die Leute sind jetzt eben anders.

Schließlich vertieften sie sich in unendliche Betrachtungen über die neue Jägeruniform: der Ärmelausschlag sollte nicht mehr gezackt, sondern gerade sein und statt drei Knöpfen — fünf tragen.

Das Gesicht des Kaisers nahm den gleichen Ausdruck an, wie in seiner Kindheit beim Soldatenpiel. Das ganze Gespräch kam ihm

so vertraut und lieb vor und erinnerte ihn an die Zeiten von Gatschina. Es war ihm, als ob noch ein dritter — sein Vater — am Gespräch teilnähme. Es war so still, so gemüthlich, freud- und leidlos wie in der Ewigkeit. In der ganzen Welt gab es nichts, als Pelotons, Kompagnien, Staffeln, Bataillone, regelmäßige, einheitliche Menschengruppen, die sich wie die Schotterhaufen zu den beiden Seiten einer Landstraße in die Unendlichkeit hinzogen. Wie in der Gegenwart, so auch in der Vergangenheit und in der Zukunft.

Die Uhr schlug zehn. Der Kaiser wurde wieder unruhig: Alegej Andrejitsch mußte zu Bett; wenn er sich spät hinlegte, konnte er wieder die ganze Nacht nicht einschlafen. Er brach das Gespräch mitten in einem Satz ab und verabschiedete Araktschejew; er solle ja nicht vergessen, vor dem Zubettgehen noch Stutenmilch zu trinken. Sie umarmten sich und befreuzigten einander.

Als Araktschejew fort war, begab sich auch der Kaiser zur Ruhe. Alles spielte sich dabei nach einem längst eingeführten Ritual ab. Zunächst las er je ein Kapitel aus dem Alten Testament, aus den Evangelien und aus der Apostelgeschichte. Seit vielen Jahren lasen er und Golizhin allabendlich die gleichen Kapitel, die sie für das ganze Jahr festgesetzt hatten. Es kam zuweilen vor, daß er auf einer Reise oder auf einem Feldzuge die Reihenfolge vergaß; dann schickte er oft aus einer Entfernung von Tausenden von Meilen einen Kurier zu Golizhin um Auskunft.

Er begab sich ins Schlafzimmer, das sich neben dem Arbeitszimmer befand, und verrichtete kniend das Abendgebet. Er betete kurz, denn das Bein tat wieder weh. In vergangenen Jahren dagegen hatte er oft so lange gekniet, daß die Knie wund wurden. Er wusch sich und öffnete für zehn Minuten das Fenster: an diese „Luftbäder“ hatte ihn noch seine Großmutter nach dem Rate des Philosophen Grimm gewöhnt.

Er legte sich auf sein schmales und hartes Feldbett, das er noch seit Austerlitz hatte; es bestand aus einer gelben, mit Heu gefüllten Saffianmatratze, einem flachen Saffiankissen und einer Schlummerrolle.

Gewöhnlich schlief er sofort ein: er legte sich auf die linke Seite, befreuzigte sich zum letztenmal, schob die linke Hand unter die Wange, schloß die Augen und versank sofort in tiefen Schlaf. Die Kammerdiener und Kammerlakaien, die dicht an seinem Bette die Kleider in Ordnung brachten, konnten dabei lärmern und schimpfen

wie auf der Straße: sie wußten, daß man den Kaiser selbst mit Kanonenschüssen nicht wecken konnte.

Nach der Krankheit begann er aber an Schlaflosigkeit zu leiden. So war es auch jetzt: er war bereits etwas eingeschlummert, als er plötzlich Stimmen, Schritte und Stimmen von Männern hörte, die durch die hallenden Gänge und Stiegen liefen und immer näher kamen ... genau so wie in jener schrecklichen Nacht. Er fuhr zusammen und erwachte unter heftigem Herzklopfen. Um sich zu beruhigen, versuchte er an die regelmäßigen, gleitenden Mauern der Bataillone, an die drei und fünf Knöpfe auf den Ärmelauffschlägen zu denken. Als er aber wieder einzuschlafen begann, flüsterte ihm Araktschejew ins Ohr: „So gelb, gelb und leidend. Und auf der linken Schläfe ein schwarzes Fleckchen...“ Er fuhr wieder zusammen und starrte mit vor Schreck weit aufgerissenen Augen in die Dunkelheit. Der Schlaf hatte sich wieder verflüchtigt. Er sah ein, daß er in dieser Nacht nicht mehr einschlafen würde.

Er stand auf, zog sich seinen Schlafrock an, ging ins Arbeitszimmer, sperrte die Schreibtischlade auf, holte das vergilbte Schriftstück heraus, das er vorher obenauf hingelegt hatte, und begann zu lesen. Es war ein Brief in französischer Sprache vom Fürsten Jasswil, einem der Zarenmörder vom 11. März.

„Majestät, noch am Tage der Thronbesteigung Ihres unglücklichen Vaters habe ich beschlossen, mein Leben zu opfern, wenn ich damit dem Wohle Rußlands dienen könnte; denn dieses Land war seit den Tagen Peters I. ein Spielzeug in den Händen der Günstlinge und ist heute das Opfer eines Wahnsinnigen. Unser Vaterland wird autokratisch regiert, und das Schicksal von Millionen ist von der Größe des Geistes und des Herzens eines Einzigen abhängig... Gott der Allmächtige weiß, daß wir unsere Hände nicht aus Gewinnsucht mit Blut besudelt haben: unser Opfer darf daher nicht vergeblich sein. Sie sollen, Majestät, Ihren Beruf richtig auffassen und auch auf dem Throne ein aufrechter Mensch und Bürger bleiben. Sie müssen wissen, daß die Verzweiflung immer Mittel finden kann; führen Sie das Vaterland nicht dem Verderben entgegen. Ein Mann, der sein Leben opfert, hat das Recht, es Ihnen zu sagen. Ich bin jetzt größer als Sie, denn ich habe keine Wünsche mehr; aber für Ihre Ehre, die mir nur aus dem Grunde so teuer ist, weil sie die Ehre Rußlands ist, bin ich jeden Augenblick bereit, auf dem Schafott zu sterben. Dies ist aber nicht nötig: die ganze

Schuld ruht auf uns, Sie sind aber unbefleckt. Der kaiserliche Purpur hat auch schon größere Verbrechen gedeckt. Ich ziehe mich jetzt auf meine Güter zurück und werde dort versuchen, aus der blutigen Lehre Nutzen zu ziehen und meinen Leibeigenen ein milder und wohlthätiger Herr zu sein. Der König der Könige wird mich in meiner Sterbestunde strafen oder freisprechen; ich bete zu ihm, auf daß mein Opfer nicht umsonst gewesen sein soll. Leben Sie wohl, Majestät. Dem Kaiser bin ich ein Retter des Vaterlandes, dem Sohne — ein Vatermörder. Leben Sie wohl. Der Ewige segne Rußland und seinen Kaiser, der sein irdischer Gott ist; seine Ehre soll ewig strahlen.“

Ihm fiel ein Passus aus einem andern Brief ein: „... Jetzt wollen wir sehen, was Alexander ist: ein Thronräuber oder ein zu jedem Opfer bereiter Sohn des Vaterlandes?...“ Der Schreiber dieses Briefes, der livländische Edelmann von Bokß, wurde dafür in die Schlüsselburg gesperrt, wo er nach Jahren den Verstand verlor.

Er wußte noch, wie er selbst nahe daran war, den Verstand zu verlieren. Während der Krönungsfeierlichkeiten zu Moskau saß er tagelang hinter verschlossenen Thüren unbeweglich, den Blick auf einen Punkt geheftet, ohne etwas zu denken und nur den drohenden Schrecken des Wahnsinns empfindend; jenen feigen, tierischen, häßlichen Schrecken, vor dem die Eingeweide erkalten und sich umdrehen. Dieser Zustand verging später, und er glaubte, daß er davon für immer erlöst sei. Nun kam es aber wieder. In einer solchen Nacht könnte er wirklich den Verstand verlieren.

Graf Pahlen, der Anführer der Verschwörer, der seit dreiundzwanzig Jahren wie ein Einsiedler auf seinem Gute Eckau in Kurland lebte, pflegte, so oft die Rede auf den 11. März kam, mit vollkommener Seelenruhe zu sagen: „Ich weiß nicht, wie es mit meinen anderen Handlungen steht, aber diese That werde ich vor Gott sicher verantworten können!“ So pflegte er zu sagen; und doch betrank er sich alljährlich in dieser Nacht bis zur Bewußtlosigkeit.

Sollte er am Ende diesem Beispiele folgen, um diese Nacht irgendwie durchbringen zu können?

Er ging wieder ins Schlafzimmer, holte ein Fläschchen mit Opium, tropfte davon etwas in einen Becher Wasser, trank ihn aus und legte sich wieder ins Bett.

Wieder erklangen in den Gängen und Stiegen Stimmen, Stimmen und Schritte; sie kamen immer näher; gleich werden sie ins

Schlafzimmer eindringen, wie in jener schrecklichen Nacht! Das kleine schwarze Fleckchen auf der linken Schläfe des gelben Gesichts wurde immer größer, größer und tiefer, es verwandelte sich in einen gähnenden schwarzen Abgrund, und der Abgrund verschlang ihn.

* * *

In der gleichen Stunde schlich durch die dunklen Säle des Schlosses eine Frau in grauen Kleidern, das Gesicht in einen grauen Schleier gehüllt; sie glich einer Klagefrau oder der Figur eines Grabdenkmals. Ihre Bewegungen drückten das gleiche aus, was sie immer selbst von sich zu sagen pflegte: „Mein ganzes Leben lang taste ich mich an einer Mauer entlang.“ So schlich sie auch jetzt mit gebeugtem Leibe, wie eine Diebin, die ertappt zu werden fürchtet, oder wie das Gespenst einer unbußfertigen Seele.

Bei der Türe, die zu den kaiserlichen Gemächern führte, präsentierten die beiden Wächter das Gewehr; der junge Offizier, der in einem Sessel eingenickt war, sprang rasch auf, zog den Degen und machte Honneur. Als sie an ihnen mit geneigtem Kopf und verhülltem Gesicht vorbeigekommen war, blickte er ihr mit andächtigen Mitleid nach: er hatte die Kaiserin Jelisaweta Alexejewna erkannt.

Solange der Kaiser krank war, mußte sie immer in seiner Nähe bleiben; nach seiner Genesung wurde sie wieder entbehrlich. So war es immer: im Leid — mit ihm, ohne Leid — allein. Sie wagte es nicht, ihm abends Gutenacht zu sagen und besuchte ihn heimlich, wenn er schon schlief, um den Schlafenden zu küssen. So war er ihr weniger fremd.

Sie trat ins Schlafzimmer, beugte sich über sein Lager, bekreuzigte ihn und küßte ihn auf die Stirne.

Gott Amor wollte einst im Spiele
Die schöne Psinche haschen . . .

hieß es im Hochzeitskarmen, das der Dichter Derschowin einst dem fünfzehnjährigen Knaben und dem vierzehnjährigen Mädchen gewidmet hatte. Nun küßte die greise Psinche ihren kahlköpfigen Amor.

Und dann schlich sie wieder durch die finsternen Säle zurück, an den Mauern entlang, wie eine Diebin, die ertappt zu werden fürchtet, oder wie das Gespenst einer unbußfertigen Seele.

Zweiter Teil.

I.

„Es handelt sich jetzt einfach um die Frage: soll Rußland sein oder nicht sein?“

„So, wie es heute ist, muß es untergehen.“

„Alles ist bei uns so abscheulich; bald wird man es gar nicht mehr aushalten können!“

„Das Motto eines jeden Russen ist: je schlimmer, um so besser!“

„Wartet nur: wenn wir unsere Revolution machen, wird alles anders werden!..“

Diese Bruchstücke eines Gesprächs vernahm Fürst Valerian Michailowitsch Golizjin noch im Vorzimmer der Rylejewschen Wohnung.

Der Sekondeleutnant a. D. Kondratij Sjodorowitsch Rylejew, einer der Leiter der Geheimen Gesellschaft, wohnte an der Moskwa, in der Nähe der Blauen Brücke, im Hause der Russisch-amerikanischen Kompagnie, bei der er als Geschäftsführer angestellt war. Jeden Sonntag versammelte er seine Freunde zu einem „russischen Frühstück“. Alles war im russischen Stil gehalten: damastene Tischtücher, hölzerne Löffel, Salzfüßer in Form von Hahnenkämmen und geschnitzte Holzteller. Auch die Speisen und Getränke waren echt russisch: Wodka, Kwas, Roggenbrot, Sauerkraut und Fischpiroggen; dies alles sollte die alte russische Freiheit symbolisieren. „Wir müssen alles Ausländische vermeiden, denn die Vorliebe für das Fremde kann die heiligen Gefühle der Vaterlandsliebe nur trüben,“ pflegte Rylejew zu sagen. „Nicht der römische Brutus, sondern der Nowgoroder Wadim soll uns das Vorbild bürgerlicher Tugenden sein.“

Die kleine aber gemütliche Wohnung lag zu ebener Erde; vor den Fenstern waren hohe eiserne Gitter angebracht. In der

ganzen Wohnung spürte man die Hand der guten Hausfrau. Vor den Fenstern hingen schneeweiße Tüllvorhänge, auf den Fensterbänken standen Töpfe mit Balsaminen und Tausendschönchen; unter einem Glassturze wuchs ein kleines aus einem Kern getriebenes Zitronenbäumchen, daneben stand ein Bauer mit Kanarienvögeln. Die blankgewichste, mit hausgewebten Teppichen belegte Diele roch nach Firnis. In den Ecken schimmerten Heiligenbilder, vor denen Öllämpchen und Ostereier hingen. Das Sonnenlicht flutete zu den Fenstern herein und bildete auf dem Fußboden schiefe leuchtende Rechtecke, die vom schwarzen Schatten der starken, an ein Gefängnis erinnernden Gitterstäbe durchquert waren. Die Kanarienvögel schmetterten ohrenbetäubend. Man glaubte sich in ein bescheidenes Häuschen einer kleinen Provinzstadt versetzt; alles war hier so einfach, heiter, unschuldig und von einer Geburtstags- oder Flitterwochenstimmung erfüllt.

Golizhin traf eine große Zahl von Gästen an; es waren lauter Mitglieder der Geheimen Gesellschaft. Sie saßen und standen in ungezwungenen Gruppen, sprachen, aßen und rauchten. Ein Klappfenster stand offen: man hörte das Gepolter der ersten Droschken auf dem erst eben vom Schnee entblößten Pflaster, das unermüdliche Geplauder der von den Dächern fallenden Tropfen und das sonntägliche Geläute der Kirchenglocken.

Obwohl Fürst Valerian seit einem Monat Mitglied der Geheimen Gesellschaft war, hatte er noch keine Versammlung besucht. Sophie war nach der Unterredung, die sie mit ihm während des Wjalgorski-Konzertes hatte, ernsthaft erkrankt. Er hielt sich für den Schuldigen an dieser Erkrankung und verbrachte, von Kummer und Sorge verzehrt, ganze Tage im Hause der Karnschkins. Umso größer war seine Freude, als der Arzt erklärte, daß jede Gefahr vorüber sei.

Golizhin begab sich zu Rylejew auf Einladung Trubezkojs, der auch zu den Leitern der Gesellschaft gehörte und seine Aufnahme bewirkt hatte.

„Hat der Eisgang auf der Newa schon begonnen?“ fragte jemand inmitten des Schweigens, das sich einstellte, als er und Trubezkoj den Saal betraten.

„Nein, noch nicht; er wird aber wohl bald beginnen, denn das Eis ist schwarz geworden, man sieht bereits größere Schollen, die Übergänge sind gesperrt und die Brücken sind abgenommen.“

In diesen Worten fühlte Golizyn die gleiche Frühlingsstimmung, wie in jenen, die er noch im Vorzimmer gehört hatte: „Wartet nur: wenn wir unsere Revolution machen, wird alles anders werden.“

Er musterte neugierig die Anwesenden. Sie sahen gar nicht wie Verschwörer aus. Alle Gesichter waren jugendlich, heiter, gleichsam vom Frühling durchleuchtet. „Es sind liebe Kinder,“ sagte er sich. Wie ein Betrunkener glaubt, daß alle betrunken sind, so glaubte auch er in seinem Glück, daß alle glücklich seien.

Trubezkoj stellte ihn dem Hausherrn vor.

Knlejew hatte ein braunes, mageres Gesicht mit etwas kindlichen Zügen und hervortretenden Backenknochen, feine spöttische und freche Lippen, große, schöne Augen, die gewöhnlich ruhig und traurig schienen, aber in Augenblicken der Leidenschaft in unheimlichem Feuer erstrahlten. Seine Kleidung war elegant, doch nicht sehr geschmackvoll: er trug einen flohfarbenen Frack, der offenbar von einem sich für einen Ausländer ausgebenden russischen Schneider angefertigt war, eine allzu grelle farbige Weste mit Glasknöpfen und viel zu enge Spitzenmanschetten. Seine ganze Erscheinung war ebenso schlicht, heiter, unschuldig und von der gleichen Geburtstags- oder Flitterwochenstimmung erfüllt, wie alles in seinem Hause. Die weiße Halsbinde aus Batist war sorgfältig, anscheinend von den Händen seiner Frau geschlungen, die ihm während dieser Verrichtung wohl auch die Wange streichelte und dazu die Worte sprach: „Du mein liebes, süßes Männchen!“ Die Haare waren glatt gekämmt und mit einer nach Keseda duftenden Pomade festgeklebt. Auf dem Scheitel ragte aber ein widerspenstiger Haarschopf empor: der Knabe ist wohl gar nicht so artig und wohlgezogen, wie er aussieht!

„Ich kenne Sie, Fürst, noch von der Loge zum Glammenden Stern her; auch habe ich Sie noch früher, Anno 14 in Paris gesehen,“ sagte Knlejew zu Golizyn. „Sie dienten, wenn ich nicht irre, im Preobraschenski-Regiment, ich aber war Fähnrich bei der reitenden Kompagnie der ersten Artilleriebrigade.“

„Ja, Sie haben sich aber sehr verändert; ich hätte Sie nicht wiedererkannt,“ sagte Golizyn, der sich auf Knlejew gar nicht befinnen konnte.

„Das will ich glauben! Vor zehn Jahren waren wir ja noch Kinder.“

— Auch jetzt seid ihr noch Kinder! — ging es dem Fürsten Valerian durch den Kopf.

„Die russischen Kinder haben Paris erobert und Europa befreit. So Gott will, werden sie auch Rußland befreien!“ sagte Rylejew selig lächelnd; jetzt glich er noch mehr einem kleinen Jungen.

„Sie sind bereits der zehnte Fürst, den wir in unserer Gesellschaft haben,“ fügte er mit dem gleichen Lächeln, das Golizhin immer mehr gefiel, hinzu. „Unsere ganze Revolution wird eine Auflehnung des Warjagenbluts gegen das Germanenblut, der Nachkommen Ruriks gegen die Romanows sein...“

„Man kann uns kaum Nachkommen des Rurik nennen; es gibt ja ebenso viele Golizhins wie Iwanows...“

„Sie sind aber immerhin Fürst und Kammerjunker,“ fuhr Rylejew mit einer etwas zudringlichen Offenheit fort: er sprach mit Golizhin, wie ein Schuljunge mit seinem Kameraden spricht. „Männer in solchen Stellungen können wir immer brauchen.“

„Ja, aber meine Stellung ist sehr schlecht. Araktschejew hat mich neulich zusammengeschimpft, und ich habe die Absicht, den Dienst zu quittieren.“

„Das dürfen Sie um nichts in der Welt tun, Fürst! Wie können Sie daran überhaupt denken! Wir haben den Grundsatz: unsere Mitglieder müssen ihre Ämter behalten, damit wir alle bedeutende Posten wie im Militär-, so auch im Zivilressort in unseren Händen haben. Auch Ihre Hoffähigkeit ist durchaus nicht zu unterschätzen. Wenn Sie in den Hofkreisen etwas hören, werden Sie uns davon sofort benachrichtigen. So ist zum Beispiel Fedja Glinotschka — so nennen wir unsern Glinka — Kanzleichef beim Generalgouverneur: durch ihn erfahren wir alle Berichte der Geheimpolizei; dies ist oft unsere einzige Rettung...“

„Ich weiß ja überhaupt noch nicht, ob ich in die Gesellschaft aufgenommen bin,“ sagte Golizhin, über die naive Art, wie ihn Rylejew zu seinem Spion machen wollte, erstaunend. „Ist denn gar kein Treueid oder Schwur notwendig?“

„Nichts ist notwendig. Früher pflegte man bei uns auf das Evangelium und den Degen zu schwören. Es war eine leere Komödie, wie bei den Freimaurern. Heute haben wir es vereinfacht. Wenn Sie wollen, können Sie mir jetzt gleich Ihr Wort geben, ein treues Mitglied der Gesellschaft zu sein.“

Golizhin erstaunte noch mehr. Er wollte aber Rņlejew nicht kränken und sagte daher:

„Ja, ich gebe mein Wort.“

„So ist die Sache abgemacht!“ Rņlejew schüttelte ihm die Hand.

„Was aber den Fürstentitel betrifft, so dürfen Sie nicht glauben, daß ich es aus Ehrgeiz gesagt habe. Ich bin zwar adeliger Herkunft, doch in der Tiefe meiner Seele — Plebejer. Nicht umsonst war mein Taufpate ein alter Soldat, Vagabund und Bettler. Ich trage auch seinen Namen: den Bauernnamen Kondrat. Daher kommt vielleicht auch meine Vorliebe fürs gemeine Volk.“

Sie schwiegen und hörchten zu den anderen Gästen hin.

„Heutzutage muß jeder Dichter unbedingt ein Romantiker sein. Die romantische Richtung ist die Revolution in der Literatur,“ sagte der Dragonerrittmeister Alexander Bestuschew, ein junger Mann von jenem angenehmen Typus, den die Kameraden mit „Guter Junge“, und die jungen Damen auf dem Newskij-Prospekt mit „Süßer Gardeoffizier“ bezeichnen. Auch er glich einem Knaben: er zupfte fortwährend den dunklen Flaum an der Oberlippe, als wolle er sich vom Wachstum seines Schnurrbarts überzeugen. Er sprach begeistert und schmachkend.

„Der unvergleichliche Byron ist der echte Romantiker! Seine Poesie gleicht einer Aolsharfe, durch die ein Sturm fährt...“

„Der Romantismus ist das Bestreben des unendlichen Menschengesistes, sich in einer endlichen Form auszudrücken!“ rief ein junger Mann in Zivil dazwischen. Es war der Deutschrusse, Kollegienrat Wilhelm Karlowitsch Kūchelbäcker oder Kūchel, wie er für gewöhnlich genannt wurde, ein blonder, großäugiger, langer Patron, der an eine langbeinige Mücke erinnerte. Sein schiefes Gesicht schien das eines Wahnsinnigen; bei näherer Betrachtung fand man aber in seinen Zügen etwas bezaubernd Gütiges.

„Das Schöne ist das Morgenrot des Wahren, das Wahre aber — ein Strahl des Göttlichen auf Erden. Auch ich bin ewig!“ Er machte eine begeisterte Handbewegung und warf dabei ein Glas um: er war kurzichtig und zerstreut, ließ alles fallen und stolperte über jeden Gegenstand.

Die Rede kam auf Puschkin. Die Kanarienvögel schmetterten so laut, als ob sie die Streitenden überschreien wollten. Man bedeckte das Bauer mit einem Tuch, um sie zum Schweigen zu bringen.

„Puschkin ist gefallen, weil er die richtige Verwendung seines Talents nicht erfaßt hat und es immer an der unrichtigen Stelle vergeudet,“ erklärte Bestuschew, selbstgefällig seinen Schnurrbart zupfend.

„Ziehst du ihm etwa den Bulgarin vor?“ spottete der Gardefähnrich Fürst Odojewskij, ein hübscher und lustiger Junge mit frischem Mädchengesicht; er liebte es, Bestuschew, wie auch alle, die hochtrabend sprachen, zu necken.

„Warum denn nicht?“ entgegnete Bestuschew. „Bulgarin wird sich immer behaupten. Sein ‚Iwan Wjshingin‘ wird einst als erstes Denkmal der Weltliteratur gelten!... Euer Puschkin ist aber nur eine bezaubernde Sirene, ein reizender Sänger und nichts weiter. Man sagt, daß er jetzt gerne mit seinem sechshundert Jahre alten Adel proßt. Auch darin sucht er Byron nachzuäffen! Ich mußte lachen, als ich es hörte. Es fehlte ihm einfach am Verstand — das ist das ganze Unglück. Mit den Worten: ‚Mein Gott, die Poesie muß etwas einfältig sein‘, hat er wohl sich selbst gemeint... Einmal besuchte ihn ein Freund. ‚Ist Puschkin zu Hause?‘ — ‚Der gnädige Herr schlafen.‘ — ‚Er hat wohl die ganze Nacht gearbeitet?‘ — ‚Ja, wenn Kartenspiel eine Arbeit ist‘...“

„Begabung ist nichts; wesentlich ist nur die moralische Persönlichkeit,“ bemerkte traurig Küchel, der an seinem ehemaligen Enzeumkameraden mit zärtlicher Liebe hing.

„Du mußt Dichter und Bürger sein!“ platzte Bestuschew schließlich heraus; mit diesem Zitat aus Rylejews Gedichten, glaubte er dem Dichter Puschkin endgültig den Garaus gemacht zu haben. „Die Poesie soll der Menschheit nützen und in jugendlichen Herzen Eifer und Interesse für das öffentliche Wohl wecken.“

Odojewskij verzog das Gesicht, als spürte er plötzlich einen üblen Geruch. Er sah seinen Gegner herausfordernd und frech wie ein Schuljunge an und sagte:

„Weißt du, Bestuschew, was Puschkin einmal seinem Bruder Leo gesagt hat?“

„Leo dem Trunkenbold?“

„Ja. ‚Die Politik ist nur für den Pöbel. — Tout ce qui est politique n'est fait que pour la canaille.‘“

„Also sind wir auch Pöbel, weil wir uns mit Politik befassen?“

„Zum Pöbel gehören alle, die das Erhabene erniedrigen!...“

antwortete Odojewskij mit funkelnden Augen; in diesem Augenblick war er so schön, daß Golizyn ihn beinahe umarmen wollte.

„Was ist denn erhabener als das öffentliche Wohl?“ Bestuschew zuckte selbstbewußt die Achseln. „Warum ereiferst du dich so? Ist euer Puschkin ein heiliger oder ein Prophet?“

„Ich weiß nicht, ob er ein Prophet ist,“ sagte ein Gast, der bisher geschwiegen hatte, „ich weiß aber, daß alle anderen Herren Dichter von heute nicht würdig sind, seinen Schuhriemen zu lösen.“

Iwan Iwanowitsch Puschtschin, der diese Worte sprach, erschien mit seinem einfachen ruhigen Gesicht und seiner einfachen ruhigen Sprache unter allen diesen hitzigen Jünglingen wie ein Erwachsener unter Kindern. Gleich Küchelbäcker war er ein Lyzeumsfreund Puschkins; seine glänzende Stellung bei der Garde hatte er aufgegeben, um Gouvernementsrichter zu werden, denn er war der Ansicht, daß geringe Ämter oft wichtiger sind als hohe, und daß man auch bei der bescheidensten Tätigkeit bürgerliche Tugenden zeigen kann. Golizyn sah in seinem stillen, einfachen Wesen etwas Schlichtes und Wahres, etwas Puschkinsches, was ihn so sehr von den andern unterschied; die Ähnlichkeit der Namen Puschkin und Puschtschin schien ihm nicht ganz zufällig.

„Wir sprechen hier immer von großen Taten, Puschkin hat aber wirklich etwas geleistet,“ sagte Puschtschin leise und einfach. Alle horchten aber sofort auf.

„Was hat er denn geleistet?“ fragte Bestuschew gereizt. „Sie sprechen hier immer von Puschkin, als ob er wirklich der einzige Mensch von Bedeutung wäre. Sagen Sie mir gefälligst, was hat er denn geleistet?“

„Was er geleistet hat?“ erwiderte Puschtschin. „Er lehrte uns die Wahrheit sprechen.“

„Was für eine Wahrheit?“

„Nun, zum Beispiel diese:“

Im gleichen stillen und einfachen Ton rezitierte er das Gespräch Tatjanas mit der Kinderfrau aus dem erst eben vollendeten dritten Kapitel des „Onjegin“.

Als er fertig war, verstummten alle wie die Kanarienvögel im verhängten Bauer.

„Wie schön!“ flüsterte Odojewskij.

„Ja, die Verse sind wohlklingend, und das Ganze ist recht gefühlvoll. Aber was ist denn sonst dran?“ begann Bestuschew

von neuem. Alle blickten ihn aber sofort so an, daß er verstummte und spöttisch seinen Schnurrbart zu zupfen anfang.

Neben dem Eßzimmer befand sich das kleine Gastzimmer, das durch einen Vorhang vom Schlafzimmer getrennt war. Die Ausstattung war hier dieselbe, wie in allen bescheidenen Häusern: ein Kanapee mit gestickten Kissen, ein runder Tisch mit gehäkelter Decke, ein ovaler Wandspiegel, eine schlecht gestochene Ansicht von Neapel mit dem Ausbruch des Vesuvus und ein Kronleuchter aus Kristallglas mit Wachskerzen. Den Fußboden bedeckte ein Teppich mit einem Mohren und einem Tiger. Am Fenster lag ein Stidrahmen mit einer angefangenen Stiderei: einem blauen Eichhörnchen mit stufenförmig gezacktem Rücken. Man sah auch eine efeuumschlungene Gitterwand und ein Klavier mit den aufgeschlagenen Noten eines Liedes:

O dunkle Sehnsucht, zages Hoffen!
 O liebliches und trautes Tal,
 Wo mich zum ersten Mal getroffen
 Der blauen Augen milder Strahl . . .

Hier brannten mehrere Räucherkerzen; aber der Geruch von Tabak und Sauerkraut, der aus dem Eßzimmer kam, verdeckte den Duft des Ambers.

Frau Natalja Michailowna Knelejewa war noch sehr jung, anmutig, hielt sich etwas geziert und erinnerte an eine Institutschülerin oder Poptochter. Auch sie verbreitete den gleichen Geburtstags-, Flitterwochen- und Resedaduft, wie ihr Mann. Ihr Kleid hatte sie wohl selbst genäht, es war aber von modernem Schnitt; am Halse trug sie eine Baregeschleife à la trou-trou, die wohl aus einem billigen Geschäft stammte. Ihre Frisur war gleichfalls modern, doch standen ihr die langen an den Ohren herabhängenden künstlichen Locken schlecht zu Gesicht. Sie führte den französischen Namen — Natalie, statt des russischen Natascha. Doch ihre Hände verrieten die gute Hausfrau und ihre Augen — die gute Mutter.

Goligin, Puschtschin und Odojewskij begaben sich ins Gastzimmer. Natalja Michailowna las eben, vor Stolz errötend, eine Notiz aus Bulgarins „Literarischen Blättern“ vor:

„Die Verleger hatten die Ehre, je ein Exemplar des ‚Polarsterns‘ Ihren Kaiserlichen Majestäten, den beiden Kaiserinnen, zu überreichen, wofür ihnen folgende Beweise allerhöchster Huld zu-

teil wurden: Kondratij Sjodorowitsch Rnlejew erhielt zwei Brillant-
ringe und Alexander Alexandrowitsch Bestuschew eine goldene Ta-
batiere von wunderbarer Arbeit.“

„Was kann man sich noch mehr wünschen?“ bemerkte Puschtschin
ironisch. „Einst mußte der Dichter Tredjakowskij, wenn er der
Kaiserin eine Ode überreichen wollte, von der Türe bis zum Thron-
jessel auf den Knien kriechen; heute überreichen uns aber die Kaise-
rinnen selbst schöne Geschenke.“

Natascha verstand ihn nicht und errötete noch mehr. Sie hielt
es schließlich aber doch nicht aus und brachte das Futteral mit den
beiden Ringen herbei. Sie tat sehr stolz und klagte:

„Mein Mann ist so sonderbar! Er will die Ringe um nichts
in der Welt tragen. Die Steine sind wirklich herrlich!“ Sie ließ
die Brillanten in der Sonne spielen und geriet in helles Entzücken.

„Vielleicht steht es einem Republikaner nicht an, diese Ringe
zu tragen?“ fuhr Puschtschin in gleichem ironischen Tone fort.

„Warum denn? Ich bin ja selbst Republikanerin und doch ver-
göttere ich die ganze Zarenfamilie. Besonders die beiden Kaise-
rinnen; sie sind wirklich so gütig und freundlich!“

„Eine Republik mit Beibehaltung der Zarenfamilie?“

„Warum denn nicht?“ fragte Natalie naiv, ihre Brauen hoch-
ziehend. „Kondratij Sjodorowitsch sagt ja selbst: eine Republik
mit dem Zaren als Präsidenten, wie es in den Vereinigten Staaten
von Nordamerika ist...“

„Natalie, rede keinen Unsinn!“ rief ihr aus dem Nebenzimmer
Rnlejew, der alles gehört hatte, zu.

Im Eßzimmer wurde inzwischen über das Zweikammersystem
und über direkte und indirekte Wahlen zum künftigen russischen
Parlament debattiert. Rnlejew war Feuer und Flamme, er schrie
und schlug mit den Fäusten auf den Tisch.

„So, jetzt fängt er wieder an! Er ist wirklich unausstehlich!“
sagte Natalie, ihren Mann spöttisch und zugleich zärtlich anblickend.
„Neulich hat er auch so geschrien, getobt und niemand zu Worte
kommen lassen, schließlich lief er ohne Mühe auf die Straße. Es
ist ein wahres Unglück!“

„Worüber wurde denn damals gestritten? Über die Republik
mit der Zarenfamilie?“

„Ich weiß es nicht mehr. Jedenfalls war es ein Unsinn. Die

ganze Sache ist keinen roten Heller wert, er ereifert sich aber so, als ob es Gott weiß wie wichtig wäre!"

Puschtschin lächelte traurig und mild.

„Wie geht es Ihrer Nasstenjka? Hustet sie noch immer?“

„Nein, es ist Gott sei Dank vergangen! Ich hatte solche Angst! Man sagt, daß in der ganzen Stadt Keuchhusten wüthet. Heute wurde sie wieder spazieren geführt. Trofim versprach ihr einen lebenden Hasen vom Lande zu bringen. Nun warten wir sehnsüchtig auf ihn!“ Die hohle Natalie hatte sich in die kluge und gute Natascha verwandelt.

Im trauten Winkel hinter der Efeuwand saß ein Pärchen: Hauptmann Jakubowitsch und Fräulein Glasira Nikititschna Telsjasschowa, ein junges Mädchen aus der Provinz, das nach Petersburg gekommen war, um ihre Cousine Natascha zu besuchen und sich nach Freiern umzusehen.

Der „tapfere Kaukasusheld“ Jakubowitsch war einmal am Kopfe verwundet worden; obwohl die Wunde längst verheilt war, trug er noch immer auf der Stirne eine schwarze Binde, mit der er wie mit einem Ordensband paradierte. Er war berühmt als Bezwinger weiblicher Herzen und als Duellheld; für eines seiner zahlreichen Duelle wurde er nach dem Kaukasus verbannt. Sein bleiches, unheimliches Gesicht trug bereits den Stempel des Byronismus, obwohl er Byron nie gelesen und kaum etwas über ihn gehört hatte.

Er blätterte im Poesiealbum des jungen Mädchens. Es enthielt die üblichen Verse und Zeichnungen. Ein Bildchen stellte zwei Tauben über einem Grabhügel dar; die Verse darunter lauteten:

Zwei Turteltauben weisen
Dir auf mein kühles Grab . . .

Ein Amor flatterte über einem Blumenstrauß. Darunter die Verse:

Die Biene lebt von Rosen,
Gott Amor lebt vom Rosen.

Daneben eine verblaßte Zeile in altertümlischer Schrift:

„O Natur! O Empfindsamkeit!“

„Ihr Herren haltet uns alle für dumme Gänse,“ redete das Mädchen mit großer Zungenfertigkeit, „unser Geist ist aber feiner als der eurige. Ein Mann kann unmöglich alle unsere Listen er-

forschen, wenn er dem auch sein ganzes Leben widmet. Einen Mann kann man innerhalb vier Wochen vollkommen durchschauen, uns aber — nie!“

„Sie haben vollkommen recht, meine Dame!“ bestätigte der Hauptmann höflich, wobei er seinen schwarzen Schnurrbart wie ein Käfer die Fühlhörner bewegte. „Die ganze weibliche Natur ist ein aus feinsten Fasern gewebter Flor. Es ist leichter, den Stein der Weisen zu finden, als Ihr unbeständiges Geschlecht zu ergründen...“

„Warum sind wir unbeständig? Auch wir können treu lieben. Unser Geschlecht ist natürlich von dem Ihrigen verschieden, denn jedes Weib muß etwas haben, was es umschlingen kann, wie dieser Efeu das Gitter; ohne Stütze müssen wir verwelken!“ Glafira zeigte seufzend auf die Efeuwand. Sie blickte ihn schmachmend mit ihren mongolischen Schlitzaugen an; die dichten Wimpern warfen einen leichten Schatten auf ihr rosig-bräunliches Gesichtchen. Sie war bereits achtundzwanzig; in zwei Jahren wird auch sie verwelken. Jetzt hatte sie aber noch jenen beliebten Reiz der Jugend, auf den die Männer so leicht hereinfallen.

„Genug davon! Erzählen Sie mir lieber von Ihren Kämpfen auf dem Kaukasus, Hauptmann!“

Jakubowitsch ließ sich nicht lange bitten; von seinen Heldentaten erzählte er leidenschaftlich gerne. Wenn man ihm zuhörte, konnte man glauben, daß er ganz allein den Kaukasus erobert hätte.

„Ja, ich kann wirklich sagen, daß mein Säbel sich mit Menschenfleisch gesättigt hat; der edle Dampf des Blutes stieg oft von meiner Klinge zum Himmel empor. So oft ein kühner Reiter von meiner Kugel getroffen zusammenbrach, durchbohrte ich jauchzend sein Herz mit dem Säbel und wischte dann die bluttriefende Klinge an der Mähne meines Rosses ab...“

„Ach, wie grausam!“ entsetzte sich Glafira.

„Warum grausam? Wenn es noch ein schutzloses Wesen wie Sie wäre...“

„Hatten Sie denn gar keine Furcht?“ unterbrach sie ihn erötend.

„Meine Dame, Furcht ist ein Gefühl, das wir Russen nicht kennen. Unser Motto lautet: dem Unvermeidlichen kann niemand entgehen. Wenn uns die Kugeln um die Ohren pfeifen, so achten wir darauf weniger, als auf das Pfeifen des Windes. Mein Mantel

wurde von zwei Kugeln durchlöchert; eine Kugel durchbohrte den Lauf meines Gewehres und zerbrach den Ladestoß.“

„Sind alle so tapfer wie Sie?“

„Daß ein Russe tapfer ist, ist ebenso selbstverständlich, wie daß er auf zwei Beinen steht.“

Die Schöne bestätigte dies mit den patriotischen Versen:

Noch ist jener nicht geboren,
Der die Russen je besiegt.

Hinter der Efeuwand stand Odojewskij, der das ganze Gespräch belauschte. Er konnte sein Lachen kaum verbeißen und zwinkerte Golizhin zu. Sie stellten sich einander vor und kamen bald ins Gespräch.

„Ist auch dieser ein Mitglied der Gesellschaft?“ fragte Golizhin Odojewskij, etwas zur Seite gehend.

„Und was für ein Mitglied! Kulejew setzt auf ihn die größte Hoffnung. Er ist Brutus und Marat in einer Person, unser erster Tyrannenmörder... Finden Sie ihn nicht prachtvoll?“

„Ja, wissen Sie, wenn es bei Ihnen viele von diesem Schlag gibt...“

„Nein, solche wie er gibt es nicht viel; doch haben wir alle etwas von seinem Wesen. Ein Byron aus Tschuchloma. Wo er das alles her hat, weiß der Teufel. Weil man ihn bei der Verteilung von Orden oder Ämtern irgendwie übergangen hat,

Will er den Gott vom Himmel stürzen
Und Thron vernichten und Altar . . .

wie es in einem Gedichte Kulejews heißt. Leider sind es nicht nur die Dümmeren, die diesen Jakubowitsch beneiden und nachäffen: selbst Puschkin hat einmal sein Bedauern ausgesprochen, daß er ihn nicht kennen lernen könnte, um ihn als Modell für seinen ‚Gefangenen im Kaukasus‘ zu benützen...“

Sie traten zu Puschitschin heran. Als dieser erfuhr, wovon sie eben sprachen, sagte er mit seinem milden Lächeln:

„Eigentlich ist in uns allen etwas von diesem albernen Zeug enthalten. Wir alle sind Schwärmer, Literaten, Repetilows; wir können nur reden. Wir ‚befassen uns mit zahmer Literatur‘, wie von uns die Zensurbehörde in einem Berichte sagt. Die Herren Literaten, hat Alfieri gesagt, neigen stets mehr zur Kontemplation, als zu Handlungen. Viel Lärm um nichts...“

Mit einem Blick auf Golizhin fuhr er fort:

„Natürlich sind nicht alle so. Es gibt auch bessere Menschen. Vielleicht ist das Ganze nur eine harmlose Kinderkrankheit, die mit der Zeit von selbst vergeht.“

Die drei begaben sich wieder ins Eßzimmer. Der Leibgardeoberst Fürst Trubezkoj las seinen Entwurf zu einer Verfassung vor. Trubezkoj war podennarbig, hatte rötliches Haar, eine lange Nase und sah etwas jüdisch aus; sein Gesicht war aber vornehm und freundlich.

„Vorschläge zum Entwurf einer positiven Verfassung, wenn seine Kaiserliche Majestät geruhen wird...“

„Ja, Schnecken!“ rief jemand dazwischen.

„Hört! Hört!“

„... geruhen wird, mit Hilfe des Allmächtigen das slawisch-russische Kaiserreich zu konstituieren. Paragraph eins: die Erfahrung aller Völker zeigt, daß die absolute Macht wie für die Regierung so auch für die Gesellschaft gleich verderblich ist; daß sie weder den Grundsätzen unserer heiligen Religion, noch denen der Vernunft entspricht; das freie und unabhängige russische Volk darf nicht das Eigentum eines einzelnen Menschen oder einer Familie sein...“

Mit dem ersten Paragraphen waren alle einverstanden; als aber die Rede auf die Beschränkung der Monarchie kam, zeigten sich solche Meinungsverschiedenheiten, daß Trubezkoj überhaupt nicht mehr zu Worte kam. Alle redeten zu gleicher Zeit, ohne aufeinander zu hören; die einen waren für die Monarchie, die andern für eine Republik.

„Das russische Volk wird, wenn ich die Wahrheit sagen soll, eine Republik nie verstehen können,“ versetzte der Genieoberst Gawrila Stepanowitsch Batenkow.

Er war noch nicht Mitglied der Gesellschaft, trug sich jedoch mit der Absicht, ihr beizutreten, schob es aber immer wieder hinaus. Jedemfalls genoß er das Vertrauen der Mitglieder, auch schätzte man ihn wegen seines seltenen Mutes: In der Schlacht bei Montmirail im Feldzuge 1814 verteidigte er, von allen Seiten vom Feinde umringt, die gefährlichste Stellung. Aus zehn Bajonettwunden blutend, blieb er auf dem Schlachtfelde bewußtlos liegen und wurde gefangen genommen. In der Meldung des Stabes hieß es: „Verloren wurden

zwei Geschütze samt Bedienungsmannschaft in Folge der übertriebenen Tapferkeit des kommandierenden Offiziers Batenkow.“ Er verkehrte viel bei Speranskij, der ihn wegen seiner hervorragenden Fähigkeiten hochschätzte. Jetzt diente er unter Araktschejew bei den berückichtigten „Militärischen Siedlungen“, wollte aber den Abschied nehmen. Er war hervorragender Ingenieur und feiner Mathematiker. In der Gesellschaft nannte man ihn „unser Minister“.

Er war knochig, ungelent, bewegte sich langsam, hielt sich gebückt und sah trotz seiner dreißig Jahre wie ein Greis aus. In dieser Versammlung erschien er gleich Puschtschin wie ein Erwachsener unter Kindern. Er hatte eine hohe Stirne, eine gerade Nase, ein hervortretendes Kinn und einen gespannten, gleichsam nach innen gerichteten Blick. Seine Sprache war schwerfällig: die Worte klangen so, als ob er schwere Steine herumwälzte. Er rauchte eine lange perlenbestückte Pfeife; zuweilen schien er aus ihr die ihm fehlenden Worte herauszusaugen.

„Das russische Volk wird die Republik nie verstehen können. Es kann sie höchstens als eine neue Art Frohndienst auffassen. Schon die Kirchengefänge stehen mit dem republikanischen Prinzip in Widerspruch. Eine Verfassung kann uns unmöglich passen. Hat doch schon Kaiserin Katharina gesagt: ‚Der Schneider, der für Rußland einen Rock zuschneiden könnte, ist noch nicht geboren‘...“

„Sagen Sie es doch offen: sind Sie gegen die Republik?“ rief ihm Bestuschew zu; er fürchtete Batenkow und war ihm nicht besonders gewogen.

„Wenn ich die Wahrheit sagen soll...“ begann Batenkow wieder seine schweren Steine zu rollen, „nach der besonderen Konstitution meines Geistes, liebe ich die Republiken nicht, denn sie schwächen sämtlich unter dem Joch der allzu despotischen Gesetze. Es ist wohl auch eine besondere Eigenart meines Verstandes, daß mir die Republiken wie das Alte Testament vorkommen, wo jeder, der das Gesetz übertritt, verdammt wird; die Monarchie halte ich dagegen für das Neue Testament, denn der gottgesalbte Monarch verkörpert die göttliche Gnade und kann, kraft dieser Gnade, wohlthätige Wunder wirken. Ein Selbstherrscher kann ungesetzlich die größten Taten vollbringen, was ihm die Gesetze einer Republik unmöglich machen würden...“

„Warum sind Sie dann der Gesellschaft beigetreten, wenn Ihnen der Absolutismus so gut gefällt?“

„Ich bin ihr noch gar nicht beigetreten, werde es aber vielleicht doch noch tun... Warum? Ja, eben aus dem Grunde, weil wir in Rußland den echten Absolutismus gar nicht haben; wir haben keinen russischen Zaren, sondern einen deutschen Kaiser... Der russische Zar ist ein Vater, der Deutsche aber — ein Feind des Volkes... Seit zwei Jahrhunderten haben wir die Deutschen auf dem Halbe sitzen... Zuerst sind es die Deutschen, dann kommen die Juden... Damit muß, wenn ich die Wahrheit sagen soll, gründlich aufgeräumt werden...“

„Batenkow hat recht! Nieder mit den Deutschen! Der Teufel mag sie holen!“ schrie Küchelbäcker begeistert.

„Was fällt dir ein, Küchel? Du bist ja selbst ein Deutscher...“ sagte Odojewskij erstaunt.

„Wenn ich ein Deutscher bin, so gehöre ich auch zum Teufel!“ schrie Küchelbäcker und sprang auf, die Tischdecke mit dem ganzen Geschirr mitziehend. „Doch haue ich jedem, der behaupten wollte, daß ich kein Russe bin, den Schädel ein!...“

„Begrift es doch, meine Herren, daß der Weg Europas nicht unser Weg ist,“ schleppte Batenkow mühselig seinen schwersten Stein herbei. „Unsere Geschichte erfordert andere Gedankengänge. Rußland hatte ja nie etwas mit Europa gemein...“

„Wirklich nichts?“ fragte Puschtschin lächelnd.

„Nichts, d. h., wenn ich die Wahrheit sagen soll ... nichts Wesentliches... Von solchem Unsinn, wie Handwerk und Industrie will ich nicht sprechen.“

„Ist denn auch die Aufklärung Unsinn?“

„Ja, auch die Aufklärung ist Unsinn, wenn man sie mit dem Wesentlichen, das ich meine, vergleicht.“

„Alles Nationale verschwindet vor dem Allgemein-Menschlichen!“ bemerkte Bestuschew.

Batenkow blickte ihn nur ernst an, ohne etwas zu erwidern.

„Gestatten Sie die Frage: was ist dann das Wesentliche?“ bestürmte man ihn von allen Seiten.

„Was das Wesentliche ist? Das will ich Ihnen sagen.“ Er sog so fest an seiner Pfeife, daß sie aufstöhnte. „Der Russe ist nämlich der freieste Mensch in der Welt...“

„Hat man je so etwas gehört? Wozu brauchen wir dann die Verfassung? Warum mühen wir uns überhaupt noch ab?“

„Ich sagte frei und nicht ungefesselt,“ erklärte Batenkow. „Der

Russe ist der freieste und sklavischeste Mensch. Er hat einen sklavischen Körper und eine freie Seele.“

„Sie meinen wohl nur die Besitzenden und nicht die Leibeigenen?“

„Auch die Leibeigenen. Es ist ganz gleich...“

„Meinen Sie die primitive, wilde Freiheit?“

„Eine andere gibt es nicht; wenigstens heute nicht.“

„Und in Europa?“

„In Europa gibt es Staatsgewalt und Gesetzmäßigkeit. Dort liebt man die Obrigkeit und achtet die Gesetze; man versteht zu befehlen und zu gehorchen. Wir können es aber nie lernen, so sehr wir es auch möchten. Wir achten die Gesetze nicht und lieben auch die Staatsgewalt nicht; das ist alles. Ein jeder Russe sagt in seinem Herzen zu seinem Vorgesetzten: ‚Laß mich zufrieden, Verdammter, und verschwinde aus meinen Augen!‘ Ich weiß nicht, wie es Ihnen geht, meine Herren, von mir muß ich aber sagen, daß mir jede Staatsgewalt und der Wille nach ihr — immer verhaßt waren. Jede Staatsgewalt ist für mich ein Schreckgespenst. Nur daraus schließe ich überhaupt, daß ich ein Russe bin!“ Er blickte seine Zuhörer so aufrichtig an, daß sie in seinen unverständlichen und anscheinend sinnwidrigen Worten etwas Wahres fühlen mußten. Alle empörten sich aber und suchten ihn zu widerlegen:

„Was sagen Sie, Batentkow? Haben wir etwa keine Staatsgewalt?“

„Ist es denn eine Gewalt? Es ist zum Lachen. Eine Willkür ist es, Anarchie und Gesetzlosigkeit. Daher lieben auch die Russen ihren Zaren so sehr, weil er keine menschliche, sondern eine göttliche Gewalt hat, die er durch die Salbung empfängt. Es ist kein Gesetz, sondern die göttliche Gnade. Die Ausländer werden es ebensowenig verstehen, wie wir das ihrige verstehen können. Dies ist aber die Hauptsache, dies ist — alles! Wenn ich die Wahrheit sagen soll, hat sich Rußland nur als Staat verkleidet; was es aber in Wirklichkeit ist, weiß niemand zu sagen... Wir werden nicht von der Regierung, sondern vom heiligen Wundertäter Nikolai regiert...“

„Und Araktschejew?“

„Hat auch Araktschejew etwas von der göttlichen Gnade?“

„Vielleicht haben Sie nur aus dem Grunde die Stellung bei den Militärischen Siedlungen gewählt, weil dort göttliche Gnade ruht?“ spottete Bestuschew.

Batenkow schien aber diesen Spott gar nicht zu hören; ungelent und schwerfällig verfolgte er nur seine eigenen Gedanken. Er kam ganz allmählich ins Feuer. Vor dieser schweren Hitze erschien das leichte Feuer seiner Gegner wie Strohfener vor einem weißglühenden Stein.

Er schwieg eine Weile nachdenklich, nahm den Mund voll Rauch und ließ Ringe emporsteigen.

„Alles, was in Rußland gut ist, kommt von der göttlichen Gnade; alles, was nach den Gesetzen geschieht, ist aber schlecht!“ sagte er endlich, voller Bewunderung für die klare Form seiner eigenen Gedanken. Man konnte ihm leicht den Mathematiker ansehen.

„Diese Gemeinheit! Diese Gemeinheit!“ schrie plötzlich jemand empört auf.

In der Ecke am Ofen stand ein junger Mann mit unansehnlichem, hungrigem und hagerem Gesicht, mit dem gewöhnlichen grauen, gleichsam verstaubten Gesicht eines Leutnants von der Linie. Seine Unterlippe trat hervor, was ihm einen verächtlich-stolzen Ausdruck verlieh, seine Augen waren traurig, wie bei einem kranken Kind, oder bei einem Hund, der seinen Herrn verloren hat. Er trug einen alten schwarzen Zivilfrack, ausgefranzte Hosen, eine zerfetzte Halsbinde, ein schmutziges Hemd von grobem Leinen und Schuhe mit schiefgetretenen Absätzen. Er sah halb wie ein Räuber in einem Drama, halb wie ein Klavierstimmer aus. Ein Proletarier: dieses Wort war in Rußland erst eben angekommen.

Er war noch im Anfang des Streites, von niemand bemerkt und ohne jemand zu begrüßen, eingetreten; er machte sich sofort über die Fischpiroggen und den Schnaps her und nahm von den ersteren drei Stück, denen er fünf Glas Schnaps folgen ließ. Dann ging er in die Ecke zum Ofen und blieb dort in Napoleonischer Pose mit gekreuzten Armen stehen; bis zu diesem Augenblick hatte er noch kein Wort gesprochen und die Streitenden von oben herab betrachtet.

„Wer ist das?“ fragte Golizyn Odojewskij.

„Der Leutnant a. D. Pjotr Grigorjewitsch Kachowskij. Auch ein Tyrannenmörder. Jakubowitsch ist Numero eins, und dieser — Numero zwei.“

Als Kachowskij „Diese Gemeinheit!“ gerufen hatte, blickten sich alle nach ihm um; eine peinliche Stille trat ein. Man war gespannt, wie Batenkow auf diese Beleidigung reagieren würde. Er

sagte aber ruhig und nachdenklich, als verfolge er noch immer seine eigenen Gedanken:

„Sie haben recht, mein Herr: es kann tatsächlich eine Gemeinheit genannt werden. In Rußland gibt es heute überhaupt nichts als Gemeinheit. Es war aber nicht immer so. Dazu brauchen wir ja die Revolution, um mit allen Gemeinheiten aufzuräumen...“

„Geh doch nicht immer so um den Brei herum!“ rief Rylejew empört dazwischen. „Sage es lieber gerade heraus: bist du für den Zaren?“

„Für den Zaren? Nein ... d. h., wenn ich die Wahrheit sagen soll... Wenn ich für den Zaren bin, so jedenfalls nicht für so einen, wie wir ihn jetzt haben. Ein echter Zar muß ein heiliger sein. Er opfert sein Leben für sein Volk. Er ist ein Märtyrer und Dulder. Er sagt sich selbst von seiner Gewalt los, übergibt sie Gott und befreit das Volk... Was ist uns aber der heutige Zar?...“

„Der Kaiser hat ja auch dasselbe verkündet!“ entgegnete Rylejew. „Du weißt doch, wie es von der heiligen Allianz heißt: ‚Alle Könige der Erde legen ihre Kronen dem Heiland, dem einzigen himmlischen König zu Füßen‘...“

„Es ist ein großer Gedanke! Ein gewaltiger Gedanke! Einen tieferen Gedanken hat es noch nie auf Erden gegeben und wird es auch nie geben. Nur haben es die Schurken so verdreht, so unreinigt, daß es höchstens noch für Metternich oder für den Teufel gut ist. Dafür sollte man sie alle mindestens ermorden!“ Eine plötzliche Wut überkam ihn, er fuchtelte mit den Fäusten, und sein Gesicht nahm wohl den gleichen Ausdruck an, wie in der Schlacht bei Montmirail, als er die zwei Geschütze samt Mannschaft „infolge übertriebener Tapferkeit“ verloren hatte.

„In diesem Falle,“ lachte Rylejew auf, „ist uns wirklich gleich, wer heute der Zar ist. Wer die Messe liest, der ist Pope. Eine Revolution ist aber auf jeden Fall notwendig!“

Batenkow verstummte und klopfte grimmig die verloschene Pfeife aus. Auch er war gleichsam erloschen: endlich sah er ein, daß ihn hier niemand verstand.

Die einen lachten, die andern schimpften.

„Dunkel ist der Rede Sinn!“

„Unser Minister ist anscheinend nicht ganz bei Trost!“

„Es erinnert schon an die Mysterien der Freimaurer!“

„Die Ohren schmerzen, wenn man ihm zuhört!“

„Blühender Unsinn!“

„Er ist für die Krone und verdient selbst eine Narrenkrone! So kann man wirklich keine Revolution machen!“

„Er ist ein Spion! Wie, seht ihr es selbst nicht ein, meine Herren, daß er ein Spion Arafkschejew ist?!“ flüsterte Bestuschew einigen Gästen ins Ohr, obwohl er selbst daran nicht glaubte und auch wußte, daß es ihm niemand glauben werde.

Und dabei spürten alle, daß in Batenkows Worten etwas war, was man nicht mit Lachen abfertigen konnte.

Fürst Valerian war der einzige, der ihn verstand: ihm fiel ein, was er in Paris von Tschadajew über den Gegensatz und die Ähnlichkeit zwischen den beiden ewigen Doppelgängern — dem russischen Zaren und dem römischen Pontifex gehört hatte. Plötzlich regte sich in der Tiefe seiner Seele all das Heimliche und Schreckliche, was ihn wie ein Alp bedrückte. Er wußte, daß er diesen Leuten nichts zu sagen hatte, weil ihn niemand verstehen würde. Etwas würgte aber an seiner Kehle und bemächtigte sich seiner Sinne. Er erhob sich, ging auf Batenkow zu und sagte mit zitternder Stimme zu ihm:

„Kachowskij hat es eben eine Gemeinheit genannt; es ist aber schlimmer als eine Gemeinheit...“

„Schlimmer als eine Gemeinheit?“ Batenkow blickte ihn, ohne sich beleidigt zu fühlen, neugierig und verständnislos an.

„Was ist denn ärger als eine Gemeinheit?“ fragte jemand.

„Gotteslästerung,“ erwiderte Golizjin.

„Wo können Sie da, wenn ich die Wahrheit sagen soll, eine Gotteslästerung erblicken?“ fragte Batenkow interessiert.

„Sie machen den Zaren zum Heiland und einen Menschen zu einem Gott. Der Gedanke ist vielleicht auch groß, aber er kommt vom Teufel! Es ist die schrecklichste Gotteslästerung, fürchterlicher Frevel!...“

Plötzlich verstummte er, blickte sich um und kam zur Besinnung. Auf seinen Lippen spielte wieder das schiefe Lächeln, das eine Erbitterung gegen sich selbst, und nicht gegen die andern ausdrückte; das lebendige Feuer seiner Augen erlosch unter dem toten Glanze der Brillengläser; er erinnerte wieder an Gribojedow in seinen spöttischsten Stimmungen. „Warum habe ich überhaupt angefangen?“ fragte er sich geärgert. Er schämte sich so, als ob er ein fremdes Geheimnis verraten hätte.

„Vielleicht haben Sie auch recht... wenn ich die Wahrheit sagen soll... Ich habe auch selbst darüber nachgedacht... Wir wollen aber noch einmal darüber sprechen, wenn es Ihnen recht ist...“

Er wollte noch etwas sagen, kam aber nicht dazu: alle fingen plötzlich wieder zu sprechen und zu lachen an.

„Ist das mit dem Teufel Ihr Ernst?“ fragte Bestuschew.

„Gewiß. Warum?“

„Sie glauben an den Teufel?“

„Ja.“

„An einen mit Hörnern und Schweif?“

„Ja.“

„Glauben Sie vielleicht, daß er hier irgendwo anwesend ist?“

„Es ist möglich.“

„Ich gratuliere! Sie haben den Teufel am Schwanz gepackt!“

„Nun sind wir glücklich beim Teufel angelangt!“

Aus dem Gastzimmer kam Jakubowitsch. Nachdem er eine Weile zugehört hatte, begann er plötzlich zu schimpfen; was ihn so sehr empörte, war völlig unklar; vielleicht war er wieder einmal darüber aufgebracht, daß andere Leute kluge Gespräche führten, an denen er sich nicht beteiligen konnte.

„Wir haben doch hier eine wichtige Frage zu besprechen, reden aber Gott weiß was für blödes Zeug...“

„Hört! Hört!“

„Was ist es für eine wichtige Frage?“

„Nun, folgende Frage: der Quell allen Übels ist der Kaiser. Daraus folgt, daß, wenn wir wirklich frei sein wollen...“

„Genug, mein Lieber, genug. Wir wissen, daß du ein Held bist,“ suchte ihn Rnsejew zu beruhigen.

„Macht doch wenigstens das Fenster zu, sonst hört es noch der Revieraufseher!“ bemerkte Odojewskij lachend.

„Das macht nichts, der wird sich denken, daß wir Schiller übersetzen und uns ‚mit zahmer Literatur befassen‘.“

„Wenn wir wirklich frei sein wollen,“ fuhr Jakubowitsch, ohne auf jemand zu hören und mit dem gleichen unnatürlichen Feuer, mit dem er soeben von seinen Heldentaten auf dem Kaukasus erzählt hatte, fort, „so müssen wir vor allen Dingen denjenigen vernichten...“

„Papa! Papa! Der Eisgang hat begonnen!“ rief Rnsejews Töchterchen Nastenka, in freudiger Erregung ins Zimmer stürzend; sie hatte die dunkle Gesichtsfarbe und die lebhaften Augen ihres

Vaters. „An der Newa ist es jetzt so schön, Papa! Die Brücken sind abgenommen, viele Leute stehen herum, man schießt aus Kanonen, — der Eisgang hat begonnen, der Eisgang!“

Jakubowitsch kam nicht weiter, und so erfuhr niemand, wen man vernichten sollte. Alle widmeten sich jetzt ganz dem Kind. Batenkow stellte sich mit gekrümmtem Rücken auf, fing sie ein, umarmte sie und begann sie zu kitzeln.

„Die Elster, die Diebin, die kochte ein Breichen, sprang auf den Kuchen, traktierte die Gäste: der kriegte ein Stückchen, auch dieser ein Stückchen...“

„Ich fürchte mich gar nicht, aber gar nicht!“ rief das Mädchen, sich gegen das Kitzeln wehrend. „Onkel Batenkow, sing mal das Liedchen von der Eule.“

Batenkow kauerte vor ihr nieder, zog den Kopf ein, machte runde Augen und sang zuerst mit hoher, dann mit immer tieferer Stimme:

Sieht die Eule auf dem Herd,
Schwingt den Flügel wie ein Schwert,
Mit den Augen klapp-klapp-klapp,
Mit den Beinen tapp-tapp-tapp . . .

Er schlug sich mit den Handflächen auf die Schenkel und tänzelte plump, schwer und langsam; er hatte wirklich einige Ähnlichkeit mit einem großen Vogel.

Nastenjka tanzte und sprang herum, klatschte mit den Händen und lachte aus vollem Halse.

Als er mit dem Lied fertig war, packte er sie mit beiden Händen, hob sie hoch in die Luft — das bedeutete, daß die Eule fortflieg — und ließ sie behutsam auf den Boden nieder. Das Kind schmiegte sich zärtlich an ihn heran.

„Dieser Onkel ist der schwarze Mann!“ sagte Nastenjka plötzlich, auf Jakubowitsch zeigend. Dieser rückte mit wütender Gebarde die schwarze Binde auf seiner Stirne zurecht, rollte unnatürlich die Augen und machte ein vom Schicksal gezeichnetes Gesicht. Er sah wirklich wie der schwarze Mann aus, und alle mußten lachen.

Jakubowitsch wurde noch finsterner; er zuckte die Achseln und verließ, ohne sich zu verabschieden, das Zimmer.

Knlejew zog sich mit Golizhin in sein Arbeitszimmer zurück.

„Nun? Wie gefällt es Ihnen bei uns?“

„Sehr gut.“

„Wir sind aber noch alle Kinder? Wenn die Kinder zu viel Lärm machen, bekommen sie die Rute? Nicht wahr?“

„Das habe ich nicht gesagt,“ erwiderte Golizhin lächelnd. Er war erstaunt, wie leicht Rylejew seine Gedanken erraten hatte.

„Aber Sie denken es sich, nicht wahr? Gestehen Sie es nur! Was soll man aber tun? Wenn der Russe dreißig Jahre alt wird, so kann man mit ihm nichts mehr anfangen. Die Revolution kann bei uns nur von Kindern gemacht werden. Was aber die Rute betrifft... Wo haben Sie Ihre Erziehung genossen?“

„In der Pension des Abbé Nicolas.“

„Ach so, dann wissen Sie auch nichts von der Rute. Wir armen Sünder wurden im Kadettenkorps erbarmungslos geprügelt. Ich habe wohl das Meiste abbekommen, denn ich war wirklich wild und ausgelassen. Habe mich aber schließlich daran gewöhnt. Während der Züchtigung gab ich keinen Ton von mir, bis mir nur die Hände blutig. Und wenn die Exekution vorbei war, wurde ich erst recht grob. Sie konnten mich totschiagen, — Angst hatte ich nie. Das war die echte Rebellion. So sollte man auch mit der russischen Regierung umgehen. Die ganze Revolution besteht in dem einen Worte: Wage!“

„Sie haben in allen Ecken Lämpchen,“ sagte Golizhin, der im Arbeitszimmer, wie im Eß- und Gastzimmer Heiligenbilder mit davor brennenden Lämpchen bemerkt hatte.

„Ja, meiner Frau gefällt es so. Warum fragen Sie?“

Golizhin erwiderte nichts, doch Rylejew erriet wieder, was er sich dachte.

„Mich stören die Lämpchen nicht. Ich glaube nicht an Gott. Ich weiß es übrigens selbst nicht. Habe zu wenig darüber nachgedacht. Was jenseits liegt, berührt uns nicht. Ich glaube aber, daß es dort doch etwas geben muß... Glauben Sie?“

„Ja.“

„So, darum haben Sie vorhin vom Teufel gesprochen... Warum?“

„Was warum?“

„Warum soll man glauben?“

„Ich weiß es nicht. Mir scheint, daß man ohne Glauben nichts anfangen kann...“

„Auch keine Revolution?“

„Gewiß, auch keine Revolution.“

„Ich bin zwar ungläubig, doch schwöre ich Ihnen bei Gott, daß wir in spätestens zwei Jahren eine Revolution machen!“

In seinen Augen flammte es unheimlich auf, und der widerpenstige Haarschopf stand noch ebenso unbeholfen und kindlich aufrecht, wie bei dem ausgelassenen Jungen im Kadettenkorps.

„Der Hase! Der Hase! Der Hase!“ schrie plötzlich im Eßzimmer die kleine Nastenka auf.

Der Dorfschulze Trofim hatte den versprochenen Hasen gebracht. Das Tier befreite sich aus Nastenkas Armen und lief durch alle Zimmer. Das Kind rannte ihm nach, konnte ihn aber nicht einfangen. Der Hase verkroch sich unter den Tisch im Eßzimmer. Es entstand ein fürchterliches Durcheinander. Küchel kroch wie eine langbeinige Mücke auf dem Boden herum, geriet unter das Tisch-tuch, stieß sich an den Tischbeinen, fiel hin und warf dabei beinahe den Tisch um; der Hase sprang aber über seinen Kopf weg, rannte ins Gastzimmer und versteckte sich unter Glasiras Röcken. Diese zog ihre Füße hoch und begann wahnsinnig zu schreien. Im Getümmel wurde der Schal vom Vogelbauer heruntergerissen, und die Kanarienvögel begannen so laut zu schmettern, als ob sie alle überschreien wollten. Durchs offene Fenster hörte man das sonntägliche Glockengeläute und das frohe lenzliche Klirren des gesprengten Eises, — ein Lied von der ewigen Freiheit.

„Die lieben Kinder!“ sagte sich Fürst Valerian. „Wer weiß? Vielleicht soll es so sein? Ewige Freiheit — ewiges Kindesalter?“

Das Sonnenlicht bildete auf dem Fußboden schiefe leuchtende Rechtecke, die vom schwarzen Schatten der starken, an ein Gefängnis erinnernden Gitterstäbe durchquert waren. Golizhin dachte, daß die Freiheit der Sonne gleiche und die Sklaverei — dem schwarzen Schatten der Gitterstäbe, den selbst Nastenkas Beinchen mit Leichtigkeit überschreiten konnten.

II.

Rylejew und Bestuschew saßen einmal am Kamin im selben Eßzimmer, wo die russischen Frühstücke abgehalten wurden, und sprachen über die Geheime Gesellschaft.

Winterlich knisterte das Feuer im Kamin, winterlich heulte der Wind. Aus dem Fenster konnte man sehen, wie der Wind an der

Blauen Brücke den Passanten die Hüte vom Kopfe riß, die Röcke der Frauen wie Segel aufblähte und den Beamten die Mantelkrägen über die Köpfe warf.

Der erste Eisgang — auf der Newa — war zu Ende; jetzt kam der zweite — auf dem Ladogasee. Der Nordostwind ließ alles, was vorher aufgetaut war, wieder einfrieren; die Pfüken waren von Eisnadeln überzogen. Ein feiner, mit Schnee vermischter Regen zog wieder wie eine weiße Wolke über die Erde, und ein neuer Winter brach an. Der Frühling war anscheinend besiegt.

Und trotzdem war der Frühling da. Zuweilen zerriß der Wolkenschleier, und dann schimmerte ein durchsichtiger Himmel, blau und grün wie die Eisschollen beim Eisgang, hindurch; hie und da taute der Schnee in der Sonne; von den Dächern rauchte es; die nassen und glatten Pferde glänzten wie Seehunde. Der Straßentot schimmerte in der Ferne wie Silber. Alles war zweideutig, selbst das Zwitschern der Kanarienvögel: wenn der Winter wiederzukehren schien, zwitscherten sie traurig, wenn es wieder Frühling wurde — fröhlich.

„Niemand tut bei uns etwas,“ sagte Rylejew in einer von jenen Anwendungen von Kleinmut, die ihn ebenso schnell überfielen, wie wieder verließen. „Man muß aber doch irgend etwas unternehmen. Es ist Zeit, daß man endlich anfängt...“

„Ja, es ist Zeit, anzufangen,“ bestätigte Bestuschew, seine Glieder reckend und ein Gähnen unterdrückend. Er hatte nicht ausgeschlafen. Zuerst war er im Klub beim Kartenspiel, dann kam eine Troikafahrt in lustiger Gesellschaft nach Jekaterinhof und zur Gelben Schenke und ein Nachtgelage mit Zigeunerinnen... Die Geschäfte der Geheimen Gesellschaft wollten ihm jetzt gar nicht in den Sinn; er fühlte viel eher ein Bedürfnis, sich mit einem Glase Wein zu stärken und von seinen nächtlichen Abenteuern zu erzählen.

Bestuschew war ein wirklich guter Junge, ein treuer Kamerad, tapferer Offizier und geistreicher Mitarbeiter der literarischen Zeitschrift „Polarstern“. In die Verschwörung war er ganz zufällig hineingeraten: das Ganze war bei ihm wohl nur jugendliche Waghalsigkeit, Byronismus und kam vielleicht aus dem Bestreben, alles dem Jakubowitsch nachzumachen. Er spielte den Verschwörer, wie Knaben Räuber spielen. Jetzt ging ihm aber langsam das Licht auf, daß dieses Spiel gefährlich sei. Er dachte immer öfter darüber nach, wie er, ohne sein Wort zu brechen, aus der Gesellschaft

austreten könnte: im Sommer wollte er heiraten und dann ins Ausland reisen.

— Vorläufig geht es ja noch, — sagte er sich, — aber wenn ich einmal verheiratet bin, bleibe ich um nichts in der Welt in der Gesellschaft, und was sie von mir auch sagen werden! —

„Ja, es ist Zeit, anzufangen!“ wiederholte er mit großem Eifer. Unter den prüfenden Blicken Rylejews wandte er sich weg, machte sich mit der Zange im Kaminfeuer zu schaffen und fügte eilig, und geschäftig hinzu:

„Man sagt, Pestel sei schon hier.“

„Pestel? Unmöglich! Warum zeigt er sich dann nicht bei uns?“ rief Rylejew erstaunt.

„Vielleicht fürchtet er sich?“ fuhr Bestuschew fort. „Es heißt, daß man ihn auf Schritt und Tritt beobachtet. Der Kaiser selbst soll auf ihn aufmerksam geworden sein. Übrigens werden wohl auch wir beobachtet. Überall wimmelt es von Spionen. Du weißt ja, was uns Glinka neulich sagte: ‚Seid auf der Hut!‘ Pestel will aber, daß wir uns beeilen; es heißt, in der Südarree herrsche eine solche Stimmung, daß man sie nur mit Mühe zurückhalten kann: wenn sich nur eine Kompagnie auflehnt, wird es sofort überall losgehen. Er macht uns den Vorschlag, daß wir uns mit dem Süden verbinden.“

„Ja, wenn es hier nur jemanden gäbe, der sich mit ihnen verbinden könnte!“ rief Rylejew bitter lächelnd.

„Ja, es gibt zu wenig Menschen,“ bestätigte Bestuschew und rezitierte mit dem gleichen übertriebenen Feuer die Verse Rylejews:

Einen Menschen deinesgleichen
Suchst vergebens du ringsum, —
Was du siehst, sind kalte Leichen,
Oder Kinder leicht und dumm!

„Ja, es sind wirklich kalte Leichen!“ feufzte Rylejew auf und ließ seinen Kopf sinken. „Du denkst dir wohl, Sascha, daß ich die anderen bezichtige und selbst nicht besser bin?! Ja, mein Lieber, ich weiß ja, daß auch ich ein Schuft bin! Für meine Frau, für mein Kind, für ein behagliches Heim und für einen wohlklingenden Vers gebe ich alle Freiheiten hin. Jakubowitsch gibt sie für seinen Haß hin, Kachowskij — für seinen Ruhm, Puschtschin für seine Ehrlichkeit, Odojewskij — für seine jugendliche Ausgelassenheit...“

„Und ich?“

„Du gibst alles für das Kartenspiel, für deine Mädels und für die Flügeladjutantenschnüre hin. Wir sind alle gut! In der Schrift heißt es aber: ‚Wer seine Hand an den Pflug leget, und siehet zurück, der ist nicht geschickt zum Reich Gottes.‘ Wir sind alle Federfuchser, Prahler, Aufschneider; mit Worten sind wir tapfer, wenn uns aber jemand ‚Kusch‘ sagt, ziehen wir sofort den Schwanz ein. Weißt du, Sakscha, was mir scheint? ... Daß wir uns alle nur blamieren und furchtbar hereinfallen werden. Wir wollen ein Werk verrichten, zu dem uns die Kräfte fehlen. Es wird alles nur bei den schönen Redensarten bleiben. Puschtschin hat wirklich recht...“

Er legte seine Hand auf Bestuschew's Schulter und fuhr in jenem feierlich-theatralischen Ton fort, in dem sie alle selbst dann sprachen, wenn sie vollkommen aufrichtig waren:

„Auch in deinen Augen, Alexander, lese ich etwas, was gegen das Wohl der Gesellschaft gerichtet ist!“

„Laß das! Das ist ja aus den ‚Räubern‘ von Schiller. Warum soll gerade ich verantwortlich gemacht werden? Ihr seid alle Träumer, ich aber bin Soldat: meine Sache ist nicht das Philosophieren, sondern das Handeln. Wenn es Zeit ist, anzufangen, so wollen wir eben anfangen. Von mir aus — jetzt gleich!“ erwiderte Bestuschew nicht weniger pathetisch.

Eigentlich wollte er es gar nicht sagen, aber es kam ihm ganz von selbst über die Lippen. Was er sprach, war auch nicht absolute Lüge: wenn ein guter Schauspieler sich ein bestimmtes Gefühl einbildet, so empfindet er es auch; zuweilen waren es auch einander widersprechende Gefühle, und dann wußte er selber nicht, welches das richtige war.

„Nein, jetzt gleich geht es nicht,“ begann Rylejew in viel zversichtlicherem Ton als vorhin: nachdem er sich das Herz in Klagen erleichtert, fühlte er sich wieder sicherer und herzhafter. „Jetzt gleich geht es nicht. Vielleicht aber im nächsten Frühjahr bei der Maiparade oder beim Sommerfest zu Peterhof. Den Jakubowitsch könnte man allerdings schon jetzt loslassen. Der schreckt vor nichts zurück. Ich fürchte aber, daß er eher Schaden kann und die öffentliche Meinung gegen die Gesellschaft aufreizen wird...“

„Sei auf der Hut, Rylejew: dein Kachowskij ist noch viel schlimmer als Jakubowitsch. Neulich war er wieder in Zarstoje Sijelo...“

„Du lügst!“

„Frage ihn selbst. Es heißt, daß der Kaiser jetzt oft ganz allein und unbewacht im Parke spaziert. Kachowski lauert ihm auf, macht förmlich Jagd auf ihn. Wie leicht kann da ein Unglück geschehen! Dann sind wir alle verloren. Wenn du ihn wenigstens zur Vernunft bringen könntest.“

„Wie kann man ihn zur Vernunft bringen?“ sagte Rylejew, ärgerlich die Achseln zuckend. „Neulich kam er wie ein Wahnsinniger zu mir hereingestürzt und pläzte gleich heraus: ‚Ich komme zu dir, Rylejew, um dir zu sagen, daß ich mich entschlossen habe, den Zaren zu töten. Melde es dem Großen Rat. Man möchte mir den Zeitpunkt bestimmen.‘ Ich sprang wie vom Blitz getroffen vom Sofa, auf dem ich gerade lag, und schrie ihn an: ‚Bist du verrückt? Du willst wohl die Gesellschaft zugrunde richten?...‘ Was ich ihm auch vorbrachte, — alles war vergebens. Schließlich flehte ich ihn kniefällig: ‚Erbarme dich doch wenigstens meiner Natascha und Nastenka!‘ Dies machte offenbar doch Eindruck auf ihn; er wurde nachdenklich, weinte, umarmte mich und sagte: ‚Gut, ich will noch etwas warten...‘ Dabei blieb es vorläufig. Ob er es aber lange aushält?“

„Da habt ihr euch selbst einen Teufel auf den Hals gesetzt!“ brummte Bestuschew. „Wer ist er eigentlich überhaupt? Wo kommt er so urplötzlich her? Ist er am Ende ein Spion?“

„Was dir nicht einfällt! Ein grundehrlicher Kerl, vom ältesten polnischen Adel und gebildet; hat in Deutschland studiert. War bei der Garde, hat den französischen Feldzug mitgemacht; für irgendeine Frechheit wurde er in die Linie versetzt und nahm den Abschied. Er besaß ein kleines Gut im Smolensker Gouvernement, hat es aber im Kartenspiel verloren und ist dann ganz heruntergekommen. Wollte den griechischen Aufstand mitmachen, kam nach Petersburg und blieb hier stecken. Hat alles verloren, ist beinahe vor Hunger gestorben. Ich habe ihm etwas auf die Beine geholfen und ihn in die Gesellschaft aufgenommen...“

An der Haustüre wurde geklingelt, man hörte aus dem Vorzimmer die Stimmen Kachowski's und des Dieners Silka:

„Ist der Herr zu Hause?“

„Jawohl, treten Sie nur ein.“

„Mir scheint, jetzt kommt er gerade,“ sagte Rylejew zu Bestuschew, nachdem er etwas hinausgehört hatte. „Gewiß ist er es. Wenn man vom Wolf spricht, ist er nicht weit.“

Kachowskij trat ein und begrüßte die beiden Anwesenden von oben herab, ihnen gleichsam aus Gnade zwei Finger reichend; er schien noch hungriger, zerlumpter und heruntergekommenener als beim letzten russischen Frühstück. Er setzte sich zum Kamin, wärmte sich die Hände und trocknete seine zerrissenen totbeklebten Stiefel auf dem Kamingitter neben den eleganten Lackstiefeln des Flügeladjutanten Bestuschew.

„Du bist wohl ganz erfroren, Petja? Willst du nicht etwas essen?“ unterbrach Rnlejew das Schweigen.

Kachowskij gab keine Antwort. Er zuckte böse und krampfhaft, wie im Schüttelfrost die Achseln und sagte:

„Ich reise morgen ab. Lebt wohl.“

„Wohin?“

„Nach Smolensk.“

„Was ist denn plötzlich los?“

„Was soll ich hier bei euch anfangen? Ich lebe wie ein Hund, hungere, treibe mich wie ein Bettler herum, kann mir nicht einmal Stiefel kaufen... Ihr wollt aber die Sache noch immer hinauschieben...“

„Warte nur, Petja, etwas Geduld. Es hängt ja nicht von uns ab.“

„Von wem denn?“

„Dem Großen Rat. Wie er beschließt...“

„Meinst du die Unsichtbaren Brüder?“

„Ja, auch sie. Wir beide sind ja nur gewöhnliche Mitglieder der Gesellschaft, gemeine Soldaten. Du weißt es ja selbst...“

„Ich weiß nichts und will nichts wissen. Ich spucke auf euren Großen Rat! Es sind Mysterien wie bei den Freimaurern. Unsichtbare Brüder! Ihr führt uns nur an der Nase herum. Warum sollte ich weniger zu sagen haben, als eure Unsichtbaren Brüder; daß sie alle der Teufel hole! Weil ich ein verabschiedeter Armeemoffizier, ein Bettler, Proletarier bin? Folgt etwa daraus, daß ich keine Ehre habe? Ja, ich bin ein Proletarier!“ wiederholte er mit sichtlichem Stolz dieses neue Wort, sich vor die Brust schlagend. „Ich bin ein Proletarier, doch ist mir die Ehre nicht weniger wert, als euren roßnasigen Edelleuten, den Taugenichtsen von der Garde, den Kammerjüngern und sonstigem Hofgesindel!...“

„Warum schimpfst du, Bruder? Niemand rührt ja an deine Ehre. Wenn du aber beschloffen hast, fortzugehen, so können wir dich

doch nicht mit Gewalt zurückhalten. Auch ohne dich gibt es genug Freiwillige. Du sprichst immer von deiner Ehre, und doch gibt es Menschen, die dem allgemeinen Wohl nicht nur ihr Leben, sondern auch ihre Ehre zu opfern bereit sind...“

„Wer ist es denn? Wer?“ Kachowskij erbleichte und sprang wie von einer Wespe gestochen auf. „Meinst du vielleicht Jakubowitsch?“

„Auch ihn.“

„Er ist ja ein Hanswurst!“

„Du bist neidisch, mein Lieber, und beschimpfst alles, wozu du selbst unfähig bist...“

„Zu einer Gemeinheit bin ich nicht fähig.“

„Was nennst du Gemeinheit?“

„Die Rache eines beleidigten Wahnsinnigen ist eine Gemeinheit! Wenn aber diese Rache den Deckmantel des allgemeinen Wohls trägt, so ist die Gemeinheit noch größer. Den Zaren umzubringen und selbst alle niederzumachen, — ist wahrlich kein Kunststück, das kann ein jeder. Man muß aber das Recht dazu haben, hörst du? das Recht!“

„Das Recht auf Mord?“

„Hier ist die Rede nicht von Mord, sondern von etwas anderem, was vielleicht noch schlimmer ist als Mord... Ihr versteht es aber alle nicht... Niemand versteht es. O Gott!...“

Er ließ sich in einen Sessel fallen, schloß die Augen und wurde leichenblaß.

„Was hast du, Petja? Bist du unwohl?“

„Nein, nichts... Es geht bald vorüber. Es schwindelt mir. Gib mir Wasser oder ein Glas Wein...“

In den Vormittagsstunden roch es in Kulejew's Eßzimmer immer höchst appetitreizend. Vor diesem Geruch und vor Hunger wurde es Kachowskij übel.

Kulejew begriff Kachowskij's Zustand, eilte in die Küche und brachte einen Teller Kohlsuppe mit Fleisch und eine Flasche Schnaps. Als Kachowskij seinen Hunger gestillt hatte, führte ihn Kulejew in sein Arbeitszimmer und sagte zu ihm:

„Höre einmal, Petja, schämst du dich nicht? Du leidest Hunger und bittest mich nie um Geld. Unter Freunden handelt man nicht so!“

Er holte aus seiner Schreibtischlade ein Paket Banknoten und drückte es Kachowskij in die Hand.

„Wenn du mich nicht beleidigen willst... Ich glaube, es sind zweihundert Rubel...“

„Was fange ich mit so viel Geld an?“ suchte Kachowskij das Geld zurückzuweisen; seine hervortretende Unterlippe zitterte. „Ich brauche ja nur so viel, um meine Schulden bei der Hausfrau und beim Krämer zu begleichen und den Schneider Jauchki zu bezahlen. Der verfluchte Jude läßt mir keine Ruhe, kommt täglich zu mir herauf und droht mit einer gerichtlichen Klage...“

Der Schneider Jauchki hatte Kachowskij eine Offiziersuniform geliefert: Rylejew hatte darauf bestanden, daß Kachowskij wieder Offizier werde; er hatte auch schon ein Gesuch an das Teleszche Infanterieregiment eingereicht.

Schließlich nahm er das Geld doch an. Ohne nachzuzählen, steckte er die Banknoten in seine Hosentasche, nachlässig, wie einen Tabaksbeutel.

„Ist die Uniform fertig?“ fragte Rylejew.

„Ja.“

„Das ist schön. Denn der Frack steht dir nicht. In der Uniform wirst du dich besser machen. Auch kannst du dann mehr erreichen. — Wie ist es nun mit deinen Leibeigenen?“ fügte er nach einer Weile hinzu. „Du solltest sie doch wirklich verkaufen. Man zahlt jetzt fünfhundert für eine Seele. Du hast dreizehn Seelen, das macht ein Sümmchen aus, das man nicht so leicht auf der Straße findet. Ich könnte dir dabei behilflich sein: ich habe Beziehungen in den Kanzleien...“

„Nein, laß es nur... Ich habe sie alle verpfändet und seit Jahren keine Zinsen gezahlt; sie sind wohl längst verfallen...“ log ihm Kachowskij vor, wobei er über und über rot wurde: er hatte die letzten dreizehn Leibeigenen, die ihm noch vom väterlichen Erbe blieben, nicht verfehlt, sondern auf einem Jahrmarkt an einen herumziehenden Falschspieler im Kartenspiel verloren.

„Wir sind also wieder Freunde, lieber Petja? Ja? Du bist mir doch nicht böse?“ Rylejew drückte ihm die Hand und blickte ihm mit seinem lieben kindlichen Lächeln in die Augen.

Kachowskij vermied aber, ihm in die Augen zu sehen und dachte: „Wie kann ich zürnen, wenn ich von ihm Geld genommen habe?“ Jedesmal, wenn er von Rylejew Geld bekam, hatte er das Gefühl, als ob er seine Seele dem Teufel verschreibe.



KAISERIN-WITWE MARIA FJODOROWNA

„Ich bin dir nicht böse, Atja, nein... Warum sollte ich es?... Es ist mir manchmal so elend zumute, daß ich mich am liebsten erschließen würde... Ich halte es nicht mehr aus, ich kann nicht mehr...“

„Laß das, laß das,“ tröstete ihn Kņlejew, der offenbar etwas ganz anderes im Sinn hatte. „Es wird nicht mehr lange dauern. Du mußt nur noch ein wenig Geduld haben... Wozu bist du eigentlich neulich nach Zarstkoje Ssjelo gefahren?“

„Nach Zarstkoje? Das weißt du ja selbst. Wenn man nur gut zielt... Es sind höchstens zehn Schritte. Er geht ganz allein im Parke umher. Er fordert einen direkt heraus...“

„Du sagst ja selbst: das Töten sei kein Kunststück, man müsse aber...“

„Ja, ich weiß, ich weiß. Ich halte es nicht länger aus... Gott, wann kommt der Augenblick?...“

„Ich sage dir ja, daß du nicht mehr lange zu warten hast. Ich schwöre es dir bei Gott!“ Er bekreuzigte sich vor dem Heiligenbilde, wie er es auch neulich im Gespräch mit Golizın getan hatte. — „Du allein kannst es tun, und sonst niemand! Merke dir das. Wir wollen es dem Großen Rat melden und dir den Zeitpunkt bestimmen. Du bist der Würdigste. Ich weiß es ja, lieber Petja, daß du allein würdig bist!“

Die Augen Kachowskij's funkelten wie geschliffener Stahl. Kņlejew sah ihn an wie ein Schleifer, der die Schärfe des Messers prüft. Ja, jetzt war es genügend scharf.

Bestuschew hatte sich noch im Anfang dieses Gesprächs ins Gastzimmer zurückgezogen, um nicht zu stören. Als die beiden aber ins Arbeitszimmer gegangen waren, kehrte er ins Eßzimmer zurück, setzte sich vor den Kamin, zündete sich eine Pfeife an, ließ sie über bald fallen und schlummerte ein. Ihm träumte: er spielt Karten, gewinnt Haufen Gold, auf seinem Schoß sitzt die Zigeunerin Maljarka; sie küßt und kitzelt ihn und stört das Spiel. Als Kņlejew und Kachowskij wieder im Eßzimmer erschienen, erwachte er; es ärgerte ihn, daß der schöne Traum so jäh abgebrochen wurde. Kņlejew sah auf die Uhr: er mußte noch vor dem Essen in die Direktion der Russisch-amerikanischen Kompagnie hineinschauen. Auch Bestuschew mußte gehen: er wollte noch eine Tante, die heute Namenstag hatte, besuchen.

„Wollen Sie eine Strecke mit mir fahren, Kachowskij?“

„Ich danke, ich gehe immer zu Fuß. Auch haben wir nicht den gleichen Weg.“

Bestuschew führte ihn etwas zur Seite, so daß ihn Rnlejew nicht hören konnte.

„Ich bitte Sie, mit mir zu fahren. Ich muß mit Ihnen etwas besprechen, was die Gesellschaft betrifft.“

„Also gut, ich fahre mit.“ Kachowskij blickte ihn etwas erstaunt an: sie waren sonst einander nicht gerade freundlich gesinnt und hatten bisher noch nie von den Angelegenheiten der Gesellschaft gesprochen.

Sie gingen ins Vorzimmer. Kachowskij setzte sich einen schwarzen Karbonarihut mit breiter Krempe auf und warf einen seltsamen leichten Almadivamantel um. In diesem Aufzug erinnerte er noch mehr an einen Räuber vom Theater oder einen Klavierstimmer.

Vor dem Hause wartete der elegante englische hochgebaute Wagen des Flügeladjutanten Bestuschew; auf dem Boß saß ein stattlicher Kutscher, mit Pfauenfedern auf dem Hut; das Nebenpferd mit dem schlanken Schwanenhals tänzelte ungeduldig. Für zwei Personen war der Wagen zu schmal; Bestuschew setzte sich seitwärts in höchst unbequemer Lage: der „Taugenichts von der Garde“ überließ seinen Platz höflich und zuvorkommend dem „Proletarier“. Er bat ihn um Erlaubnis, unterwegs eine Korrektur für den „Polarstern“ in die Druckerei bringen zu dürfen.

Die Sonne kam plötzlich zwischen den Wolken zum Vorschein; in ihrem Licht erschienen die öden Straßen, die so breit wie Plätze waren, und die kleinen grauen flachen Häuschen, unter denen stellenweise einsame Feuerwachtürme hervorragten, noch öder, und der blaßgelbe Ockeranstrich der öffentlichen Gebäude schien unter dem hellgrünen Himmel noch trostloser.

Sie kamen auf den Newskij-Prospekt. Von der Polizeibrücke bis zum Anitschkinpalais zog sich eine Lindenallee, die einmal auf Befehl des Kaisers Paul mitten im Winter beim grimmigsten Frost in vier Wochen angelegt worden war; man mußte in die Erde mit Ästen Löcher schlagen, in die dann Feuer gelegt wurde, um den hartgefrorenen Boden aufzutauen. Die im Tauwinde zitternden armseligen Linden glichen kranken Kindern; es schien, daß sie nie erblühen würden. Doch hatte der Frühlingskorsò in der Allee bereits begonnen. Man sah Offiziere in Dreimastern mit Hahnenfedern,

Beamte in Friesmänteln, Kaufleute in langen „sibirischen“ Überrocken. Vor dem großen Kaufhause stiegen Damen in russischen Pelzmänteln und grellfarbigen Pariser Frühjahrshüten, von Livreedienern gestützt, aus ihren Equipagen. Herrschaftliche, von sechs Pferden gezogene Wagen fuhren vorbei; junge Burschen als Vorreiter gaben unausgesetzt gedehnte Schreie von sich. Auf einem Postwagen rastete Hals über Kopf ein Feldjäger vorbei. Auf dem elenden Pflaster klirrten und stöhnten die Droschken, genannt „Gitarren“, auf denen die Fahrgäste rittlings saßen, wobei sie sich mit den Händen am Rücken des Kutschers festhielten; die Kutscher hatten auf dem Rücken eine Blechtafel mit der Nummer hängen. Eine Abteilung Soldaten, mit Musik an der Spitze, marschierte vorüber.

In der Einförmigkeit der vorbeimarschierenden Soldaten, in der Einförmigkeit der ockergelben, von weißen Säulen geschmückten Fassaden der öffentlichen Gebäude spürte man den Geist des Mannes, der gesagt hat: „In allen Dingen liebe ich die Einförmigkeit.“ Die Öde hatte etwas Feierliches: die ganze Stadt machte den Eindruck eines riesigen Kasernenhofs oder Exerzierplatzes, auf dem alles unter Trommelwirbeln und dem Kommando „Stillgestanden“ mit angehaltenem Atem stramm steht.

Bestuschew erzählte etwas, Kachowskij hörte aber nicht zu. Er sah auf die Menschenmenge und dachte sich: heute weiß noch niemand unter diesen vielen Leuten von meiner Existenz; es naht aber die Stunde, und alle diese Leute, ganz Rußland und die ganze Welt werden von mir erfahren und vor meiner schrecklichen und großen Tat erschauern.

„Ich werde Ihnen einen Aufsatz schicken. Lesen Sie ihn bei Gelegenheit.“

„Was für einen Aufsatz?“

„Meinen Aufsatz: ‚Betrachtungen über die russische Literatur im Jahre 1824.‘“

Bestuschew sprach von seinem Aufsatz, von seinem Pferd, von seiner Tante und von seiner Zigeunerin so selbstverständlich, als ob er gar nicht daran zweifelte, daß es alle interessiere.

„Die Literatur ist übrigens nur ein winziges Blättchen im Buche meines Lebens. Ich kann von mir daselbe sagen, was Chenier, als er vor der Guillotine stand, auf seine Stirne weisend, gesagt hat: ‚Hier war etwas!‘ Meine nervöse Konstitution ist eine Aolsharfe, durch die ein Sturmwind fährt...“

Das hatte er früher einmal von Byron gesagt; er gewöhnte sich aber, diesen Ausdruck auch auf sich selbst anzuwenden.

Kachowskij blickte ihn finster an und sagte:

„Ich glaube, Sie wollten mit mir von der Gesellschaft sprechen?“

„Ja, ja, gewiß. Aber wissen Sie, auf der Straße geht es nicht gut. Der Kutscher kann es hören. Wir werden auf Schritt und Tritt beobachtet. Ich kann mich sogar nicht auf meine eigenen Leute verlassen,“ fügte er französisch hinzu. „Können wir vielleicht für einen Augenblick zu Ihnen hinaufgehen?“

„Ich bitte sehr,“ erwiderte Kachowskij trocken.

Unterwegs kaufte Bestuschew in den Miljutinschen Läden verschiedene Delikatessen und Champagner. Kachowskij fragte ihn nicht, wozu diese Einkäufe seien; während der ganzen Fahrt saß er mit finsterner Miene und schwieg.

Er wohnte in der Kolonna-Vorstadt, im Hause eines gewissen Engelhardts, in einem alten schiefen Hofgebäude.

Sie stiegen eine steile Treppe hinauf, wo es nach Küchenabfällen und Katzen roch. Bestuschew mußte seinen Helm mit dem weißen Federbusch in die Hand nehmen und sich bücken, um sich nicht an den auf Stricken zum Trocknen aufgehängten Lumpen zu beschmuhen. Zwei alte Weiber zankten sich auf der Treppe wegen eines abhanden gekommenen Herings, wobei sie einander den Heringschwanz abwechselnd an den Kopf warfen. Aus einer offenen Wohnungstüre schaute ein geschminktes Mädchen mit aufgelöstem Haar und einer Gitarre in der Hand heraus, während in der Tiefe des Zimmers eine heisere Bassstimme das bei den Kanzleibeamten so sehr beliebte Lied sang:

O Glafira, süße Wonne,
Kind, ich liebe dich so sehr!
Ohne dich, du meine Sonne,
Ist die Welt mir öd und leer.

Kachowskij's Zimmer war im obersten Stock gelegen und erinnerte mehr an eine Dachkammer. Irgendwo unten befand sich wahrscheinlich eine Schmiede, denn die mit einer blauen Tapete beklebten und mit Feuchtigkeitsflecken bedeckten Bretterwände des Zimmers erzitterten ab und zu unter donnerähnlichen Schlägen. Auf dem Tisch lagen Werke von Plutarch und Livius in französischen Übersetzungen des 18. Jahrhunderts, und daneben stand ein Teller mit einem abgenagten Knochen und einer Salzgurke. Auf einem Feld-

bette lag statt einer Decke ein alter Offiziersmantel; das rote Kopfkissen hatte keinen Bezug. An der Wand hing ein kleines Messingkruzifix und das Bild des jungen Sand, der den russischen Spion Kozebue getötet hatte; im gleichen Rahmen befand sich eine trockene, vermutlich am Grabe gepflückte Blume, ein mit dem Blute des Hingerichteten durchtränkter Leinensegen und ein von Kachowskij's Hand geschriebenes Zitat aus dem Puschkinschen Gedicht „Der Dolch“:

Du starbst auf dem Schafott, o edler Sand,
Und opferdest der Freiheit deine Jugend;
Doch auch im Blut, versprigt von Henkershand,
Lebt noch ein Rest der heil'gen Tugend.

Als Kachowskij ins Zimmer trat, wurde er noch finsterner: wahrscheinlich schämte er sich seiner Armut. Er setzte sich aufs Feldbett und bot dem Gast den einzigen Stuhl an. Beide schwiegen. Bestuschew hielt das Paket mit den Delikatessen und dem Champagner auf dem Schoß, denn er wußte nicht, wo er es hintun sollte. Schließlich stellte er es unter den Tisch.

„Sagen Sie einmal, Kachowskij,“ begann er plötzlich in großer Hast und Erregung, „hat Ihnen nicht Rnlejew etwas vom Großen Rat gesagt?“

„Nein, nichts.“

„Ich kann wirklich nicht begreifen, warum er so heimlich tut. Einem solchen Menschen wie Sie sollte man doch wirklich alles sagen. Übrigens gibt es überhaupt keinen Großen Rat. Der ganze Rat ist Rnlejew selbst.“

„Und Trubezkoj, Puschtschin, Odojewskij?“ fragte Kachowskij. Er heuchelte Gleichgültigkeit, wartete aber mit brennender Neugier auf Bestuschews Antwort.

„Sie alle sind nur Marionetten in seiner Hand. Er unternimmt alles auf eigene Verantwortung und verkündet seinen Willen wie ein wahrer Diktator. Er betrügt alle und auch sich selbst. Die Revolution ist seine fixe Idee. Er ist ja kein schlechter Mensch, er lebt aber ganz in der Phantasie, in Gedanken, ist mit einem Wort ein Dichter, wie wir alle. Er versteht nur die Suppe einzubrocken, auslöffeln müssen sie aber andere.“

Er schwieg eine Weile und fuhr fort:

„Ich hielt es für meine Pflicht, Sie zu warnen. Ich will niemanden betrügen und niemandem eine Falle stellen. Ein jeder muß wissen, was er tut und was er riskiert... Hat er Ihnen gesagt,

daß der Zarenmord in keinem Zusammenhange mit der Gesellschaft stehen darf?"

„Ja, das hat er gesagt.“

„Das ist eben der ganze Wiß. Er will Sie einfach als ein Messer gebrauchen: er will den tödlichen Streich führen und dann das Messer zerbrechen. Sie sind ein Ausgestoßener, eine gemeine Mordwaffe, ein abgeurteiltes Opfer. Im übrigen sind alle diese Unsichtbaren Brüder...“

„Gehört er auch zu ihnen?“

„Ja. Alle diese Herren verstehen es, aus fremder Haut Riemen zu schneiden. So machen sie es auch mit Ihnen. Das Blut wird auf Ihr Haupt fallen, sie werden sich aber die Hände in Unschuld waschen und Sie verraten. Den Jakubowitsch schonen sie, denn er ist als kaukasischer Held ein Dekorationsstück für die Gesellschaft. Was aber Sie betrifft ... Rylejew glaubt, daß er Sie gedungen hat, denn Sie nehmen von ihm Geld; ein gedungener Mörder...“

„Ich, ich ... Rylejew ... Geld ... Es kann nicht sein!“ keuchte Kachowskij erbleichend.

„Merken Sie es denn nicht selbst? Ich glaubte, offen gestanden, daß Sie...“ Bestuschew stockte und blickte Kachowskij an: er hatte sein Gesicht mit den Händen bedeckt, saß ganz regungslos da und sprach kein Wort. Unten dröhnten wieder die Hammerschläge, und es kam ihm vor, als ob es die Schläge seines eigenen Herzens wären.

Plötzlich sprang er mit funkelnden Augen und verzerrtem Gesicht auf und lallte:

„Wenn ich nur ein Messer in seiner Hand bin, so wird er der erste sein, der sich daran schneidet! Sagen Sie ihm das, sagen Sie ihm das!...“

Er griff sich an den Kopf und begann auf und ab zu rennen.

„Ich werde meine Ehre nicht so billig verkaufen! Ich will niemandem als Werkzeug dienen!... Ich werde sie alle... Diese Schurken! Schurken! Schurken...“

Er ließ sich erschöpft auf das Feldbett sinken.

„Was ist nun das?... Bestuschew! Bestuschew!... Ich war ein Narr und glaubte ihm alles... Die Beispiele der Helden des Altertums haben mich geblendet... Ich glaubte, daß eine Tat, die dem allgemeinen Wohle dient, unmöglich ein Verbrechen sein kann... Ich dachte mir: das Gute um des Guten willen, ohne Ent-

gelt, solange mein Herz schlägt, denn mein Vaterland ist mir teurer als alle Güter der Erde und selbst des Himmels!...“

Er warf verzweifelt wie ein Ertrinkender die Arme empor.

„Ich habe alles hingeopfert: Leben, Glück, Gewissen und Ehre... Und sie... O Gott, o Gott!... Es ist eine Beleidigung nicht nur für mich, — das mußt du begreifen, Bestuschew! — sondern für die ganze Menschheit... Wie gemein, wie schmutzig doch ein Mensch, ein Sohn des Himmels, sein kann!...“

Er sprach hochtrabend, seine Worte waren aus Büchern geschöpft und machten einen unaufrichtigen Eindruck; in der Tat war aber alles tief aufrichtig: in den hochtrabenden, verlogenen Worten war Wahrheit.

Bestuschew packte seine Eßwaren aus und sah sich nach einem Kortzieher um. Er konnte aber keinen entdecken und schlug der Champagnerflasche einfach den Hals ab. Er fand ein Bierglas, holte vom Waschtisch einen Tonkrug und schenkte ein.

„Genug, mein Bester, genug!“ er klopfte Kachowskij vertraulich auf die Schulter. „So Gott will, kann noch alles gut werden. Überlegen wir uns, was da zu machen ist... Zuerst müssen wir aber etwas trinken: es wirkt erfrischend auf die Gedanken.“

Er trank aus, dachte nach, und trank wieder aus.

„Wissen Sie was?“ sagte er plötzlich so harmlos, als ob dieser Gedanke ihm erst eben gekommen wäre. „Man sollte die Gesellschaft auflösen und alles neu schaffen. Sie werden der oberste Leiter sein, und ich werde Ihnen die passenden Menschen zuführen. Was sagen Sie dazu?“

Sein geheimes Bestreben war, nur das Alte zu vernichten, nicht aber etwas Neues zu schaffen; wie Rylejew, so wollte auch er Kachowskij nur als Werkzeug für seine Pläne gebrauchen. Jener verstand aber nichts mehr und hörte kaum zu.

„Nein, wozu? Es ist gar nicht nötig,“ sagte er abwinkend. „Ich brauche niemand. Ich mache alles selbst. Wenn es niemanden gibt, wenn es keine Gesellschaft gibt, so nehme ich alles auf mich. Ich gehe hin und vollbringe die Tat. So muß es sein. Es ist ja alles eins. Mag kommen, was will. Jetzt kann mich niemand mehr zurückhalten. So muß, so soll es sein. Ich weiß es. Ich allein...“

Er sprach wie im Fieber und leerte gierig ein Glas nach dem anderen. Da er das Trinken nicht gewohnt war, war er bald be-

rauscht. Bestuschew schlug ihm vor, Brüderschaft zu trinken. Sie tranken und küßten sich. Dann tranken sie wieder und fielen sich noch einmal in die Arme.

„Weißt du was, Bestuschew?“ begann plötzlich Kachowskij, mit einem unerwartet heiteren und milden Lächeln; sein Zorn war ganz verpufft. „Vielleicht ist alles nur zu meinem Besten? Ich bin ganz allein in der Welt. Habe weder Freunde, noch Verwandte. Ich war immer allein. Von meiner Geburt an ist das Siegel des Schicksals auf meine Stirne gedrückt. Ich bin gezeichnet und ausgestoßen. Was ist denn dabei? Offenbar muß es so sein. Ich bin allein, allein für alle! Ich brauche nichts — weder Glück, noch Ruhm, noch Freiheit. Denn selbst in Ketten bleibe ich ewig frei. Stark und frei ist derjenige, der in sich die Kraft der ganzen Menschheit erkannt hat! Ist es denn nicht ganz gleich, ob man auf dem Schafott stirbt, oder im Augenblick der höchsten Lust? Wenn du nur wüßtest, Alexander, welche Freude und Ruhe meine Seele überkommt, wenn ich dies, wie jetzt, klar empfinde! . . .“

— Was dieser Schiller nicht alles zusammenredet! — sagte sich Bestuschew geärgert. Denn er hatte eingesehen, daß die ganze Unterredung zu nichts führen würde: Kachowskij wird noch etwas weinen und zürnen und schließlich doch zu Rnlejew zurückkehren. Der Teufel selbst hatte ihn wohl mit Rnlejew verbunden.

Sie sprachen noch recht lange hin und her. Doch hörte keiner mehr dem andern zu, und sie merkten gar nicht, daß sie von verschiedenen Dingen sprachen.

„Ohne Weiber, mon cher, würde es sich gar nicht lohnen, auf der Welt zu leben!“ erklärte Bestuschew nach der zweiten Flasche. Nach der dritten äußerte er aber den Wunsch, „in den Flammen der Liebe und eines Erdbebens unterzugehen.“

Nach der vierten Flasche erzählte Kachowskij davon, wie er auf dem Grabe Sands Blumen gepflückt und geweint hatte, während Bestuschew den Napoleon-Jakubowitsch nachzuahmen suchte und rief: „Meine Seele ist aus Granit, selbst ein Blitz kann sie nicht vernichten!“ Darauf begann er mit lallender Zunge von seinen Liebesabenteuern zu erzählen:

„Als wir in Polen bei reichen Gutsbesitzern einquartiert waren, haben wir manche Schöne erobert. Das war ein Leben! Wir saßen nichts als Champagner. Vogue la galère! Die Zimbeln dröhnten, die Mädchen tanzten. Wunderbar! Bist du ein Mönch oder ein

Misanthrop, Petja? Verurteilst du vielleicht solche Sachen? Was kann ich aber tun. Die Natur hat mich statt mit Blut — mit feuriger Lava begabt. An meiner tollen Leidenschaftlichkeit entzündeten sich die Weiber wie Stroh. Du kannst es mir glauben: in einem polnischen Nest haben mich die Damen beinahe vergewaltigt. Ich konnte leicht ein ganzes Duzend haben. Übrigens habe ich das, was man gute Gesellschaft nennt, immer verachtet.. Ich bin nicht für die Gesellschaft geschaffen. Mein Herz ist ein Ozean, der von schweren Nebeln erdrückt wird...“

Bestuschew sprach noch sehr viel. Kachowskij wurde wieder schweigsam und finster: er fühlte, daß er zu viel getrunken und gesprochen hatte; der Rausch und die Reden seines neuen Freundes flöhten ihm Widerwillen ein; es schien ihm, daß Bestuschews Worte, und nicht der Limburger Käse, den üblen Geruch verbreiteten.

Endlich fiel Bestuschew seine Tante, die heute Namenstag hatte, ein.

„Die alte Hege wird wütend sein, wenn ich nicht gratuliere. Ich darf sie aber nicht reizen, denn ich habe durch sie Protektion bei meinem Alten...“

Der „Alte“ war der Herzog von Württemberg, bei dem Bestuschew als Flügeladjutant diente.

„Eine alte Hege mit Protektion ist doch zuweilen einer jungen Schönen vorzuziehen?“ fragte Kachowskij ironisch, ohne aus seinem Ekel Hehl zu machen. Bestuschew merkte aber nichts.

„Eine Protektion darf man nie verachten, mon cher: das gehört auch zu den Grundsätzen der Gesellschaft.“

Zum Abschied umarmte er Kachowskij.

— Wie konnte ich nur diesem Taugenichts mein Herz enthüllen? — fragte sich Kachowskij angeekelt.

Als der Gast fort war, machte er das Fenster auf und warf den Rest des Limburger Käses heraus. Er sah zum Fenster über den Zaun auf die längst bekannten Ladenschilder: „Niederlage verschiedener Mehle.“ „Schneider Iwan Dobrochtow aus dem Auslande.“ Vom Hofe her kamen die gedehnten Rufe der Hausierer:

„Alte Kleider! Alte Kleider!“

„Messer schleifen! Scheren schleifen!“

Unten auf der Stiege klang das Lied zur Gitarre:

O Glasira, süße Wonne,
Kind, ich liebe dich so sehr...

Und dann wieder:

„Messer schleifen! Scheren schleifen!“

„Alte Kleider! Alte Kleider!“

Er ging vom Fenster weg und ließ sich auf sein Feldbett fallen. Ihm schwindelte. Die Schmiedehämmer dröhnten in seinen Schläfen. Er fühlte tödliche Übelkeit und Langeweile. Das ganze Leben kam ihm wie ein übelriechender Limburger Käse vor.

Unter seinem Bett stand ein Kasten mit einem Paar teurer englischer Pistolen neuester Konstruktion: sie waren das einzige wertvolle Stück in seiner Bettlerwirtschaft. Er holte den Kasten hervor, untersuchte die Pistolen und polierte sie mit einem Stück Leder. Dann lud er eine Pistole, spannte den Hahn und setzte sie sich mit der Mündung an die Schläfe. Die reine Kälte des Stahls war ihm ebenso angenehm, wie die Kälte des Wassers, mit dem man sich Schweiß und Staub vom Körper wäscht.

Er legte die Pistolen in den Kasten zurück, warf sich seinen Altmantel um und ging mit dem Pistolenkasten in der Hand in den Hof. Vor der Hausmeisterwohnung spielten mehrere Knaben; Kachowskij rief im Vorbeigehen seinen Namensvetter, den kleinen Petja zu sich heran, der ihm sofort willig folgte: er wußte wohl, wozu ihn Kachowskij brauchte. Am Ende des Hofes befand sich ein Holzlager, und dahinter stand zwischen leeren Bauplätzen und Gemüsegärten ein verfallener, gemauerter Schuppen.

Sie traten ein und versperrten hinter sich die Türe. Auf dem Boden standen mehrere Körbe mit leeren Flaschen. Kachowskij legte ein Brett quer auf zwei Haufen Ziegelsteine. Dann stellte er auf dem Brett dreizehn Flaschen in einer Reihe auf und holte die Pistolen hervor. Er zielte, drückte ab und traf die erste Flasche so genau, daß sie in Scherben zersprang, während die Nachbarflasche stehen blieb. Es folgte die zweite Flasche, dann die dritte, und so schoß er alle dreizehn Flaschen der Reihe nach herunter. Während er schoß, lud der kleine Petja die Pistolen immer wieder, die Schüsse folgten ununterbrochen aufeinander.

Bei der ersten Flasche flüsterte er:

„Alexander.“

Bei der zweiten:

„Konstantin.“

Bei der dritten:

„Michail.“

Und so nannte er alle Namen...

Als die Reihe an die Kaiserin Jelisaweta Alegejewna kam, zielte er, drückte aber nicht ab und hielt inne.

Er mußte daran denken, wie er ihr einmal auf der Straße begegnet war. Ihr Wagen fuhr im Schritt; er ging ganz allein über den leeren Schloßquai und sah die Kaiserin ganz nahe vor sich. Ohne seinen Gruß abzuwarten, neigte sie vor ihm als erste mit müder und gewohnter Gebärde den schönen Kopf; ihr blasses Gesicht schimmerte durch den schwarzen Schleier. Wie es zuweilen bei solchen ganz flüchtigen Begegnungen fremder Menschen vorkommt, waren die raschen Blicke, die sie wechselten, hellseherisch. „Diese traurigen Augen!“ sagte er sich, und plötzlich schien es ihm, daß sie im gleichen Augenblick das gleiche von ihm dachte. Zwei Schicksale zogen, aus Ewigkeiten kommend, aneinander vorbei, um sich in diesem einen blißschnellen Blicke zu treffen und dann wieder für alle Ewigkeit zu trennen.

Er übersprang „Jelisaweta Alegejewna“ und schoß auf die nächste Flasche.

Als alle dreizehn Flaschen, mit Ausnahme der einen, füsiliert waren, stellte er neue auf, und dann begann er von vorne:

„Alexander.“

„Konstantin.“

„Michail...“

Die Glascherben fielen auf den Boden mit hellem Geklirr, das wie Kinderlachen klang. Wie Kachowskij so im weißen Pulverrauch, in dem es ab und zu rot aufblitzte, stand, gleich er einem schwarzen hägeren Gespenst.

Den kleinen Petja freute es, wie gut der große Petja zu zielen verstand: kein einziger Fehlschuß. Auf ihren Gesichtern spielte das gleiche Lächeln.

Dieses unschuldige Spiel — das Füsilieren der Flaschen währte noch eine geraume Zeit.

III.

Zu Ryslejew kamen so viel Leute ins Haus, daß der Klingelzug im Vorzimmer schließlich zerriß. Der geschickte Diener Siljka machte die Klingel provisorisch mittels eines Bindfadens fest. „Es ist auch kein großes Unglück, wenn irgendein Besucher nicht herein

kann: sie kommen doch meistens ohne wichtigen Anlaß!" brummte Rylejew, den die vielen Besuche ermüdeten und der außerdem krank war: er hatte sich wohl während des Eisganges eine Erkältung zugezogen.

Als er einmal Ende April noch am späten Nachmittag in der Direktion der Russisch-amerikanischen Kompagnie arbeitete, fiel es ihm plötzlich ein, daß er einige wichtige Schriftstücke in seiner Wohnung vergessen hatte. Die Direktion lag zwei Stockwerke über seiner Wohnung. Er ging hinunter und öffnete ohne zu läuten die Wohnungstüre mit dem Schlüssel, den er ständig in der Tasche trug. Filjta schnarchte im Vorzimmer auf einem Koffer. Rylejew ging, ohne die Wohnungstüre zu schließen, in sein Arbeitszimmer, holte ein blaues Aktenheft mit dem Titel „Die Kolonie Roß in Kalifornien“ und wollte wieder in die Direktion hinaufgehen, als er plötzlich im Gastzimmer Stimmen hörte. Er war sehr erstaunt, denn er hatte geglaubt, daß niemand zu Hause sei: seine Frau war ausgegangen und wollte auch ihre Cousine Glasira mitnehmen. Wer war nur im Gastzimmer? Er lauschte an der Türe und erkannte die Stimmen von Glasira und Jakubowitsch.

Rylejew hatte schon längst bemerkt, daß es zwischen den beiden etwas gab. Er hat auch seine Frau, das Mädchen schleunigst nach Tschuchloma zu den Tanten zurückzuschicken, damit kein Malheur geschehe. Jakubowitsch ist ja keine Partie, kann aber leicht dem Mädchen Schande antun. Dazu ist er ja auch „vom Schicksal gezeichnet“. Rylejew hatte bereits vor nicht allzu langer Zeit ein Duell wegen einer anderen Verwandten seiner Frau gehabt; es war ein ganz ähnlicher Fall. Soll er sich denn jetzt wieder wegen dieser dummen Gans Glasira duellieren?

„Ich bin das Wrack eines untergegangenen Schiffes, den der Sturm an einen wüsten Strand gespült hat,“ redete Jakubowitsch. „Warum hat nicht ein mörderisches Blei in den kaukasischen Bergen mein Sein vernichtet... Denn was ist mein Leben? Es ist ein welkes Blatt unter gefallenem Herbstlaub, es ist die Flagge eines untergegangenen Schiffes, die nur noch einen Augenblick lang über dem Abgrunde weht...“

„Ein liebendes Herz wird Sie erretten!“ gurrte Glasira.

„Nein, es wird mich nicht erretten!“ stöhnte Jakubowitsch auf. „Meine Seele ist ein Ozean, auf dem schwere Nebel lasten...“

Rylejew war erstaunt: die gleichen Worte vom Ozean hatte

er schon einmal von Bestuschew gehört. Wer hat sie nun beim andern entlehnt?

Die Worte erstarben in einem leidenschaftlichen Geflüster; dann kam der jungfräuliche Aufschrei:

„Alexander Iwanowitsch, was tun Sie, was tun Sie? Lassen Sie es um Gottes willen...“

Rnlejew öffnete die Türe und erblickte Glasira in Jakubowitschs Armen; aus der Art, wie er sie küßte, war es klar, daß er es nicht zum erstenmal tat.

Glasira kreischte auf und wollte ohnmächtig werden; da sie aber doch großen Respekt vor dem „lieben Vetter“, wie sie Rnlejew nannte, hatte, zog sie es vor, in die Küche zu flüchten und sich in der Speisekammer einzusperren; wie ein sechzehnjähriges Mädchen, das man mit einem Kadetten erwischt hat.

Rnlejew nahm Jakubowitsch am Arm und ging mit ihm ins Eßzimmer.

„Ich gratuliere! Wann soll die Hochzeit stattfinden?“

Jakubowitsch schwieg.

„Antworten Sie doch, mein Herr, und erklären Sie sich über Ihre Absichten...“

„Siehst du, mein Freund... Ich wäre selbstredend glücklich... Du kennst aber meine Verhältnisse: ich kann einfach nicht heiraten! Ich habe nicht das Recht, ein junges Leben an das meinige zu binden...“

„Aber sie zu entehren, dazu hast du das Recht?“

„Höre einmal Rnlejew, ich glaube, Glasira Nikititschna ist kein Kind mehr...“

„Gewiß ist sie kein Kind. Eine alte Jungfer ist sie. Solange sie aber in meinem Hause ist, werde ich es nicht dulden, daß...“

„Warum ereiferst du dich so sehr? Ich habe ja mit ihr eigentlich nichts gehabt...“

Hätte sich das Ganze im Kaukasus abgespielt, so wäre Jakubowitsch der Forderung nicht ausgewichen: denn er war ehrgeizig und verstand gut zu zielen, während Rnlejew ein schlechter Schütze war. Doch hier in Petersburg, in der Nähe des Kaisers bedeutete ein neues Duell eine neue Verbannung; wie leicht könnte da seine Karriere endgültig zusammenbrechen, vielleicht sogar auch die Geheime Gesellschaft aufgedeckt werden, was doch sein sicheres Verderben wäre.

„Du weißt, mein Freund, daß ich kein Feigling bin und immer bereit bin, Kugeln zu wechseln. Doch kann ich unmöglich meine Hand gegen dich erheben. Auch sehe ich wirklich keinen Grund dazu...“

„Du weichst also aus, Schurke!“ schrie ihn Rylejew an; der widerspenstige Schopf erhob sich drohend, wie es bei ihm schon in der Kadettenzeit vor jeder Schlägerei war. „Du willst dich also nicht schlagen?...“

Noch im Anfang dieses Gesprächs wurde an der Wohnungstüre geläutet. Dann zum zweiten-, zum dritten-, zum viertenmal. Die schlecht reparierte Klingel bimmelte traurig und kaum hörbar, endlich verstummte sie ganz: die Schnur war wohl wieder gerissen.

„Wen bringt schon wieder der Teufel? Siljka schläft wohl noch immer, der Hund!...“ ging es Rylejew durch den Kopf, was seine Wut noch verstärkte.

„Du wirst dich also nicht schlagen? Nein?...“ Er ging blaß und mit geballten Fäusten auf seinen Gegner los.

Rylejew war von kleinem Wuchs und schwächlich; Jakubowitsch erschien neben ihm wie ein Riese und Athlet. Die feinen zusammengepreßten blassen Lippen Rylejews, seine brennenden Augen und sogar der Haarschopf drückten aber eine solche Tollkühnheit aus, daß Jakubowitsch vor ihm langsam zurückwich; hätte ihn Rylejew in diesem Augenblick genauer angesehen, so hätte er wohl gemerkt, daß der „tapfere Kaukasier“ gar nicht so tapfer war, wie er ausah.

„Kondratij Sjodorowitsch Rylejew?“ fragte eine Stimme.

Rylejew wandte sich um und erblickte einen ihm unbekanntem jungen Offizier in dunkelgrüner Armeuniform mit hohem roten Kragen und den Achselklappen eines Staboffiziers.

„Entschuldigen Sie, meine Herren,“ sagte der Fremde unentschlossen, bald Rylejew und bald Jakubowitsch anblickend, „ich habe geläutet, doch niemand kam heraus; vielleicht ist die Klingel entzwei. Die Wohnungstüre stand aber offen...“

„Was wünschen Sie, mein Herr?“ schrie ihn Rylejew an.

„Gestatten Sie, daß ich mich vorstelle,“ fuhr der Gast mit kaum merkbarem Lächeln fort. „Oberst Pawel Iwanowitsch Pestel.“

„Pestel! Pawel Iwanowitsch!“ rief Rylejew ihm entgegenstürzend. Sein Gesicht erstrahlte: dieser plötzliche Stimmungsumschlag war für ihn bezeichnend.

„Ich will nicht stören, meine Herren. Ich kann ja ein anderes Mal wiederkommen...“ begann Pestel.

„Mein, was fällt Ihnen ein, Pawel Iwanowitsch! Sie sind mir herzlich willkommen!“ Rylejew drückte ihm beide Hände und nahm ihm seinen Helm weg. Jakubowitsch schien er ganz vergessen zu haben. Dieser glitt an ihnen vorbei, rannte ins Vorzimmer, nahm Hut und Mantel und machte sich aus dem Staube.

Der Hausherr führte den Gast ins Arbeitszimmer und machte ihm mit übertriebenem Eifer den Hof.

„Darf ich Ihnen eine Pfeife anbieten?“

„Danke, ich rauche nicht.“

„Gott sei Dank, daß wir Sie endlich zu sehen bekommen!“ sagte Rylejew, sich überstürzend und stotternd. „Ich fürchtete schon, daß Sie fortreisen würden, ohne uns besucht zu haben.“

„Ich werde beobachtet und mußte daher abwarten.“ Pestel sprach ein gutes, doch etwas zu deutliches und korrektes Russisch: daraus konnte man auf seine deutsche Abstammung schließen. — „Ich bin mit dem General Kisseljow, dem Chef des Generalstabs hergekommen. Der Kaiser hat sich sofort nach mir erkundigt. Wir müssen also sehr vorsichtig sein. Wer war der andere Herr?“

„Jakubowitsch.“

„Aha, ich weiß schon. Ich glaube, die Türe ist nicht verschlossen? Ihr Diener schläft.“

„Ach ja, richtig!“ Rylejew eilte ins Vorzimmer, weckte Siljka, befahl ihm, noch auf die gnädige Frau zu warten und kehrte ins Arbeitszimmer zurück.

„Nun, was gibt es bei Ihnen im Südbund?“ Er wußte nicht recht, wie er das Gespräch einleiten sollte. Er war etwas verlegen und musterte Pestel.

Dieser war in den Dreißigern. Hatte ein etwas aufgedunsenes Gesicht von ungesunder gelblicher Hautfarbe, wie sie Menschen, die eine sitzende Lebensweise führen, eigen ist. Sein schwarzes Haar lichtetete sich bereits; an den Schläfen war es nach vorn gekämmt, wie es beim Militär Sitte war. Sein Kinn war sorgfältig rasiert. Die steile, glatte Stirn schien aus Elfenbein geschnitten. Der Blick der schwarzen glanzlosen, weit voneinander abstehenden und tief liegenden Augen war so schwer und gespannt, daß man den Eindruck hatte, als ob er etwas schiele. Sein ganzes Wesen schien schwerfällig, erstarrt, unbeweglich, gleichsam versteinert. Man sprach von seiner Ähnlichkeit mit Napoleon. Wenn eine solche Ähnlichkeit wirklich bestand, so lag sie nicht in den Zügen, sondern irgendwo anders.

Er war klein von Wuchs, schlecht gebaut und seine eine Schulter war etwas höher als die andere, wie es oft bei Menschen, die viel schreiben, vorkommt. Seine Kleidung war recht schäbig. Der langschößige Waffenrock saß sehr schlecht und war offenbar von einem elenden jüdischen Provinzschneider zugeschnitten; das grüne Tuch war im Rücken braun, das Gold der Achselstücke dunkel geworden. Er hatte den Wladimirorden mit Band, den Annenorden, den Pour le mérite und einen goldenen, für Tapferkeit verliehenen Degen: er war ja ein Held vom Jahre 1812.

„Mir scheint, daß er wirklich den Napoleon spielt!“ dachte sich Rylejew. Der Gast hatte in ihm ein unerklärliches feindseliges Gefühl erweckt, und er beschloß, vor ihm auf der Hut zu sein.

Pestel begann ohne Umschweife.

„Ich bin nach Petersburg gekommen, um Ihnen die Vereinigung des Nordbundes mit dem Südbunde anzutragen,“ sagte er, auf Rylejew seinen unverwandten, schweren, gleichsam schielenden Blick richtend. „Zunächst müßten wir aber ganz genau die Absichten der hiesigen Leitung und auch Ihre persönlichen Absichten, Kondratij Sidorowitsch, kennen lernen. Ich möchte also wissen, welche Regierungsform Sie als die für Rußland geeigneteste halten?“

Das Gespräch dauerte über zwei Stunden. Pestel brachte nacheinander die Nordamerikanische Republik, das Napoleonische Kaiserreich, den Terror der Revolution, die Englische, die Französische und die Spanische Verfassung in Vorschlag. Er lobte die Vorzüge einer jeden dieser Staatsformen, sobald aber Rylejew auf die Mängel hinwies, stimmte er ihm eilig zu und kam auf eine andere Staatsform zu sprechen. Es war wie ein gerichtliches Verhör oder wie ein Schuleramen.

„Sie bedienen sich der sokratischen Methode,“ bemerkte Rylejew, auf das Unpassende dieses Verhörs anspielend.

„Ja, ich liebe überhaupt die Antike,“ erwiderte Pestel, der die Anspielung nicht begriff oder nicht begreifen wollte, und fuhr fort, Rylejew zu examinieren.

Rylejew war wütend; doch je wütender er wurde, um so mehr lieferte er sich aus. Zur gleichen Zeit verschaffte ihm dieses Gespräch einen hohen Genuß, wie ein kluges Buch, von dem man sich nicht losreißen kann. Er mußte an Puschkins Urteil über Pestel denken: „Ein kluger Mensch im vollen Sinne dieses Wortes.“ Was er auch sprach, — es war immer ein Genuß, ihm zuzuhören. Schon

der Tonfall seiner Sprache wirkte sanft-überzeugend, und die Logik seiner Worte nahm einen gefangen wie Frauenreiz.

Die Zeit verging ungemein schnell, und Rnjejew staunte, als es zu dunkeln anfang: es war ihm, als ob das Gespräch nicht zwei Stunden, sondern höchstens eine halbe Stunde gedauert hätte. Er verfiel unter dem Eindruck der Pestelschen Worte in eine eigentümliche, angenehme und unheimliche Erstarrung, in eine Art von magnetischem Schlaf, in den Zustand, in den eine Schlange unter Einwirkung von Musik verfällt. Vielleicht war es auch nur ein neuer Fieberanfall; ab und zu überlief ihn ein leichter Schüttelfrost, eine angenehme Müdigkeit, wie man sie oft beim Beginn eines Fieberanfalls spürt.

„Hören Sie einmal, Pestel,“ versuchte er den Zauber von sich abzuschütteln, „bei Ihnen ist alles so klar und einfach wie das Einmaleins. Die Politik ist aber keine Mathematik, Menschen sind keine Ziffern und Gefühle sind keine Gleichungen...“

„Gewiß!“ stimmte ihm Pestel bei. „Die Politik ist keine abstrakte Spekulation, sondern das Fleisch und das Blut der Völker, ihr Leben und ihre Geschichte. Wollen wir uns also der Geschichte zuwenden...“

— Er begann mit Nimrod, — so erzählte später Rnjejew über dieses Gespräch, — und untersuchte eingehend alle Änderungen der Gesetzgebungen; er streifte Rom und Griechenland und bewies, daß die Alten, die nichts von einer Volksvertretung wußten, die richtige Freiheit nie verstanden hatten; das Mittelalter, das die bürgerliche Freiheit und die Aufklärung verschlungen hatte, berührte er nur flüchtig; bei der Französischen Revolution hielt er sich länger auf, ohne jedoch unerwähnt zu lassen, daß auch sie ihr Ziel nicht erreicht hatte; schließlich langte er bei Rußland an und führte mich in seine Republik ein. —

„Ich muß gestehen, daß alle unsere Vorgänger in der Neuschaffung von Staatsformen nur Schüler und Anfänger waren, und daß diese ganze Wissenschaft noch in den Kinderschuhen steckt!“ rief Rnjejew entzückt aus.

Pestel überhörte aber dieses Lob und fuhr in seinem Examen fort.

„Wir sind also einig?“

„Ja, in allen Punkten!“

„Wie stellen Sie sich nun die Schritte vor, mit denen wir beginnen sollen?“ fragte Pestel langsam, jedes einzelne Wort betonend.

Rnlejew hatte diese Frage vorausgeahnt; er sah sie im magischen Traumzustand, in dem er sich befand, wie die Schlange den beschwörenden Blick des Gauklers sieht. Er sah, daß Pestel ganz anders war, als alle die Romantiker, Literaten und Schwärmer, mit denen er sonst verkehrte, und zu denen er selbst gehörte; für ihn bedeutete begreifen — beschließen und sagen — handeln. Rnlejew sah jetzt zum erstenmal ein, daß alles, was in der Phantasie so leicht erschien, in der Tat unheildrohend, schwer und verantwortungsvoll war.

„Ich weiß nicht...“ sagte er verlegen, unwillkürlich die Augen niederschlagend; obwohl er ihn gar nicht sah, fühlte er doch auf sich Pestels schweren Blick lasten. — „Wir sind noch nicht fertig und haben in vielen Punkten noch nichts beschlossen...“

„Sie haben nichts beschlossen? Sie wissen nicht? Euer Nikita Murawjow schreibt immer Verfassungsentwürfe. Wir müssen aber nicht mit Federn, sondern mit andern Waffen handeln. Zwischen Spekulation und Ausführung liegt ein weiter Weg. Wie denken Sie es sich nun, Kondratij Sjodorowitsch?“

„Warum fragen Sie mich, Pawel Iwanowitsch?“ Rnlejew richtete auf ihn seinen Blick und fühlte, daß seine Wut jeden Augenblick zum Durchbruch kommen könnte. „Wie stellen Sie sich die Sache vor?“

„Wie wir uns die Sache vorstellen?“ erwiderte Pestel bereitwillig, doch leise und etwas nachdenklich: „Wir glauben, daß alle...“

„Was — alle?“

„Daß alle vernichtet werden müssen. Les demimesures ne valent rien; nous voulons avoir maison nette. Sie sprechen doch französisch?“

„Nein, doch ich verstehe etwas.“

„Halbe Maßregeln taugen nichts; wir wollen reinen Tisch machen,“ übersetzte er für jeden Fall. Im Nebenzimmer wurden Schritte hörbar.

„Wer ist dort?“

„Meine Frau.“

„Darf man in ihrer Gegenwart...?“

„Ja!“ Rnlejew mußte lächeln. „Doch wenn Sie sich fürchten...“

„Nein, nein, was denken Sie! Ich glaube... Verzeihen Sie, um Gottes willen... Ich bin oft sehr zerstreut und habe etwas anderes im Kopf...“ Pestels Gesicht erstrahlte in einem unerwartet

gutmütigen Lächeln und war plötzlich wie verändert: er schien schöner und jünger.

— Ein sonderbarer Kauz! — sagte sich Rylejew, und es kam ihm plötzlich vor, als ob Pestel, wie unverwandt er ihn auch anblickte, ihn doch nicht sähe, sondern über ihn hinweg, oder durch ihn, wie durch eine Glasscheibe, hindurchblicke.

Im Nebenzimmer wurde es wieder still.

„Ja, was sagte ich doch eben?...“ fuhr Pestel fort. „Ob wir alle, oder nicht alle...? Sie haben es noch nicht beschlossen? Sie wissen es nicht?“

„Ich weiß nur das eine,“ Rylejew war wieder nahe daran, wütend zu werden. „Wenn wir alle hinrichten, so wird das Blut auf uns fallen. Die Mörder werden dem Volke verhaßt sein und wir auch. Bedenken Sie nur, welches Grauen diese Morde wecken müssen! Wir werden ganz Rußland gegen uns haben...“

„Wir haben selbstredend daran gedacht und beschlossen, entsprechende Maßregeln zu ergreifen. Die zu dieser Tat Ausersehenen müssen außerhalb der Gesellschaft stehen. Sobald sie ihre Aufgabe ausgeführt haben werden, wird sie die Gesellschaft hinopfern und so jeden Verdacht der Mittäterschaft von sich lenken. Wir dürfen uns in keinem Fall mit Blut beflecken. Sobald wir den Streich geführt, werden wir den Dolch zerbrechen...“

Rylejew hatte beinahe den gleichen Gedanken über Kachowskij gehabt; es war sein geheimster, schrecklichster Gedanke. Pestel sprach ihn aber so einfach aus.

„Wieviel habt ihr hier?“ fragte er ebenso einfach.

„Was wieviel?“

„Wieviel Leute, die zu der Tat entschlossen sind?“

„Zwei.“

„Wer sind die zwei?“

„Jakubowitsch und Kachowskij.“

„Sind sie zuverlässig?“

„Ja... Übrigens, ich weiß nicht...“ stammelte Rylejew, dem die Auseinandersetzung, die er eben mit „dem tapferen Kaukasier“ gehabt hatte, einfiel. „Jakubowitsch ist vielleicht nicht ganz zuverlässig. Kachowskij ist zuverlässiger...“

„Also einer oder zwei. Es ist wenig. Wir haben zehn. Macht zusammen elf oder zwölf. Es ist viel zu wenig.“

„Wieviel brauchen Sie denn?“

„Zählen wir einmal nach.“

Er ballte die Finger der Linken zusammen und schickte sich an, mit der Rechten abzuzählen.

Der Abend war hell; vor dem Fenster befand sich aber eine hohe Mauer, und im Zimmer war es daher finster. Die weiße Hand mit dem Diamantring, der vor Rylejews Augen ab und zu schwach aufblitzte, erschien im Finstern noch weißer. Wieder der bezaubernde Blick des Beschwörers und wieder der magische Traumzustand...

„Nun, nennen Sie mir die Namen...“ sagte Pestel, beinahe befehlend.

Rylejew gehorchte und begann aufzuzählen.

„Eins“ — der Daumen der Linken wurde umgelegt.

„Zwei“ — der Zeigefinger folgte ihm.

„Drei“ — zählte der Mittelfinger.

„Vier“ — zählte der Ringfinger.

„Fünf“ — zählte der kleine Finger.

Rylejew wurde es finster vor den Augen, — vielleicht war es auch im Zimmer finster geworden; es war ihm, als ob Pestel verschwunden wäre und nur seine weißen, gespensterhaften Hände, vom Körper losgelöst, in der Luft hingen. Die Finger bewegten sich rasch, wie die weißen Knöchel auf einem Rechenbrett. Er nannte immer neue und neue Namen, und die Finger zählten und zählten, und es schien, daß sie nie fertig würden.

„So werden wir nie fertig!“ sprach im Finstern eine gespensterhafte Stimme. — „Wenn man die Morde auch aufs Ausland ausdehnt, wird man nie fertig... Alle Großfürstinnen haben Kinder... Vielleicht genügt es, wenn man sie alle der Thronfolge für verlustig erklärt?... Wer wird dann nach diesem blutbesudelten Thron verlangen?... Was denken Sie darüber?“

Rylejew wollte etwas sagen, seine Stimme versagte aber: er empfand eine schwere Last, eine Art Alpdrücken.

„Wissen Sie, es ist doch ein schreckliches Vorhaben!“ begann wieder jene gespensterhafte Stimme im Finstern. „Wir rechnen hier wie die Krämer auf einem Rechenbrett. Es ist aber Blut...“

Rylejew war es ganz wirt im Kopf, und er wußte nicht, ob er sich selbst diese Worte gedacht, oder ob sie der andere wirklich gesprochen hatte.

„Was soll man tun? Mit Menschenliebe kann man nicht einmal eine Schachpartie gewinnen, geschweige denn Revolution machen.“

Die Gründer von Republiken haben sich selten durch Empfindsamkeit ausgezeichnet. Ich weiß nicht, wie es mit Ihnen steht, was aber mich betrifft, so habe ich mich längst von allen Gefühlen losgesagt und habe nur noch Grundsätze... Auch in der Schrift heißt es: „Wer seine Hand an den Pflug leget und siehet zurück, der ist nicht geschickt zum Reich Gottes.“

Rylejew erinnerte sich noch, wie er diesen Text neulich Bestuschew zitiert hatte. Wer war es nur? Pestel? Wer ist Pestel? Wo ist er hergekommen? Er ist einfach zur Haustüre hereingekommen. Vielleicht ist es gar nicht Pestel, sondern der Teufel weiß wer?

Rylejew erhob sich mit großer Anstrengung und ging zur Türe.

„Wo wollen Sie hin?“

„Eine Lampe holen. Es ist dunkel.“

Nach einer Weile kam er mit einer Lampe zurück. Der Fremde war wirklich Pestel. Er begann wieder zu sprechen. Rylejew antwortete ihm aber nicht mehr und hörte kaum zu. Er hatte nur ein Verlangen: daß der Gast möglichst schnell fortgehe. Sein Kopf schwindelte. Wenn er die Augen schloß, sah er weiße Hände, die sich auf einem roten Hintergrunde regten.

„Sind Sie unwohl?“ fragte endlich Pestel.

„Ja, etwas... Ich habe Kopfschmerz... Es wird bald vorübergehen. Sahren Sie, bitte, fort, ich höre zu.“

„Nein, ich habe Sie wohl ermüdet. Wenn Sie gestatten, will ich Sie lieber ein anderes Mal wieder besuchen. Ich glaube, übrigens, daß wir auch alles besprochen haben.“

Sie gingen ins Eßzimmer.

„Wissen Sie vielleicht, Kondratij Sjodorowitsch,“ sagte Pestel beim Abschied, „wo man hier in Petersburg einen Schal kaufen kann?“

„Was für einen Schal?“

„Einen gewöhnlichen Schal, einen persischen oder türkischen. Es soll ein Geschenk sein.“

„Ich weiß wirklich nicht. Da muß ich meine Frau fragen. Natalie, komm einmal her!“

Natalja Michailowna kam aus dem Gastzimmer. Rylejew stellte ihr Pestel vor.

„Pawel Iwanowitsch möchte wissen, wo er am besten einen türkischen Schal kaufen kann.“

„Ist er für eine jüngere oder ältere Dame bestimmt?“ fragte Natalja Michailowna.

„Für meine Schwester. Sie ist erst siebzehn.“

„In diesem Falle kaufen Sie lieber keinen türkischen, sondern einen leichten Kaschmirschal. Ich sah neulich bei Aibulatow in der Tuchzeile einen wunderschönen — ‚bleu de nuit‘ mit Sternemuster. Es ist die letzte Mode.“

Pestel fragte nach der Nummer des Ladens und notierte sich alles in sein Taschenbuch.

„Verstehen Sie auch zu handeln?“

„Ja. Ich habe neulich im Englischen Magazin für eine Echarpe trou-trou fünfundzwanzig Rubel und für einen Arschin Blondenspitzen neun Rubel fünfzig bezahlt. Das ist doch nicht teuer?“

„Aber auch nicht billig!“ rief Natalja Michailowna lachend. „Herren sollen nie Damensachen einkaufen.“

Nach einer Pause fügte sie höflich hinzu:

„Lebt Ihre Schwester mit Ihnen?“

„Nein, auf dem Lande. Ich habe zwei Schwestern. Es sind richtige Provinzmädchen. Sie warten mit Ungebuld auf die Geschenke aus Petersburg. Eine jede will etwas nach ihrem Geschmack. Darum renne ich auch aus einem Laden in den andern.“

„Sie haben Ihre Schwestern wohl verzogen?“

„Was soll ich tun? Sie sind so schön und so klug. Besonders die Ältere. Wir sind von Kind auf gute Freunde. Die Regimentskameraden wollen mich gerne verheiraten. Ich bin aber der Ansicht, daß eine gute Schwester besser ist als jede Ehefrau.“

„Sie werden sich doch noch einmal verlieben und heiraten.“

„Ich bin ja bereits verliebt.“

„In wen?“

„In meine Schwester.“

„Was sagen Sie? Gott! Darf man es denn?“

„Und noch wie!“ erwiderte Pestel lächelnd, wobei sein Gesicht wieder jünger und schöner erschien.

Rylejew sah aber in diesem Lächeln etwas Scheues und Unglückliches, so lächelt ein schwer kranker oder unendlich müder Mensch. Begreifen bedeutet bei ihm beschließen, sagen — handeln; ist er denn wirklich so? Das Abzählen der Morde an den Fingern und

die Echarpe trou-trou; er behauptet, keine Gefühle zu haben, und ist dabei in seine Schwester verliebt. Ist er denn nicht auch so ein Träumer, wie sie alle, nur daß er geschickter lügt? Vielleicht spricht er doch mehr als er handelt? „Ein Napoleon ohne Erfolg,“ spottete Rylejew; und er beschloß endgültig: „Er ist ein Feind. Er oder ich.“

Pestel ging. Man reichete das Nachtesßen. Rylejew aß keinen Bissen und ging zu Bett. Natalja Michailowna prüfte die Haushaltsrechnungen, sprach das Abendgebet und ging gleichfalls zu Bett.

Vor dem Einschlafen erzählte sie ihrem Mann, wie jeden Abend, von den Haushaltsorgen: vom Verkauf von Hafer und Heu im Rylejew'schen Dorfe Batowo, auch Roschdestweno genannt; von der Heranziehung der Leibeigenen, die bisher einen Pachtzins gezahlt hatten, zur Fronarbeit; von den rückständigen Pachtzinsen, vom betrügerischen Dorfschulzen; von den fälligen siebenhundert Rubeln Lombardzinsen; vom Prozeß ihrer Mutter, bei dem ein Senatssekretär bestochen werden mußte. Schließlich merkte sie, daß er ihr gar nicht zuhörte.

„Schläfst du, Atja?“

„Nein. Was gibt es?“

„Was es gibt? Ich spreche und du hörst mir nicht zu. So bist du immer. Du kümmerst dich um nichts als um deine Gesellschaft. Wenn dir die Gesellschaft wirklich mehr wert ist als alles andere, so sage es mir offen. Du bist ja nicht allein. Verfassung, Revolution, Republik, das sind ja schöne Dinge, doch was können ich und Nastenjka dafür? ...“

Sie sagte es mit weinerlicher Stimme und wartete eine Weile, ob er nicht etwas erwidern würde. Er schwieg.

„Bedenke doch, Atja: wenn dir etwas geschieht, werde ich es nicht überleben! Du wirst mich und Nastenjka zugrunde richten, das mußt du wissen...“

„Natascha,“ sagte er geärgert, sich von einer Seite auf die andere wälzend, „wie oft habe ich dich gebeten, keinen Unsinn zu sprechen. Was ist denn schließlich die Gesellschaft? Nichts als schöne Worte. Du kannst ruhig sein: mir wird nichts geschehen... Laß es, mein Kind, quäle dich nicht, gute Nacht.“

„Atja, Atja, lieber Atja!... Was brauchst du die Gesellschaft? Man kann ja auch ohne sie so viel Gutes tun. Du bist ja so geistreich, schreibst so schöne Gedichte, die Vorgesetzten lieben dich! Wenn du nur aus der Gesellschaft austreten wolltest. Wie würden

wir dann friedlich, ruhig und glücklich leben. Was willst du denn noch mehr!...“

Er umarmte sie schweigend. Sie wurde ruhig, seufzte noch einigemal tief auf wie ein kleines Kind, das eben geweint hat und gleich einschlafen wird, und bald darauf hörte er ihr ihm so wohl vertrautes komisches feines Schnarchen. In den ersten Tagen nach der Hochzeit, als er sie in den Versen:

Vollkommenheit, der Schöpfung Krone,
Nun bist du mein! Nun bist du mein!

besang, hatte ihn dieses Schnarchen betrübt und in Erstaunen versetzt. Jetzt lullte es ihn ein wie ein altes Wiegenlied.

Heute konnte ihn aber auch dieses Lied nicht in den Schlaf singen. Es war so schwül, der Ofen war überheizt, das Daunenspfühl des zweischläfrigen Bettes war heiß, sein eigener Körper und der Körper Nataſchas glühten, und ihre lieben, schwachen, schläfrigen Arme hielten ihn umfaßt, hielten ihn wie schwere Ketten gefesselt.

Vor Jahren schrieb er die Verse:

Was sind mir der Geseße Schranken?
Wenn es um dich zu kämpfen gilt,
Will ich den Gott vom Himmel stürzen
Und Thron vernichten und Altar . . .

Jetzt mußte er aber sie opfern, um all das andere zu stürzen.

Endlich schlummerte er ein, wachte aber sofort wieder auf. Er hatte im Traume etwas Schreckliches gesehen, konnte sich aber nicht besinnen, was es war. Er wiederholte, von Grauen erfaßt, vor sich hin: „Was war es? Was war es?“

Im Eßzimmer tickte die Uhr, vor dem Heiligenbild brannte ein grünes Lämpchen, Nataſcha schnarchte leise. Alles war wie immer. Doch in allem lag etwas Neues und Schreckliches, wie im Wachen so auch im Traume. Was war es? Was war es?

Plötzlich begriff er, was es war. Für einen kurzen Augenblick sah er mit jener blendenden Klarheit, mit der nur einer, der plötzlich mitten in der Nacht in vollkommener Stille und vollkommener Einsamkeit erwacht, die Dinge sieht, daß der Tod nicht irgendwo und irgendwann auf ihn lauerte, sondern jetzt und hier vor ihm stand.

War er auch bereit? Hatte vielleicht Nataſcha doch recht? Sollte er nicht jetzt gleich, so lange es nicht zu spät war, zurücktreten?

Der Augenblick verging, der Tod trat zurück, er verstand und sah ihn nicht mehr und sagte sich mit gewohntem Leichtsinne die gewohnte Lüge:

„Nein, es ist zu spät... Nun, dem Tode kann man sowieso nicht entgehen!“

IV.

Die Vermählung von Sophie Naryschkin mit dem Grafen Schwalow sollte im Sommer stattfinden. Das kostbare Brautkleid war durch einen eigenen Kurier aus Paris gebracht worden, die Braut weigerte sich aber, wie sehr sie auch die Mutter darum bat, es anzuprobieren; später konnte sie es auch nicht mehr tun, denn sie wurde wieder krank. Die Besserung in ihrem Zustande, über die sich Fürst Valerian so sehr gefreut hatte, erwies sich als trügerisch. In den Tagen des Eisganges wurde ihr Zustand wieder ernst, und der Bluthusten stellte sich wieder ein. Die Ärzte wagten nicht, dem Kaiser zu melden, was sie selbst sicher wußten: daß die Tage der Kranken gezählt waren.

Sophie war zu schwach, um eine Reise ins Ausland oder nach Südrußland überstehen zu können. Die Ärzte rieten, sie aufs Land in die Nähe Petersburgs zu bringen.

Der Frühling war früher als sonst angebrochen, die Tage waren strahlend und heiter. Im Schatten der Wälder und Gräben lag noch Schnee, die sonnenbeschienenen Straßen waren aber bereits staubig wie im Sommer. Der Himmel blieb tagelang wolkenlos und blau wie blaues von innen erleuchtetes Lampenglas; sah man ihn aber lange an, so erschien er dunkel, wie das Spiegelbild des Himmels in der Tiefe eines Brunnens. In dieser unendlichen Heiterkeit lag eine finstere Leere.

Das Naryschkinsche Landhaus, das an der nach Peterhof führenden Landstraße lag, erinnerte an ein kleines Palais; vom Belvedere hatte man Aussicht auf den Finnischen Meerbusen, Petersburg und Kronstadt; die Villa war von einer flachen grünen Kuppel gekrönt und von weißen römischen Säulen flankiert. An das Haus stieß ein Garten im französischen Geschmack mit gestutzten Hecken, Labyrinth und sorgfältig mit gelbem Sand bestreuten Wegen; es gab nur eine einzige alte Allee von großen Trauerbirken.

In den Gemächern herrschte der schwere Prunk des Paulschen Zeitalters: Deckengemälde, Stofftapeten, Goldmöbel, trübe Spiegel,

in denen lebende Menschen wie Leichen aussahen. Maria Antonowna ließ aber einige Zimmer im neuen lustigen französischen Geschmack ausstatten, besonders das Zimmer der Kranken, das sich im zweiten Stock befand und dessen Fenster auf das Meer hinausgingen. Die silberweißen Atlaspapeten mit hellroten Nelken ließ man eigens aus Paris kommen; die leichten Möbel waren aus lackiertem hellen Pappelholz; auf dem Balkon standen blühende Orangenbäume in Treibhauskübeln. „Es ist ein richtiges Liebesnest — nid d'amour — für mein armes, armes Mädchen,“ sagte Maria Antonowna in jenem weinerlich-zärtlichen Tone, in dem sie immer von ihrer Tochter sprach. Die leichten lustigen Möbel waren aber so gebaut, daß die Kranke auf ihnen weder liegen noch sitzen konnte. „Meine alten Knochen tun mir weh!“ schmerzte sie wehmütig. Der weiße Atlas erinnerte sie an das verhaßte Brautkleid, das sie nun gleichsam ewig anprobierte; das rote Nelkenmuster ermüdete die Augen wie ein flimmerndes Fieberbild.

Sophie ertrug ihre Krankheit mit wahren Heldenmut. Sobald sie die geringste Erleichterung fühlte, stand sie auf, ging durch die Zimmer und erklärte, daß sie beinahe ganz wiederhergestellt sei. Doch schien es dem Fürsten Valerian, der mit ihr wieder ganze Tage verbrachte, daß sie sich ihrer Krankheit freue und sogar krank bleiben wolle. Sie nahm keine Arzneien ein und gehorchte den Ärzten nicht.

Eines Morgens, bald nach ihrem Umzuge aufs Land, fühlte sie sich etwas wohler — oder bildete es sich nur ein; sie verließ das Bett und setzte sich in einen uralten Lehnstuhl, dessen Lederbezug überall zerrissen war und die Kopfhautfüllung sehen ließ: dieser Stuhl, den sie aus der Stadtwohnung bringen ließ, weil sie nur auf ihm bequem sitzen konnte, war hier der einzige ihr vertraute Gegenstand unter all den fremden Möbeln.

Der Morgen war heiter wie alle diese Tage; der Himmel war blau, wie eine blaue Glasampel. Es herrschte jene Stille, die nur im Frühjahr in entlegenen Landsitzen vorkommt; irgendwo zwitscherte ein Vogel, ein Rechen scharrte im Sande, in der Ferne hörte man Arthiebe: ein Fischer besserte wohl am Strande sein Boot aus — und alle diese Geräusche ließen die Stille noch grenzenloser erscheinen. Die Balkontüre stand offen, und der Duft des Frühlingmorgens und der Birkenknospen vermengte sich im Krankenzimmer mit dem schweren Geruch der Arzneien.

Golizhin kniete vor ihr und reichte ihr wie einem kleinen Kind Löffelweise den von den Ärzten verordneten Haferbrei mit Milch. Sophie hatte schon seit langer Zeit fast nichts zu sich genommen; sie nahm den Brei nur aus seinen Händen, wie eine Medizin. Die alte Kinderfrau Wassilissa Prokofjewna lehnte an der Türe und beobachtete diese „Tierfütterung“, wie die Kranke ihr Frühstück nannte.

Sophie machte zwischen zwei Löffeln eine Pause und beugte sich über Golizhin. Sie betrachtete sein Gesicht lächelnd und aufmerksam.

„Machen Sie doch ein ernsteres Gesicht. Nein, noch viel ernster. Können Sie nicht noch ernster aussehen?“

„Nein, das kann ich nicht.“

„Die eine Falte blieb aber noch zurück.“

„Was für eine Falte?“

„Hier am Mund. Sie macht es, daß man glaubt, Sie lächelten ewig spöttisch. Können Sie sich noch an die Marmorbüste des Großvaters Voltaire in unserer Bibliothek erinnern? Vielleicht werden Sie im Alter das gleiche Lächeln haben. Worüber lächeln Sie, Durchlaucht?“

„Ich weiß nicht, meine Liebe... Vielleicht über mich selbst?“

„Die Brille steht Ihnen nicht. Bilden Sie sich ja nicht ein, daß Sie wie ein Karbonaro aussehen: sie gleichen viel eher einem emeritierten deutschen Professor. Warum tragen Sie überhaupt diese Brille? Aus Troß? Der Kaiser hat recht, wenn er keine Brillen sehen mag... Genug, ich will nicht mehr,“ sie stieß den Löffel zurück. „Der wievielte ist es?“

„Der achte. Sie haben mir zwölf versprochen.“

„Nein, ich kann nicht mehr... Kinderfrau, liebe Kinderfrau, erlaube doch, daß ich aufhöre. Man kann doch nicht einen Menschen wie einen Kapaun mästen!“

„Was ist das nun wieder, Fräulein?! Sie sind doch kein Kind!“ brummte die Alte. „Von mir aus können Sie auch garnichts essen. Darum sind Sie ja auch krank, weil Sie den Ärzten nicht gehorchen und so trotzig sind...“

Prokofjewna wandte sich ab, als ob sie weinen wolle, blieb aber immer noch in Erwartung an der Türe stehen.

„So wird sie hier stehen, bis ich sie hinausjage,“ flüsterte Sophie Golizhin französisch zu. „Wie sie mich quält! Wenn sie nur wüßte, wie sie mich quält! Und doch nur darum, weil sie

mich liebt. Die ärgsten Feinde sind die, die uns lieben. Ist es denn nicht so?"

„Vielleicht ist es auch so . . . die Bemerkung ist aber boshaft, vielleicht noch boshafter, als das Voltairesche Lächeln.“

„Ich habe jetzt immer so boshafte, stechende Gedanken. Sie tun so weh, als ob man einem eine weißglühende Nadel ins Fleisch hineinbohrt. Jetzt bohre ich die Nadel in Sie, Sie Armer . . . Ich sehe ja, wie Sie leiden.“

„Das macht nichts, wenn es nur Ihnen besser geht!“ Er küßte ihre durchsichtige Hand mit den blau hervortretenden Adern. Die Hand schien so tot, so kindlich.

„Essen wir lieber den Haferbrei fertig, sonst geht die Alte nie fort,“ sagte Sophie mit einem Blick auf Profosjewna. „Ohne Pausen. Der neunte . . . der zehnte . . . der elfte . . . der zwölfte . . . Fertig! Tragen Sie schnell diesen Fraß fort. Siehst du, Kinderfrau, ich habe doch fertiggegessen. Zürne jetzt nicht mehr, weine nicht, du Liebe, Dumme! Ich fühle mich wieder besser. Mir ist ganz wohl. Jetzt kannst du gehen. Der Fürst wird mir etwas vorlesen, ich werde dabei ausruhen . . .“

Golizkin las die ersten Verse aus Schukowskij's „Swjetlana“.

„Nein, nicht diese Stelle, lieber die andere!“ unterbrach ihn Sophie. „Weißt du noch, am Teiche hinter den Treibhäufern in Pokrowskoje? . . .“

Arme Braut, wo ist dein Liebster?
In der Erde kalt und fahl
Dich erwartet dein Gemahl . . .

Weißt du noch, wie ich dann erschrak und wie du mich trösten wolltest:

Denke nicht an diesen Traum,
Du bist mein, Swjetlana . . .

Und doch habe ich an den Traum denken müssen! . . . Was sind es doch für schreckliche, böse Träume, Daletschka! Mein Gott, wie lange ist es her! Wir sind so alt, uralt! Nicht siebenzehn Jahre, sondern siebenzig . . . Hier ist es so dumpf und es riecht nach den Arzneien. Wir wollen auf den Balkon gehen.“

Er nahm sie auf seine Arme: jedesmal, wenn er sie so trug, fühlte er, wie die Last leichter wurde, — sie schwand gleichsam in seinen Armen dahin. Er brachte sie auf den Balkon und setzte sie in einen Lehnstuhl.

Ein Sonnenstrahl glitt über ihr goldenes Haar und die kraftlos herabhängende Hand. Die blassen Hände erschienen in der Sonne noch blasser, die blauen Adern noch blauer.

Sophie schmiegte ihr Gesicht an das seinige und schloß die Augen vor dem grellen Sonnenlicht.

„Wie schön ist das Meer! Und die Schiffe! Wohin segeln sie? Vielleicht in weite, weite Fernen. Und wenn sie am Ziele sind...“

Er erriet: „Wenn sie am Ziele sind, bin ich nicht mehr...“ Er erriet alle ihre Gedanken.

„Man sagt, die Seele sei unsterblich... glaubst du daran?“ fragte sie.

„Ja, ich glaube es.“

„Ich weiß nicht... Wenn die Seele allein unsterblich ist, wozu die Unsterblichkeit? Ich will, daß auch dort alles so sein soll wie hier. Daß es auch dort nach den aufgewühlten Blumenbeeten und Birkenknospen duften soll. Da summt eine Mücke. Sie soll auch dort summen. Siehst du, da kriecht eine kleine rote Spinne. Ich will sie auch dort sehen. Auch die Warze auf der Oberlippe bei der Kinderfrau. Alles soll dort wie hier sein. Alles will ich auch dort um mich haben.“

„Auch mich mit der Brille?...“

„Nein, die Brille nicht. Ich mag sie nicht. Auch die spöttische Falte am Munde nicht. Wo ist sie? Ist sie verschwunden? Nein, da ist sie ja... Sie hat sich nur verändert, sieht jetzt eher leidend aus. So kann sie bleiben, auch dort. Alles, was ich liebe, soll dort genau so wie hier sein... Wenn aber die Seele allein unsterblich ist, dann will ich keine Unsterblichkeit, dann will ich gar nichts! Man muß doch sterben. So oder so... Ich fühle mich so müde. Es ist kalt. Gehen wir wieder ins Zimmer.“

Er trug sie ins Zimmer zurück, setzte sie in den Ledersessel, hüllte sie in warme Tücher und umlegte sie mit Kissen, denn es begann ein neuer Sieberanfall. Er glaubte, daß sie bald einschummern würde, und wollte sich entfernen. Sie rief ihn aber zu sich heran.

„Was gibt es bei euch Neues? Wie stehen die Sachen? Du hast mir schon lange nichts davon erzählt.“

Er begriff, daß sie die Geheime Gesellschaft meinte.

Er hatte ihr lange Zeit nichts von der Gesellschaft erzählt, denn er fürchtete, daß sie es zufällig dem Kaiser ausplaudern könnte.

Und doch erzählte er ihr schließlich alles, ohne aber die Namen zu nennen. Er konnte es vor ihr gar nicht verheimlichen: durch eine eigene hellseherische Kraft wußte sie alles, was ihn betraf, so wie er auch alles, was sie betraf, wußte. Hier im Krankenzimmer, am Lager der Sterbenden, erschienen ihm die Geheime Gesellschaft, die Revolution und Republik als Spielsachen, mit denen er das tod-
 franke Kind zerstreuen könnte. Zuweilen erschrak er aber: es schien ihm, daß sie viel mehr verstand, als er ihr erzählte, und daß diese „Spielsachen“ eigentlich sehr gefährlich seien: war nicht unter ihnen jenes scharfe Messer verborgen, mit dem er sie tödlich verwundet hatte?

Er begann ihr irgend etwas zu erzählen und hatte nur das eine Bestreben: sie zu zerstreuen und das gefährliche Messer möglichst weit von ihr zu verbergen.

„Warum sagst du mir nicht alles?“ unterbrach sie ihn plötzlich, ihn starr anblickend. „Du sprichst von der Revolution wie von einem Kindermärchen: der böse Wolf ist der Tyrann, und die Freiheit ist das Rotkäppchen. In der Tat ist es aber gar nicht so! So war es nie, und so wird es auch nie sein. Ich weiß ja alles:

O Schmach und Schande unsrer Zeit!
 Sie brachen ein zum Zarenmorde
 Wie eine Janitscharenhorde,
 So fiel das Tier im Purpurleid!

So heißt es bei Puschkin. Das ist etwas ganz anderes, als das Märchen vom Rotkäppchen... Kennst du diese Verse?“

„Ja. Wo hast du sie her? Wer hat sie dir mitgeteilt?“

„Onkel Dmitrij Ljwowitsch. Er ist so gutmütig. Ich mache mit ihm alles, was ich will. Er hat mir das Gedicht aufgesagt; nur soll ich es nicht weiter verbreiten, sonst geht es ihm schlecht. Die Rede ist ja hier von der Ermordung Pauls des Ersten. Die Kinderfrau hat mir auch davon erzählt.“

Sie schwieg eine Weile und flüsterte ihm dann ins Ohr:

„Glaubst du, daß er es weiß?“

Sie sah ihn dabei noch unverwandter an.

Golizhin erriet, was sie meinte: ob der Thronfolger Alexander Pawlowitsch wußte, daß die Verschwörer seinen Vater, Kaiser Paul, ermorden wollten.

„Warum schweigst du? Sprich.“

„Laß es, Sophie. Wozu? Wer kann ihn richten außer Gott?...“

„Nein, ich will alles wissen, was du denkst. Sage mir alles, verheimliche vor mir nichts, belüge mich nicht. Hat er es gewußt?“

„Ich glaube, daß er nicht alles gewußt hat...“ antwortete er mit großer Selbstüberwindung.

„Und wenn er es gewußt hätte,“ fuhr sie fort, „wenn er es gewußt hätte, so wäre es trotzdem geschehen?... Es konnte ja nicht anders sein? Kaiser Paul war ja ein Ungeheuer, ein Unmensch?“

„Nein, kein Ungeheuer. Nur ein armer, kranker Mensch...“

„Aber jedenfalls ein Wahnsinniger.“

Du Schmach der Welt, du Spott der Schöpfung,
Du ew'ger Vorwurf gegen Gott!

Fünzig Millionen Menschen in der Hand eines Wahnsinnigen — durfte man das dulden? Niemand hat Schuld. Niemand darf richten außer Gott. Gott hat es selbst so eingerichtet, daß das Morden notwendig ist. Das Morden und das Sterben. Es wäre besser, daß es Gott gar nicht gäbe!... Hättest du auch gemordet, wenn es nötig wäre?... Du schweigst? Du willst es nicht sagen?... Es ist ganz gleich, ich weiß ja doch, was du dir denkst...“

Sie flüsterte ihm plötzlich wieder ins Ohr:

„Weißt du, was mir neulich geträumt hat?... Daß wir beide in dieses Zimmer traten, und daß auf meinem Bett jemand lag; sein Gesicht war nicht zu sehen, es war wie bei einer Leiche mit einem Tuch bedeckt. Du hattest aber ein Messer in der Hand und schlichst heran, als wolltest du den auf dem Bette Liegenden ermorden. Ich dachte mir: vielleicht ist er tot? — Lebende darf man morden, aber einen Toten? Ich wollte dir etwas sagen, doch meine Stimme versagte. Ich hielt dich an der Hand fest. Du erzürntest, stießest mich zurück und stürztest dich mit dem Messer auf den Liegenden. Das Tuch glitt herab... Da sahen wir beide, wer es war... Weißt du, wer? Weißt du, wer?...“ Sie wiederholte die Frage keuchend, und er hörte, wie ihre Zähne klapperten. „Daleščka, ach Daleščka, weißt du, wer es war?...“

Er wußte: ihr Vater.

„Laß es, Sophie, laß es!“ Er bedeckte sein Gesicht mit den Händen. „Es ist ja nur ein böser Traum, der von deiner Krank-

heit kommt. Wenn du einmal wieder gesund bist, werden alle diese Träume verschwinden...“

„Du lügst wieder! Du verheimlichst vor mir wieder etwas! Du kannst mir nicht alles sagen? Ich will alles wissen, hörst du, alles! Ich weiß ja, daß das Rotkäppchen vor Blut rot ist. Weißt du, wessen Blut es ist? Weißt du?... Hast du an dieses Blut gedacht, als du zu ihnen gingst?... Kann man denn im Namen des Herrn Blut vergießen?... Was denkt ihr dort alle vom Blut? Was? Sprich...“

„Laß es! Laß es! Laß es!“ wiederholte er verzweifelt und händeringend.

„Töten darf man, doch sprechen darf man nicht?... Nein, erzähle! Ich kann, ich will nicht mehr! Sage mir alles und lüge nicht! Ich weiß alles, du kannst mich nicht betrügen!...“ Sie zog seine Hände mit Gewalt von seinem Gesicht fort und richtete auf ihn ihren starren Blick. Er empfand diesen Blick wie ein scharfes Messer, das töten konnte. — „Sprich: wollt ihr ihn töten?“

„Was tust du, Sophie!...“

„Was ich tue? Ich bohre in dich eine glühende Nadel, ich stoße das scharfe Messer in den Lebenden und nicht in einen Toten. Tut es weh? Es macht nichts, du mußt auch leiden. Warum soll ich mich allein vor Schmerz in Krämpfen winden?...“

In ihren Augen flammte wilder Haß auf, und sie tat ihm noch mehr leid.

„Mein Gott, was machst du mit dir, und nicht mit mir? Wozu?!...“

„Mein, was hast du mit mir gemacht? Ich wußte nichts, war ein dummes Mädchen, ein sorgloses, glückliches Kind. Du bist gekommen und hast alles zerstört, alles getrübt, hast mich geärgert. Weißt du noch, was du mir beim Wjelsorski-Konzert erzählt hast? Darum bin ich auch krank und muß sterben. Es heißt aber: Dem wäre besser, daß ein Klüßlein an seinen Hals gehängt und er ersäufet würde... Ich habe dich ja nicht gefragt. Wenn du einmal angefangen hast, so mußt du auch alles, alles sagen!... Warum hast du jetzt plötzlich Angst? Fürchtest du, daß ich euch verrate? Vielleicht zeige ich euch wirklich an. Ich weiß alles, du kannst mich nicht betrügen, ich weiß, was ihr wollt! Wofür? Was hat er euch getan? Wie werdet ihr eure Hand gegen ihn erheben können? Und du, Daletschka, mein lieber, guter, mein einziger Freund?!“

Gegen ihn, gegen meinen Vater! Es wäre besser, du tötetest mich!...“

Er erhob sich. Sein Gesicht war leichenblaß, doch entschlossen und ruhig.

„Gott sei dein Richter, Sophie! Denke, wie du willst: vielleicht sind sie Mörder, Ungeheuer, Verbrecher. Vielleicht sind sie aber nur dumme Kinder; ich denke mir zuweilen auch selbst: sie werden nichts erreichen, niemanden erretten und nur sich selbst zugrunde richten. Doch ruht die göttliche Wahrheit bei ihnen. Vielleicht bin ich unwürdig, vielleicht werde ich die Verantwortung nicht tragen können, vielleicht bin ich der Aufgabe nicht gewachsen, — doch werde ich nie von ihnen fortgehen, selbst wenn ich dich, Sophie...“

Seine Stimme versagte, seine Züge verzerrten sich, er bedeckte sein Gesicht mit den Händen und schluchzte:

„Ich lasse nicht von ihnen, ich lasse nicht von ihnen! Selbst wenn ich dich verlieren sollte, ich lasse nicht von ihnen!...“

„Wer hält dich denn zurück?“ sie lächelte hoshaft und spöttisch wie vorhin. „Also geh' zu ihnen! Geh! Geh!...“

Sie fiel in die Kissen und zitterte wie ein verwundeter Vogel. Zuerst war es ein herzerreißendes Schluchzen, dann kam aber der qualvolle Husten. Es schien ihm, daß sie jetzt gleich in seinen Armen sterben würde.

Der Hustenanfall ging vorüber. Ihr Gesicht war weißer als die weißen Kissen; sie lag mit geschlossenen Augen, wie eine Tote. Er wollte schon um Hilfe rufen. Da rührte sie sich und öffnete die Augen.

„Dajja, bist du da? Bist nicht fortgegangen? Es macht nichts. Fürchte nichts. Es ist vorbei. Gib mir Wasser. Wie deine Hände zittern. Fürchte doch nichts. Mir ist wohl. Geh nur nicht fort, bleibe bei mir...“

Sie neigte sich plötzlich zu seinen Händen und begann sie zu küssen; sie weinte, ihr Gesicht blieb aber heiter und ruhig, sie lächelte mild und still.

„Vergib mir, Dajja, mein Lieber! Es war zum letztenmal und soll nie wieder vorkommen. Vergib mir, geh nicht fort, verlasse mich nicht. Ich kann nicht ohne dich...“

Er kniete vor ihr nieder. Sie umschlang seinen Kopf mit den Armen, streichelte und küßte seine Haare.

„Laß gut sein, mein armer Junge! Weine nicht. Alles wird

sich zum besten wenden. Ich weiß es, Gott wird uns helfen. Ich werde mich bald besser fühlen. Es ist mir schon jetzt so wohl, so leicht mit dir. Versprich mir nur, daß du mich zu dir nehmen wirst. Ich kann hier nicht länger bleiben, ich will nicht! Ich muß bei dir sein. Wo du bist, da muß auch ich sein. Wenn es nötig ist, wollen wir fliehen. Ja? Weit weg von allen. Später wird auch er bei uns sein. Er hat mir ja versprochen, alles zu lassen und mit mir zu leben. So werden wir zu dritt sein: er, du und ich. Dann wollen wir ihm alles sagen. Er wird uns verstehen und alles ändern. Er will ja dasselbe wie ihr? Du hast es ja selbst gesagt, daß er dasselbe will. Und so wird kein Blut vergossen. Es soll kein Blut fließen. Wenn es aber doch fließen muß, so wird auch er sein Blut mit euch hinopfern für die Freiheit und für das Glück Rußlands! So wird es sein, Valja, ja? Sage mir, daß es so sein wird!..." — Die letzten Worte wiederholte sie wie eine Wahnsinnige.

"Ja, es wird so sein!" antwortete er. Er ahnte in diesem Wahnsinn etwas Prophetisches: irgendwann, irgendwo, vielleicht in einer andern Welt, wird es nach ihrem Worte geschehen.

Plötzlich horchten beide auf. Auf der Brücke vor der Einfahrt erklang Pferdetrab; der Sand auf der Gartenallee knirschte unter den Wagenrädern. Fürst Valerian eilte auf den Balkon.

"Er?" fragte Sophie, als er ins Zimmer zurückkehrte.

"Ja. Lebe wohl."

"Nein, warte noch. Du hörst ja, daß er zuerst zur Mama geht. Du hast noch Zeit. Warte, ich wollte dir noch etwas sagen... Ja, vielleicht ist es besser, daß ich sterbe? Im Tode werde ich euch eher versöhnen, als im Leben. Doch tot oder lebendig, — ich bleibe ewig bei dir! Wenn du mich auch von dir jagst, gehe ich nicht von dir. Ich werde dich auch von dort aus besuchen. Denke daran: ich folge dir überall. Und wenn Gott dich verdammt, so soll er auch mich verdammen. Gott wird aber nicht verdammen! Komm her, ich will dich segnen. Herr, behüte und beschütze uns und sei uns gnädig! Errette uns, reine Himmelskönigin!..."

Sie bekreuzigte und küßte ihn mit dem gleichen milden Lächeln.

"Geh, geh jetzt."

Er stürzte aus dem Zimmer. Es war aber zu spät: der Kaiser war bereits auf der Treppe. Golizkin konnte ihm nicht ausweichen. Er drückte sich mit einer tiefen Verbeugung an die Wand. Der Kaiser

sah ihn so an, als ob er ihm etwas sagen wollte. Er sagte aber nichts, nickte ihm mit finsterner Miene zu und ging an ihm vorbei.

Er hatte Maria Antonowna schon früher gebeten, Golizyn nicht mehr vorzulassen. Sophie benutzte ihre Krankheit als Vorwand, um ihren Bräutigam, den Grafen Schuwalow, nicht zu empfangen, während Golizyn bei ihr ganze Tage verbringen durfte. Der Kaiser hielt es für unpassend. Außerdem machte er die Wahrnehmung, daß der Umgang mit Golizyn sie zu sehr aufregte und nachtheilig auf ihr Befinden wirkte. Er beschloß, es ihr selbst zu sagen.

Als er sie aber vor sich sah, vergaß er sein Vorhaben: in den letzten zwei Tagen hatte sie sich so sehr verändert, daß er erschrecken mußte: er sah erst jetzt, daß sie totkrank war.

Sie freute sich über seinen Besuch und war zärtlich wie immer. Doch beide fühlten, daß zwischen ihnen etwas Unüberbrückbares lag. Sie umarmte und küßte ihn; doch der seltsame Widerspruch zwischen dem allzu zärtlichen Lächeln der Lippen und der grausamen Falte auf der Stirne setzte sie wieder in Erstaunen, wie ehemals, als sie die Thorwaldsen'sche Marmorbüste betrachtete; plötzlich fiel ihr ein, wie sie als Kind diesen Marmor umarmt und geküßt hatte und wie er unter ihren Liebkosungen warm und lebendig geworden war.

Und sie fürchtete, daß der Lebende unter ihren Liebkosungen tot erscheinen könnte.

V.

Anfangs Mai wurden die Mitglieder der Geheimen Gesellschaft zu einer Sitzung geladen, auf der über die Vorschläge Pestels beraten werden sollte. Die Versammlung fand bei Rylejew statt.

In der kleinen Wohnung war alles auf den Kopf gestellt. Alle überflüssigen Möbel waren hinausgetragen; die Türen des Arbeitszimmers und des Gastzimmers standen weit offen; Natafscha und Nastenfska wurden für diesen Abend bei Bekannten einquartiert.

Die Sitzung sollte um acht Uhr beginnen, die Mitglieder sammelten sich aber schon um sieben. Das war etwas ganz Ungewohntes: denn sonst kamen sie entweder zu spät, oder überhaupt nicht. Die Gesichter drückten Unruhe und Feierlichkeit aus. Viele erschienen in Uniform und mit Orden. Man unterhielt sich ganz leise; wenn jemand rauchen wollte, so mußte er in die Küche gehen. Pestel wurde mit großer Ungeduld erwartet. So oft die Türe ging, wandten sich alle um.

Nikita Michailowitsch Murawjow, Hauptmann im Generalstab der Garde, saß etwas abseits von den andern und las Schriftstücke, auf denen er hie und da Randbemerkungen machte. Er hatte das Äußere eines typischen Petersburger Beamten: er war in den Dreißigern und hatte eine gelbliche, hämorrhoidale Gesichtsfarbe, gelbliche, dünne Haare und gelbliche, kurzsichtige Augen. So oft der Bleistift, mit dem er seine Notizen machte, stumpf wurde, spitzte er ihn höchst sorgfältig: er konnte nur mit ganz spitzen Bleistiften schreiben; dies war auch eine Eigentümlichkeit von Speranskij, den er verehrte und dem er unbewußt alles nachmachte. Nach jedem zweiten oder dritten Wort mußte der Bleistift neu gespitzt werden; er hob das Papier jedesmal mit der gleichen Gebärde zu seinen kurzsichtigen Augen und blies den Graphitstaub mit einer so besorgten Miene weg, als ob davon das Schicksal der bevorstehenden Sitzung abhinge. Der Autor der Nordischen Verfassung bekämpfte die extrem-republikanischen Ansichten Pestels; er wollte sich zum bevorstehenden Kampfe vorbereiten, war aber zu aufgereggt und konnte daher seine Gedanken nicht sammeln.

Die Freunde hielten ihn für das einzige staatsmännisch begabte Mitglied der Gesellschaft; sie sagten, Murawjow werde im zukünftigen Rußland dasselbe bedeuten, was Speranskij für das gegenwärtige Rußland bedeutete. Der vorsichtige und gemäßigte Theoretiker verfaßte die Gesetze der Russischen Verfassung mit derselben peinlichen Präzision, mit der ein Uhrmacher alle die Federchen, Rädchen und Schraubchen unter der Lupe zusammenfügt. Er arbeitete in der Geheimen Gesellschaft, wie man in einer Ministerialkanzlei arbeitet. Alles, was schriftlich niedergelegt war, betrachtete er als geschehen. Obwohl er eine Revolution für notwendig hielt, fürchtete er sie doch wie alles Extreme. Pestel pflegte ihn im Scherz mit einem Menschen zu vergleichen, der auf dem Wege zum Schafott in die Ohren Watte stopft, um sich vor Erkältung zu schützen. Diese ewige Watte in den Ohren, dann seine Frau und seine Hämorrhoiden hinderten ihn in seiner revolutionären Betätigung; so oft die Sache brenzlich wurde, brachte ihn seine Frau aufs Landgut und hielt ihn dort so lange eingesperrt, bis alles wieder ruhig wurde.

Während er den Bleistift spitzte, lauschte er unwillkürlich den um ihn schwirrenden Gesprächen.

Man unterhielt sich ausschließlich über Pestel. Man sprach von

seinem Vater, der früher Generalgouverneur von Sibirien war, dann aber wegen Geseßverletzung und Bestechlichkeit vor Gericht kam und seines Postens enthoben wurde; doch „der Apfel fällt nicht weit vom Baume“: auch von Pestel hieß es, daß er die ihm untergebenen Offiziere tyrannisire und die Soldaten für die geringsten Vergehen prügeln lasse.

„Er mag sie aber prügeln so viel er will: sie sind ihm alle treu ergeben und behaupten, daß es keinen besseren Regimentskommandeur geben könne.“

„Fürst Wittgenstein, der Oberbefehlshaber der zweiten Armee, hat ja von ihm gesagt: Er läßt sich überall verwenden; man kann ihn ebensogut zum Generalissimus wie zum Minister ernennen: er wird sich auf jedem Posten bewähren.“

„Der Kaiser war bei der Truppenrevue vor Tultschin über Pestels Regiment entzückt; er geruhte zu sagen: ‚Ausgezeichnet! Ganz wie bei der Garde!‘ und verlieh Pestel dreitausend Dessjatinen Land. Als er aber später erfuhr, daß Pestel bei der Geheimen Gesellschaft sei, soll er ordentliche Angst bekommen haben.“

„Der Kaiser hat überhaupt Angst vor uns,“ bemerkte Bestuschew lächelnd und an seinem Schnurrbart zupfend.

„Puschkin hat ja auch einmal gesagt: Pestel ist klug im vollen Sinne dieses Wortes.“

„Ja, klug ist er wie der Satan, hat aber kein Herz,“ nörgelte Küchel.

„Er ist einfach ein schlauer Despot und will uns in seine Gewalt bekommen. Ich weiß schon, was er für ein Vogel ist!“ behauptete Bestuschew.

„Er wird nichts erreichen, uns aber alle zugrunde richten!“ warnte Odojewskij.

„Er hat mir wirklich Grauen eingeflößt!“ gestand Rylejew. „Man muß ihm etwas die Flügel stuzen, sonst wird er sich der Gesellschaft bemächtigen und wie ein Diktator walten.“

„Ich kenne diese Napoleons von der Linie!“ rief verächtlich Jakubowitsch. Die gemeinsame Abneigung gegen Pestel hatte ihn mit Rylejew wieder versöhnt, um so mehr als Glasira nach Tschuchloma abgereist war.

„Er ist Napoleon und Robespierre in einer Person! Wartet nur, wenn er erst die Gewalt in der Hand hat, werdet ihr was erleben!“ schloß Batentkow.

Während alle diese Reden hin und her schwirrten, blickte Fürst Valerian Michailowitsch Golizhin zum Fenster hinaus. Er sah den Abendstern auf dem grüngoldenen Himmel schweben und dachte an die Augen des sterbenden Mädchens. Was ist ihm mehr wert: ihre Errettung oder die Errettung Rußlands? Wenn auch wirklich die Revolution zustande kommt, was hat sie für einen Wert, wenn Sophie sterben muß? Warum soll das Schicksal eines einzelnen Menschen weniger bedeuten als das Schicksal der Menschheit? Was hülfte es dem Menschen, so er die ganze Welt gewönne und nähme doch Schaden an seiner Seele? Oder was kann der Mensch geben, damit er seine Seele wieder löse? Hat nicht der Mensch, der gesagt hat: „Die Politik ist nur für den Pöbel“, vor dem Tode und vor der Ewigkeit doch recht? Wie anders ist doch alles, was diese Leute sagen, als der Abendstern auf dem grüngoldenen Himmel und als die Augen des sterbenden Kindes.

Wie verschieden, wie unvereinbar sind diese Dinge! Das Wort „unvereinbar“ gebrauchte er in der letzten Zeit immer häufiger. Es gibt drei Wahrheiten: die eine gilt, wenn der Mensch allein ist; die zweite — wenn zwei Menschen beisammen sind; die dritte — wenn ihrer drei oder mehr beisammen sind. Diese drei Wahrheiten sind unvereinbar, wie auch das Meiste im Leben unvereinbar ist. „Entsetzlich unvereinbar ist alles!“

„Er! Er!“ flüsterte man plötzlich, und alle Blicke richteten sich auf den Eintretenden.

Golizhin hatte einmal auf der Leipziger Messe in einem Wachsfigurenkabinett eine Napoleonfigur gesehen, die vom Stuhl aufstehen und den Kopf wenden konnte. Pestels eckige und hastige Bewegungen erinnerten ihn an diese Puppe, während der schwere, starre Blick seiner Augen, die etwas zu schielen schienen, ihn aber an einen Schulfreund, der später an Fallsucht erkrankt war, erinnerte.

Man setzte sich in Ledersesseln mit hohen Rücklehnen um einen langen Tisch, der mit einem grünen Tuch bedeckt war, und auf dem ein Tintenfaß aus Malachit, eine Bronzeglocke für den Vorsitzenden und einige Bronzekandelaber standen: alle diese Sachen hatte Rnlejew aus der Russisch-amerikanischen Kompagnie entliehen. Obwohl es noch recht hell war, wurden die Kerzen angezündet: dies sollte dem Ganzen einen feierlichen Anstrich geben. Der Hausherr besah sich noch einmal die ganze Ausstattung; er war mit ihr sehr zufrieden, denn alles sah wie in einem wirklichen Parlament aus.

„Meine Herren, ich eröffne die Versammlung,“ verkündete der Vorsitzende Fürst Trubezkoj, wobei er ein Glockenzeichen gab; letzteres war ganz überflüssig, denn im Zimmer war es ohnehin still. „Das Wort hat der Leiter des Südbundes, Oberst Pawel Iwanowitsch Pestel.“

„Unsere Sektion schlägt eine Vereinigung des Nordbundes mit dem Südbunde auf folgender Basis vor,“ begann Pestel. „Erstens: es wird ein gemeinsamer Diktator für die beiden Bünde anerkannt. Zweitens: diesem Diktator wird bedingungsloser und vollkommener Gehorsam geleistet. Drittens: der Weg der Aufklärung der Massen und der allmählichen Einwirkung auf die öffentliche Meinung wird aufgegeben und an Stelle der in unseren Statuten enthaltenen hohlen Sätze (die ja nur für den Anfang und für ängstliche Gemüter gut waren) werden wirksamere und kräftigere Beschlüsse gesetzt; ferner — es wird die Verfassung des Südbundes angenommen und durch Eid bestätigt, daß es keine andere Verfassung in Rußland geben soll...“

„Verzeihen Sie, Herr Oberst,“ unterbrach ihn der Vorsitzende in jenem übertrieben höflichen und milden Ton, in dem er immer zu sprechen pflegte. „Damit es keine Mißverständnisse gibt, gestatten Sie mir die Frage: ist Ihre Verfassung eine republikanische?“

„Ja.“

„Wer soll Diktator werden?“ versetzte Nikita Murawjow wie vor sich hin, doch immerhin so laut, daß es alle hören mußten. In dieser Frage war offenbar eine andere enthalten: „Vielleicht Sie?“

„Diese Person soll von den Herren Mitgliedern der Gesellschaft gewählt werden,“ antwortete Pestel etwas unfreundlich: er hatte wohl den in der Frage verborgenen Stachel bemerkt.

„Will einer der Herren etwas zu diesen Vorschlägen sagen?“ fragte der Vorsitzende, die Versammlung überblickend.

Alle schwiegen.

„Bevor wir über die Möglichkeiten einer Vereinigung diskutieren können, müssen wir doch genau die Absichten des Südbundes kennen lernen,“ fuhr Trubezkoj fort.

„Die Tätigkeit beider Verbände soll gleichförmig und in gleicher Ordnung...“ begann Pestel.

„Verzeihen Sie, Pawel Iwanowitsch,“ unterbrach ihn Trubezkoj ebenso höflich und sanft wie vorher. „Wir wünschen mög-

licht genau und bestimmt Ihre allernächsten Absichten und die ersten Schritte, die Sie zu tun gedenken, kennen zu lernen.“

„Unsere erste und wichtigste Aufgabe ist, — durch Empörung der Truppen und Abschaffung des Thrones eine Revolution hervorzurufen,“ begann Pestel etwas gereizt, jedes einzelne Wort betonend: es ärgerte ihn, daß man ihn unterbrach und nicht zum Worte kommen ließ. „Der Synod und der Senat müssen gezwungen werden, eine provisorische Regierung mit unbeschränkter Gewalt zu proklamieren...“

„Mit unbeschränkter, autokratischer Gewalt?“ fragte Murawjow ganz leise.

„Ja, wenn Sie wollen, mit autokratischer Gewalt.“

„Wer soll aber der Autokrat sein?“

Pestel beantwortete diese Frage nicht, als hätte er sie einfach überhört.

„Das Allerwichtigste ist aber die Beseitigung des regierenden Hauses,“ schloß Pestel.

„Das ist es ja, was wir von Ihnen wissen wollen,“ fiel Trubezkoj ein: „Wie stellt sich der Südbund gerade zu dieser Frage?“

„Die Antwort ist klar,“ erwiderte Pestel noch finsterer. „Die Ermordung eines einzelnen muß zur Bildung von feindlichen Parteien führen und Streitigkeiten und alle Schrecken eines Bürgerkrieges heraufbeschwören. Es ist unbedingt notwendig — alle auszurotten...“

Er sagte dies so einfach und ruhig, als ob es sich um den Satz, daß die Summe der Winkel im Dreieck zwei rechte Winkel beträgt, handelte. Diese Ruhe, mit der er die blutleeren Worte vom Blut sprach, schien ganz widernatürlich.

— Ein Automat! — sagte sich Golizjin, — ein Automat oder ein Besessener? —

Als Pestel zu Ende war, schlugen alle unwillkürlich die Augen nieder und wagten kaum zu atmen. Es wurde so still, daß man das Knistern der Kerzen und das gemüthliche Summen des Heimchens hinter dem Ofen hörte. Eine schwüle Stille lastete auf allen.

„Wenn wir auch vom grauenhaften Eindruck, den diese Morde machen müssen und von dem Abscheu, die die Mörder im Volke erwecken werden, absehen,“ begann Trubezkoj, mit großer Anstrengung das unerträgliche Schweigen unterbrechend, „so ist immer noch die Frage offen, ob Rußland für die neue Ordnung genügend reif ist?“

„Je länger die alte Ordnung dauern wird, um so weniger wird Rußland für die neue Ordnung reif sein. Zwischen Gut und Böse, Freiheit und Sklaverei darf es keine Mitte geben. Wenn wir uns selbst darüber noch nicht klar sind, so können wir überhaupt nicht verhandeln,“ sagte Pestel die Achseln zuckend.

Trubezkoj wollte noch etwas einwenden.

„Gestatten Sie, Herr Vorsitzender, daß ich zuerst meine Ansichten ordentlich darlege,“ unterbrach ihn Pestel bestimmt und trocken.

„Wir bitten Sie darum, Herr Oberst.“

Wie im Gespräch mit Kņlejew begann er auch jetzt „mit dem Zeitalter Nimrods“. Seine anscheinend improvisierten, in der That aber immer sorgfältig vorbereiteten Reden waren rein mathematisch aufgebaut: er ging vom Allgemeinen aus und kam allmählich auf die Einzelfälle.

„Bei den Ereignissen der Jahre 1812, 13, 14 und 15, wie auch in den vorhergehenden und folgenden Epochen wurden so viele Throne gestürzt, Reiche vernichtet und Umwälzungen vollbracht, daß die Völker genau das Wesen der Revolution, ihre Möglichkeiten und die zu ihrem Gelingen notwendigen Vorbedingungen kennen müssen. Jedes Zeitalter hat seinen eigenen Charakter. Der Charakter des unsrigen ist revolutionär. Der Geist der Revolution zieht von einem Ende Europas zum andern, von Portugal bis Rußland und bringt selbst in so verschiedenartigen Staaten wie England und der Türkei die Gemüter in Wallung . . .“

Er sprach durchaus literarisch, gebrauchte zuweilen schwerfällige Ausdrücke der Amtssprache und ersetzte die Fremdworte durch plumpe von ihm selbst erfundene russische Neubildungen: statt Revolution sagte er „Umwandlung“, statt „Tyrannei“ — „Zwingherrschaft“, statt „Republik“ — „Volksregierung“. „Ich liebe die ausländischen Worte nicht,“ pflegte er zu sagen.

Puschkin hatte einmal den Dichter Kņlejew — „Planmacher“ genannt. Auch Pestel war in der Politik durchaus Planmacher. In seinen abstrakten Plänen flammte aber ein starker Wille: auch Eiskristalle scheinen im Mondlicht zu flammen. Er sprach wie ein Herrschender, und der Reiz seiner Logik nahm einen gefangen wie Musik oder Frauenreiz.

Die einen waren bezaubert, die andern erzürnt; manche bezaubert und erzürnt zugleich. Alle hatten aber dasselbe Gefühl,

das Rylejew neulich empfunden hatte: daß alles, was früher so fern und leicht erschien, in der That unheildrohend, schwer und verantwortungsvoll sei.

Die Verfassung Murawjows unterzog er einer vernichtenden Kritik. Er deckte ihre Ähnlichkeit mit dem uralten System der Fürstenperiode auf, das schon einmal Rußland beinahe zugrunde gerichtet hatte.

„Diese Verfassung führt zur Aristokratie und Plutokratie, die doch das Haupthindernis für das allgemeine Wohl und der Grundpfeiler der Zwingherrschaft sind und nur durch Einführung einer republikanischen Regierungsform vernichtet werden können.“

Murawow wollte abwarten, bis Pestel mit seinen Ausführungen zu Ende sei, und erst dann mit seiner Rede herausrücken. Er saß wie auf Nadeln und hielt es schließlich doch nicht aus:

„Wie können Sie von Aristokratie sprechen? Eine so ausgesprochene Demokratie, wie sie nach unserer Verfassung durch die Wahlen für die untere Kammer des russischen Parlaments erreicht werden kann, gibt es in keinem europäischen Staat, auch in England und selbst in Amerika nicht.“

„Mein Herr, ich führe zwar einen fremdländischen Namen,“ sagte Pestel mit bebender Stimme, „doch ist mein Glaube an die Bestimmung Rußlands fester als der Ihrige. Ich nenne meine Verfassung ‚Russische Wahrheit‘, weil ich fest daran glaube, daß diese Wahrheit einst von der ganzen Welt und von allen europäischen Völkern, die auch heute noch in Sklaverei schmachten, angenommen werden wird. Die Sklaverei ist in Westeuropa nicht so offenbar wie bei uns, doch womöglich noch ärger: denn die Ungleichheit der Vermögen ist die schlimmste Form von Sklaverei. Rußland wird sich von ihr zuerst befreien. Von absoluter Sklaverei zur absoluten Freiheit — das ist unser Weg. Wir besitzen nichts und müssen alles gewinnen. Sonst ist das Ganze nicht der Mühe wert.“

„Bravo, Pestel, bravo! Gut gesprochen! Entweder alles oder nichts! Hoch die Russische Wahrheit! Hoch die weltumfassende Revolution!“ Man schrie und applaudierte.

Wäre Pestel dabei stehen geblieben, so hätte er alle hingerissen und den Sieg davongetragen. Die erbarmungslose Logik zwang ihn aber weiter zu gehen; Sätze und Schlüsse folgten aufeinander, und er konnte nicht mehr aufhören. Das Mondlicht in den Eiskristallen

flammte immer blendender. Er predigte eine allgemeine und absolute Gleichheit und Einförmigkeit der lebenden Menschenmassen.

„Die Gleichheit aller und jedes einzelnen und das Wohlergehen einer möglichst großen Anzahl menschlicher Wesen ist das Ziel der bürgerlichen Ordnung. Diese Wahrheit ist ebenso einleuchtend, wie jede mathematische Wahrheit, die keines Beweises bedarf und schon in ihrer Formulierung absolut einleuchtend ist. Da aus dem Vorgebrachten folgt, daß alle Menschen gleich sein müssen, so ist jede Einrichtung, die der Gleichheit widerspricht, als eine tyrannische abzuschaffen. Die neue Ordnung darf auch keinen blassen Schatten der alten enthalten...“

Das Prinzip der allgemeinen mathematischen Gleichheit rasierte wie ein scharf geschliffenes Messer, es mähte die Köpfe, um alle auf eine Größe zu bringen.

„Jeder Unterschied der Stände wird abgeschafft. Alle Titel und selbst die Bezeichnung ‚Edelmann‘ werden aufgehoben. Der Kaufmannsstand und der Kleinbürgerstand werden aufgelöst. Alle Völker sagen sich von ihren nationalen Vorrechten los, und selbst die Namen der Nationen, mit alleiniger Ausnahme des Großrussischen, werden abgeschafft...“

Er schwang die scharfe Sichel immer rasender und erbarmungsloser. Die Worte „wird abgeschafft“, „wird aufgehoben“ klangen wie die Schläge des Fallbeils in der Guillotine. Der Zauber der Logik, der Zauber der im Mondlichte flammenden Eiskristalle war wie der Zauber der Musik. Er war unheimlich und süß wie ein magischer Traum, wie die Vision einer anderen Welt — des vom großen Planmacher der Ewigkeit aus Edelsteinen erbauten kommenden Staates.

„Sobald alle Unterschiede der Stände, Vermögen und Nationalitäten beseitigt sind, werden alle Bürger zu Gemeinden vereinigt, die nach gleichen Formen verwaltet und gebildet werden. Alle werden dabei in allen Dingen vollkommen gleich sein.“ Er war mit dem allgemeinen Entwurf fertig und begann mit der Schilderung der Einzelheiten.

Er forderte die Einführung einer strengen Prezensur und einer Geheimpolizei, deren Agenten unter den tugendhaftesten Männern gewählt werden sollten. Die Gewissensfreiheit war in seiner Verfassung recht zweifelhaft: die griechisch-orthodoxe Kirche wurde zur herrschenden erklärt, die zwei Millionen russischer und polnischer

Juden sollten aber Rußland verlassen und sich irgendwo in Kleinasien einen jüdischen Staat gründen.

Die Zuhörer erwachten allmählich aus dem magischen Schlaf. Anfangs warfen sie einander stumme Blicke zu, dann begann man zu flüstern, endlich wurden einzelne empörte Ausrufe hörbar:

„Das ist ja ärger als unter Araktschejew!“

„Es sind militärische Siedlungen und keine Republik!“

„Es fehlt nur noch, daß alle Russen eine gleiche Uniform mit parallelen Schnüren, die ein Sinnbild der Gleichheit sind, tragen müssen!“

„Es ist keine russische, sondern eine deutsche Wahrheit!“

„Ärger als jede Autokratie!“

Pestel sah und hörte nichts und fuhr unbeirrt, gleichsam für sich selbst, fort.

Golizhin sah ihn an und mußte an den kleinen ruhigen Mann mit dem Dreimaßter und dem grauen Mantel denken, den er im Pulverdampf auf den Höhen von Schewardino gesehen hatte; der kleine Mann ging mit schweren Schritten zwischen den Toten und Verwundeten auf und ab, und die Erde schien von seinen Schritten und nicht von den Kanonenschüssen zu stöhnen und zu beben. Der kleine Mann sah ganz wie die ihn darstellende automatische Puppe im Wachsfigurenkabinett aus. Das besessene Werkzeug des Schicksals schien für diese Erde zu schwer. Seine Bewegungen schienen nicht seinem eigenen Willen zu entspringen: er war wie ein Hampelmann, den man an der Schnur zieht.

Pestel entnahm seiner Mappe eine umgezeichnete Militärkarte des Russischen Reiches, breitete sie vor sich auf dem Tische aus und begann die Einteilung der zukünftigen Russischen Republik zu erläutern. Das neue Reich bekam eine neue Hauptstadt — das an der Grenze von Europa und Asien liegende Nischnij-Nowgorod; zu Ehren des heiligen Wladimir sollte es in „Wladimir“ umgetauft werden. Die Karte bildete eine Beilage zur „Russischen Wahrheit“.

„Wir teilen das Fell des Bären, noch ehe er tot ist,“ bemerkte jemand.

„Wo ist denn Polen?“

„Hier!“ Pestel zeigte auf die Karte.

„Wieso hier? Außerhalb der Reichsgrenze?“

„Ja, Polen wird von Rußland losgetrennt...“

„Ich weiß nicht, wie Sie darüber denken, meine Herren,“ rief

Rylejew erblassend und von seinem Platz aufspringend, aus, „was aber mich betrifft, so werde ich es niemandem gestatten, so über das Schicksal meines Vaterlandes zu entscheiden!“

Auch die andern sprangen auf und schrien wütend:

„Wir dulden es nicht! Wir dulden es nicht!“

„Also das sind die Absichten des Südbundes!“

„Ihr wollt Rußland zerstückeln! Der Teufel soll euch mit eurer Republik holen!“

„Verräter!“

„Feinde des Vaterlandes!“

Der rasende Kückel ergriff die Karte und riß sie entzwei.

Der Vorsitzende schwang ununterbrochen die Glocke, der Lärm wollte sich aber nicht legen.

„Ich glaube, Herr Oberst, daß die Loslösung so bedeutender Grundgebiete wie Polen vom Russischen Reiche bei vielen Mißfallen erregen wird . . .“ begann Trubezkoj versöhnlich, als es etwas ruhiger geworden war.

„Und ich glaube, Herr Vorsitzender, daß wir nicht dazu liberalen Anschauungen huldigen, um den Leuten, von denen die Mehrzahl Narren sind, zu gefallen!“ Pestel sprach diese Worte so höhnißch, daß es selbst dem milden Trubezkoj durch Mark und Bein ging.

„Vor allen Dingen sind alle Kanaille! . . . Die Welt wird weder an Feuer, noch an einer Sündflut, sondern an der Kanaille zugrunde gehen!“ schrie plötzlich Kachowskij, der bis dahin geschwiegen hatte, dazwischen; darauf verstummte er wieder für den ganzen Abend.

„Eines kann ich unmöglich begreifen,“ schloß Rylejew, „nach Ihrer Verfassung wird die Todesstrafe abgeschafft; Sie können aber die Guillotine doch nicht entbehren, und wir werden die ersten sein, die Sie köpfen!“

„Es ist keine Guillotine, sondern eine Pesteline!“ rief Bestuschew.

Odojewskij wand sich vor Lachen in Krämpfen und mußte ins andere Zimmer hinausgehen.

Golizhin hatte den Eindruck, als ob hier viele Menschen über einen Schlafenden oder Betrunknen hergefallen wären und ihn schlugen.

Murawjow hat im Vorgefühl eines sicheren Sieges ums Wort. Kaum hatte er zu sprechen begonnen, als alle mit Wohlgefallen wahrnahmen, daß die Dinge, die Pestel verrückt hatte, auf ihren

Platz zurückkehrten; alles schien wieder leicht und weder verantwortungsvoll noch unheildrohend; das scharfe Messer wurde mit Watte umwickelt; die Eiskristalle schmolzen und verwandelten sich in lauwarmes Wasser.

Murawjow bewies, daß man langsam handeln müsse.

„Auch in der Natur gibt nur der allmähliche und langsame Verlauf der Zeit den Dingen Leben, Wachstum und Reife; plötzliche und rasche Veränderungen erzeugen dagegen Wirbelwinde, Stürme, Erdbeben und Verwüstungen aller Art. Ebenso dürfen einem Volke, welches jahrhundertlang keine bürgerlichen Freiheiten kannte, die letzteren nur ganz allmählich verliehen werden. Es wäre ein wahnwitziges Beginnen, wenn wir plötzlich an Stelle der gesetzmäßigen Regierung die absolute Gewalt interimistischer Diktatoren, die kein Mensch kennt, setzen wollten. Von der Überzeugung ausgehend, daß Rußland nur von einem gesetzmäßigen, durch die Erbfolge bestimmten Monarchen regiert werden kann,“ schloß der Redner, „weist der Nordbund auch jeden Gedanken an eine republikanische Staatsform zurück und betrachtet die konstitutionelle Monarchie als ihr einziges Ziel.“

„Bravo! Bravo! Bravo, Murawjow!“ Die gleichen Leute, die vorhin Pestel applaudiert hatten, applaudierten jetzt seinem Gegner Murawjow.

„Wir wollen keine Republik!“

„Hoch die Monarchie!“

„Hoch die nordische Verfassung!“

Golizhin hatte schon früher bemerkt, daß Pestels Gesicht erbleichte und sich verzerrte und seine trüben schwarzen Augen einen schweren, krankhaften Glanz bekamen. Plötzlich schlug er mit der Faust auf den Tisch und rief:

„Nein, ihr werdet doch die Republik haben!“

Für einen Augenblick wurde alles still. Doch gleich darauf schrie man wieder wie besessen:

„Nieder mit den Diktatoren!“

„Nieder mit Pestel!“

„Nieder mit dem zweiten Bonaparte!“

„Nieder mit dem zweiten Autokraten!“

„Er ist ja Paul der Zweite!“

Pestel war plötzlich wie aus einem tiefen Schlafe erwacht und sah sich langsam im Kreise um.

„Meine Herren,“ sagte er mit veränderter Stimme; seine Augen waren erloschen und drückten stillen traurigen Zweifel aus. „Auf persönliche Angriffe will ich nicht antworten. Ich bin nicht dazu hergekommen. Wenn ich jemanden beleidigt habe, so bitte ich um Vergebung . . . Aber diejenigen, die mir persönliche Motive zuschreiben, sollen sich schämen. Die Zukunft wird zeigen, wie sehr sie im Unrecht sind. Wenn ich hier übrigens störe, so bin ich bereit, mich aus Ihrer Gesellschaft zu entfernen . . .“

Er hielt inne, schwieg eine Weile und fuhr sich zerstreut, als ob er an etwas ganz anderes dachte, mit der Hand über die Stirne.

„Ich wollte noch etwas sagen . . . Jetzt ist es aber gleichgültig . . .“

Sein Gesicht und seine Stimme drückten etwas so erschütternd Wahres, Einfaches und Trauriges aus, daß alle wieder die Augen niederschlugen und den Atem anhielten. Ein jeder vermied, den andern in die Augen zu sehen. Eine schwüle Stille lastete auf allen. Sie fühlten, daß sie viel Überflüssiges gesagt hatten und daß sie nicht ihn, sondern sich selbst erniedrigt hatten.

Golikin erhob sich und ging auf Pestel zu.

„Ich will es Ihnen vor allen sagen, Pawel Iwanowitsch. In vielen Dingen bin ich mit Ihnen nicht einverstanden, doch ich teile Ihre grundlegende Ansicht: man muß die Dynastie absetzen und eine Republik proklamieren. Was man auch dagegen sagen mag, dies ist der einzig richtige Weg, der einzig richtige Weg! . . .“

Pestel sah Golikin verwundert, beinahe verständnislos an; plötzlich lächelte er ihm zu. Es war dasselbe herzliche Lächeln, mit dem er sich neulich bei Rnlejew wegen des persischen Schals für seine Schwester erkundigt hatte, und das sein Gesicht schöner und jünger erscheinen ließ.

„Ich danke Ihnen. Ich kenne Ihren Namen nicht . . .“

„Fürst Valerian Michailowitsch Golikin.“

„Ich danke Ihnen, Fürst!“ Er drückte Golikin so fest die Hand, daß es weh tat.

Golikin blickte Pestel in die Augen und mußte gleichfalls lächeln; er fühlte, daß er ihn wie einen Bruder lieben könnte. Im gleichen Augenblick sah er aber auch die Augen des sterbenden Mädchens vor sich.

Pestel rüstete sich zum Gehen und packte alle seine Papiere, die einzelnen Blätter der „Russischen Wahrheit“ und die Seiten der

Karte der Russischen Republik in seine Mappe; die Karte wird er wohl zu Hause sorgfältig zusammenkleben. Niemand hielt ihn zurück.

Das grüne, aus der Russisch-amerikanischen Kompagnie entliehene Tischtuch wurde weggetan; an seine Stelle kam eine gewöhnliche weiße Tischdecke. Man blies die Kerzen aus und braute einen Ananaspunsch; der Zucker erglühete in den blauen Wellen der Spiritusflamme. Champagnerpfropfen knallten. Jeder Gast hatte zu diesem Gastmahl zwanzig Rubel in Papiergeld beige-steuert.

Nach der unheimlichen und schweren Stimmung, die Pestel heraufbeschworen hatte, erschien der gewöhnliche Zustand doppelt leicht und angenehm. Man reckte die Glieder wie nach einem schweren Schlafe und beeilte sich, das Versäumte nachzuholen. Man sprach von der letzten Truppenparade, von Titelverleihungen und Ernennungen, von der Tänzerin Istomina, von den letzten von Gardeoffizieren hinter den Kulissen verübten Streichen, von der Schauspielerin Ssemjonowa, die neulich im Lobanowschen Drama „Phädra“ durchgefallen war; man disputierte über die Vorzüge der Zigeunerinnen Sjoscha und Maljarka mit dem gleichen Eifer, mit dem man erst eben über Republik und Monarchie gestritten hatte.

Blonde Locken, runde, pralle Wädchen,
Blaue Augen habt ihr, meine Mädchen!

Sang Bestuschew, die Zigeunerin Sjoscha imitierend.

Dann sang man im Chor:

Das Vaterland leidet unsäglich
In grausam despotischer Fron!
Doch wenn uns das Joch unerträglich,
Wir stürzen den Saren vom Thron!
O Freiheit! O Freiheit!
Du bist unsre Göttin! . . .

Küchel versuchte einen Kasatschof zu tanzen, glitt aber aus und fiel zum allgemeinen Gaudium seiner ganzen Länge nach hin. Jakubowitsch hielt eine Rede:

„Meine Herren, ich will zu keiner geheimen Gesellschaft gehören, um nicht nach einer fremden Pfeife tanzen zu müssen. Ich bin der Ansicht, daß ein einziger wirklich entschlossener Mann mehr vollbringen kann, als eine ganze Gesellschaft. Er hat mich schwer beleidigt. Wißt ihr denn nicht, wozu ich mich in Petersburg auf-



GRAF ALEXEJ ANDREJEWITSCH ARAKTSCHEJEW

halte? Der Grund ist ja mit blutigen Lettern auf meiner Stirne geschrieben...“

Er riß seine Stirnbinde herab und zog aus der Brusttasche einen vergilbten Papierfetzen heraus: es war der Befehl des Gardestabes, laut dem er den Hauptmannstitel statt des erwarteten Oberstentitels erhalten hatte. Er fuchtelte mit dem Schriftstück herum und schrie:

„Das ist die bittere Pille, die ich nun volle acht Jahre an meinem Herzen trage! Seit acht Jahren lechze ich nach Rache! Er kann mir nicht entrinnen!... Nützt doch diese Gelegenheit aus, um auch eure Zwecke zu erreichen! Meldet es eurem Großen Rat und tut was ihr wollt!...“

Man hörte ihn schweigend an und begann gleich von anderen Dingen zu sprechen: wo man den Rest der Nacht zubringen sollte; ob man eine Trojkafahrt zur Roten Schenke unternehmen, oder die „Mädchen“ in der nahen Laternengasse aufsuchen sollte. Man sprach aber schon ohne besondere Begeisterung: man war müde, berauscht und konnte sich kaum noch bewegen. Die fröhliche Stimmung erlosch allmählich wie die blaßblaue Punschflamme im blaßgrünen Morgenlicht.

Man sang noch zum letztenmal, doch ohne rechten Schwung, das Lied:

Das Vaterland leidet unsäglich
In grausam despotischer Fron...

und dann wieder:

Blonde Locken, pralle, runde Mädchen,
Blaue Augen habt ihr, meine Mädchen

Odojewskij hatte sich ins Arbeitszimmer zurückgezogen. Er saß allein auf dem Sofa und hielt sein Gesicht mit den Händen bedeckt. Als Golikow ins Zimmer trat, fuhr er zusammen und nahm die Hände vom Gesicht.

„Wissen Sie, Fürst,“ sagte er, und Golikow glaubte in seinen Augen Tränen zu sehen: „Pestel hat doch recht: wie beschämend, mein Gott, wie beschämend und häßlich ist doch das Ganze!... Nichts werden wir erreichen... Wir sind nur elende Schwächer... Viel Lärm um nichts...“

Golikow nahm schweigend Abschied und trat ins Freie.

Es war still, hell und leer. Unten im Wasser der Moskwa schimmerte ein weißer Himmel, und oben hing der gleiche weiße, blinde

Himmel, gläsern, wie das Auge eines Toten. Über das graue Polizeigefängnis ragte ein grauer Feuerwachturm. Am gestreiften Schilderhaus lehnte ein verschlafener Nachtwächter. Mehrere Wagen mit stinkenden Fässern polkerten vorbei. Bei einer Wirtschafft, vor der eine rote Laterne hing, zankten sich zwei Betrunkene. Irgendwo in der Ferne wurde eine Trommel geschlagen: es war wohl das Wecken auf der Hauptwache.

An der Ecke der Wosnessenskaja holte ihn Rylejew ein. Sie gingen eine Zeitlang schweigend nebeneinander.

„Nun? Was glauben Sie?...“ begann Golizhin. Rylejew machte eine abwehrende Handbewegung und stöhnte:

„Ach, fragen Sie lieber nicht. Es ist traurig...“

Sie gingen schweigend weiter durch die helle, stille und leere Straße, die sich unter dem weißen, blinden und toten Himmel hinzog.

Plötzlich zuckten beide zusammen. Ein einsamer mächtiger Ton zog durch die Stille, zitterte wie eine dicht am Ohre schwingende Saite und erstarb langsam in der Ferne. Ihm folgte ein zweiter, ein dritter und bald war die ganze Luft von langsamen ehernen Tönen erfüllt. In der Himmelfahrtskirche läutete man zur Frühmesse.

Sie blieben stehen und horchten.

„Wir werden gar nichts erreichen,“ begann Rylejew, gleichsam die Worte der Kirchenglocken nachsprechend. „Und doch müssen wir anfangen! Die Stimme der Freiheit wird sich erheben und die schlafenden Russen wecken...“

Er sprach hochtrabend und pathetisch wie immer; doch in seinem Gesicht und in seiner Stimme lag etwas ebenso Einfaches und Aufrichtiges, wie vorhin in Pestels Worten.

Golizhin legte ihm seine beiden Hände auf die Schultern und blickte ihm ins Gesicht, das im blassen Morgenlicht blaß und beinahe tot erschien.

„Ja, wir müssen anfangen!“ sagte auch er, gleichsam als Antwort auf die Frage der Kirchenglocken. „Gott helfe Ihnen, wenn Sie auch an Gott nicht glauben!“

Sie umarmten und küßten einander.

Als Rylejew fort war, lauschte Golizhin noch lange dem Glockengeläute, zog dann den Hut, bekreuzte sich und sprach das Gebet, mit dem ihn Sophie gesegnet hatte:

„Herr, behüte und beschütze uns und sei uns gnädig! Errette uns, reine Himmelskönigin!“

Am nächsten Tag traf er an der Ecke des Newskij und der Polizeibrücke Pestel. Sein Gesicht konnte er zwar nicht sehen, denn Pestel ging vor ihm, doch er erkannte ihn sofort. Pestel trug unter dem Arm ein Paket: wahrscheinlich war es der Schal für die Schwester. Golizhin holte ihn ein und ging neben ihm; Pestel sah aber weder nach rechts noch nach links und bemerkte ihn nicht. Sein Gesicht war leblos, seine Augen schienen nichts zu bemerken, seine Schritte mechanisch. Er würde wohl auch vor einem Graben nicht haltmachen: er ging wie ein mechanisch betriebener Automat.

Die Sonne brannte wie im Sommer. Die kaum belaubten dünnen Lindenbäumchen gaben wenig Schatten. Pestel ließ sich auf einer Bank nieder, lüftete die Mütze und wuschte sich mit dem Tuch die Stirne. Fürst Valerian setzte sich neben ihn, doch er sah oder erkannte ihn noch immer nicht.

„Guten Tag, Pawel Iwanowitsch.“

„Ach, Valerian...“ er konnte sich kaum auf seinen Namen besinnen, „Valerian Michailowitsch... Verzeihen Sie, ich bin sehr zerstreut und erkenne niemand...“

Golizhin brachte das Gespräch auf die letzte Versammlung. Pestel hörte ihm aber kaum zu, gab fast keine Antworten und schien an etwas anderes zu denken. Golizhin hatte den Eindruck, daß er über diese Begegnung wenig erfreut sei und seine gestrige Dankbarkeit vergessen habe.

„Euer Petersburg gefällt mir nicht,“ sagte er plötzlich, sich umblickend und das Gesicht verziehend, „es ist so heiß, staubig und dumpf... Ich liebe übrigens den Frühling überhaupt nicht. Wie anders ist doch der Herbst, besonders auf dem Lande; am schönsten ist der Spätherbst in einer ganz einsamen Gegend. Kennen Sie die ‚Tröstungen der Melancholie‘?“

„Nein, was ist das?“

„Ein altes Buch. Mir gefällt es. Als ich vorhin den Newskij entlang ging, mußte ich an das Buch denken. Warten Sie, wie heißt es doch nur? ‚Ein glückseliger, ruhiger Winkel, ein entlegenes Dörfchen, deine friedliche Zuflucht im Rauschen der Herbststürme, trösten meine bekümmerte Seele; die geliebte Einöde nährt meine Melancholie...‘ Es ist doch höchst rührend, nicht wahr? Dumm, aber rührend. Wie eine Übersetzung aus dem Deutschen. Daher gefällt es mir wohl auch so...“

Er erhob sich und fragte unvermittelt:

„Wie kommt man zum Denkmal Peter des Großen?“

„Es ist ganz in der Nähe. Ich will Sie begleiten, wenn Sie erlauben.“

Sie machten sich zusammen auf den Weg. Unterwegs zitierte Pestel noch einige Stücke aus den „Tröstungen der Melancholie“:

„— Im Rauschen der Oktoberstürme, in dichter und wilder Finsternis, von stürmischen Winden umbraust und vom milden Lichte Cynthias begrüßt... — Wer ist Cynthia? Ist es etwas Mythologisches? Das Weitere habe ich vergessen.“

„Wie konnten Sie überhaupt etwas davon behalten?“ Golizjn mußte lächeln.

„Ich habe es noch als Kind mit der Mutter gelesen, und später mit der Schwester. Wir pflegten an Herbstabenden in der Birkenallee am Teich, — wir hatten im Park einen großen Teich, da gab es auch eine herrliche Aussicht, — auf und ab zu gehen und La-martine, Chateaubriand, oder diese ‚Melancholie‘ zu lesen...“

„Lieben Sie auch Verse?“

„Nein... Ich weiß übrigens nicht... Ich habe zu wenig gelesen, höchstens noch mit meiner Schwester. Wenn ich allein bin, habe ich weder Zeit noch Lust dazu...“

„Und Puschkin?“

„Auch Puschkin kenne ich wenig.“

„Ich glaube, Sie haben ihn einmal persönlich gesprochen?“

„Ja, ich habe ihn vor Jahren in Kischinew kennen gelernt. Wir haben damals eine ganze Nacht über Politik und die Unsterblichkeit der Seele disputiert.“

„Zu welchem Ergebnis kamen Sie denn?“

„Zu gar keinem. Wie es immer in solchen Fällen ist, blieb jeder bei seiner Meinung. Er wollte beweisen, daß es weder einen Gott, noch eine Unsterblichkeit gibt. Ich behauptete, daß man dieses nicht beweisen könne. Alles ist ja in solchen Dingen doppelsinnig: das Herz sagt, daß es keinen Gott gibt, und die Vernunft sagt, daß es ihn doch gibt. Mon cœur est matérialiste, mais ma raison s'y refuse...“

„Gewöhnlich ist es doch umgekehrt?“ erstaunte Fürst Valerian.

„Nein, bei mir ist es so!“ erwiderte Pestel etwas mürrisch. Seine Augen bekamen plötzlich einen Ausdruck, den Golizjn auch schon früher wahrgenommen hatte: es war so, als ob man vor der Nase eines zudringlichen Gastes die zu den inneren Gemächern des

Hausherrn führende Türe zuschläge. Er begann auch gleich von anderen Dingen zu sprechen und erzählte u. a., daß Puschkin gerne in die Gesellschaft eintreten wollte; man könne ihn aber nicht aufnehmen, denn er sei wenig verläßig.

Sie durchquerten den neuen Admiralitätsboulevard und gelangten zum Senatsplatz, wo sich das Denkmal Peter des Großen befand.

Pestel betrachtete das Denkmal aufmerksam von allen Seiten, drückte sein Gesicht an das Gitter und versank in Betrachtung des Gesichts des Bildwerkes, als ob er einen lebenden Menschen vor sich hätte. So stand er lange schweigend vor dem Monument und hatte seinen Begleiter anscheinend ganz vergessen. Endlich flüsterte er französisch:

„Unten ist ja ein Abgrund: wenn das Pferd den Sprung wagt, fliegt der Reiter zum Teufel...“

„Ja, kein Knochen bleibt ganz.“

„Und wir? Stürzen wir mit ihm?“

„Sind wir denn mit ihm?“

„Wo denn?“

„Hier unter den Hufen des Pferdes liegt eine Schlange, das ist der Aufruhr, die Revolution.“

„Glauben Sie? Puschkin hat aber gesagt, daß er,“ Pestel wies auf die Figur des Kaisers, „der Urheber der russischen Revolution sei.“

„Er ist auch der Urheber des Absolutismus,“ bemerkte Golizhin.

„Ja, die Extreme berühren sich... Wie ist es nun: sind wir mit ihm oder gegen ihn?...“ fragte Pestel nach einer Pause.

„Ich weiß nicht,“ erwiderte Golizhin etwas spöttisch, „ich weiß nicht, wie es mit uns steht. Sie sind aber gewiß mit ihm.“

„Warum denn ich?...“ versetzte Pestel. Er schien wieder an etwas anderes zu denken: die Türe zu den inneren Gemächern wurde wieder zugeschlagen. Ohne eine Antwort abzuwarten, nahm er hastig Abschied, rief eine Droschke herbei und fuhr fort.

Golizhin blieb allein vor dem Denkmal stehen und blickte auf den ehernen Reiter mit der gleichen Frage: Gegen ihn oder mit ihm?

Er bekam keine Antwort, und schließlich sagte er zu sich selbst: „Und doch müssen wir anfangen, sei es mit ihm, sei es gegen ihn.“

Dritter Teil.

I.

Photius hauste in seinem Sarg nicht ohne Behagen.

Im Hause der Gräfin Anna Aleksejewna Orlova-Tschejmenskaja, das auf dem Schloßquai lag, und wo er oft monatelang als Gast weilte, hatte er sich eine unterirdische Zelle eingerichtet. Eine schmale Wendeltreppe führte in einen finsternen Keller, der nur von den Flammen der ewigen Lampen erhellt war; der Fußboden bestand aus schwarzen und weißen Marmorplatten, die schachbrettartig angeordnet waren; eine Unmenge von Heiligenbildern, die von Gold und Edelsteinen strozten, schmückten die Ostwand der Zelle. Er liebte solche Kostbarkeiten: einfältig wie ein Kind, hatte er keinen Begriff vom Werte des Geldes, und, wenn ihm Gräfin Anna einen Teller voll ungefaßter Rubinen und Amethysten schenkte, nahm er das Geschenk mit der gleichen Gebärde entgegen, mit der man einen Teller Erdbeeren annimmt. In der Mitte der Zelle stand ein Sarg. Photius schlief darin des Nachts und ruhte auch oft am Tage darin aus.

In der ersten Zeit flößte der Sarg Gräfin Anna Entsetzen ein. Allmählich gewöhnte sie sich aber an ihn und betrachtete ihn als ein Sofa, um so mehr, als Photius, des schwarzen Tuches überdrüssig, den Sarg von außen mit Silberstoff und innen mit weißem Atlas ausschlagen ließ, „damit der Sarg hell und freundlich sei“. Wenn Photius in seinem Mönchsgewand, das auf eigene Bestellung nach dem Muster jener Gewänder, in denen die Heiligen auf den Ikonen dargestellt werden, angefertigt war, in diesem lustigen Sarge lag, betrachtete ihn Anna entzückt und sprach gerührt:

„Ach Vater, Vater! Wie lieb er ist!“

Den ganzen Tag war er in der Golizjinschen Affäre herumgerannt und war nun abgesspannt und müde. Nach Hause zurückgekehrt, legte er sich in seinen Sarg, um auszuruhen. Er hatte große Lust, etwas heißen Fencheltee zu trinken; richtigen Tee trank er nie, denn er hielt ihn für ein teuflisches Kraut. Anna allein verstand es, den Fencheltee nach seinem Geschmack zuzubereiten. Sie war aber nicht zu Hause; sie machte in der Stadt Besuche.

Photius zürnte und schimpfte. Er hielt sie sehr streng und behandelte sie wie eine leibeigene Magd. Und doch fühlte er sich in seinem Sarg sehr wohl und war eigentlich gut gelaunt: er dachte an die letzte Zusammenkunft des Metropoliten mit Araktschejew.

Araktschejew tat, was er dem Kaiser versprochen: er hatte den Metropolitan aufgesucht und ihm zugeredet, sich mit dem Fürsten Alexander Golizhin auszuföhnen. Er hatte aber damit keinen Erfolg.

Der Metropolitan riß sich seine weiße Mönchskappe vom Kopfe, warf sie auf den Tisch und rief:

„Graf, berichte dem Zaren, was du siehst und hörst. Er kann meine Mönchskappe haben. Ich will nicht länger Metropolitan sein und mit dem Fürsten Golizhin, der ein offenkundiger Feind der Kirche, des Thrones und des Vaterlandes ist, mein Amt teilen!“

Photius berichtete später über diesen Auftritt, Araktschejew hielt dieses Ereignis für etwas ganz Ungewöhnliches. Dieser Kampf der weißen Mönchskappe, der Krone der Orthodogie, gegen die Krone der Autokratie war in Rußland seit der Zeit Peter des Großen wirklich etwas ganz Ungewöhnliches.

Photius nannte den Metropolitan Seraphim „ein nasses Huhn“. Als er einmal in Gegenwart des Kaisers Paul eine Predigt halten sollte, war er so von Furcht befangen, daß er nicht ein einziges Wort hervorbringen konnte und sich in die Sakristei zurückziehen mußte. Und als er vor einigen Tagen in der Golizhinschen Sache ins Winterpalais fahren sollte, stieg er dreimal in den Wagen und stieg dreimal wieder aus; schließlich schlug Photius hinter ihm den Wagenschlag zu und rief dem Kutscher: „Los!“ zu. Magnizkij fuhr aber in einer Droschke hinterher, und so oft er sah, daß der Kutscher auf Befehl des Metropoliten in eine Seitengasse einbiegen wollte, befahl er ihm, direkt ins Palais zu fahren. Der Metropolitan kam später schweißgebadet nach Hause. Photius erzählte: „er war wie von einem Wasserfall begossen; so sehr hatte er aus Angst vor dem Zaren geschwitzt.“

Ein nasses Huhn kann nicht Adlerflügel bekommen und der Metropolitan Seraphim nicht ein Nikon werden. Eine alte Prophezeiung lautete: „Durch einen Photius wird die Stadt des heiligen Petrus erschütterter werden.“ Ging nicht jetzt dieses Wort in Erfüllung? Wird nicht ganz Rußland und die ganze Welt durch den Patriarchen Photius erschütterter werden?

Unten hielt ein Wagen. Gräfin Anna kam in Mantel, Schleier und Hut ganz außer Atem und erschrocken in die unterirdische Zelle gestürzt.

Sie hatte das flache, runde, rote und sommersprossenbedeckte Gesicht eines einfachen Bauernmädchens. Sie war groß gewachsen und sah wie ein Grenadier in Frauenkleidern aus. Trotz ihrer vierzig Jahre war sie einfältig wie ein Kind. Photius pflegte von ihr zu sagen, sie habe das Gehirn eines Vogels. Aus ihren wasserhellen Augen leuchtete aber trotz der Einfalt des Geistes ein großer Verstand des Herzens. Sie bereitete sich im geheimen zum Eintritt in ein Kloster vor. Unter ihrer seidenen Hofrobe trug sie ein härenes Hemd. Ihr ganzes Leben lang betete sie um Vergebung der Sünde ihres Vaters, des Grafen Alexej Orlow, der an der Ermordung Peters III. zu Kopscha beteiligt war.

Man erzählte sich, daß die Beziehungen zwischen Photius und Anna sündhaft seien. Es war aber eine Verleumdung.

„Während meines Erdenlebens habe ich nie ein Weib berührt, noch Wollust erfahren,“ pflegte Photius zu sagen. „Meine Tochter im Herrn ist eine keusche Jungfrau. Der Herr selbst hat sie mir zur himmlischen Braut gegeben.“

„Es ist nicht meine Schuld, Vater...“ stammelte Anna konfus, in die Zelle stürzend. „Gräfin Sofia Sergejewna wollte mich nicht fortlassen, sie hat mir so viel vom Pater Gosner erzählt. Ach Vater, Vater, wenn Sie nur wüßten, was ich da für Dinge erfahren habe...“

Fürstin Sofia Meschtscherstaja war gleichfalls eine geistliche Tochter von Photius und nebenbei eine berühmte Klatschbabe, Pater Gosner aber ein zugereister „Prediger des Antichrists, ein Satan“, der nach der Ansicht des Photius „öffentlich die heilige Jungfrau beschimpfte“. Mit Beihilfe Magnizkijs und des Oberpolizeimeisters Gladkow hatten die Verschwörer aus der Presse Bogen des im Druck befindlichen neuen Werkes von Gosner gestohlen; Photius verfaßte auf Grund dieser Bogen eine Anzeige gegen Gosner und hoffte, diese Affäre mit der des Fürsten Golizhin in Verbindung bringen zu können. Zu einer anderen Stunde hätte er die Gräfin gierig nach den Neuigkeiten ausgefragt; jetzt schmolte er aber und stellte sich so, als hätte er ihre Worte überhört.

Er lag einige Minuten mit geschlossenen Augen unbeweglich wie eine Leiche in seinem Sarg; endlich richtete er auf Anna seinen starren Blick und fragte:

„Wo hast du dich wieder herumgetrieben, du Teufelsdirne? Warst wohl wieder an einem teuflischen Vergnügungsort?“

„Ja,“ gestand Anna errötend, denn sie konnte nicht lügen. „Ich bin nur einmal durch die Promenade gegangen...“

Die Frühjahrspromenade im Sommerpark, die Anna ab und zu ohne Wissen Photius' besuchte, nannte dieser „einen teuflischen Vergnügungsort“.

„Hast du dir vielleicht gar einen Liebhaber aufgehabelt? Es gibt ja dort im Frühjahr genug unverhämmerte Hunde von Zivil und Militär, die einer Hündin, wie du eine bist, mit hocherhobenen Schweifen nachlaufen.“

„Wie kommen Sie nur darauf, Vater? Sie wissen ja, daß ich Dergleichen nie im Sinne habe...“

„Ich weiß wohl, was ich von dir zu denken habe. Du solltest dir aber überlegen, daß du weder jung noch schön bist, und daß die jungen Leute dir nur deines Geldes wegen den Hof machen. Wenn sie dich ganz ausgeplündert haben, geben sie dir den Laufpaß.“

Er hob ein Bein aus dem Sarge, und Anna zog ihm mit gewohnter Gewandtheit seinen nagelbeschlagenen, mit Teer geschmierten Bauernstiefel aus.

„Meine Hühneraugen schmerzen heut' so sehr!... Das bedeutet sicher Regen,“ ächzte er, ihr das andere Bein entgegenhaltend.

Anna hatte in der Eile ihre Handschuhe anbehalten; jetzt beschmutzte sie sie mit der Stiefelschmiere.

„Glaubst du, Mädchen, daß ich nicht weiß, was du dir jetzt denkst?“ sagte Photius mit einem giftigen Lächeln. „Ich habe dich, meine Liebe, durchschaut; du denkst dir, eine so wichtige Person, Millionärin, Tochter des Grafen Orlow, die durchlauchtigste Gräfin Anna geruht ihre Händchen an den gemeinen Bauernstiefeln zu beschmieren! Ich spucke aber auf deinen Grafentitel und auf deine Millionen. Dreißig Millionen sind dreißig Silberlinge, der Preis des Blutes. Weißt du, wessen Blut es ist? Kennst du die Sünde deines Vaters? Warum schweigst du? Kennst du die Sünde?“

„Ich kenne sie,“ flüsterte Anna erbleichend und den Kopf senkend.

„Wenn du sie kennst, so mußt du Buße tun und deinem geistlichen Vater gehorchen. Oder ist dir gar dein leiblicher Vater mehr wert als der geistliche? Gehorsam ist wichtiger als Fasten und Gebet. Wenn ich dir sage: Anna, fluche deinem Vater, so mußt du ihm fluchen.“

Sie wandte sich ab und begann lautlos zu weinen. Sie konnte

alles ertragen; aber wenn er das Andenken ihres Vaters beschimpfte, ging es über ihre Kraft.

„Was heulst du schon wieder, Gans? Ich sage ja alles nur aus Liebe.“

„Verzeihen Sie, Vater!“ Sie küßte seine Hand und dachte nicht mehr an die Kränkung.

„Gott wird dir vergeben. Geh. Mach mir Fencheltee.“

An die Türe wurde geklopft.

„Wer ist draußen?“

„Seine Durchlaucht, Fürst Alexander Nikolajewitsch Golizyn,“ meldete der Zellendiener.

Anna wollte dem Gast entgegen-eilen.

„Warte! Wo rennst du hin?“ hielt sie Photius zurück. „Der kann warten, ist keine so wichtige Person. Gib die Stiefel her.“

Mit Annas Hilfe zog er die Stiefel an, stieg aus dem Sarg, ging zum Betpult, zündete eine Kerze an, schlug das Evangelium auf, stellte den Abendmahlskelch hin und nahm ein Kreuzifix in die Hand. Er tat dies alles absichtlich sehr langsam. Schließlich ließ er den Fürsten kommen. Anna lief ihm entgegen.

Photius berichtete später: Der Fürst erschien wild wie ein Luchs.

„Ich bitte um Ihren Segen, Vater.“

„Im gotteslästerlichen und keherischen Buch ‚Das Geheimnis des Kreuzes‘, das unter deiner Aufsicht, Fürst, gedruckt ist, heißt es: ‚der Klerus ist ein Tier‘. Da ich, Sünder, aber zum Klerus gehöre, so will ich dich nicht segnen, auch bedarfst du meines Segens nicht.“

„Nun, vielleicht ist es so besser,“ rief Golizyn zornig. „Ein offener Krieg ist mir lieber als alle Schliche und Lügen!“

„Von welchen Lügen, von welchem Kriege sprichst du da, Fürst? Ich verstehe dich nicht.“

„Sie verstehen mich nicht? Also will ich Ihnen alles sagen. Ich weiß alles, P. Photius: ich weiß, daß Sie sich mit dem Schurken Araftschewjew gegen mich verschworen haben, daß Sie mich beim Kaiser verleumdten, daß, während Sie mich mit der Linken umarmen, Sie mit der Rechten den Dolch wehen, daß Sie mich mit dem Judaskuß küssen. . . Sie sagen mir zwar immer: ‚Christus ist zwischen uns‘, doch zwischen uns ist der Teufel, der Vater der Lüge! Sie haben die Korrekturbogen aus der Presse gestohlen; das ist Schurkerei! Schämen sollten Sie sich, Vater! Warten Sie nur, ich werde alles dem Kaiser berichten. Wollen wir sehen, wer unterliegt! . . .“

Photius schwieg und schien bestürzt. Die beiden verschlagenen, raubgierigen Männer standen einander gegenüber, wie zwei kleine Raubtiere, die einander totbeißen wollen, — wie ein Luchs und ein Altis.

„Fürchte Gott, Fürst,“ sagte endlich Photius, „warum wütest du so? Gegen deine Person habe ich nichts verbrochen. Ich hege keinerlei Feindschaft gegen dich...“

„Lügen Sie nicht, lügen Sie wenigstens jetzt nicht! Ich gehe nicht wieder auf den Leim. Sagen Sie mir lieber aufrichtig, was Sie von mir wollen.“

„Tu Buße, verdamme deine gotteslästerlichen Bücher, die nichts als Unzucht und Aufruhr säen...“ begann Photius.

„Wie oft soll ich es Ihnen noch sagen, daß ich nichts dagegen tun kann! Sie sollen den Kaiser, und nicht mich anklagen.“

„Also geh zum Kaiser, knie vor ihm nieder und sage ihm, daß du gesündigt hast und auch ihn...“

„Wie unterstehen Sie sich,“ schrie plötzlich Golizhin auf und stampfte zornig mit den Füßen, „wie unterstehen Sie sich so von Seiner Majestät dem Kaiser zu sprechen! Sie klagen andere der Revolution an und sind dabei selbst ein offenkundiger Revolutionist!“

„Ich bin ein Diener meines Herrn Jesu Christi, gesandt, dich anzuklagen, damit du umkehrst und bereuust!“ rief Photius gleichfalls mit erhobener Stimme. „Wehe dir, Fürst! Wehe dir, Gotteslästerer! Wehe dir, Ruchloser! Ich werde mit dir vor den Richterstuhl des Jüngsten Gerichtes treten, werde dich überführen, niederschmettern und zu ewigen Höllequalen verurteilen!“

Sie schrien beide. Anna, die an der Türe horchte, erwartete, daß sie sich gleich in die Haare fahren würden.

„Mit Ihnen kann man ja gar nicht sprechen,“ sagte Golizhin, zur Türe zurückweichend; sein einziger Wunsch war jetzt, mit heiler Haut davonzukommen. „Mag mit Ihnen verhandeln wer will, ich bin aber außerstande. Sie sehen mich zum letztenmal hier. So werde ich es auch dem Kaiser melden. Ich habe die Ehre...“

„Warte noch! Ich lasse nicht so schnell von dir. Ich strecke meinen Arm aus...“

„Lassen Sie mich, lassen Sie mich!“ schrie Golizhin erschrocken. Er versuchte sich zu befreien, Photius ließ ihn aber nicht los: mit der einen Hand hatte er den Fürsten gepackt, und mit der andern hielt er ihm das Kreuzfigg entgegen. Sein Gesicht erschien Golizhin

so schrecklich, daß er erwartete, er werde ihn gleich mit dem Kruzifix wie mit einem Dolche ermorden.

„Ich strecke meinen Arm zum Himmel aus und rufe das Gericht Gottes gegen dich und gegen alle an. Wie groß ist eure Zahl? Seid ihr ungezählte Heerscharen? Tretet alle vor mich her! Der Herr treffe euch! Ich stoße dich aus der Kirche aus! Ich verfluche dich! Anathema!“

Golizhin erbleichte. „Er ist wahnsinnig!“ ging es ihm durch den Kopf. Mit einer letzten verzweifelten Anstrengung machte er sich los und lief davon. Er lief die Treppe hinauf und durch alle Gemächer des Hauses so schnell, daß der Ordensstern auf seiner Brust wackelte und die Frackschöße wie im Winde wehten.

Photius setzte ihm nach. Seine Züge waren entstellt, seine Augen brannten, und seine Haare standen zu Berge; so sah er wirklich wie ein wütender Itis aus.

Der Zellendiener riß vor Erstaunen den Mund auf und duckte sich. Der Synodalbeamte Stepanow, der wie ein alter Wels aussah (er war es, der die Korrekturbogen des Gosnerschen Buches aus der Druckerei gestohlen hatte), war wie versteinert, und seine Augen standen ihm zum Kopfe heraus. Als sie aber durch den großen Prunksaal mit den Kaiserbildnissen liefen, blickten alle die Kaiser von Peter I., der die Knechtung der Kirche durch die weltliche Macht eingeleitet, bis Paul I., der sie abgeschlossen, erstaunt auf das ungewohnte Schauspiel herab: wie der Oberprokurator des heiligsten Synods, „das Auge des Zaren“, aus der Kirche ausgestoßen wurde.

„Anathema!“ donnerte Photius. „Fluch über dich! Du wirst das Antlitz Gottes nicht zu sehen bekommen, sondern geradewegs in die Hölle fahren! Alle seien mit dir verflucht! Anathema! Anathema! Anathema!“

Anna lief Photius nach und suchte ihn an den Schößen seines Gewandes zu fassen. Sie rief:

„Vater! Vater!...“

Golizhin erreichte den Hausflur und rollte auf seinen kurzen Beinen wie eine Kugel die Stufen der Paratreppe hinab. Photius blieb nicht zurück und hatte wohl die Absicht, ihm auch auf die Straße zu folgen. Anna holte ihn aber noch rechtzeitig ein, umklammerte ihn mit beiden Armen und umschlang seinen Hals.

Er rief noch zum letztenmal mit heiserer Stimme ein Anathema und sank halb ohnmächtig in die Arme der herbeigeeilten Diener.

Diese trugen ihn hinauf und setzten ihn in einen Sessel. Er weinte und lachte wie in einem hysterischen Anfall.

Die Prophezeiung ging in Erfüllung: Photius hatte die Stadt des heiligen Petrus erschüttert. Ein Anathema gegen Golizhin, den Oberprokurator des Heiligsten Synods, der seit dreißig Jahren mit dem Zaren befreundet war, bedeutete ein Anathema gegen den Zaren selbst.

Alle waren auf die Folgen gespannt. Man erzählte sich, daß der Kaiser höchst aufgebracht sei.

Anna erwartete stündlich, daß Photius verhaftet und nach Sibirien verschickt werde. Sie wurde vor Angst ganz krank.

„Fürchte dich nicht, Annuschka! Was kann mir der Oberprokurator tun? Er ist wie ein Floh, den der Hund von seinen Ohren abschüttelt. Gott ist mit uns! Der Herr der Heerschaaren ist mit uns! Wer ist gegen uns?“ So prahlte Photius, obwohl ihm doch ängstlich zumute war.

Am 15. Mai, dem Tage Himmelfahrt Christi, saß er am Krankenlager Annas und versuchte, sie zu trösten. Er riet ihr, ohne die Hilfe der Ärzte, die doch alle gottlose Deutsche seien, anzurufen, den ganzen Körper unter fortwährendem Beten mit Opodeldok einzureiben:

„Merke es dir, in den grünen Töpfen bekommt man die mindere Sorte; der beste Opodeldok wird in weißen Töpfen verkauft. Wenn du den gebrauchst, wirst du augenblicklich gesund.“

Um sie zu zerstreuen, erzählte er ihr von seiner Absicht, für das Jurjewische Kloster eine große Glocke, 2000 Pud schwer, gießen zu lassen; diese Glocke sollte dem unverbrennbaren Busch Moses geweiht sein und aus billigem gestohlenem Kupfer angefertigt werden.

„Wie angenehm wird das Geläute dieser Glocke sein und wie herzerquickend!“

Anna hörte ihm aber kaum zu und dachte nur an das eine: gleich wird man ihn verhaften und nach Sibirien schicken.

Der Zellendiener brachte einen Brief.

„Von wem?“ fragte Anna.

„Vom Metropolitan,“ antwortete Photius, indem er mit zitternden Händen den Brief entfaltete.

Anna stand das Herz still: ist es nicht schon der Befehl, in die Verbannung zu gehen?

Plötzlich sprang Photius auf, klatschte mit den Händen und sang, wie man in der Kirche singt:

„Halleluja! Halleluja! Halleluja! Ehre sei Dir, Jesu Christe, unser Gott und Herr! Die Hölle ist vernichtet, der Satan ist besiegt! Die Herrschaft der weltlichen Macht über die Kirche ist gefallen! Nun haben wir nur einen Minister: Jesum Christum! Ehre sei Photius! Ehre sei dem Herrn! Ehre sei Araktschejew!“

Anna traute ihren Augen nicht: der Mönch hatte seine Kutte gerafft und tänzelte. Er ergriff ihre Hand und rief:

„Erhebe dich, o Tochter! Deine Schmerzen werden auch ohne Opodeldok vergehen! Jetzt haben wir himmlischen Opodeldok! Erhebe dich von deinem Lager, Mädchen, singe, tanze und frohlocke!“

„Was ist mit Ihnen, Vater?! Ich bin ja nicht angekleidet.“

„Gott wird es dir verzeihen, schäme dich nicht, tanze zum Ruhme des Herrn!“

„Was haben Sie nur, Vater, was ist denn los?“ Anna erbleichte, denn es schien ihr, Photius hätte den Verstand verloren.

„Hier, lies!“ Photius warf ihr den Brief hin.

Der Metropolit benachrichtigte ihn von dem Joeben unterzeichneten kaiserlichen Erlaß: der Oberprokurator des Heiligsten Synods, Fürst Golizhin, bekam den Abschied; das Ministerium für geistliche Angelegenheiten wurde abgeschafft; der Synod erhielt seine frühere Macht wieder.

Alle hielten wieder den Atem an und warteten auf die weitere Entwicklung der Dinge. Vom Kaiser hörte man nichts mehr, er schien Photius ganz vergessen zu haben.

Am 13. Juni lief endlich im Kloster der kaiserliche Befehl ein, nach dem Photius am nächsten Tage im Winterpalais erscheinen sollte.

Er wußte gar nicht, was ihn da erwartete: ob man ihn zum Bischof weihen oder nach Sibirien schicken würde. Für jeden Fall nahm er das heilige Abendmahl und beichtete.

II.

Photius wurde, wie bei seiner letzten Audienz, vom Kammerdiener Melnikow durch die Subowsche Geheimstiege geleitet; am helllichten Tage brannte hier Licht, und Photius bekreuzigte sich und alle Ecken, Türen, Gänge und Wände, denn er war fest davon überzeugt, daß hier unzählige Heerscharen von feindlichen Mächten

hausten. Als er das Arbeitszimmer des Kaisers betrat, machte er langsam und andächtig das Zeichen des Kreuzes und blickte erst dann den Kaiser an. Der Kaiser nahm seinen Segen entgegen und ließ ihn an seinem Schreibtisch Platz nehmen. Alles kam anders, als Photius erwartete. Beim ersten Blick auf das Gesicht des Kaisers begriff er, daß seine Sache schlecht stand. Während der Audienz hörte er nicht auf zu zittern. Später erzählte er, daß auf seinem ganzen Körper während dieses Gesprächs ein blutiger Schweiß hervorgetreten sei.

„Ich ließ Sie kommen, Vater, um von Ihnen zu hören, ob es wahr ist, daß Sie den Fürsten Alexander Nikolajewitsch Golizhin exkommuniziert haben?“

„Eure Majestät, nicht ich war es, sondern Gott selbst rief ihm vom Himmel zu...“

„Wollen Sie nur auf meine Frage antworten!“ herrschte ihn der Kaiser an. Seine Stimme klang ebenso kreischend, wie beim Kaiser Paul, wenn dieser zürnte. „Ist es wahr oder nicht wahr? Geben Sie Antwort!“

„Es ist wahr.“

„Mit welchem Recht, kraft welcher Gewalt haben Sie es getan?“

Photius schwieg, sah zum Fenster hinaus und bekreuzigte sich unzähligemal hintereinander.

Der Kaiser war sehr aufgebracht; anfangs wollte er eigentlich dem Mönch nur etwas Angst einjagen, dann kam er aber wie ein Schauspieler in Schwung und sprach beinahe aufrichtig.

„Mit welchem Recht haben Sie es getan?“ wiederholte er mit erhobener Stimme. „Wer hat Sie zum Richter über mich und die Kirche, über mich und Gott eingesetzt? Warum seid ihr alle über Golizhin hergefallen? Warum revoltiert ihr? Was wollt ihr? Wollt ihr die Kirche von der weltlichen Herrschaft befreien? Habt ihr euch nicht selbst der weltlichen Macht unterworfen? Wir Fürsten bekommen viele Gemeinheiten zu sehen, aber eine so gemeine Gesinnung, wie ihr sie zeigt, ihr Herren vom Klerus, habe ich noch nirgends, ich schwöre es beim Höchsten, gesehen. Wo waret ihr, wo war euere Freiheit an jenem Tage, als man den Selbstherrscher von Rußland an Stelle des Heilands zum Oberhaupt der Kirche einsetzte, einen Menschen zum Gott machte, als diese größte Gotteslästerung, dieser entsetzlichste Greuel geschah? Ihr habt alles ver-

raten und die Schändung des Allerheiligsten geschehen lassen. Sind denn nicht alle Vertreter der russischen Kirche vom ersten bis zum letzten vor mir im Staube gelegen, Hosianna rufend, wie vor dem Antlitze Jesu Christi? Mußte ich denn nicht selbst befehlen, daß dergleichen nicht mehr vorkomme, daß man mich nicht neben Gott setze und ‚der Unsterbliche‘, ‚der Benedeite‘ nenne? Ich schäme mich, alle diese Dinge zu erwähnen, doch ihr, ihr Herren Geistlichen, habt längst alle Angst und Scham verloren!... Und jetzt fällt es euch plötzlich ein, zu revoltieren! Ihr untersteht euch, von der Freiheit der Kirche zu sprechen!... Nun, wenn euch Golizhin nicht paßt, bekommt ihr den Araktschejew. Von Ihnen, Vater Photius, hatte ich aber wirklich geglaubt, daß Sie besser als die anderen seien; ich habe mich Ihnen anvertraut, und das ist jetzt der Lohn dafür! Gott möge Sie richten! Begreifen Sie denn überhaupt, was Sie getan haben?..."

Er erhob sich von seinem Platz und begann mit raschen Schritten auf und ab zu gehen. Wie jedesmal, wenn er in Zorn geriet, wurde seine Stirne ganz rot, während das Gesicht blaß blieb. Er bedeckte sich die Stirne mit einem Tuch, als wollte er sich den Schweiß abtrocknen.

Photius sah ununterbrochen zum Fenster hinaus, schwieg, zitterte und bekreuzigte sich.

„Begreifen Sie es?“ wiederholte der Kaiser, vor ihm stehen bleibend. Als er aber seine Augen sah, merkte er, daß Photius nichts begriffen und auch nie etwas begreifen werde; alles prallte von ihm zurück, wie Erbsen von der Wand.

Der Kaiser ließ sich in einen Sessel fallen und fühlte plötzlich, daß sein ganzer Zorn verpufft war.

„Warum schweigen Sie denn? Reden Sie doch, antworten Sie!“

„Was soll ich dir sagen, Kaiser?“ Photius blickte ihn scheu an. „Und wäre es nicht der Fürst Golizhin, sondern käme ein Engel des Herrn vom Himmel herab, der gegen die Kirche und gegen den Kaiser redete, so würde ich auch ihm entgegenrufen: Anathema!“

„Auch mir?“

Photius schwieg.

„Sagen Sie es mir offen, ich höre zu,“ fuhr der Kaiser spöttisch lächelnd, beinahe angeekelt, fort.

„Ich tat nur das, wozu mich der Herr berufen hat, auf daß ich meinem Zaren die Wahrheit sage.“ Photius bekam wieder Mut.

„Wenn ich sehe, daß das Heiligtum geschändet und Haß gepredigt wird, kann ich denn da schweigen? Muß ich glauben, daß all dies Böse von dir stammt, wie es Goligin glaubt, und was er auch mir einreden will? Als der heilige Wundertäter Nikolaus auf dem Konzil zu Nizäa dem gottlosen Arius eine Ohrfeige gab...“

Er überreichte dem Kaiser ein aus der Lebensbeschreibung des Heiligen herausgerissenes Blatt, auf dem erzählt wurde, wie die Kirchenväter auf dem Konzil von Nizäa beschlossen hatten, den heiligen Nikolaus wegen der seinem Gegner zugefügten Beleidigung der Bischofswürde zu entkleiden.

„Sie sehen also, was man mit dem heiligen Nikolaus gemacht hat,“ sagte der Kaiser, ehe er das Blatt zu Ende gelesen.

„Sie handelten unrecht,“ entgegnete Photius.

„Wieso unrecht?“

„Lies das Blatt zu Ende. Die Kirchenväter hatten den Heiligen verurteilt, doch Gott erschien selbst und reichte ihm ein Evangelium, und die Mutter Gottes gab ihm ein Omophorium, als Beweis dafür, daß die himmlischen Mächte ihn immer beschützen würden!...“

Photius redete noch lange und erhob allmählich seine Stimme ebenso wie bei der ersten Audienz. Er schrie, heulte und raste und holte aus den Ärmeln, den Stiefelschäften und dem Busen unzählige Zettel hervor; er war mit ihnen förmlich gepanzert.

Der Kaiser hörte ihm schweigend und gelangweilt zu.

Als Photius wieder einen Zettel hervorholte, ging seine Kutte vorn etwas auf. Er wollte sie sofort schließen, doch der Kaiser beugte sich über ihn, öffnete die Kutte noch mehr und erblickte auf seiner nackten Brust schwere Eisenketten, die ihm eine gräßliche tiefe Wunde ins Fleisch gerieben hatten.

„Was wunderst du dich, Kaiser?“ rief Photius aus. „Schau dir nur meinen Leib an und wisse, daß ich ebensowenig wie mich selbst, auch jeden andern schonen werde, wenn es um die Ehre des Herrn geht!“

Der Kaiser wandte sich ab und verzog das Gesicht wie vor Schmerz. Photius tat ihm leid, doch auch er selbst tat sich leid. Er empfand Mitleid und Scham. Er dachte daran, wie er bei seiner ersten Zusammenkunft mit Photius vor ihm niedertnierte und in ihm seinen Erlöser, einen Boten Gottes sah. Wie ein Ertrinkender hatte er sich an einen Menschen geklammert, der ihm jetzt als ein Bessener oder Verrückter erschien. Über alles in der Welt fürchtete er, sich

lächerlich zu machen. Mit Photius machte er sich aber lächerlich. Dieses konnte er niemandem verzeihen; so verzieh er es auch Photius nicht.

Der Mönch fuhr fort zu rasen.

Der Kaiser erhob sich, holte ein Glas Wasser und reichte es Photius.

„Beruhigen Sie sich, Vater, trinken Sie etwas Wasser. Ich will Ihnen nichts Böses tun. Was ich gesagt habe, habe ich gesagt; Sie haben keine weiteren Folgen zu befürchten. Es wird mir immer eine Freude sein, Sie zu sehen. Jetzt bitte ich Sie aber, zu entschuldigen, ich habe dringende Geschäfte.“

Mit diesen Worten läutete er dem Kammerdiener Melnikow.

Dies war die letzte Zusammenkunft des Kaisers mit Photius.

Sein Triumph schien übrigens von Dauer zu sein. Pater Gosner wurde auf allerhöchsten Befehl ins Ausland abgeschoben, und sein Buch wurde in den Öfen der zum Alexander-Newskij'schen Kloster gehörenden Ziegelei verbrannt; die Verbrennung geschah in zwanzig Öfen und dauerte drei Stunden; Photius war zugegen und rief Anathema. Auf Verwendung Araktschejew's wurde ihm ein auf der Brust zu tragendes Muttergottesbild „für den Sieg des rechten Glaubens“ verliehen.

„Streu dich, heiliger Vater,“ schrieb Photius dem Archimandriten des Simonow'schen Klosters, Gerasimos, „die Gottlosigkeit ist vernichtet, das gotteslästerliche Heer des Teufels ist besiegt, der Mund der Ketzerei und des Schisma ist verstummt; alle gottlosen Vereinigungen sind wie die Hölle zerschmettert. Nun haben wir nur einen Minister — unsern Herrn Jesum Christum. Gelobt sei Gott Vater! Amen. — Bete für Araktschejew: dieser Knecht Gottes erschien im Kampfe für die Kirche und den Glauben wie der sieghafte Ritter Georg.“

Damit war sein Triumph auch zu Ende. Alle wandten sich plötzlich wie auf Verabredung von ihm ab. Er konnte lange nicht begreifen, warum ihm dies geschah; als er aber einsah, daß es mit der kaiserlichen Gnade ein Ende habe, verlor er seine Fassung, wurde krank und kämpfte mit dem Tode. Als er sich einigermaßen erholt hatte, floh er mit Anna aus Petersburg in freiwillige Verbannung in sein Jurjew'sches Kloster zu Nowgorod.

Minister für geistliche Angelegenheiten wurde jedoch nicht Jesus Christus, wie es Photius gehofft, sondern Graf Araktschejew.

Alle Berichte des Heiligsten Synods an den Kaiser gingen durch seine Hände. Von nun an ruhte in seiner Hand die ganze weltliche und die ganze geistliche Gewalt. Er führte sofort im ganzen kirchlichen Ressort strenge militärische Disziplin ein: die heiligen Väter wagten nicht zu mußsen und verhielten sich mäuschenstill. Mit Wehmut gedachten sie des Fürsten Golizhin: jener züchtigte sie mit Peitschen, dieser mit Skorpionen.

In der Andreas-Kirche des Dorfes Grusino erschien in jenen Tagen ein neues Heiligenbild, das den Heiland mit dem Evangelium in der Rechten darstellte; das Bild war mit einer Bekleidung aus gegossenem Silber versehen; wenn man den Glasrahmen abhob, konnte man sehen, daß ein Silberblättchen im Evangelium auf Scharnieren angebracht war; wenn man es umdrehte, entdeckte man darunter ein kleines Bild: Araktschejew in Generalsuniform mit sämtlichen Orden thronte auf Wolken wie des Menschen Sohn, der in Herrlichkeit kommt, um die Toten und die Lebenden zu richten.

III.

„Der Kaiser gleicht jenem spartanischen Jüngling, der mit einem gestohlenen Fuchs unter dem Mantel ruhig in der Schule saß, während ihm das Tier die Eingeweide zerfraß, bis er daran starb.“

So dachte Fürst Alexander Nikolajewitsch Golizhin, so oft der Kaiser in einem Gespräch mit ihm aufrichtig wurde und anscheinend das Bedürfnis hatte, von der Hauptsache, vom Fuchs, der an seinen Eingeweiden fraß, von der Geheimen Gesellschaft zu sprechen. Doch jedesmal brach er plötzlich ab und verstummte. Der Fürst wußte, daß, wenn er selbst das Gespräch auf diese Dinge bringen würde, der Kaiser es ihm nie verzeihen würde und die dreißigjährige Freundschaft ein Ende nehmen müßte.

„Zürnst du mir, Golizhin?“

„Warum sollte ich zürnen, Majestät? Sie wissen ja selbst, daß ich schon längst selbst den Abschied nehmen wollte.“

„Zürnst du mir wirklich nicht? Gar nicht?“ drang der Kaiser in ihn mit jenem freundlichen Lächeln, für das ihn Speranskij „einen typischen Verführer“ nannte, ein.

„Wahrhaftig, gar nicht!“ Golizhin mußte unwillkürlich lächeln.

Wenn ihn in der Tiefe der Seele etwas beleidigte, so war es weder seine Demission, noch das Anathema des Photius, noch daß

man ihn, der seit 30 Jahren mit dem Kaiser befreundet war, an den Schurken Araktschejew verraten hatte, sondern, daß man ihm nicht glauben wollte, daß er dem Kaiser diesen Verrat längst verziehen hatte, wie er ihm überhaupt alles verzieh.

„Gott weiß besser als wir, was uns not tut; wollen wir uns also Seinem Willen fügen und hoffen, daß alles zu unserem Besten geschieht,“ sagte er so ausdruckslos, wie man ähnliche Sentenzen auszusprechen pflegt.

„Ja, alles ist zu unserem Besten,“ stimmte ihm der Kaiser in einem so hoffnungslosen Tone zu, daß Golizhin, der die Beleidigung längst vergessen hatte, ihn besorgt, wie eine Wärterin ein krankes Kind, anblickte. „Warum blickst du mich so an? Was denkst du dir?“

„Darf ich aufrichtig sein, Majestät?“

„Ich bitte dich darum.“

„Ich denke mir, was wohl alle beim Anblick Eurer Majestät denken: Steht er denn nicht auf dem Gipfel der Macht? Er ist der Erretter Rußlands, der Erretter Europas, ein Agamemnon unter den Fürsten der Erde.“

Alexander, Friedenskaiser!
Bist vom Himmel uns gesandt,
Schirm und Schutz der Fürstenthäuser,
Gottes Schwert in deiner Hand, —

wie es in der Ode, mit der wir einst den Benedeiten begrüßten, heißt. Was will er denn noch? Warum ist er so traurig? Was fehlt ihm?..“

Dieses Gespräch wurde in dem Hause des Ministers an der Fontanka, in einem Kämmerchen neben der Hauskapelle, die dem Heiligen Geiste geweiht war, geführt. Das einzige Fenster in diesem Raum war vermauert, so daß kein Sonnenstrahl und kein Laut außer dem Kirchengesang hereindringen konnte; wenn aber in der Kapelle kein Gottesdienst stattfand, herrschte hier die Stille des Grabes. Vor einem großen hölzernen Kreuzfig hing eine große Lampe aus dunkelrotem Glas in Form eines Herzens; das von innen erleuchtete Herz schien in den rubinroten Strahlen zu verbluten.

„Ich weiß selbst nicht, was mir ist,“ fuhr der Kaiser nach einer Pause fort. „Als uns die Großmutter in der Astronomie unterrichtete, ließ sie uns die Sonne durch ein rußgeschwärztes Glas betrachten.“

So sehe ich auch jetzt alles gleichsam durch ein verrußtes Glas: tout a une teinte lugubre autour de moi, — es ist wie eine Sonnenfinsternis. Kennst du das Gebet: Verstoße mich nicht von deinem Antlitz und entziehe mir nicht deinen Heiligen Geist? Ich glaube, mein Gebet ist nicht in Erfüllung gegangen: Er hat mich verstoßen...“

„Sprechen Sie nicht so, Majestät! Man soll Gott nicht versuchen!“

Der Kaiser warf einen Blick auf Golizhin: seine weichen Runzeln drückten die freundliche Dienstfertigkeit einer alten Kinderfrau oder einer Kupplerin aus; er war nicht der Stein, auf den man sich stützen, sondern ein Kissen, in das man sich vergraben und weinen konnte.

„Ich murre nicht, Golizhin; Gott behüte mich davor! Wie könnte ich auch Seine vielen Gnadenbeweise vergessen? Weißt du noch, wie wir an jenem Tage, als Napoleon den Niemen überschritt, die Bibel aufschlugen und auf die Worte stießen: ‚Er wird seinen Engeln über dir Befehl tun...‘? Diese Worte gingen in Erfüllung: die Engel trugen mich auf ihren Armen durch alle Schrecken des Krieges, und ich fühlte mich ruhig und sicher wie ein Kind in den Armen der Mutter. Der Herr schritt vor uns her; er besiegte die Feinde und nicht wir. Was für Siege haben wir von Moskau bis Paris erfochten! Nicht uns, Herr, nicht uns, sondern deinem Namen! Als wir auf der Place de la Concorde einen Gottesdienst abhielten, um die Stätte, auf der Ludwig XVI. hingerichtet wurde, zu reinigen, und zugleich mit uns ganz Europa niederkniete, legte ich das Gelübde ab, das Werk Gottes zu vollenden: alle Völker dem Evangelium zu unterwerfen, das göttliche Gesetz über alle menschlichen Gesetze zu erheben und alle Szepter und Kronen dem einzigen König der Könige und Herrscher der Herrschenden zu Füßen zu legen; das ist es, was ich anstrebte und wozu ich die heilige Allianz gründete...“

Er sprach aufgeregter und hastiger; plötzlich erhob er sich und begann auf und ab zu gehen. Trotz des roten Lampenscheines sah man, wie bleich sein Gesicht war. Dann setzte er sich nieder, stützte die Ellenbogen auf die Knie und ließ den Kopf in die Hände sinken.

„Worin besteht nun meine Schuld? Ich denke und frage mich, was habe ich verbrochen? Was habe ich getan? Warum hat mich Gott verlassen?...“

Golizhin wollte etwas sagen, doch fühlte er, daß alle tröstenden Worte überflüssig seien; er ergriff stumm seine Hand, küßte sie und weinte.

Beide waren Sünder, beide waren Zöllner. Doch Gott offenbarte sich darin, daß der Sünder mit dem Sünder und der Zöllner mit dem Zöllner Mitleid hatte.

„Ich danke dir, Golizhin, ich weiß, daß du mich liebst,“ sagte der Kaiser unter Tränen, den vor ihm geneigten Kahlkopf seines Freundes küßend.

„Ich bin es nicht allein, Majestät, der Sie liebt: ganz Rußland, fünfzig Millionen treuer Untertanen...“

„Die treuen Untertanen wollen wir lieber aus dem Spiel lassen,“ unterbrach ihn der Kaiser, das Gesicht verziehend. „Ich weiß, was ihre Liebe wert ist. Während der Krönungsfeierlichkeiten zu Moskau kam ich einmal in ein solches Gedränge, daß mein Pferd unmöglich weiter konnte; die Leute warfen sich vor die Hufe des Pferdes, küßten meine Kleidung, meine Stiefel, mein Pferd und bekreuzigten sich vor mir wie vor einem Heiligenbild. Ich rief ihnen zu: ‚Vorsicht! Das Pferd kann ja leicht ausschlagen und jemand verletzen!‘ Sie antworteten mir aber darauf: ‚Zar, Väterchen, unsere Liebe Sonne, sei unbesorgt: wir werden dich und dein Pferd auf unseren Rücken tragen! Uns ist so leicht unter deiner Last!‘ Als im Jahre 1812 nach Petersburg die Kunde vom Brande von Moskau kam, erwartete man jeden Augenblick einen Aufbruch. Ich mußte gerade zur Messe in die Kasansche Kathedrale fahren. Ich sehe diesen Augenblick noch heute deutlich vor mir: als ich mit den beiden Kaiserinnen die Stufen der Kathedrale zwischen zwei lebenden Mauern des Volkes emporstieg, wurde es plötzlich so still, daß man nur unsere Schritte hörte. Du weißt, Golizhin, ich bin nicht feig; doch in jenem Augenblick stand mir das Herz still. Nie werde ich jene Gesichter, jene Blicke vergessen... Beim ersten Erfolg unserer Waffen hieß es wieder: ‚Zar, Väterchen, liebe Sonne!‘ Nun wußte ich aber schon, was ihre Liebe wert ist. Die Menschen sind gemein, und die Völker sind zuweilen ebenso gemein, wie die Menschen...“

„Sie dürfen nicht ungerecht sein, Majestät: Ihr Ruhm ist der Ruhm Rußlands. Hatte sich denn nicht das ganze Land im Jahre des Unheils wie ein Mensch erhoben?“

„Auch die Bärin erhebt sich auf die Hintertaken, wenn man sie aus ihrer Höhle heraustreibt,“ versetzte der Kaiser achselzuckend,

gleichsam angeekelt. „Was soll ich noch viel darüber sprechen? Das Volk hat es unter meiner Last leicht, mir ist es aber schwer, auf ihnen zu lasten; es ist schwer, sein Vaterland verachten zu müssen. Glaub es mir, mein Freund, es gibt Augenblicke, wo ich am liebsten mit dem Kopf gegen die Wand rennen möchte!..“

In seinen Augen erschien plötzlich ein Ausdruck, nach dem Golizhin wieder hoffen durfte, daß der Kaiser gleich vom Tier, das an seinen Eingeweiden fraß, sprechen würde; dieser Ausdruck verschwand aber schnell wieder, und er brachte das Gespräch auf andere Dinge:

„Weißt du noch, was ich dir sagte, als ich das Manifest von der Thronfolge unterschrieb?“

„Ich weiß es, Majestät.“

„Verstehst du nun, wo ich hinaus will?“

Das Manifest vom Verzicht des Großfürsten Konstantin Pawlowitsch auf den Thron und der Proklamierung des Großfürsten Nikolaus zum Thronfolger wurde im letzten Herbst zu Jarstwoje Ssjelo unterzeichnet. Der versiegelte Umschlag trug folgenden eigenhändigen Vermerk des Kaisers: „Zu verwahren in der Mariä-Himmelfahrtskathedrale zu Moskau mit den anderen Staatsakten, bis ich danach wieder verlange. Im Falle meines Ablebens soll vor jeder andern Handlung dieser Umschlag geöffnet werden.“ Von diesem Manifest hatten nur drei Menschen Kenntnis: Golizhin, der es geschrieben hatte, Araktschejew und der Metropolit von Moskau, Philaretes. Um jene Zeit ließ der Kaiser einige räthelhafte Worte von der Möglichkeit seiner eigenen Verzichtleistung fallen. Golizhin erstaunte, erschrak und begriff, daß die Worte auf dem Umschlag „bis ich danach wieder verlange“ eben diese Möglichkeit bedeuteten.

„Verstehst du, wo ich hinaus will?“ wiederholte der Kaiser.

„Ich fürchte, es zu verstehen!..“

„Was hast du denn dabei zu fürchten? Auch der gemeine Soldat bekommt nach fünfundzwanzigjährigen Diensten den Abschied. Auch mir hat die Stunde geschlagen. Ich muß an mein Seelenheil denken.“

Golizhin blickte ihn ebenso bestürzt an, wie an jenem denkwürdigen Tage zu Jarstwoje Ssjelo: sein Vorhaben, auf die Krone zu verzichten, hielt er für wahnsinnig.

„Ich wollte es dir schon längst sagen,“ fuhr der Kaiser fort. „Du hast das Manifest so geschickt verfaßt; versuche, ob es dir nicht wieder gelingt!..“

„Entbinden Sie mich davon,“ stammelte Golizhin in höchster Bestürzung. „Wie könnte ich es tun? Wer würde es glauben? Wer könnte dem zustimmen? Bedenken Sie nur, Majestät, was es für Folgen haben kann, wenn es die Bevölkerung, Gott möge uns davor behüten, erfährt!“

„Du hast vielleicht doch recht,“ sagte der Kaiser mit einem solchen Lächeln, daß es Golizhin kalt überlief: er mußte an das Lächeln des Kaisers Paul, als dieser den Verstand zu verlieren begann, denken. „Sie werden es nicht glauben wollen, sie werden nicht darauf eingehen, sie werden mich solange ich lebe, nicht loslassen... Wie soll ich es nun anfangen? Soll ich mich vielleicht tot stellen? Oder soll ich als armer Dagabund auf die Wanderschaft gehen, als einer von jenen, die ich so oft beneidete? Oder soll ich es wie jener Jüngling im Garten zu Gethsemane machen, der bloß von hinnen floh und seine Leinwand fahren ließ? Wie soll ich es nun anstellen? Was glaubst du?...“

Er sprach es ganz leise, gleichsam für sich. Golizhin schien er vergessen zu haben. Plötzlich blickte er ihn an und fuhr sich mit der Hand über das Gesicht.

„Nun, du bist erschrocken, denkst wohl, ich sei verrückt geworden? Beruhige dich, ich habe nur Spaß gemacht; ich werde mich weder tot stellen, noch nackt davonlaufen... Denke aber doch über die Verzichtserklärung nach. Es eilt aber noch gar nicht, fürchte dich nicht, vielleicht kommt es erst viel später. Überlege dir die Sache... Ich danke dir dafür, daß du mich angehört hast. Ich habe niemand anderen, dem ich es sagen könnte. Jetzt, nachdem ich es ausgesprochen habe, fühle ich mich erleichtert. Ich danke dir, mein Freund. Ich werde es dir nie vergessen...“

Er stand auf, umarmte ihn und flüsterte ihm etwas ins Ohr. Golizhin öffnete ein Geheimfach am Fuße des Kruzifixes und holte ein goldenes Gefäß in Form eines Messkelches und ein rotseidenes Tuch, das wie ein Messbuch aussah, hervor. Er breitete das Tuch auf dem Altare aus und setzte darauf den Kelch.

Sie küßten sich dreimal und sprachen dabei die Worte, die die Priester einander zuzufen, wenn sie zum Sakrament schreiten:

„Christus ist zwischen uns.“

„Zur Stunde und in alle Ewigkeit.“

Sie knieten nieder, verneigten sich bis zur Erde und begannen zu beten. Es waren teils die gleichen Gebete, wie sie in der Kirche

gelesen werden, teils andere, geheime Texte. Sie beteten und sangen mit unschönen, doch geübten Stimmen:

Gott, bewahre mich vom Bösen,
Sollst vom Übel mich erlösen,
Schütze Deine Kreatur!

Es waren die Verse eines Freimaurerhymnus, den der Kaiser über alle Gebete liebte und die auf einem kleinen Heiligenbild, das er beständig auf seiner Brust trug, geschrieben waren. Sie sangen das Gebet mit einer sonderbaren traurigen Intonation, wie eine alte Romanze.

„Verstoße mich nicht von Deinem Antlitz und entziehe mir nicht Deinen Heiligen Geist!“ rief der Kaiser mit bebender Stimme, und die Tränen auf seinen Wangen erschienen im roten Scheine wie Blut. „Entziehe mir nicht Deinen Heiligen Geist!...“ wiederholte er, mit der Stirne gegen den Fußboden schlagend, mit einem so verzweifelten Schlußzen, daß es Golizin wieder kalt überlief.

Golizin erhob sich, ergriff den Kelch und sprach die Worte, die der Priester während des Messopfers spricht. Darauf reichte er zuerst dem Kaiser das Abendmahl und ließ es sich dann von ihm reichen.

Hätte sie in diesem Augenblick Photius belauscht, so hätte er eingesehen, daß sie sein Anathema wohl verdienten.

Ein gewisser P. Theodosius Lewizkij, der aus dem Dorfe Kornotnoje stammte und in Balta amtierte, hatte einmal dem Kaiser eine Abhandlung über den nahe bevorstehenden Anbruch des Reiches Gottes geschickt. Der Kaiser äußerte den Wunsch, P. Theodosius zu sehen. Er wurde von einem Feldjäger aus Balta nach Petersburg direkt ins Winterpalais gebracht. Er war es, der dem Kaiser dieses geheime Sakrament der unsichtbaren Weltkirche beibrachte; es sollte eine größere Kraft besitzen als die in den Landeskirchen geübte Eucharistie. Der Kaiser zog dieses geheime Sakrament dem öffentlichen und kirchlichen vor; besonders aber jetzt, nach dem Anathema des Photius.

Nachdem sie beide voneinander das Abendmahl empfangen, sprachen sie ein Gebet, das sie gleichfalls P. Theodosius gelehrt hatte; es war darin die Rede von der Errettung des ganzen Menschengeschlechts, von der Erfüllung des Reiches Gottes auf Erden wie im Himmel und von der Vereinigung aller Kirchen zu einer einzigen weltumfassenden Kirche.

„Errette, Herr, die zugrundegehende Welt!“ schloß eine jede dieser Bitten.

Sie küßten einander, wie man sich zu Ostern küßt, mit den Worten: „Christ ist erstanden!“, verschlossen den Meßkelch und das Meßtuch wieder in den Schrein und begaben sich in das Arbeitszimmer des Fürsten. Nach dem warmen roten Dämmerlicht der Kapelle erschien das Tageslicht blendend und kalt; es war ihnen wirklich so, als kehreten sie aus einer anderen Welt in diese Welt zurück. Auch ihre Gesichter waren plötzlich verändert: die beiden geheimnisvollen Brüder der unsichtbaren Kirche waren wieder der Jar und der Höfling.

Jetzt sprachen sie von irdischen Angelegenheiten.

„Ich muß dir noch etwas sagen, Golizhin: ich habe neulich Maria Antonowna ersucht, deinen Neffen, den Fürsten Valerian nicht mehr zu empfangen. Ich weiß nicht, worüber er mit Sophie spricht; doch diese Gespräche regen sie zu sehr auf; sie bedarf aber der Ruhe. Sage es ihm in einer Form, daß er sich nicht verletzt fühlt...“

„Wie könnte er es auch wagen, Majestät?!...“

„Warum sollte ich ihn kränken? . . . Ich glaube, er ist ein guter und gescheiter Bursche; ist wohl aber etwas freigeistig angehaucht, nicht wahr?“

„Sprechen Sie mir nicht davon, Majestät! Einen netten Neffen hat mir Gott beschert! Er ist ein echter Karbonaro. Die Haare stehen einem zu Berge, wenn man diesen Herren zuhört. Sie können sich gar nicht vorstellen, wozu diese Leute nicht alles-fähig sind. Man sollte sie alle wenigstens nach Sibirien schicken...“

„Warum denn gleich nach Sibirien? Sie verdienen wirklich Mitleid. Sie sind ja unsere Söhne, und wir, ihre Väter, sind für sie verantwortlich zu machen...“

Wieder erschien in seinen Augen jener seltsame Ausdruck, und wieder erwartete Golizhin, daß er gleich von der einzig wichtigen Sache zu sprechen anfangen würde, auf die vielleicht das ganze Gespräch hingeriet.

Der Ausdruck verschwand, und Golizhin begriff, daß er nie davon sprechen und bis ans Ende dulden und schweigen werde, wenn ihn auch das schreckliche Tier totbisse.

IV.

Fürst Alexander Nikolajewitsch Golizhin übermittelte seinem Neffen, dem Fürsten Valerian, den Wunsch des Kaisers, die Besuche im Hause der Naryschkins einzustellen. Als aber Maria Antonowna davon erfuhr, erklärte sie, daß sie ihrer kranken, möglicherweise sterbenden Tochter nicht ihre letzte Freude nehmen wolle, und bat den Fürsten, sie nach wie vor zu besuchen; die Verantwortung vor dem Kaiser wollte sie selbst übernehmen. Mit dem Verlobten ihrer Tochter, dem Grafen Schurmalow, hatte sie sich entzweit, und sie erklärte, daß, wenn auch Sophie genesen sollte, sie trotz des Wunsches des Kaisers ihre Tochter um nichts in der Welt diesem Gauner zur Frau geben würde: in ihrem Haß war sie ebenso unberechenbar und hemmungslos wie in ihrer Liebe.

Maria Antonowna setzte ihren Willen durch. Fürst Valerian fuhr fort, Sophie zu besuchen und war nur darauf bedacht, dem Kaiser aus dem Wege zu gehen.

Aus diesem Grund reiste er oft nach Petersburg, wo er die meiste Zeit in Gesellschaft seines neuen Freundes, des Fürsten Alexander Swanowitsch Odojewskij verbrachte. Von allen Mitgliedern der Geheimen Gesellschaft fühlte er sich zu diesem am meisten hingezogen.

Der Reiterfähnrich Odojewskij war erst zwanzig Jahre alt. Er hatte rosige Wangen, weiche aschblonde Locken und blaue, immer lachende Augen. Seine Regimentskameraden nannten ihn ein „junges Mädchen“. Es würde ihm viel besser anstehen, mit anderen Knaben Schmetterlinge zu fangen oder zu spielen, als unter Verschwörern zu sitzen.

„Ich bin von Natur aus leichtsinnig, launisch und faul,“ sagte er von sich selbst. „In meinem ganzen Leben habe ich noch nichts Unangenehmes erfahren. Ich bin zu glücklich.“

Wir pflücken rasch die Blumen,
 Eh' sie die Sichel köpft;
 Verlängern uns durch Nichtstun
 Des Lebens kurze Frist, —

Das ist auf mich gemünzt.“

Während um ihn die glühendsten Reden von der Zukunft Rußlands, von der Freiheit und der „sich vollziehenden Dervollkommnung der Menschheit“ geführt wurden, lächelte er stumm; zuweilen sprang

er plötzlich auf und griff nach seinem Helm mit dem weißen Federbusch. „Wo willst du hin?“ — „Auf den Newskij.“ Dann schlen- derte er säbelrasselnd durch die Straßen und sah dabei so leichtsinnig aus, daß man glauben mußte, er hätte nur für Spazierengehen und Paraden Sinn. Oder er ging in eine Konditorei und überaß sich an Süßigkeiten, wie ein aus der Schule entlaufener Junge.

Bei all dem Kindlichen brannte jedoch in seiner Seele die stille Flamme eines tiefen Gemüts.

Er hing an seiner Mutter so sehr, daß er nach ihrem Tode vor Kummer beinahe gestorben wäre. „Die Mutter war für mich wie Gott,“ schrieb er seinem Bruder. „Daß ich ihren Tod ertragen habe, verdanke ich nur meiner Schwäche, denn ich war schwächer als ein Säugling.“ Sie erschien ihm oft im Traume, und er glaubte, ihren Ruf zu vernehmen; in den lustigsten Augenblicken wurde er oft traurig und mußte an ein anderes Lied denken:

Wie eine Blume, die vom Senfenstahl bedroht . . .

Neben der Mutter liebte er über alles in der Welt die Musik: „Alle Worte lügen, die Musik allein spricht die Wahrheit.“

Alle die freiheitlichen Gespräche waren für ihn Musik. Jede Lüge, die er bei diesen Gesprächen zu hören bekam, beleidigte sein Ohr wie ein falscher Ton und hinterließ auf seiner Seele einen trüben Fleck, wie ein Hauch auf einem Spiegelglas.

„Sie streben nach Erhabenem; ich auch. Seien wir Freunde!“ sagte er zum Fürsten Valerian gleich am zweiten oder dritten Tag ihrer Bekanntschaft.

Dieser lächelte und reichte ihm seine Hand. Von nun an, so oft er an sich selbst und an der gemeinsamen Sache zweifelte, brauchte er nur an seinen lieben Freund, den stillen Jüngling Sascha zu denken, um seinen Glauben wieder zu gewinnen und die trübe Stimmung zu verscheuchen.

Die beiden Freunde führten unendliche Gespräche. Sie begannen sie zu Hause und setzten sie dann auf der Straße oder bei einem Ausflug auf die Newainseln fort.

Auf der Kreftomskij-Insel promenierten auf den mit gelbem Sand bestreuten und von weißen, nach frischer Farbe riechenden Pfoften eingefakten Wegen junge Kollegienräte mit Spazierstöcken in der Hand und alte Staatsräte mit ihren Frauen und Töchtern,

die ihre Strohhüte und Spitzenhäubchen zur Schau stellten. Sie lauschten der Hornmusik, die von der prunkvollen Villa Mon-Plaisir auf der Apothekerinsel herübertönte und sich wie Orgelspiel anhörte und erquidten sich an der „balsamischen Luft“. Zu dem abendlichen Gesang der Frösche in den Sumpfgräben und den wehmütig-lustigen Tönen des Liedes „O du lieber Augustin“ tanzten deutsche Handwerker auf dem Rasen den Großvatertanz. Es roch nach jungem Gras und harzigen Tannen aus dem Walde und Bratwürsten und frischgebrannter Zichorie aus dem Neuen Restaurant, wo Zigeunerinnen kreischten, Geigen quietschten und angeheiterte Gardeoffiziere lärmten. Auf der Krestowskij-Insel herrschten so freie Sitten wie im Goldenen Zeitalter: man durfte dort sogar ungeniert rauchen, was in Petersburg auf den Straßen polizeilich verboten war. Junge Kaufleute fuhren auf der Kleinen Newa im Nachen spazieren, besuchten die Fischer, ließen sich Fischsuppe kochen, schrien, sangen und stritten sich über das Spiel des Schauspielers Jafowlew im Drama „Dmitrij Donskoj“. Die älteren Kaufleute saßen aber mit ihren Frauen auf den mit Moos und Preiselbeeren bewachsenen Hügeln des Ufers und tranken Tee aus Samowaren, die ebenso dickbäuchig und rot waren, wie sie selbst, und in den Strahlen der untergehenden Sonne blendend funkelten.

In den angrenzenden Fichtenwäldern gab es finnische Bauernhäuschen und winzige Landhäuser, die wie Kartenhäuser ausfahen, zu vermieten. Die Liebhaber der ländlichen Natur konnten sich hier „ganz wie in der Schweiz“ in der Morgendämmerung am Klange der Kuhglocken und Schäferschälmeien ergötzen.

Hier, im Neuen Restaurant, vor einer Flasche Bier oder Wein sitzend, führten die beiden Freunde so absonderliche Gespräche, daß ein Uneingeweihter kein Wort verstanden hätte. Golizjin erzählte Odojewskij von den Gesprächen, die er in Paris mit Tschadajew geführt hatte; während das wehmütig-lustige Lied „O du lieber Augustin“ herübertönte, flüsterte er ihm jene Worte des Vaterunsers zu, die, wie Tschadajew glaubte, zum Hosianna des zukünftigen freien Rußlands werden sollten: Dein Reich komme. *Adveniat regnum tuum* — so unrussisch klangen diese Worte von der russischen Freiheit.

Am meisten interessierte Odojewskij der von Tschadajew ausgesprochene Gedanke, daß es ohne Gott keine Freiheit, und ohne eine Weltkirche keine Rettung für Rußland geben könne.

„Das ist ja die Hauptsache!“ wiederholte der stille Jüngling zitternd und vor Freude errötend. „Dies ist wichtiger als alles. Und doch wird es niemand begreifen...“

„Hast du es begriffen?“ fragte plötzlich Golizyn, ihn mit jenem unerwartetem Lächeln anblickend, das Odojewskij etwas fürchtete; dieses immer unerwartete und anscheinend gehässige Lächeln verstärkte noch seine Ähnlichkeit mit Gribojedow, der gleichfalls Odojewskijs Freund war. Diese Ähnlichkeit mißfiel ihm, doch vermied er von ihr mit Golizyn zu sprechen; sie erschien ihm immer etwas unheimlich.

„Hast du es begriffen?“

„Ich weiß nicht, vielleicht habe ich es auch nicht begriffen,“ sagte er noch mehr errötend. „Die Philosophie ist nicht meine Stärke. Mit der Vernunft kann ich vieles nicht erfassen; soll man aber auch wirklich alles mit der Vernunft erfassen wollen?...“

„Nein, Sascha, aber hier ist die Vernunft durchaus notwendig. Hier trennt eine haarscharfe Linie die Wahrheit von der Lüge und die Freiheit von der Sklaverei. Es sind zwei gähnende Abgründe; wenn du ausgleitest, so kannst du dich nicht mehr aufhalten und mußt in den einen von den beiden stürzen. Hier heißt es, das eine oder das andere wählen. Hast du schon deine Wahl getroffen? Hast du es begriffen? Oder hast du es vielleicht falsch aufgefaßt?“

„Wie soll man es aber richtig auffassen?“

„Wie ich und Tschadajew es auffassen.“

„Vielleicht ist aber eure Auffassung nicht die richtige?...“

„Dann hätten wir uns ja selbst mißverstanden...“

„Das ist nicht unmöglich. Wir mißverstehen uns doch oft selbst.“

Am gleichen Tage begegneten sie auf der Jelagininsel dem Kaiser.

Er ritt ganz allein, nur vom diensthabenden Flügeladjutanten gefolgt, durch den Waldweg vom neuen Jelaginischen Palais zum Meeresstrande. Die beiden Freunde blieben stehen. Der Kammerjunker zog den Hut, und der Offizier stand stramm. Der Kaiser erwiderte den Gruß mit jenem gütigen Lächeln, das nur ihm allein eigen war: es war für jedermann gleich und dabei doch immer verschieden und einzig.

„Was hast du?“ fragte Fürst Valerian Odojewskij, der dem Kaiser mit freudestrahlendem Gesicht nachblickte.

„Nichts...“ erwiderte jener, gleichsam zur Besinnung kommend und wieder errötend. „Jedesmal, wenn ich ihn sehe, wird es mir so sonderbar ums Herz... Wie er uns eben anblickte, wie er uns zulächelte!...“

„Du liebst ihn folglich?“

Odojewskij schwieg und errötete noch mehr.

— Warum bist du dann bei der Geheimen Gesellschaft? — wollte ihn Golizhin fragen; Odojewskij sagte aber selbst:

„Wenn er nur wüßte, was wir anstreben, so hätte er sich uns sofort angeschlossen...“

„Wieso denn? Er würde doch nicht gegen sich selbst auftreten?“

„Gewiß. Er würde sich selbst für das Wohl des Vaterlandes, für das Glück und die Freiheit Rußlands opfern. Wenn der Zar wirklich der Vater ist, wie könnte er dann dulden, daß seine Kinder, sein Volk in Sklaverei schmachten?! Weißt du noch, wie es in der Schrift heißt: Doch die Söhne sind frei.“

„Hier ist aber von Gott und nicht vom Zaren die Rede.“

„Das ist ja gleich.“

„Nein, es ist nicht gleich.“

Sie verstummten und blickten einander erstaunt an; es war ihnen, als sähen sie sich zum ersten Male, wie es oft bei einer zu schnell geschlossenen Freundschaft vorkommt.

„Warum wollen wir ihn dann töten?“ fragte plötzlich Fürst Valerian mit dem unheimlichen Lächeln von vorhin.

„Töten?“ rief Odojewskij. „Ach, mein Lieber, wir sprechen ja so viel dummes Zeug und lügen uns selbst an. Wenn einer, der sich wirklich zum Zarenmord entschließt, dieses Gesicht, diese Augen und dieses Lächeln, mit dem er uns eben zugelächelt hat, sieht, so wird er unmöglich seine Hand erheben können: sein Herz wird ihn im Stich lassen! Es gibt keinen solchen Unmenschen, der den Kaiser nicht liebt und nicht mit Freude für ihn sein Leben ließe. Ich wage es gar nicht auszusprechen; doch weißt du, wie es das einfache Volk sagt: ‚Zar, Väterchen, unsere liebe Sonne!‘ Wer dieses Gefühl nicht kennt, der ist kein Russe. Wir sind aber alle Russen. Wir kennen auch alle dieses Gefühl, doch haben wir es vergessen; es wird uns aber doch einmal wieder einfallen...“

„Der Geschmack ist verschieden: der eine liebt den Zaren, der andere liebt die Freiheit,“ versetzte Golizhin lachend. „Man kann aber nicht zugleich den Zaren und die Freiheit lieben.“

„Warum denn nicht?“

„Nun siehst du also, daß ich dich vorhin nicht ohne Grund gefragt habe, ob du uns richtig verstehst...“

„Nein, nein, das ist doch etwas anderes...“

„Doch, Sascha, es ist ein und daselbe.“

Sie blickten einander wieder erstaunt an. Wie es oft unter Freunden vorkommt, hatten sie das Gefühl, daß sie sich liebten, doch zu wenig kannten. Liebten sie auch wirklich einander? War ihre gegenseitige Annäherung nicht übereilt?

Sie kehrten zur Krestowskij-Insel zurück, mieteten sich ein Boot und fuhren ins Meer.

Es war eine weiße Nacht. Es war so hell wie am Tage. Doch alle Farben waren gleichsam verschossen. Es blieben nur zwei Farben — weiß und schwarz — wie auf einer Kohlenzeichnung zurück: ein weißes Wasser, ein weißer leerer Himmel, ein letzter durchsichtiger Wolkenstreif, der sich von Westen nach Osten hinzog; ein schwarzer Streifen Land erschien zwischen den beiden weißen Flächen, der des Wassers und der des Himmels, zerdrückt und platt; eine schwarze haufällige Fischerhütte und schwarzes Schilf auf dem flachen Strande vervollständigten die Zeichnung. In der Ferne war alles ganz flach und ganz weiß, und man konnte das Wasser nicht von der Luft unterscheiden. Es herrschte eine tote Stille. Ab und zu hörte man das Plätschern eines Fisches oder ferne Art-hiebe; das Dampfboot von Berd, das zwischen Petersburg und Kronstadt verkehrte, das erste und einzige Dampfboot in Rußland, zog unsichtbar vorüber; man hörte nur das Aufklatschen seiner Schaufelräder; und dann wurde die Stille noch grenzenloser.

Sie zogen die Ruder ein. Das Boot schaukelte wie eine Wiege.

Die Rede kam auf Gribojedow. Odojewskij erzählte:

„Als Graf Sawadowskij sich mit Scheremetjew wegen der Tänzerin Istomina schlug, machte Gribojedow den Sekundanten. Ohne ihn wäre das Duell überhaupt nicht zustande gekommen: die beiden Gegner wollten sich eigentlich versöhnen, doch Gribojedow hegte sie wieder aufeinander. Er sagte später, daß er selbst nicht wußte, warum er es getan. Als Scheremetjew zu Tode getroffen in den Schnee fiel, lief der andere Sekundant, der Husar Kawerin, ein gänzlich versoffener, doch gutmütiger Kerl zu ihm, beugte sich über den Sterbenden, schlug sich auf die Schenkel und rief: ‚Hier hast du den Salat!‘ Als Gribojedow davon berichtete, lachte

er so, wie er immer lacht: es klingt wie wenn man trockene Knochen aus einem Sacke schüttet; sein Gesicht bleibt aber dabei immer leichenblaß. Er erzählte, daß er den Anblick des sich im Todeskampfe windenden Scheremetjew nie vergessen könne und immer den blutbefleckten Schnee vor sich sähe . . .“

Odojewskij verstummte und wurde nachdenklich. Plötzlich blickte er Golizjin an und fragte:

„Du hast dir wohl vorhin, als wir vom Zaren sprachen, gedacht, daß ich fähig wäre, eine Gemeinheit zu begehen und euch alle zu verraten; nicht wahr?“

„Nein, Sascha, ich bin nicht um dich, sondern um uns alle besorgt. Wir sind ja alle Träumer und Romantiker . . .“

„Gribojedow hat einmal die Romantiker ‚Liebhaber des Samowardunstes‘ genannt,“ sagte Odojewskij lachend. „Die Bemerkung ist doch gut?“

„Ja. Von diesem Dunst wird es uns allen früher oder später übel werden, das ist es, was ich befürchte . . . Du hast recht: wir reden zu viel albernes Zeug. Wenn aber die Stunde kommt, wo man handeln muß, werden wir uns alle blamieren. Vielleicht ist es auch wahr, daß wir alle unbewußt den Zaren lieben und glauben, daß er von Gott eingeseht ist. Wenn wir das heilige Abendmahl empfangen, spricht der Priester die Worte: ‚Der frömmste und auto-kratistischste Kaiser . . .‘; und diese Worte dringen uns tief ins Blut. Wie kann man dem enttrinnen? Wir haben es vergessen, doch wenn es uns wieder einfällt, werden wir den Mut verlieren, wie kleine Kinder flennen, vor ihm niederknien und rufen: ‚Zar, Väterchen, unsere liebe Sonne!‘ Wir werden uns von allem lossagen, alles verraten und den großen Gedanken erniedrigen. Dies wird uns aber nie verziehen werden! Wir werden uns auf dem blutbefleckten Schnee im Todeskampfe winden, und der Teufel wird über uns das Gebet lesen: ‚Hier habt ihr den Salat!‘“

„Wie schrecklich klingen deine Worte, Valerian! Beschütze uns Gott und die heilige Himmelskönigin! . . .“ sagte Odojewskij, sich andächtig bekreuzend.

Dann verstummte er wieder und versank in seine Gedanken. Beide wollten noch etwas sagen, doch die Stille übertönte alle Worte; unter dem Kiele sangen leise Wellen, und in den Ohren sang die wunderbare Stille. Das Boot schaukelte wie eine Wiege und lullte sie ein. Odojewskij legte sich platt auf den Boden des Bootes, ver-

schränkte die Hände im Nacken und sah zum Himmel hinauf. Plötzlich lächelte er freudig wie ein Kind und sagte:

„Weißt du, was für einen wunderbaren Traum ich neulich gehabt habe? Mir träumte, ich säße im Winter früh des Morgens, wenn es noch finster ist, auf dem Lande bei meinem Bruder Wolodja. Er saß am Fenster bei einer Lampe und las irgendein deutsches Buch; ich glaube, es war der Philosoph Schelling. ‚Verdirb dir doch nicht die Augen,‘ sagte ich zu ihm. ‚Sag mir lieber, ob dein Schelling an Gott glaubt?‘ — ‚Ja, er glaubt an Gott.‘ — ‚Auch an die heilige Mutter Gottes?‘ — ‚Er glaubt auch an sie.‘ — ‚Wie deutet ihr das Wort Mariä Schutz und Fürbitte?‘ Er blätterte im Buch herum, fand die Stelle und zeigte mir mit dem Finger die Zeile; ich las: ‚Es herrscht eine allweise Güte über die Welt.‘ — ‚So heißt es deutsch; russisch heißt es aber Mariä Schutz und Fürbitte. Hast du es verstanden?‘ — ‚Ja, ich habe es verstanden.‘ Da wurde es plötzlich so hell um mich herum, als ob die Sonne aufginge; dieses Licht ging von den grünen Tassen mit goldenem Rande aus, aus denen wir in unserer Kindheit auf dem Lande bei der Mutter die Milch tranken; es war im Entresol, dessen halbrunde Fenster auf den Birkenwald hinausgingen. Diese grünen und goldenen Milchtassen, die wie die Sonne durch ein Birkenblatt schimmerten, sehe ich in allen meinen glücklichen Träumen. Sie strahlen wie die Morgen Sonne. Es war nicht mehr Wolodja's Stimme, sondern eine Musik oder die Stimme meiner verstorbenen Mutter, die mir ins Ohr flüsterte: ‚Glaub es mir, Sascha, alles, was ihr wollt, wird in Erfüllung gehen: die Wahrheit, das Glück und die Freiheit; doch über uns allen, du mußt es mir glauben, über uns allen schwebt ständig Mariä Schutz und Fürbitte.‘ Bei diesen Worten erwachte ich.“

Die letzten leisen Wellen unter dem Boote verstummten, die letzten leichten Wolken im Himmel lösten sich auf, und der Himmel wurde ganz leer und ganz weiß; es gab keinen Himmel, kein Wasser, kein Land und keine Luft mehr; es war eine grenzenlose und weiße Leere. Nur dort, wo Petersburg lag, leuchtete die Turmspitze der Peter-Pauls-Feste, und hie und da konnte man noch einige Fischerhütten erkennen, die wie von der Strömung ans Ufer getriebene Spänchen aussahen. Die Leere war weiß und gläsern, wie das offene Auge eines Toten. Es war so still und so schwül wie unter einem Grabtuch. War das nicht „Mariä Schutz und Fürbitte“?

„Sascha!“ rief Golişin, nur um seine Stimme zu hören.

Odojewskij gab aber keine Antwort: er schlief. Vielleicht träumte er wieder von den grüngoldenen Milchfassern, von seiner Mutter und Musij.

Golizhin überfiel ein Grauen. Er wollte aufschreien, doch seine Stimme versagte, und wenn es ihm auch gelungen wäre, aufzuschreien, so hätte er nicht seine eigene Stimme, sondern die des nächtlichen leeren weißen Teufels vernommen: „Hier hast du den Salat!“

In die Stadt zurückgekehrt, traf er in seiner Wohnung einen Boten mit einem Brief von Maria Antonowna: sie schrieb ihm, daß Sophies Befinden sich wieder verschlimmert hätte, und bat ihn, sofort hinauszukommen.

Er begriff, daß sie bereits im Sterben lag.

V.

Der Kaiser wußte, daß Sophie starb; er wußte auch, daß mit ihrem Tode das letzte Band, das ihn noch mit dem Leben verknüpfte, reißen würde. Doch wie gewöhnlich, verheimlichte er seinen Kummer vor allen. Er klagte nicht und blieb allen seinen Gewohnheiten und Beschäftigungen treu. Er wohnte, wie immer in den Sommermonaten, abwechselnd auf der Kamennij-Insel, in Zarstoje und in Krasnoje Ssjelo, wo in seiner Gegenwart große Manöver stattfinden sollten. Wo er sich auch aufhielt, bekam er zwei- und dreimal täglich durch Feldjäger die letzten Nachrichten über Sophies Befinden. Auch er selbst besuchte sie beinahe täglich.

Er saß meistens an ihrem Bett, schwieg oder las, was ihm gerade in die Hand fiel; sie hörte ihm kaum zu und lag regungslos mit geschlossenen Augen, ihre abgemagerten, durchsichtig blassen blaugedärbten Arme vor sich hingestreckt. Die Bettdecke warf sie von sich ab, denn alles erschien ihr, wie es meistens bei Schwindfüchtigen vor dem Tode der Fall ist, zu schwer; sie war nur von einem Laken bedeckt, so daß ihr ganzer Körper von den kleinen Füßen bis zu den kaum sichtbaren Mädchenbrüsten, vom weißen Gewebe übergossen, wie nackt, aus Stein gemeißelt, scharf und gespannt wie ein Pfeil auf einer allzu gespannten Sehne erschien.

Manchmal öffnete sie die Augen und blickte ihn lange schweigend an. Dann fühlte er sich vor ihr schuldbeladen und glaubte, ihr etwas sagen oder etwas unternehmen zu müssen, um seine Schuld gutzumachen, so lange es nicht zu spät sei. Es schien ihm auch, daß sie von ihm sich in eine unerreichbare Höhe entferne, in eine un-

endliche Tiefe versinke; dann verschwand sein Schmerz, er fühlte weder Grauen, noch Mitleid, sondern nur Neid: er wollte ihr in die Ferne folgen.

Es war Anfang Juni. Die Tage waren heiß, der Himmel war von weißen Gewitterwolken bedeckt, das Grün der Wiesen erschien feucht und giftig, aus den Sümpfen kam ein schwüler feuchter Geruch, der etwas an den Geruch von Pilzen erinnerte; ab und zu grollte dumpf und verschlafen der Donner, und nachts zuckte ruheloses Wetterleuchten.

Als er ihr an einem Nachmittag aus dem Evangelium vorlas, öffnete sie plötzlich die Augen, und er erriet, daß sie ihm etwas sagen wollte. Er beugte sich über sie und legte sein rechtes Ohr, mit dem er besser hören konnte, an ihre Lippen. Sie flüsterte kaum hörbar, und ihre Stimme klang wie das nächtliche Rauschen trockener Gräser:

„Jetzt ist wohl die Heuernte, Papa?“

„Ja, doch das Heu kann leicht verderben, denn es hört nicht auf zu regnen.“

„Wie schön ist es doch,“ flüsterte sie, „wenn man sich jetzt auf dem Felde ins Gras legt, sich darin mit dem Kopf vergräbt und einschläft. Es ist so schön, so frisch. Hier ist es aber heiß und schwül, ich kann gar nicht atmen. In der Nacht kommt immer die Atjta...“

„Wer ist Atjta?“

„Mein Affe. Hast du ihn denn vergessen?“

„Ach ja, ich kann mich seiner noch gut erinnern.“

Sie dachten an ganz andere Dinge; sie sprachen nur, um irgend etwas zu sagen und das unerträgliche Schweigen zu brechen.

„Ist Mama auch krank?“

Mama nannte sie die Kaiserin Jelisaweta Alexejewna. Er hatte sich an diese Bezeichnung gewöhnt und gebrauchte sie selbst.

„Sage ihr, daß ich neulich von ihr geträumt habe: wir wohnten zusammen irgendwo an einem fernen Meere, vielleicht in der Krim...“

Er erzählte ihr oft davon, daß er die Absicht habe, nach seiner Verzichtleistung, „wenn er den Abschied genommen“, Oreanda, seinen Lieblingsplatz auf dem Südufer der Krim, zu kaufen, ein kleines Häuschen im Walde am Meeresstrande zu bauen und dort mit ihr und Mama zu wohnen.

„In der Krim?“ fragte er erstaunt. „Auch Mama träumte neulich davon, daß wir alle in Oreanda wohnten.“

Sophie war aber nicht im geringsten erstaunt.

„Ja, bald werden wir alle zusammenwohnen!...“ sagte sie so leise, daß er es gar nicht hörte.

Dann las er ihr weiter aus dem Evangelium:

„Wer ist aber unter euch, der einen Turm bauen will und sitzt nicht zuvor und überschlägt die Kosten, ob er's habe, hinauszuführen? Auf daß nicht, wo er den Grund gelegt hat, und kann's nicht hinausführen, alle, die es sehen, fangen an, sein zu spotten und sagen: Dieser Mensch hub an, zu bauen und kann's nicht hinausführen.“

Er hielt inne und sah sie an: sie lag mit geschlossenen Augen und schien zu schlafen.

Er versank in seine Gedanken. Sein gestriges Gespräch mit Holizin über die Verzichtleistung fiel ihm ein. Waren denn nicht die Worte des Evangeliums, die er eben gelesen, auf ihn und seinesgleichen gemünzt? Hub er denn nicht auch einen Turm zu bauen an, hatte den Grund gelegt und konnte es nicht hinausführen? Gleich nicht sein ganzes Leben der Ruine eines unvollendeten Baues? Er hatte nach großen Dingen gestrebt, wollte die heilige Allianz gründen und das Reich Gottes auf Erden herstellen. Das einzige, was er wirklich tun konnte — nur einen einzigen Menschen, Sophie glücklich zu machen, war ihm aber auch mißlungen. Wozu hat er sie gezeugt? Wozu hat er ihr diese unnötige Qual, dieses unverständene Leben, diesen unverständlichen Tod gegeben? Womit konnte er es wieder gutmachen? Was konnte er sagen, was unternehmen, solange es nicht zu spät war? Oder war es schon zu spät?

Sophie öffnete die Augen und blickte ihn stumm und unverwandt an, wie sie ihn in den letzten Tagen immer anzublicken pflegte; es schien ihm, daß sie die gleichen Gedanken hatte wie er, daß sie alles sah und ihn richtete.

„Nicht doch, lieber Papa,“ flüsterte sie ihm zu, als er sich wieder über sie beugte, „laß die Gedanken und fürchte nichts. Alles wird gut werden, alles wird sich zum besten wenden... Du sagst ja immer selbst, daß alles zu unserem Besten ist...“

Ihr unerreichbar fernes fremdes Lächeln war heiter und weise; sie schien über ihn zu lächeln. Engel, die über die sündige Menschheit lächeln, haben wohl den gleichen Ausdruck.

Ihre trockenen Lippen flüsterten ihm noch etwas zu, und es klang wieder wie das nächtliche Rascheln trockener Gräser; er konnte sie aber nicht mehr verstehen, obwohl er gespannt hörchte, seinen

kahlen Kopf über sie geneigt und den Hals gereckt, so daß die Halsadern sich aufblähten und die blaßblauen kurzsichtigen Augen hervorquollen.

„Du hast so komische Augen, genau wie ein Kälbchen!“ pflegte sie ihm als Kind zu sagen, während sie ihn liebte und die blaßblauen Augen mit den blonden Wimpern küßte; diese Worte fielen ihr jetzt wieder ein und auch der Scherz Speranskijs, den sie einmal aus einem Gespräche der Erwachsenen aufgefangen hatte. In einem von der Geheimpolizei abgefangenen Briefe schrieb Speranskij einem Freund: „Unser Dauban ist ein Veau blanc.“ Dauban war ein berühmter französischer Ingenieur und Erbauer zahlreicher Festungen (hier war damit der Kaiser gemeint, der um jene Zeit seine Festungen besichtigte); Veau blanc heißt aber französisch weißes Kalb. Der Kaiser war über diesen harmlosen Scherz so aufgebracht, daß er im ersten Augenblick Speranskij fusillieren lassen wollte. Sophie konnte damals das Beleidigende dieser Worte gar nicht fassen: „Nun ja, er ist ja wirklich blond, kahle und rosig wie ein hübsches kleines Kälbchen. Warum soll dies eine Beleidigung sein?“ Zuweilen schien es ihr sogar, daß er auch wie ein Milchkalb roch. In einer Kirche sah sie einmal auf einem Deckengemälde einen goldenen sechsgeflügelten Cherub, der den Kopf eines jungen Stieres hatte; es kam ihr vor, daß er ihrem Papa ähnlich sah; beide hatten den gleichen milden, sanften und schwerfälligen Ausdruck.

Alle diese Erinnerungen tauchten jetzt wieder für einen kurzen Augenblick in ihrem überirdisch heiteren und weisen Lächeln auf. Mit ersterbender Stimme flüsterte sie ihm jetzt als Abschiedsgruß diese kindlichen Worte zu:

„Weißes Kälbchen!“

Er konnte die Worte nicht mehr hören, doch er erriet, was sie ihm sagen wollte; sein Herz krampfte sich zusammen, und er verließ das Zimmer, um nicht in Tränen ausbrechen zu müssen.

Auf dem Treppenabsatz stieß er auf Dmitrij Ljwowitsch Narjtschin. Er stand oft hier in der finsternen Ecke vor der Türe, horchte und weinte still in sich hinein; er wagte nicht, das Krankenzimmer zu betreten. Der betrogene Gatte, über den alle spotteten, liebte das fremde Kind wie ein eigenes.

Als er den Kaiser vor sich sah, bemeisterte er seinen Schmerz und machte ein gleichgültiges Gesicht.

„Nun? Wie geht es?“ fragte er im Flüsterton. Jetzt hielt er es aber nicht mehr aus, streckte die Zunge heraus und schluckte hilflos wie ein Kind.

Der Kaiser umarmte ihn, und beide ließen ihren Tränen freien Lauf.

Dann blieb er wieder zwei Tage aus. Er hatte viele unaufschiebbare Geschäfte. Am 18. Juni sollten die Manöver stattfinden. Am 17. Juni verbrachte er den ganzen Tag auf der Villa der Narnschkins. Es wurde ihm mitgeteilt, daß die Kranke am Vorabend das Abendmahl genommen hatte. Er erschraß und glaubte, es sei schon das Ende da. Ihr Zustand war aber unverändert. Sie war sehr schwach, sprach fast kein Wort, öffnete die Augen nicht und schien bewußtlos. So oft er sich über sie beugte, fragte sie ihn:

„Bist du noch hier? Bist du noch nicht fort? Gehe nicht fort, ohne von mir Abschied zu nehmen. Wenn ich schlafen sollte, wecke mich...“

Er sah, daß sie etwas fürchtete. Auch ihn überfiel ein Grauen. Jedesmal, wenn er sie verließ, sagte er sich: wenn ich morgen komme und sie nicht mehr am Leben finde, was dann? Heute war diese Angst größer als je. Sollte er vielleicht doch noch bei ihr bleiben? Wäre es nicht besser, die Manöver und die anderen Geschäfte aufzuschieben? Bei ihr zu bleiben und das Ende abzuwarten, das nicht mehr lange auf sich warten lassen konnte?

Doch ihn überfiel jenes Schamgefühl, das ihn, der liebte und litt, so oft schon gefühllos erscheinen ließ; es ekelte ihn, sein Leid zur Schau zu stellen; es war ein fast animalisches Gefühl, das auch das kranke Tier empfindet, wenn es sich vor dem Tode in sein Loch zurückzieht, damit niemand sein Sterben sieht. Und je größer sein Schmerz war, um so unbezwingbarer das Schamgefühl.

Er entschloß sich, doch fortzugehen und morgen nach dem Manöver wiederzukommen. Er versuchte sich damit zu trösten, daß sie ähnliche Schwächeanfälle schon früher gehabt hatte, und daß sie jedesmal wieder vergingen. So Gott will, wird auch dieser Anfall vorübergehen.

Kaum hatte er diesen Beschluß gefaßt, als die Kranke unruhig wurde, sich regte, erwachte, ihn durch einen Blick zu sich heranrief und ihn fragte:

„Wieviel Uhr ist es?“

„Neun Uhr.“

„Es ist spät. Fahre schnell heim. Du mußt morgen früh aufstehen... Nein, warte. Was wollte ich noch? Ich vergesse es immer... Ach ja, ich weiß schon...“

Er hob ihren Kopf von den Kissen und legte ihn auf seine Schulter, damit sie es leichter habe, ihm ins Ohr zu flüstern.

„Ist Ihre Abneigung gegen den Fürsten Valerian sehr groß, Papa?“ Sie sprach französisch, wie immer, wenn es sich um wichtige Dinge handelte.

„Nein, was könnte ich gegen ihn haben?...“ Er stockte, denn er hatte das Gefühl, daß er sie jetzt nicht anlügen durfte. Nach einer Pause fuhr er fort:

„Ich kenne ihn zu wenig, doch glaube ich, daß er eher mich haßt, als ich ihn.“

„Es ist nicht wahr! Wenn er mich liebt, so liebt er auch Sie, oder er wird Sie noch lieb gewinnen...“ Sie warf ihm einen Blick zu, der, wie es ihm schien, ihn ganz durchschaute und anklagte.

„Warum ist er dir plötzlich in den Sinn gekommen?“

„Ich wollte Sie bitten: lassen Sie ihn zu sich kommen und sprechen Sie mit ihm.“

„Jetzt gleich?“

„Nein, später.“

Er begriff, daß „später“ — „wenn ich tot bin“ bedeutete.

„Erfüllen Sie diese Bitte, versprechen Sie mir, daß Sie sie erfüllen werden.“

„Worüber sollte ich mit ihm sprechen?“

„Forschen Sie ihn aus, erfahren Sie von ihm alles, was er denkt und was er will... was jene Leute von der Errettung Rußlands denken... Sie wollen ja doch das gleiche...“

„Von welchen Leuten sprichst du?“

„Du weißt es,“ antwortete sie russisch, „frage mich nicht. Wenn du aber nicht willst, so laß es sein und vergib mir...“

Ja, er wußte wohl, wen sie meinte. Diese Gemeinheit! Sie haben die Tochter gegen den Vater gehehrt und ein krankes, sterbendes Kind zum Werkzeug ihrer verbrecherischen Pläne gemacht. So sind sie alle! Sie haben weder Gewissen noch Scham im Leibe. Sie hegen ihn, wie die Jagdhunde ein wildes Tier, sie umkreisen ihn und erreichen ihn selbst hier bei seiner letzten Liebe, an seiner letzten Zufluchtsstätte.

Sie sah ihn aber noch immer mit dem gleichen heiteren, allsehenden Blicke an. Und plötzlich fühlte er, daß nun der Augenblick gekommen sei, wo er unbedingt etwas sagen oder tun müsse, um seine Sünde gutzumachen; wenn er es jetzt nicht gleich tat, so wird er es nie mehr tun können, denn dann wird es zu spät.

„Gut,“ sagte er erblässhend, „ich werde mit ihm sprechen und alles tun, was in meiner Macht liegt.“

In ihren Augen erschien der Ausdruck einer lebenden, irdischen Freude; sie war gleichsam aus der unerreichbaren Ferne, in die sie halb entrückt war, für einen Augenblick zu ihm zurückgekehrt.

„Versprichst du es mir?“

„Ich gebe dir mein Wort darauf.“

„Hab Dank! Das ist, glaube ich, alles. Geh.“

Sie sank erschöpft in die Kissen zurück und hauchte kaum hörbar:

„Bekreuzige mich.“

„Gott sei mit dir, mein Kind!“ Er küßte ihre geschlossenen Augen und fühlte, daß sich ihre Wimpern unter seinen Lippen wie die Flügel eines einschlafenden Schmetterlings regten.

Er blieb noch eine Weile bei ihr; ihr Atem ging ruhig, und sie schlief. Er ging zur Türe und blieb an der Schwelle noch einmal stehen: Es schien ihm, daß sie ihn rief. Sie rief ihn aber nicht; sie blickte ihm nur mit weitgeöffneten schreckerfüllten Augen nach. Sein Herz erbebte vor Angst. Sollte er nicht doch bei ihr bleiben?

Er trat wieder an ihr Bett.

„Noch einmal... umarme mich... so!...“ Sie drückte ihre Lippen so fest an die seinigen, als wolle sie ihm in diesem Kusse ihre ganze Seele geben.

„Jetzt geh, geh!...“ Sie riß sich von ihm los und stieß ihn fort.

„Nicht doch, fürchte dich nicht... wir werden bald alle beisammen sein, bald...“

Sie kam nicht weiter. Vielleicht verstand er auch ihre weiteren Worte nicht. Später dachte er oft an diesen Augenblick zurück und versuchte den Sinn des abgebrochenen Satzes zu erraten.

Er verließ das Zimmer. Dmitrij Ljowowitsch beauftragte er, wenn nachts etwas vorkommen sollte, ihn sofort durch einen Feldjäger zu benachrichtigen. Er setzte sich in die Equipage, die ihn unten seit mehreren Stunden erwartete, und fuhr nach Krasnoje.

Am nächsten Morgen erwachte er später als sonst. Die Uhr zeigte $\frac{1}{2}$ 8, die Manöver waren für 9 angesetzt. Er läutete dem Kammerdiener und fragte, ob nicht während der Nacht ein Feldjäger gekommen sei. Nein, es war keiner gekommen, und er beruhigte sich. Den Tee trank er im Bett. Dann machte er eilig die Morgentoilette und begab sich ins Garderobenzimmer, wo ihn seine nähere Umgebung erwartete: der ehemalige Chef des Generalstabs, sein langjähriger Freund und Begleiter auf allen seinen Reisen, Fürst Pjotr Michailowitsch Wolkonskij, der erste Leibarzt, der Schotte Baronet Jakow Wassiljewitsch Wyllié und der Leibchirurg Dmitrij Klementjewitsch Tarassow. Der Letztere begann wie jeden Morgen den Verband am kranken Fuß des Kaisers zu wechseln.

Der Kaiser beobachtete die Gesichter und erriet sofort, daß man vor ihm etwas verheimlichte.

„Quomodo vales?“ fragte er Tarassow lateinisch, wie er es im Scherze täglich beim Verbandwechsel tat.

„Bene valeo, autocrator!“ erwiderte jener.

„Draußen ist es, wie mir scheint, sehr windig?“ fuhr der Kaiser mit der gleichen geheuchelten Ruhe fort, die Gesichtsausdrücke seiner Umgebung immer hastiger, immer unruhiger studierend.

„Der Wind wird Regen bringen, Majestät.“

„Gott sei Dank. Es wird wieder frischer werden, und die Leute werden es leichter haben.“

Dann wandte er sich rasch nach Wolkonskij um, der mit gesenktem Kopfe und niedergeschlagenen Augen bei der Türe stand, und fragte ihn mit der gleichen ruhigen Stimme:

„Was gibt es Neues, Pjotr Michailowitsch?“

Wolkonskij gab keine Antwort und senkte den Kopf noch tiefer.

Wyllié näherte sich plötzlich dem Kaiser mit auffallender Eile, untersuchte das Bein und sagte englisch:

„Es geht ausgezeichnet! Majestät werden bald vollkommen wiederhergestellt sein.“

„Ich werde wohl bald tanzen können?“ bemerkte der Kaiser lächelnd. Plötzlich erbleichte er noch mehr und sah Wyllié starr in die Augen.

„Was gibt es denn? Was gibt es denn? Sprechen Sie doch!...“

Doch Wyllié gab ebenso wie Wolkonskij keine Antwort. Tarassow zog in diesem Augenblicke vorsichtig den Reitstiefel auf den ver-

bundenen Fuß an. Der Kaiser stieß ihn zurück, zog den Stiefel selbst an, sprang auf, packte Wollie bei der Hand und fragte leise:

„Der Feldjäger?“

„Zu Befehl, Majestät, er ist soeben angelangt.“

Und ebenso entschlossen, wie er während einer Operation sein Messer ins Fleisch bohrte, sagte er laut, was bereits lautlos durch die Stille klang:

„Alles ist zu Ende. Sie ist nicht mehr.“

Der Kaiser bedeckte sein Gesicht mit den Händen. Tarassow bekreuzigte sich. Wolkonskij wandte sich ab und schluchzte.

„Geht alle hinaus,“ sagte der Kaiser, das Gesicht noch immer mit den Händen bedeckend.

Alle gingen hinaus. Man erwartete, daß die Manöver abgesetzt würden. Aber nach einer Viertelstunde hörte man aus dem Garderobenzimmer ein Glockenzeichen. Der Kammerdiener Melnikow lief geschäftig hin, dann zurück und wieder hin und brachte dem Kaiser seinen Degen, Handschuhe und den hohen Dreimaster mit dem weißen Federbusch.

Nach einer Minute trat der Kaiser ins Audienzzimmer, wo ihn alle Stabsgeneräle, Divisionäre und Bataillonskommandeure erwarteten, die ihn ins Manöver begleiten sollten. Er zog sie ins Gespräch, befragte sie über dies und das und unterhielt sich mit ihnen in seiner gewohnten liebenswürdigen Manier.

„Ich habe sein Gesicht aufmerksam beobachtet,“ berichtete später Tarassow, „doch zu meinem größten Erstaunen konnte ich darauf nichts entdecken, was auf seinen qualvollen seelischen Zustand hingewiesen hätte. Er behielt sich so sehr in der Gewalt, daß außer uns dreien, die im Garderobenzimmer anwesend waren, niemand etwas erfuhr.“

Als er im Jahre 12 zu Wilna auf einem Balle tanzte, während er bereits wußte, daß Napoleon den Niemen überschritten hatte, zeigte er den gleichen Gesichtsausdruck. Sein Gesicht blieb vollkommen ruhig, unbeweglich, undurchdringlich und erinnerte an eine Maske oder an die Marmorbüste von Thorwaldsen, an jene kalte und weiße Puppe, die die kleine Sophie einst mit ihren Küssen erwärmen wollte.

Als er das Palais verließ und aufs Pferd stieg, schlug die Uhr neun.

Das Manöver nahm seinen Lauf. Er kommandierte mit gewohnter schneidiger Stimme, die die Soldaten fröhlich stimmte; er bemerkte alle Fehler in der Front, wie den wackelnden Gang einzelner Soldaten, das Zucken der Schultern unter dem Gewehr und Ungleichheiten in der Körpergröße. Aus einer Entfernung von zwei Werst bemerkte er mittels eines Fernrohres, daß bei einzelnen Offizieren die Federbüsche nicht genügend gerade standen, daß bei einem Stabs-offizier das Saumzeug nicht ganz in Ordnung und bei einem anderen nicht vorschriftsmäßig war. Im großen ganzen war er aber befriedigt und dankte allen mit gnädigen Worten.

Als das Manöver zu Ende war, kehrte er ins Palais zurück, ließ das Mittagessen unberührt, kleidete sich rasch um, setzte sich in seinen Wagen, der wie jedesmal, wenn er sich aufs Land begab, mit vier Pferden bespannt war, und fuhr in die Villa der Narnschkins.

Der Kutscher Ilja, den er fortwährend zur Eile antrieb, fuhr so, daß ein Pferd auf der Mitte des Weges und ein zweites am Ende des Weges, bei der Einfahrt auf die Peterhofer Landstraße, verendete.

Was er auf der Villa gesehen und gehört, konnte er sich später nie vergegenwärtigen.

Es gab da ein dunkles Licht wie im Traume und lauter vertraute und dabei doch fremde Gesichter, wie Gespenster. In diesem Nebel sah er bald Maria Antonowna, die ihm mit dem unnatürlichen und theatralischen Schrei „Alexandre!“ um den Hals fiel und erkannte den ihm längst bekannten und unangenehmen Gruch ihres Parfüms; bald den alten Dmitrij Ejewowitsch, der sich vergeblich Mühe gab zu weinen und nur fortwährend die Zunge herausstreckte; bald die alte Kinderfrau Wassilissa Prokofjewna, die in einem fort den gleichen kurzen Bericht vom Ableben Sophies wiederholte: sie war so still verschieden, daß es niemand sah und hörte; Prokofjewna war am frühen Morgen zu ihr gekommen und sah sie schlafen; sie wollte wieder weggehen, doch wurde es ihr plötzlich unheimlich zumute; sie beugte sich über sie und rief sie beim Namen, nahm ihre Hand, und die Hand war eiskalt. Sie lief hinaus und schrie nach einem Arzt. Der Arzt kam, sah sich Sophie an, betastete sie und erklärte, daß sie vor etwa zwei Stunden gestorben wäre.

Im Zimmer mit dem roten Nelkenmuster auf der weißen Atlas-tapete stand die Balkontüre weit offen. Nach dem Regen roch es nach Blumen, feuchter Erde und frischgemähtem Gras. In der Ferne

hoben sich von einer schwarzblauen Gewitterwolke sonnenbeschienene weiße Segel ab. Ein Windhauch zog durchs Zimmer und bewegte die rötlichen Flammen der Kerzen und eine Haarsträhne auf der Stirne der Toten. Sie lag im Sarge in jenem Brautkleide, das sie bei Lebzeiten nicht anprobieren wollte, schlank, scharf umrissen und gespannt wie ein fliegender Pfeil.

Er berührte ihre kalten Lippen mit den seinigen und bemerkte auf ihrer Brust ein kleines Bildnis der Kaiserin Jelisaweta Alexejewna, das man aus dem goldenen Medaillon, in dem sie es bei Lebzeiten getragen, herausgenommen hatte; es war verpönt, einem Toten goldene Gegenstände in den Sarg zu legen. Plötzlich begegnete sein Blick dem des Fürsten Valerian Michailowitsch Golizhin, der auf der anderen Seite des Sarges stand: Sophie lag zwischen ihnen und verband auf diese Weise den geliebten Vater mit dem geliebtesten Freund.

Doch plötzlich wurde es ihm finster vor den Augen, die Kerzenflammen wurden zu grünen und roten kreisenden Flecken; er sah vor sich einen im Staube röchelnden Pferdekopf, wie vorhin auf der Landstraße, mit blutigem Schaum auf den Lefzen und mit Augen so mild, wie die der Kaiserin Jelisaweta Alexejewna.

„Es ist nichts, es ist nichts, nur ein leichter Schwindelanfall —“ hörte er die Stimme Riemanns, des einen von den beiden Leibärzten, die Sophie behandelt hatten; der andere Leibarzt — Miller reichte ihm ein Weinglas mit Wasser, das von hineingetäufelten Arzneitropfen getrübt war.

Seine Zähne klapperten gegen das Glas; er schämte sich seiner Schwäche und bemühte sich, die Flüssigkeit mit den Lippen zu erschaffen.

Wieder saß er im Wagen. Fuhr er hin oder zurück? Nach Hause oder von zu Hause? War vielleicht alles, was er eben erlebt, nur ein Traum? Er sah wieder die unendliche Ebene, auf der es weder Erhöhungen noch Sträucher gab; in die Unendlichkeit zogen sich gleichmäßige Torfhügel hin, und am Horizont, wo die Wolken wie mit einer Schere abgeschnitten waren, leuchtete ein messinggelbes Abendrot. Er hatte den Eindruck, daß er seit undenklichen Zeiten unterwegs sei und daß seine Reise ewig dauern werde.

Der Kutscher Ilya zog aus allen Kräften an den Zügeln und hielt die Pferde an. Die Equipage legte sich auf die Seite und wäre beinahe umgefallen. Auf der Straße lag das eine der beiden

vorhin gefallenem Pferde. Die beiden lebenden Pferde scheuten vor dem toten, bäumten sich, warfen sich blindlings hin und her und wollten nicht weiter. Eine Schar Raben flog vom Kadaver auf und hob sich schwarz vom messinggelben Himmel ab.

Ilja stieg vom Boß, machte sich am Geschirr zu schaffen und bemühte sich, das in einen Graben geratene Rad herauszuziehen. Er warf einen Blick ins Innere der Equipage: der Kaiser war weder zu sehen noch zu hören. Schließ er vielleicht?

Nein, er schließ nicht: er hatte sich in eine dunkle Ecke gedrückt, sein bleiches Gesicht war vor Schreck verzerrt, und mit weit aufgerissenen Augen starrte er auf die leere Landstraße.

* * *

Er fuhr nicht nach Krasnoje, sondern nach Zarskoje. Er befohl, seine Ankunft der Kaiserin Jelisaweta Alexejewna nicht zu melden, obwohl er wußte, daß sie ihn mit banger Sorge erwartete.

Er begab sich direkt in sein Schlafzimmer. Es fiel ihm ein, daß er seit dem Morgen nichts gegessen hatte, und es wurde ihm übel vor Hunger. Er ließ sich Tee reichen. Er war sehr müde und hielt sich nur mit Mühe auf den Beinen. Bevor er aber zu Bett ging, schrieb er noch zwei Briefe. Der eine war an die Kaiserin gerichtet, mit der er oft aus einem Zimmer ins andere korrespondierte, und enthielt nur die eine französische Zeile:

„Elle est morte. Je reçois le châtement de tous mes égarements.“ (Sie ist tot. Ich bin für alle meine Verirrungen bestraft.)

Der andere Brief war an Araktschew und lautete:

„Du kannst wegen mir unbesorgt sein, lieber Freund Alexej Andrejewitsch. Es ist Gottes Wille, und ich bin es gewohnt, mich ihm zu fügen. Ich trage mit Geduld mein Leid und bete zu Gott, daß er meine Seelenkräfte stärken möge. Ich freue mich schon auf das Vergnügen, dich morgen wiederzusehen, und ich hoffe, daß die Reise und die Dinge, die ich unterwegs zu sehen bekomme, meine traurigen Gedanken etwas zerstreuen werden.

Dein Dich ewig liebender Alexander.“

Er ging zu Bett und schließ sofort ein. Plötzlich erwachte er wie von einem Stoß. Ihm fiel die Erscheinung ein, die er vorhin

auf der Landstraße, als die Raben vom Pferdekadaver aufflogen, gesehen hatte.

Es war ein kleines altes Männchen, das einem von jenen herumirrenden Bettlern ähnlich sah, die auf den Landstraßen herumziehen und im Namen Christi freiwillige Gaben zur Erbauung von Kirchen sammeln. Der Greis war kahlköpfig, hatte silberweißes Haar und blaue Augen, „so wehmütige Augen wie ein Kälbchen“, wie er sie auch bei sich selbst im Spiegel sehen konnte. Diesen Greis hatte er schon bereits einmal gesehen: es war kurz nach dem Tode seines Vaters, als er den Verstand zu verlieren glaubte. Damals hatte er die Erscheinung noch nicht begriffen, jetzt aber erkannte er im Bettler sich selbst, den Kaiser, der auf den Thron verzichtet hat und ein armer Vagabund geworden ist.

Es heißt, daß wenn man sich selbst im Traume sieht, es den nahen Tod bedeutet. Er sagte sich: „Nun, der Tod ist ja auch eine Verzichtleistung, vielleicht sogar die allerbeste. Alles ist zum besten!“ Und plötzlich wurde es ihm so leicht ums Herz, er lächelte, wandte sich auf die linke Seite, schob die Hand unter die Wange und schlief sofort ein.

Am nächsten Tag begab er sich mit Araktschejew auf die Reise, um die militärischen Siedlungen zu besichtigen.

VI.

„Die militärischen Siedlungen werden geschaffen, wenn ich auch die ganze Straße von Petersburg bis nach Tschudow mit Leichen pflastern müßte,“ sagte einmal der Kaiser, als er von einer Bauernrevolte hörte. Er hat es auch wirklich so gemacht: die Auführer wurden mit Kartätschen gebändigt, und das Blut floß wie bei einer rächtigen Schlacht.

Jene Zeiten waren längst vorbei. Es gab keine Aufstände mehr. „Gott sei Dank, jetzt ist alles ruhig und friedlich,“ berichtete Araktschejew.

„Das russische Heer hat mit seinen Heldentaten nicht nur unser Vaterland, sondern auch ganz Europa in Erstaunen versetzt; jetzt soll es einen süßen Lohn ernten,“ hieß es im Manifest, das anläßlich der Beendigung des Feldzuges von 1812 erlassen worden war. Die militärischen Siedlungen sollten eben diesen süßen Lohn darstellen.

Die Träume vom himmlischen Jerusalem, von der theokratischen Regierung und von der Einsetzung des Reiches Gottes auf Erden wie im Himmel verwirklichten sich in der Begründung der Heiligen Allianz in Europa und der militärischen Siedlungen in Rußland.

Jemand hatte einst von Alexander I. gesagt: „Der Kaiser tut oft Böses, doch er beabsichtigt stets das Gute.“ So war es auch mit den militärischen Siedlungen. Wenn er sich auch täuschte, so beging er diesen Fehler nicht allein. Speranskij schrieb ein Werk: „Von Nutzen und den Vorzügen der militärischen Siedlungen.“ Karamsin hielt sie für „die wichtigste Tat dieser für Rußland so glücklichen Regierung“. General Tschernyschow schrieb an Araktschejew: „Alle erklären feierlich, daß die Vollkommenheit der Siedlungen alle Erwartungen in Schatten stellt. Die Ausländer sind von diesem ganz ungewöhnlichen Schauspiel erstaunt und bestürzt.“

Der Kaiser glaubte wirklich an die Richtigkeit aller dieser Äußerungen. Wenn aber die Klagen des Volkes — „Schütze, o Kaiser, dein christliches Volk vor Araktschejew!“ an sein Ohr drangen, war er erstaunt und bestürzt; er wollte aber fortfahren, sein Volk zu beglücken, auch wenn es ihm seine Wohltaten mit Undank zollte. „Wir Fürsten wissen, daß Dankbarkeit in der Welt ebenso selten ist, wie ein weißer Rabe.“

Die ersten neun Tage nach seiner Abreise aus Zarskoje bereifte er die an den Ufern des Wolchowflusses gelegenen militärischen Siedlungen.

In den ersten Tagen bedrückte ihn aber noch stark sein Kummer, und er suchte ihn durch schnelle Fahrt zu betäuben; das schnelle Fahren wirkte auf ihn immer beruhigend, was er aus Erfahrung wußte.

Auch der Umgang mit Araktschejew gab ihm große Erleichterung. Er suchte bei ihm, wie immer in schweren Stunden, Trost und schmiegte sich an ihn wie ein erschrockenes Kind an die Mutter.

Er fuhr mit ihm in der gleichen Equipage und bemutterte ihn aufs sorgsamste. Er zupfte ihm den Mantel zurecht, knöpfte ihn ihm bei jedem kühlen oder feuchten Lusthauch zu und befächelte ihn mit einem Zweig, um die Mücken und Fliegen zu verschrecken.

Am neunten Tag setzten sie frühmorgens auf einer Fähre über den Wolchow. Hier begann das Araktschejew'sche Erbgut Grusino. Die leibeigenen Bauern Araktschejews überreichten dem Kaiser Brot und Salz.



ALEXANDER BESTUSCHEW

„Guten Morgen, Leute!“

„Guten Morgen, Kaiserliche Majestät!“ antworteten diese wie aus einem Munde und machten Front.

„Ich habe noch nie und nirgends so gesunde Menschen und eine so stramme Haltung gesehen!“ bemerkte der Kaiser französisch zu seinen Begleitern: „die wunderbare Schönheit der Siedlungen“ hatte auch ihn gefangen genommen.

„Es ist ja ganz offensichtlich, daß die Landbewohner hier in Glückseligkeit schwelgen,“ sagte General Dibitsch, der neue Generalstabschef.

Der Weg war auf einem hohen Damm angelegt und von beiden Seiten mit Birken bepflanzt. Links lag eine flache Ebene, und rechts zog sich der trübe Wolchow hin. Es war ein trüber, stiller und warmer Tag. Der von engen Reihen grauer Wolken bedeckte Himmel schien hölzern und wie die Nowgoroder Bauernhäuser aus alten morschen Balken gezimmert. In der Ferne leuchteten die weißen Türme von Grusino. Die Landstraße war wunderbar: die Räder rollten wie auf weichem Samt. Der Kaiser wandte sich an seinen Kutscher:

„Nun, Freund, wie gefällt dir die Straße?“

„Die Butter, Majestät! Wenn es überall solche Wege gäbe, so lebten wir wie im Paradies!“ Ilja lachte still in den Bart hinein, denn er wußte, daß eine solche Antwort dem Kaiser gefiel; er wußte auch, daß auf dieser wunderbaren Landstraße niemand fahren durfte: sie war zu gewöhnlichen Zeiten an beiden Enden durch eiserne Tore abgesperrt, deren Schlüssel in Grusino verwahrt wurden; neben dieser Straße aber lag die elende schmutzige Straße für gewöhnliche Sterbliche.

Sie besichtigten die Siedlungen von Grusino, in denen die zweite und die dritte Division des Grenadierkorps lagen. Die Ordnung war hier noch vollkommener: alles war so regelmäßig, gleichförmig und einheitlich, daß man die einzelnen Siedlungen voneinander kaum unterscheiden konnte.

Die ganz gleichen rosagetünchten Häuschen standen in einer Linie wie Soldaten in der Front und bildeten schnurgerade, zwei bis drei Werst lange Straßen, die unendlich schienen. Die ganz gleichen Alleen von verkümmerten Birken waren nach dem gleichen Maß zugestutzt. Vor den Häusern gab es ganz gleiche rote Treppchen,

grüne Brüdchen und weiße Pfosten. Alles war sauber, neu und glatt, wie frisch lackiert.

Für alle Dinge und Derrichtungen gab es peinlich genaue Vorschriften; sie handelten z. B. von den Besen, mit denen die Straßen gefehrt wurden, von den Fenster Scheiben: „eingeschlagene Scheiben dürfen nirgends vorkommen; solche mit kleinen Sprüngen sind aber gestattet“; von den Schweinen: „Schweine zu halten ist verboten, denn diese Tiere wühlen überall die Erde auf und machen Unordnung; wer Schweine halten will, muß einen Erlaubnischein einholen und sich verpflichten, darauf zu sehen, daß die Tiere nie auf die Straße kommen; wenn aber trotzdem ein Schwein auf die Straße gelangt, so wird es dem Besitzer abgenommen und ins Spital eingeliefert; der Besitzer wird ins Strafbuch eingetragen“.

Für die Feldarbeiten gab es wieder eigene Vorschriften. Die Bauern waren in Kompagnien eingeteilt, kurzgeschoren, rasiert und uniformiert; in diesen Uniformen mußten sie jeden Morgen unter Trommelschlägen ins Feld zum Aekern hinausziehen; sie marschierten hinter dem Pfluge stramm, unter dem Kommando von Korporalen, wie bei einer Parade. Sie mußten auch täglich in den Tennen marschieren und sonstigen militärischen Drill durchmachen.

„Die Uniformierung der Kinder von sechs Jahren aufwärts,“ berichtete Araktschjew dem Kaiser, „begann auf meinen Befehl am gleichen Tage zur gleichen Stunde, um sechs Uhr früh, unter der Leitung der Kompagniechefs gleichzeitig an vier Stellen und wurde dann allmählich auf alle anderen Dörfer ausgedehnt; es gab hierbei keinerlei Schwierigkeiten, abgesehen von einigen alten Weibern, welche weinten. Was die uniformierten Kinder betrifft, so war ich von ihrem Anblick entzückt. Sie bemühen sich, ihre Arbeiten schneller zu verrichten; nach Hause zurückgekehrt, waschen und kämmen sie sich, bringen ihre Uniformen in Ordnung und gehen dann haufenweise von Dorf zu Dorf spazieren; wenn sie aber jemandem begegnen, machen sie Front.“

Die kleinen Soldaten machten auch jetzt vor dem Kaiser und Araktschjew Front und riefen mit ihren dünnen Stimmen:

„Guten Morgen, Kaiserliche Majestät!“

„Es sind wahre Engel!“ sagte Dibitsch gerührt.

Auf den Dorfstraßen herrschte eine tote Stille. Die Wirtshäuser waren abgeschafft und das Singen von Liedern war verboten; es waren nur geistliche Gesänge gestattet.

Im Innern der Häuser herrschte in allen Dingen die gleiche Einförmigkeit: die Räume waren nach dem gleichen Plan eingeteilt und die Möbel mit der gleichen gräulichen Farbe gestrichen. Am Fenster Nr. 4 war ein Vorhang aus weißem Kaliko angebracht, der zu einer bestimmten Stunde, nämlich, wenn sich die Kinder weiblichen Geschlechts ankleideten, vorgezogen werden mußte.

Auch alle häuslichen Verrichtungen waren streng reglementiert; es war genau vorgeschrieben, um welche Zeit die Fenster geöffnet und geschlossen, die Stuben gefeiert und die Säuglinge gebadet und gestillt werden mußten. Es waren im ganzen 36 Paragraphen. So lautete z. B. § 25: „Wenn die Mutter über etwas zornig wird, darf sie nicht dem Kinde die Brust reichen.“ § 36: „Der Dorfschulze ist verpflichtet, bei seinem täglichen Rundgange in jedem Hause die Wiegen und Lutschnäpfe zu inspizieren. Dieses Reglement muß in der Ecke neben den Heiligenbildern angeschlagen sein, damit man es immer vor Augen hat.“

Die Ehen wurden auf folgende Weise geschlossen: die Burschen und die Mädchen wurden in zwei Reihen gegeneinander aufgestellt; in einen Hut legte man Zettel mit den Namen der Mädchen und in einen anderen Zettel mit den Namen der Burschen, und dann losste man die Namen paarweise aus. Wenn aber jemand mit dem auf ihn gefallenen Los unzufrieden war, so wurde er von Amts wegen „willig gemacht“.

„Jede Frau muß bei mir jährlich ein Kind zur Welt bringen,“ pflegte Araktschejew zu sagen. „Wenn sie eine Tochter und keinen Sohn gebiert, wird sie bestraft. Und wenn sie eine Fehlgeburt hat, wird sie gleichfalls bestraft. Wenn sie aber im Laufe eines Jahres kein Kind bekommt, muß sie zur Strafe 10 Ellen Leinwand einliefern.“

Der Kaiser und seine Begleiter waren über alles, was sie sahen, entzückt.

„Eure Durchlaucht werden die Bauern durch diese Wohltaten verderben!“ rief Dibitsch, als er auf den gußeisernen Ofentüren Amoretten, die sich mit Rosen bekränzten und Seifenblasen steigen ließen, sah.

Zu Mittag gab es in allen Häusern eine so fette Kohlsuppe und einen so schönen Brei, daß General Ugrjumow, nachdem er das Essen gekostet, feierlich erklärte:

„Es ist Nektar und Ambrosia!“

Als aber auch noch ein Spanferkel aufgetragen wurde, überzeugte man sich endgültig von der Glückseligkeit der Landbewohner.

„Was könnten sie denn noch verlangen?“

„Es ist ein paradiesisches Dasein!“

„Das goldene Zeitalter!“

„Das Reich Gottes!“

Dem General Schkurin traten vor Rührung Tränen in die Augen, und das hölzerne Gesicht Kleinmichels drückte solche Verzückung aus, als ob er nicht das Dorf „Hundebuckel“, sondern das himmlische Jerusalem vor sich sähe.

Sie besichtigten auch das Militärspital. Der Leibchirurg Tarassow geriet hier in helles Entzücken über die Wasserklosette von wunderbarer Konstruktion.

„Die Abtritte sind hier wirklich kaiserlich!“ sagte er dem Kaiser etwas unüberlegt.

„Es könnte hier auch gar nicht anders sein,“ erwiderte jener nicht ohne Stolz und erklärte, daß er diese englische Erfindung zum ersten Male in Rußland gerade bei den militärischen Siedlungen eingeführt habe.

Araaktschejew war für einen Augenblick hinausgegangen. Da erhob sich einer der Kranken leise von seinem Lager, ging auf dem Kaiser zu und fiel ihm zu Füßen.

Es war ein junger Mann mit wahnsinnigen Augen und einem versteinerten Ausdruck von Entsetzen in den Zügen; die gesenkten Augenlider und das gespaltene Kinn verliehen ihm einige Ähnlichkeit mit Araaktschejew.

„Steh auf,“ befahl der Kaiser, der es nicht liebte, daß man vor ihm niederkniete. „Wer bist du? Was willst du?“

„Ich bin Kapitän Alilujew, der leibeigene Maler des Grafen Araaktschejew. Errette und beschütze mich, Väterchen Zar!...“ schrie er mit verzweifelter Stimme; dann wurde er ruhig, schielte nach der Türe, durch die Araaktschejew hinausgegangen war, und stammelte etwas ganz Unverständliches, das sich wie das Delirium eines Fieberkranken anhörte; er sprach von einem Heiligenbilde, auf dem die große Hure, die verruchte Dirne Nastasja Minkina als Gottesmutter dargestellt war, und von einem anderen Heiligenbilde, das den Grafen Araaktschejew selbst darstellte; von den Teufeln die ihn jede Nacht besuchten und peinigten und ihn in der nächsten Nacht totpeitschen würden; von zahlreichen geheimen Verbrechen des Grafen

Araaktschejew, dieses „Satans in Menschengestalt“, den er aber trotz alledem aus irgendeinem Grunde „Papachen“ nannte.

Der Kaiser bemerkte, daß er entseztlich nach Schnaps roch.

„Ich glaube, er ist betrunken?“

„Zu Befehl, Majestät,“ antwortete der Heilgehilfe, dessen rotes Gesicht darauf schließen ließ, daß auch er nicht ganz nüchtern war.

Der Kaiser zeigte gar kein Interesse für die Frage, auf welche Weise sich die Leute im Spital Schnaps verschafften, und verzog angeekelt das Gesicht. Alle Anwesenden wurden plötzlich etwas befangen; über das goldene Zeitalter des Dorfes Hundebuckel huschte ein dunkler Schatten.

In diesem Augenblick erschien Araaktschejew wieder. Als er Kapitön Alilujew vor dem Kaiser sah, war auch er etwas bestürzt. Er winkte, und der Kranke wurde sofort gepackt und fortgeschleppt. Er schlug um sich und schrie mit unmenschlicher Stimme:

„Die Teufel! Die Teufel! Die Teufel werden euch alle totpeitschen! Dich aber, Papachen, zu allererst!“

Dem Kaiser wurde erklärt, daß er einen an Säuferwahnsinn leidenden Trunkenbold vor sich habe. Er befahl Tarassow, den Kranken zu untersuchen und ihm ärztliche Hilfe zu leisten.

Dmitrij Klementjewitsch Tarassow, der selbst niedriger Herkunft war (er war der Sohn eines armen Dorfpopen) kannte und liebte das gemeine Volk. Auch die Leute vertrauten ihm, denn sie fühlten in ihm eine verwandte Seele, und beantworteten gern und aufrichtig alle seine Fragen.

Als der Kaiser das Spital verlassen hatte, erfuhr Tarassow, der dort noch etwas allein zurückgeblieben, höchst merkwürdige Dinge.

Kapiton Alilujew, wie es hieß ein unehelicher Sohn Araaktschejews, war vom Priester von Grusino, P. Siodor Malinowskij an Sohnes Statt großgezogen worden; später wurde er in das Hofgesinde des Grafen aufgenommen und in Malerei unterrichtet; beim Militäringenieur Batentow erlernte er das Aufnehmen und Zeichnen von Plänen und Karten. In Araaktschejews Auftrag mußte er zur gleichen Zeit Heiligenbilder für die Kathedrale und unanständige Bilder für einen Pavillon im Parke von Grusino malen. Von Kind auf war er tief religiös und trug sich sogar mit der Absicht herum, Mönch zu werden. Die gotteslästerlichen Heiligenbilder hielt er für eine Todsünde. Das Gewissen quälte ihn, er begann zu trinken und bekam das Delirium. Er wollte sich das Leben nehmen und

ging ins Wasser. Man zog ihn jedoch heraus und peitschte ihn ordentlich durch. Darauf begann er noch mehr zu trinken; in einem Anfall von Raserei stürzte er sich einmal mit einem Messer auf das von ihm selbst gemalte Bild der Mutter Gottes mit den Zügen von Nastasja Minkina, um es in Stücke zu schneiden. Als man ihn dabei ergriff, erklärte er, daß er auch die lebendige Nastasja erdolchen würde. Araftschejew befahl, „ihn ordentlich auszupeitschen und dann vorzuzeigen“. Dies bedeutete: nach der Exekution mußte der Rücken dem Grafen vorgezeigt werden, der sich persönlich davon überzeugen wollte, ob die Strafe ordnungsgemäß ausgeführt sei. Die Henker hatten aber Mitleid mit ihm und rieben ihm den Rücken mit dem Blute eines frischgeschlachteten Huhnes ein, wie sie es zuweilen in ähnlichen Fällen machten; so entrann er dem Tode. Und trotzdem wurde er nach der Exekution mehr tot als lebendig ins Spital verbracht.

Tarassow erfuhr auch manches über die militärischen Siedlungen.

Trotz der wunderbaren Krankenhäuser gab es überall epidemische Krankheiten, Storbut und Ruhr; die Menschen starben wie die Fliegen. In den Krankenhäusern waren die schönsten Parkettfußböden, doch die Kranken wagten nicht, darauf zu gehen, um sie nicht zu beschmutzen, und sprangen aus den Betten durch die Fenster. Es gab auch gelehrte Hebammen und Entbindungswannen, doch kam es einmal vor, daß eine Schwangere so ausgepeitscht wurde, daß das Kind tot zur Welt kam und auch die Mutter während der Exekution starb. Die Erziehung und Behandlung der Kinder war in sechsunddreißig Paragraphen festgelegt, und dabei kam es vor, daß eine Mutter selbst ihr Kind tötete mit der Begründung: wenn die Kinder den Müttern entrisen werden, so ist es besser, daß sie gar nicht leben.

In den Häusern war alles blitzblank, doch diese Sauberkeit kostete ganze Fuhren von Spitzruten. Während die Bauern die Alleen fährten, ging das Getreide auf den Feldern zugrunde; während sie die Bäume nach dem gleichen Maß zustukten, verfaulte das Heu. Sie hatten Ofentüren mit Amoretten und dabei kein Heizmaterial. Zu Mittag wurden Spanferkel gereicht und dabei verhungerten sie: ein junger kaiserlicher Flügeladjutant hatte dem Spanferkel im ersten Hause ein Ohr abgeschnitten und es dem gleichen Ferkel im fünften Hause wieder angefügt; während der

Kaiser von Haus zu Haus ging, wurde der Braten durch die Hinterhöfe nachgetragen. Die Wirtshäuser waren abgeschafft, doch wurden Branntweinflaschen in Pferdeschwänzen eingeschmuggelt. Alle Bauern sofften wahnsinnig; wer es nicht tat, wurde verrückt oder beging Selbstmord. Ganze Familien flohen ins Moor, um freiwillig zu verhungern. Mit allen den Totgepeinigten, Erschlagenen und Selbstmördern hätte man tatsächlich die Straße von Petersburg bis nach Tschudow pflastern können, wie es der Benedeite gedroht hatte.

„Errette, o Zar, dein christliches Volk vor Araktschejew!“ wollte auch Tarassow ausrufen, als er all dies hörte. Er liebte den Zaren, kannte dessen Herzengüte und es schien ihm unverständlich, daß er sich so sehr täuschen konnte. Vielleicht hatte auch Kapiton recht, und das Ganze war ein Werk der Teufel, die bald alle totpeitschen werden?

Der Kaiser hatte aber auch jetzt, wie jedesmal, wenn er nach Grusino kam, das Gefühl, das ein müder Wanderer empfindet, wenn er in seine Heimat zurückkehrt; hier konnte er alles vergessen, ausruhen und Trost finden. „Ich fühle mich bei dir wie am Busen Christi!“ sagte er oft dem Gutsherren.

Er hatte auch ein anderes Gefühl, das noch viel süßer war: der Anblick des „irdischen Paradieses“ der militärischen Siedlungen gab ihm jenen einzigen Trost, den er noch im Leben hatte: er, der selbst unglücklich war, sah sein Lebensziel darin, die andern glücklich zu machen.

Seine Seele war von diesem tröstenden Bewußtsein erfüllt, und er schlief in dieser Nacht so süß und ruhig, wie seit langem nicht mehr.

Araktschejew litt oft an Schlaflosigkeit. Es kam vor, daß er sich niederlegte, die Kerze ausblies, die Augen schloß, doch statt einzuschlafen, an den nahen Tod zu denken begann; er wurde unruhig, bekam Herzklopfen und einen Nervenanstfall, und der Schlaf war dahin.

Einen solchen Anfall bekam er auch in dieser Nacht. Er wälzte sich lange im Bette herum. Er nahm Mandel-Anistropfen mit Queckengrasertract ein, doch ohne Erfolg. Er stand auf, zog sich einen langschößigen grauen Schlafrock, den er immer in Grusino trug, (denn er hielt nichts auf Eleganz) an und begann durch die Zimmer zu irren.

Er suchte nach irgendeiner Beschäftigung, um seine Langeweile zu vertreiben. Er kontrollierte die an den Wänden in jedem Zimmer

angebrachten Inventarlisten, die alle mit der gleichen Überschrift versehen waren: „Schau soviel du willst, doch rühre nichts an.“ Er sah, ob alles in der vorschriftsmäßigen Ordnung stand und lag, ob nichts fehlte, ob nicht irgendwo Schmutz, Staub oder Spinnweben zu bemerken war. Er befeuchtete sein Taschentuch mit Speichel, legte sich auf den Fußboden, kroch unter die Möbel und untersuchte, ob die Fußböden sauber seien und sich nicht irgendwo Staub auf das benezte Tuch festsetze. Doch Staub war nirgends zu entdecken. Krächzend und stöhnend erhob er sich vom Boden und setzte seine Wanderung durch die Zimmer fort.

Als er müde wurde, setzte er sich in einen Sessel und betrachtete die auf den Tischen herumliegenden Geschenke und Andenken. Er las die Ode, die der Dichter Olin auf das Bildnis Arattschejew's verfaßt hatte:

Wie Cincinnatus einst im Ruhmesglanz,
Hing an den Pflug er seinen Lorbeerkranz.
Ein Freund des Kaisers, der Gesehe,
Verdient er, daß man ihm ein Denkmal setze.

Er kennt nicht Neid! Er trachtet nicht nach Lohn!
Er ist ein Rede vor dem Kaiserthron
O Russenland! Sei stolz; er ist dein Sohn,
Unsterblichkeit sei seine Krone.

Die Verse gaben ihm aber keinen Trost. Er nahm die Rechnungsbücher vor, in die mit mikroskopischer Schrift alle Auslagen für den Haushalt eingetragen wurden: wann ein Zuckerhut gekauft und in Stücke geschlagen wurde; wieviel Flaschen Wein ausgetrunken, wieviel Löffel Hanföl für die Speise aus geriebenem Rettich, die die Dienerschaft zum Nachtmahl bekam, verwendet wurden, wieviel Ellen baumwollenes Zeug die Hausmädchen für ihre Kopftücher und wieviel Ellen bunte Leinwand die Kutscher für ihre Hemden erhielten. Die Auslagen waren ungeheuer; wenn es so weitergeht, ist er bald ruiniert. Lieber nicht daran denken, denn das regt noch mehr auf.

Er sah in die „Strafbücher“ hinein, in die alle Vergehen mit den dafür zubilligten Strafen und der Zahl der verabfolgten Rutenstreiche eingetragen wurden.

Es fiel ihm ein, daß der diensthabende Kammerjunge schlecht gekräuseltes Haar hatte. Er trug es sofort ins Buch ein und begann einem imaginären Haushofmeister eine imaginäre Rüge zu erteilen:

„Ich befehle dir, mit peinlicher Strenge darauf zu achten, sonst wird dein Rücken lange Zeit nicht verheilen.“

Einmal in Schwung gekommen, konnte er nicht mehr aufhören; mit eintöniger, näselnder, gedehnter Stimme marterte er den unsichtbaren Zuhörer zu Tode:

„Der Mensch muß alles, was seine Pflicht ist, ordentlich tun; für den Fall, daß er es schlecht tut, gibt es Ruten. Es erscheint mir unbegreiflich, wie man die Menschen nicht dazu anhalten kann, daß sie ihre Pflicht ordentlich tun...“

Er versiel allmählich in einen weinerlichen Ton:

„Du hast mich alten Mann gekränkt, obwohl du weißt, daß jede Kränkung mich tötet und mich meinem Lebensende, auf das ich mich stündlich vorbereite, näher bringt. Du kennst doch meinen empfindlichen Charakter und weißt, daß man mich mit der größten Zuorkommenheit behandeln muß...“

Ab und zu rief er zornig aus:

„Ich will dich nicht nach Sibirien schicken, sondern werde dich selbst totprügeln!“

Und dann wiederholte er unzählige Male leise, mit ersterbender Stimme, die beinahe liebevoll klang:

„Ordentlich durchpeitschen! Ordentlich durchpeitschen!“

Er kam wieder zur Besinnung, sah sich um, bemerkte, daß ihm niemand zuhörte, winkte hoffnungslos mit der Hand und begann wieder herumzuirren. Er konnte keine Ruhe finden. Die Längeweile war so entsetzlich, daß er weinen mußte. Er stöhnte und ächzte vor Längeweile, wie vor Schmerz. Sollte er vielleicht zu Nastja gehen? Nein, er hatte keine Lust. Oder etwas kwas zu sich nehmen? Nein, es verlangte ihn auch nicht nach kwas. Er hatte überhaupt zu nichts Lust. Es war eine tödliche, gähnende Längeweile, die er mit nichts in der Welt zu füllen vermochte. So konnte er auch leicht den Verstand verlieren. Er erschrak. Er nahm wieder Tropfen ein, doch sie halfen ihm wieder nicht.

Er wußte selbst nicht, wie er plötzlich in die im unteren Stockwerk gelegene Bibliothek gelangt war. Hier befand sich auch das Arsenal und die Folterkammer. In mehreren Fässern mit Salzwasser waren Ruten zum Beizen eingetaucht. Er versuchte eine Rute mit der Zunge, ob sie genügend salzig sei.

Er las die Rückentitel seiner Lieblingsbücher, die auf einem besonderen Regal standen: „Der junge Wilde oder die Gefahren

der ersten Leidenschaft.“ — „Der Spott des Wilden über die Gelehrsamkeit und die Sitten unserer Zeit.“ — „Von den zärtlichen Umarmungen in der Ehe und wie man sich mit seiner Geliebten am besten vergnügt.“ — „Lederbissen für die Fastenzeit.“ — „Der Weg zum unsterblichen Zusammenleben der Engel.“ — „Das ägyptische Orakel oder eine vollständige neue Anleitung der Wahrsagekunst.“ — „Ein Versuch über die beste Verwendung der Zeit und seiner selbst.“

Er nahm den „Versuch“ vor. Das Buch war aber zu langweilig und unverständlich. Er betrachtete die Entwürfe zu Schlagbäumen und Schilderhäuschen. Für einen Augenblick konnten ihn diese noch fesseln. In der Bibliothek war es aber so schwül, es roch nach Büchern, Mäusen und nassen Ruten. Er bekam Lust, ins Freie zu gehen; vielleicht wird ihm die frische Luft einige Erleichterung bringen?

Er wickelte sich ein gestrichtes Tuch um den Hals und zog sich lederne Galoschen an, die er auch beim trockensten Wetter trug: es kann ja jeden Augenblick zu regnen anfangen; wie leicht kann man sich erkälten und krank werden; wieviel braucht denn ein Mensch überhaupt?

Als er im Vorzimmer an einem Spiegel vorbeikam, erblickte er darin zufällig sein Gesicht; er erschrak: so mager, blaß und grün sah er aus, wie ein Totengerippe. Er wandte sich ab und spie geärgert aus.

Er kam in den Garten. Es war eine schwüle und heiße weiße Nacht. In der Stille hörte man nur das Summen der Mücken und das Quaken der Frösche. Das Grün der Bäume erschien im grauen Licht grau wie Asche. Der Nebel war dicht und warm wie im Dampfbad. Es roch auch hier nach feuchten Birkenruten. Es war zum Ersticken. Man konnte nicht unterscheiden, ob der Himmel bedeckt oder wolkenlos war; er war so gleichmäßig weiß und leer: auch im Himmel schien die gleiche gähnende Leere und grenzenlose Langeweile zu herrschen.

Er sah nach, ob die Gartenwege ordentlich gefehrt seien. Im Garten mußte die gleiche Ordnung und Sauberkeit herrschen wie in den Zimmern; wenn jemand durch die Allee ging, mußte der diensthabende Gärtner die betreffende Stelle sofort nachkehren.

Im Garten gab es eine Menge Denkmäler und Grabplatten: „Der lieben Diana“, „Dem treuen Mohr“, „Dem Andenken meiner

lieben Eltern". Es sah beinahe wie auf einem Friedhof aus. Auch er selbst sah wie ein dem Grabe entstiegernes Gespenst aus. Vielleicht war er auch wirklich schon lange tot und entstieg ab und zu dem Grabe, um bis in die Ewigkeit im Garten herumzuirren.

Er kehrte zum Hause zurück. Auf den Stufen vor dem Seitengebäude saß eine menschliche Gestalt. Wer konnte an dieser entlegenen Stelle, die auch am Tage niemand aufsuchte, sitzen? Links war ein Dickicht von Akazien, rechts zog sich die Mauer des unbewohnten Seitengebäudes hin. Es war eine schreckliche, gespensterhafte graue Gestalt. Er erkannte den verrückten Kapiton Alilujew. Er saß, mit einem grauen Schlafrock, wie man sie im Krankenhaus trug, und einer weißen Nachtmühe bekleidet, auf den Stufen und schien auf jemand zu lauern. Vielleicht auf ihn? „Er wird mich ermorden!“ ging es Araktschejew durch den Kopf; er wollte sich schnell ins Gebüsch zurückziehen, doch es war zu spät: der Verrückte hatte ihn bemerkt und winkte ihn zu sich heran. Ohne seine Stimme zu hören, erriet Araktschejew aus der Bewegung seiner Lippen, daß er ihm zuflüsterte:

„Papachen! Papachen!“

Der Verrückte lachte.

Gleich in der Nähe, um die Ecke des Seitengebäudes, befand sich der Haupteingang des Hauses, wo vor den Fenstern des kaiserlichen Schlafzimmers Wachtposten standen. Er wollte schreien, doch seine Stimme versagte; er wollte fliehen, doch seine Füße waren wie gelähmt. Der Verrückte fuhr aber fort, ihm zu winken, als wenn er wüßte, daß Araktschejew ihm nicht entkommen könnte. Etwas auch zog Araktschejew zu ihm hin. Er ging zu ihm heran und setzte sich an seiner Seite auf die Stufen. Kapiton sah ihn schweigend an, lachte lautlos und nickte ihm zu, wobei die Quaste auf seiner weißen Mütze hin und her baumelte.

„Was tust du hier, Kapitonscha?“ begann Araktschejew vorsichtig und freundlich.

„Ich erwarte den Kaiser,“ antwortete ihm der Verrückte mit schlauem Lächeln; er ließ sich wohl nicht so leicht überlisten.

„Wozu brauchst du den Kaiser?“

„Ich will eine Anzeige erstatten.“

„Gegen wen?“

„Gegen Sie, Papachen.“

„Wie bist du aus dem Spital hergekommen?“

„Die Teufel haben mich hergebracht. Sie schleppen mich jede Nacht herum und werden mich wohl bald totpeitschen und ganz fortzuschleppen.“

„Ach, lieber Kapitofcha, rede mir nicht davon zu dieser Nachtstunde, locke sie nicht herbei!“

„Warum sollte ich sie herbeilocken? Sie sind auch so immer in Ihrer Nähe. Unendlich ist ihre Zahl! Der Prügelteufel sitzt auf der Achsel, der Kitzelteufel auf dem Magen und der Schwächteufel auf der Zunge; das sind die drei großen Teufel; auf jedem Singer sitzen aber zehn kleine Juckteufel...“

Araakschejew wollte sich bekreuzigen, aber er konnte seine Hand nicht rühren.

„Wofür werden sie dich totpeitschen?“

„Für die teuflischen Heiligenbilder, auf denen die verruchte Dirne Nastja als Mutter Gottes und der Unmensch Araakschejew als Heiland dargestellt sind. Glauben Sie aber nicht, Papachen, daß sie mich allein holen werden: auch Sie kommen mit, und wir werden beide vor dem Richterstuhl erscheinen!“

Sie schwiegen eine Weile und blickten einander so an, daß man glauben könnte, man habe nicht einen, sondern zwei Verrückte vor sich.

„Wofür willst du mich beim Kaiser anzeigen?“

„Wissen Sie es denn nicht selbst? Für das unschuldige Blut! Für alle die Ertränkten, Erdrosselten, Füßlierten und Totgepeitschten! Für alle die Kinder, Frauen und Greise! Für das ganze rechtgläubige Volk! Und für den Zaren selbst! Und für mein Blut, für mein Blut!...“

In der Ferne wurde auf der Hauptwache Reveille getrommelt und ganz in der Nähe wurden die Schritte eines Wachpostens hörbar.

„Zu Hilfe!“ schrie Araakschejew auf, doch es klang nur wie ein schwaches Flüstern.

Der Verrückte drohte ihm noch einmal mit der Faust und lief plötzlich davon. Seine grauen Rockschöße flogen blühschnell durch die graue Dämmerung.

„Zu Hilfe! Zu Hilfe!“ schrie Araakschejew mit voller Stimme. „Fangt ihn! Fangt ihn! Fangt ihn!“

Die Wachposten eilten herbei. Sie konnten anfangs gar nicht begreifen, was geschehen war. Endlich gelang es ihm, ihnen den Sachverhalt zu erklären. Sie begannen zu suchen, durchstöberten den ganzen Garten, fanden aber niemand. Alilujew war ver-

schwunden, gleichsam in die Erde versunken; oder hatten ihn vielleicht wirklich die Teufel fortgetragen?

Nach Hause zurückgekehrt, begab sich Araktschejew in sein Schlafzimmer, legte sich angekleidet, wie er war, ins Bett und versiel in einen tiefen Schlaf, der eher einem Ohnmachtsanfall ähnlich war.

Am Morgen erwachte er krank und mit Schmerzen in allen Gliedern. Er erzählte aber niemand von dem nächtlichen Abenteuer, dessen er sich vielleicht schämte.

Nach dem Frühstückstees geleitete er den Kaiser in den Garten, um ihm die neuen Blumenbeete, Gartenhäuschen und Spazierwege zu zeigen.

Er entdeckte im Garten eine Katze und rief den diensthabenden Gärtnerjungen herbei: er hatte befohlen, alle Katzen, die im Garten bemerkt wurden, zu erhängen, damit sie die Nachtigallen nicht verschreckten; Araktschejew liebte den Gesang von Nachtigallen über alle Maßen und wurde beim Zuhören oft zu Tränen gerührt. Zu einer anderen Zeit hätte er den Jungen durchpeitschen lassen; vor den Gästen schämte er sich aber, es zu tun. Er kniff ihn nur ins Ohr und fragte:

„Ein Käthchen?“

„Verzeihung, Durchlaucht!“

„Kennst du den Unterschied zwischen einem Feuerstahl und einem Jungen?“

„Nein, Durchlaucht.“

„Dann will ich es dir sagen: der Feuerstahl wird zuerst angeschlagen und dann hingelegt; der Junge wird aber zuerst hingelegt und dann geschlagen. Merke es dir!“

Man ging zum Teich und fuhr mit einem Boot auf eine kleine Insel, auf der ein tempelähnlicher Pavillon zum Andenken an den Artilleriegeneral Melessino, bei dem Araktschejew seine Karriere begonnen hatte, errichtet war. In diesem Pavillon befanden sich die von Kapitän Alilujew gemalten unanständigen Bilder; sie waren hinter den großen Wandspiegeln, die sich beim Druck auf einen oerborgenen Knopf umdrehten, verborgen.

Der Hausherr betrat den Pavillon zuerst, um nachzusehen, ob alles in Ordnung sei.

„Er ist es! Er! Er! Bleibt draußen! Er wird uns alle umbringen!“ schrie er entsetzt auf und fiel beinahe besinnungslos dem Kaiser in die Arme.

Die Gäste stürzten in den Pavillon. Es herrschte darin ein Halbdunkel, denn die hohen Bäume verdeckten die Fenster. In der finstersten Ecke zwischen zwei Spiegeln stand jemand. Man konnte nicht erkennen, wer es war und was er dort trieb.

Dibitsch kam näher und sah ein blaues Gesicht mit hervorgequollenen Augen und heraushängender Zunge; er streckte seine Hand aus, um die Gestalt zu berühren und zog sie gleich wieder zurück: die Gestalt bewegte sich und schien über ihn herfallen zu wollen.

„Hier hat sich jemand erhängt,“ sagte Dibitsch.

„Nehmt ihn doch schnell aus der Schlinge!“ befahl der Kaiser, den Pavillon betretend. „Sieh doch nach, Tarassow, ob man ihn nicht retten kann.“

Man befreite den Selbstmörder aus der Schlinge, — er hing so niedrig, daß seine eingezogenen Beine beinahe den Boden berührten, — und legte ihn auf einen Tisch. Der Kaiser beugte sich über ihn und erkannte Kapiton Alilujew.

„Ist er tot?“

„Zu Befehl, Majestät,“ erwiderte Tarassow, „er hat sich wohl schon in der Nacht erhängt.“

„Was ist das?“ fragte der Kaiser, auf ein Papier hinweisend, das der Tote in der erstarrten Hand so fest hielt, daß es Tarassow große Mühe kostete, es ihm wegzunehmen, ohne es zu zerreißen. Es war ein versiegelter Umschlag mit der Aufschrift: „An seine Kaiserliche Majestät, streng geheim.“

Tarassow reichte den Brief dem Kaiser. Dieser wollte ihn erst an Kleinmichel weitergeben, überlegte es sich aber und steckte ihn in seinen Ärmelaufschlag.

Araakschejew wollte den Pavillon gar nicht betreten. Er saß draußen auf der Schwelle, stöhnte; ächzte und trank Wasser, das ihm die Soldaten, die das Boot herübergerudert hatten, reichten. Man trug ihn ins Boot und brachte ihn nach Hause. Vor Schrecken bekam er eine heftige Magenverstimmung. Der Kaiser war sehr besorgt, doch Tarassow beruhigte ihn; er sagte, daß es nichts Ernstes sei, und verordnete dem Kranken Kamillentee und Klistiere. Der Kaiser blieb den ganzen Tag an seinem Krankenlager, bereitete eigenhändig den Kamillentee und wollte ihm sogar selbst das Klistier setzen.

Als er sich abends in sein Schlafzimmer zurückzog, entsiegelte er den Brief Alilujews. Als er aber sah, daß es eine Anzeige gegen Araktschejew war, las er ihn nicht weiter und durchflog nur den Anfang und das Ende.

„Eure kaiserliche Majestät, allergnädigster Herrscher! Der bloße Gedanke an die militärischen Siedlungen erfüllt jede wohlgesinnte Seele mit Qual und Grauen...“

Zum Schluß hieß es:

„Die militärischen Siedlungen sind das größte Unrecht, das ein wütender Tyrann ersinnen konnte...“

„Er ist nicht der Verfasser,“ sagte sich der Kaiser, „wie käme auch dieser Trunkenbold dazu? Jemand hat es für ihn geschrieben. Vielleicht jemand von ihnen?“

„Sie“ waren immer und überall, die Mitglieder der Geheimen Gesellschaft.

Er zündete den Brief an einer Kerze an, warf ihn in den Kamin und mischte die Glut so lange mit dem Schürhaken, bis der Brief zu Asche verbrannt war.

Darauf ging er zu Bett und schlief ebenso ruhig wie in der vergangenen Nacht.

Für den nächsten Tag war die Abreise des Kaisers angesetzt. Als Araktschejew gemeldet wurde, daß die Leiche Alilujews in einen Sack genäht und mit einem Stein beschwert in den Wolchow geworfen sei, fühlte er sich sofort wieder wohl. Er bekreuzigte sich und begann mit Kleinmichel Boston um geringe Einsätze zu spielen; dies war das beste Zeichen, daß er vollkommen hergestellt war.

Im Zentrum der Araktschejew'schen Besitzungen, im Dorfe Ljubuni, stand auf einem kleinen Hügel ein Aussichtsturm, in der Art der Feuerwachtürme. Von hier aus konnte man die ganze Gegend überblicken. Auf der Turmspitze befand sich eine goldene Kugel, die wie das Feuer eines Leuchtturmes blinkte, und eine Aolsharfe, deren Saiten im Winde klagend tönnten. Wenn die Bauern abends am Turme vorbeigingen und diese Töne hörten, flüsterten sie erschrocken:

„Gott sei mit uns!“

Der Gutsherr führte seine Gäste vor der Abreise auf diesen Turm, um ihnen zum letztenmal Grusino zu zeigen. Man bestieg den Turm und betrachtete durch ein Fernrohr aus der Vogel-

perspektive alle die Dörfer, die Araktschejews Erbgut bildeten. Es war keine Landschaft, sondern eine geometrische Zeichnung: die Felder, Wiesen, Fluren und Äcker waren gleichsam mit Lineal und Zirkel entworfen, jedes Stück Land hatte eine eigene Nummer. Die Landstraßen, Gräben und Waldwege waren wie mit einem Lineal gezogen; zahllose Kubikklafter Holz, eine jede mit einer Nummer versehen, zogen sich in schnurgeraden Linien durch die Landschaft. Dort, wo einst riesengroße Fichten standen, gab es jetzt nicht einmal Gras; alles war ausgerodet, gesäubert und nivelliert, als ob ein verheerender Sturm die Gegend verwüstet hätte. Das Antlitz der Erde drückte die gleiche überirdische Langeweile aus, wie das Gesicht Araktschejews.

Tarassow hatte im Spital erfahren, auf welche Weise diese militärische Nivellierung der Gegend durchgeführt worden war: wie die Soldaten ganze Dörfer abbrachen, Kirchen zerstörten und Friedhöfe aufgruben, wobei sie die heulenden alten Weiber von den Gräbern gewaltsam wegschleppen mußten; die alten Weiber flüsterten aber entsetzt: „Es ist der Jüngste Tag, der Antichrist ist erschienen!“

Außer ihm waren aber alle entzückt, der Kaiser am allermeisten. Er dachte wieder an seinen alten Plan, die militärischen Siedlungen auf ganz Rußland auszudehnen; überall sollten die gleichen Kasernendörfer mit den gleichen rosagetünchten Häusern, weißen Pfosten und grünen Brücken stehen; die gleichen schnurgeraden Alleen, schnurgeraden Gräben und schnurgeraden Waldwege laufen; die gleichen uniformierten Bauern hinter dem Pfluge marschieren; überall sollte es die gleichen Spanferkel zu Mittag, Ofentüren mit Amoretten und echt kaiserliche Wasserflosette geben. Dann wird es weder Revolutionen, noch Geheime Gesellschaften geben. „Gott sei Dank, jetzt ist alles ruhig und friedlich!“, wie es in einem Berichte Araktschejews hieß. Ein irdisches Paradies, das Reich Gottes, das himmlische Jerusalem. Wie es in der Schrift steht: „Alle Tale sollen erhöht werden, und alle Berge und Hügel sollen geniedriget werden, und was ungleich ist, soll eben, und was höckericht ist, soll schlicht werden.“

„Ich danke dir, lieber Freund Alexej Andrejewitsch, für alle deine Bemühungen!“ sagte der Kaiser beim Abschied mit Tränen in den Augen zu Araktschejew. „Der Herr möge dich dafür belohnen!“

„Ich werde mir alle Mühe geben, Majestät! Alles tu ich nur für Sie, nur für Sie, Väterchen!“ Er fiel dem Kaiser schluchzend an die Brust. „Wenn Sie es zu befehlen geruhen, werden wir ganz Rußland in eine militärische Siedlung verwandeln!“

Die Saiten der Aolsharfe tönnten und klagten; in ihnen schienen die Seelen Kapiton Alilujews und aller andern Totgepeinigten zu weinen:

„Der Antichrist ist gekommen!“

VII.

Aufzeichnungen des Fürsten Valerian Michailowitsch Golizhin.

Den 1. Januar 1823. „Die russischen Kaiser sind das Oberhaupt der Kirche.“ Dieser Satz befindet sich in der Urkunde, die in der Mariä-Himmelfahrts-Kathedrale zu Moskau am Tage der Thronbesteigung Pauls I. verlesen wurde. Ich hatte heute darüber ein sehr bemerkenswertes Gespräch mit Tschadajew. Die Einsetzung eines irdischen Herrschers an Stelle des himmlischen Herrschers Jesu Christi ist nicht nur die äußerste Gotteslästerung, sondern auch ein vollständiger Abfall von Christo und eine Hinneigung zum Andern, von dem es geschrieben steht: „Ein Anderer wird in seinem eignen Namen kommen, den werdet ihr annehmen.“

Den 2. Juli 1824. Es ist über ein Jahr her, seit ich diese Aufzeichnungen in Paris begonnen und abgebrochen habe. Jenes Gespräch war das letzte, daß ich mit Tschadajew geführt habe. Nach Rußland zurückgekehrt, hatte ich an ganz andere Dinge zu denken.

Jetzt habe ich wieder etwas freie Zeit und fahre fort. Wenn man krank ist, hat man immer freie Zeit. Ich bin krank, obwohl ich nicht weiß, was mir eigentlich fehlt. Der Stabsarzt Kossowitsch, der mich behandelt, ein gutmütiges altes Männchen, ein richtiges Marienkäferchen, läßt die Frage unentschieden, ob es eine von der Verstimmung der Leber herrührende Melancholie, oder ein schleichendes Nervenfieber ist.

„Man sollte Ihnen Blutegel ansetzen,“ sagte er zu mir.

„Nun, setzen Sie sie nur an: dann wird ein Blutegel auf einem andern sitzen.“

Er erschrak und glaubte, daß ich phantasiere.

„Was heißt es, ein Blutegel auf dem anderen?“ fragte er mich.

„Sie haben, Herr Doktor, ja selbst gestern gesagt, daß jene Menschen, die in allen Dingen nur das Schlechte sehen, Blutegeln gleichen, die das verdorbene Blut herausaugen. Darin besteht eben meine Krankheit. Helfen Sie mir, wenn Sie es können.“

„Nein, unsere Arzneien können dagegen nicht helfen; hier ist eine geistliche Behandlung notwendig.“

„Meinen Sie die Philosophie?“

„Nein, warum die Philosophie? Ihr Licht leuchtet im Sturme der menschlichen Leiden noch schwächer, als ein Lämpchen vor dem Bilde der heiligen Jungfrau.“

„Ich danke dafür; ich habe an den Lampen meines Onkels genug. Das Lampenöl ist heute billig. Dann ziehe ich Blutegel vor!“

Ich mußte lachen. Es ist ein dummes und häßliches Lachen, und doch kann ich mich seiner nicht enthalten. Oft möchte ich weinen und muß lachen.

Mein Alter wurde wütend und glich so einem wütenden Marienkäferchen. Er ist ja ein Mystiker, Mitglied einer geheimen Gesellschaft, (die unsrige ist ja nicht die einzige), ein Sohn der Philadelphischen Kirche der Frau Staatsrätin Tatarinowa.

Den 3. Juli. Seit dem Tode Sophies sind kaum drei Wochen vergangen. Wenn ich weinen könnte, so brauchte ich die Blutegel nicht; ich kann aber nicht weinen. Sophies alte Kinderfrau, Wassilissa Prokofjewna, stellte bei den Totenmessen eine Schale mit Wasser aufs Fensterbrett, „damit die Seele sich darin wasche“; sie tat es so überzeugt, als ob das Waschwasser für eine Lebende bestimmt wäre. Uns aber, den greisenhaften Enkeln des Greises Voltaire, sind „alle Ansichten über die Unsterblichkeit der Seele durchaus dunkel“, wie mein Großvater, der Voltairianer, zu sagen pflegte. Er sagte auch: „Wir sehen uns ja noch, wenn wir bis dahin keinen dummen Streich machen.“ Einen dummen Streich nannte er das Sterben. Wir aber, die Enkel dieses Großvaters, können nicht einmal einen ordentlichen dummen Streich machen.

Nicht umsonst hat mir wohl Sophie warnend vorausgesagt, daß ich im Alter jenes häßliche Lachen bekäme. Ich glaube, ich habe es schon jetzt.

Wir glauben nicht an jene allweise Güte, die nach Schellings Ansicht über die Welt herrscht, sondern an den Affen des Holbachs.

ſchen Systems. „Stelle dir einmal das Schickſal als einen großen Affen vor. Wer könnte ihn an die Kette legen? Weder du, noch ich. Folglich kann man hier weder etwas tun, noch ſagen,“ ſchrieb Puſchkin an Wjaſemskij, als dieſem ein Kind geſtorben war. Hier kann man weder etwas tun, noch weinen. Man kann nur lachen, in allen Dingen das Schlechte ſehen und ſich wie ein Blutegel mit ſchwarzem Blut vollſaugen.

Es heißt, daß die Verrückten mit ſich ſelbſt ſprechen. Vielleicht ſind dieſe Aufzeichnungen auch nur das Selbſtgeſpräch eines Verrückten.

Den 4. Juli. Meine Tante ſchreibt mir, ich möchte zu ihr aufs Land kommen. Nein, ich will nicht hin. Ich fühle mich auch hier in der leeren Wohnung des alten Bauernſchen Hauſes an der Wäſcherinnenbrücke ſehr wohl. Die Fenster ſind übertüncht, die Spiegel und die Möbel ſtecken in Überzügen; in den leeren Zimmern iſt es ſo bequem auf und ab zu gehen; wenn ich müde werde, leſe ich in einer vergilbten Nummer der „Senatsnachrichten“, in die die Waſe auf dem Ettiſchchen eingewickelt iſt, den Bericht über die Schlacht bei Kulm. Oder ich liege auf dem Sofa und ſtecke meine Naſe in den geſlickten alten Überzug; ich habe dabei über ſo viele Dinge nachgedacht, daß ich dieſen Überzug wohl nie vergeſſen werde. Wenn es zu heiß iſt, öffne ich ein Fenster; dann dringt ins Zimmer von der Fontanka her der Geruch von faulen Fiſchen und von Teer, mit dem das Holzpflaſter auf dem Schloßquai repariert wird, und von Fichtenbalken, die von den Schiffsarbeitern in Karren über die ſchmalen Bretter transportiert werden. Manchmal kommt plötzlich aus dem Sommergarten der Honigduft von jungen Linden, und dann muß ich an die alten Linden in Pokrowskoje denken, an den Parkeich und die Treibhäuſer, wo ich mit Sophie Schufowskij's „Ludmilla“ las:

Liebſte, bleibſt an dieſer Stätte,
Denn das Grab iſt unſer Bette.
Und das Bahrtuch küßt die Blut:
In der Erde ſchläft's ſich gut!

Ja, der Schlaf wäre gut, wenn es nur nicht die ſchrecklichen Träume gäbe. Im Traume ſehe ich immer das Affchen Atjka als jenen Schickſalſaffen, von dem Puſchkin an Wjaſemskij ſchrieb; er wälzt ſich mit ſeinem zottigen Fell auf meinem Geſicht herum und würgt mich; dicht neben meinem Ohre ſummt aber wie eine Mücke

die Stimme meines lieben stillen Freundes Sascha: „Es herrscht eine allweise Güte über die Welt.“

Und ich lache. Ich lache auch im Traume und werde wohl auch im Sterben ebenso häßlich lachen.

Den 8. Juli. Der Dichter Gribojedow wohnt bei Odojewskij. Sie sind befreundet. Ich liebe Gribojedow nicht. Manche begehen Selbstmord mit einem Dolche, manche mit einem Strick und manche mit einer Kugel; er tötet sich aber mit seinem Lachen.

Es heißt, daß ich ihm ähnlich sehe. Um Gotteswillen! Klingt denn auch mein Lachen so, als wenn man trockene Knochen aus einem Sacke schüttet?

Neulich las er in großer Gesellschaft sein Lustspiel „Verstand schafft Leiden“. Er setzte sich an den Tisch und legte das Manuskript vor sich hin. Wassilij Michailowitsch Sjodorow, ein etwas einfältiger Alter, der Verfasser des schlechten Dramas „Liza oder die Folgen der Verführung und des Stolzes“, ging auf ihn zu, nahm sein Manuskript und wog es mit der Hand.

„Oho!“ sagte er, „das Stück ist schwer, es reicht an meine Liza heran!“

Gribojedow sah ihn giftig durch seine Brille an und murmelte durch die Zähne:

„Ich schreibe kein albernes Zeug.“

Sjodorow wurde ganz konfus.

„Niemand zweifelt daran, Alexander Ssergejewitsch; ich hatte durchaus nicht die Absicht, Sie durch den Vergleich Ihres Stückes mit dem meinigen zu verlegen, und bin bereit, selbst darüber zu lachen...“

„Sie können über sich lachen so viel Sie wollen; ich werde aber niemandem erlauben, über mich zu lachen.“

„Ich bitte um Verzeihung, Alexander Ssergejewitsch, ich habe mir wirklich nichts dabei gedacht...“

„Ich zweifle nicht daran, daß Sie sich nichts gedacht haben!“

Als der Hausherr sah, daß die Sache eine schlimme Wendung nahm, ging er auf Sjodorow zu, legte ihm die Hand auf die Schulter und sagte:

„Wir werden Wassilij Michailowitsch zur Strafe dafür in die hinterste Reihe setzen.“

„Sie können ihn sehen, wohin Sie wollen; in seiner Gegenwart

werde ich aber nicht lesen!“ erklärte Gribojedow. Er stand auf und begann rauchend auf und ab zu gehen.

Sjodorow wurde abwechselnd rot und blaß und weinte beinahe. Schließlich griff er nach seinem Hut.

„Es tut mir sehr leid, Alexander S Sergejewitsch, daß mein unschuldiger Scherz so unangenehme Folgen nach sich zog; um aber dem Hausherrn und seinen Gästen nicht das Vergnügen zu nehmen, Ihr Stück zu hören, gehe ich fort.“

Odojewskij behauptet: „Wenn man Gribojedow näher kennen lernt, muß man ihn lieb gewinnen.“ Vielleicht liebe ich ihn deswegen nicht, weil ich auch mich selbst nicht liebe und ihn wie einen Doppelgänger fürchte.

Den 9. Juli. Heute habe ich bei Odojewskij gefrühstückt. Ich bekam plötzlich Kopfschmerzen. Der Hausherr brachte mich in sein Arbeitszimmer, ließ die Vorhänge herunter und band mir ein mit Essig befeuchtetes Handtuch um den Kopf. Ich schlummerte etwas ein. Ich erwachte aber bald, denn im Nebenzimmer wurde laut gesprochen. Ich erkannte die Stimme Gribojedows:

„Ich habe die Gestalten des Samussow und Skalofub geschaffen und bin folglich ein lustiger Patron! Daß euch alle der Teufel! Mir ist gar nicht lustig zumute, ich langweile mich gräßlich. Ich trage eine fremde Larve vor dem Gesicht und lebe gleichsam in fremder Gestalt. Doch die Zeit vergeht; in meiner Seele brennt ein Feuer, in meinem Kopfe regen sich neue Gedanken. Warum bin ich dann schweigsam wie ein Grab? Für mich selbst ist es ein Rätsel, ob ich irgendwie taue, ob ich zu schreiben verstehe. Meine Seele verdorrt, mein Geist verfinstert sich, ich sehe nur Finsternis vor mir... Es ist ein unbeschreibliches Unlustgefühl!... Wenn es noch lange so geht, habe ich durchaus nicht die Absicht, mich mit Geduld zu wappnen; sie möge die Tugend der Ochsen bleiben!... Sascha, Sascha, mein lieber Freund, hilf mir um Christi Willen, sage mir, was ich tun soll, wie ich dem Wahnsinn und dem Selbstmorde entrinnen kann; denn ich fühle, daß mir das eine oder das andere droht...“

Ich mußte an die Worte denken, die der Sekundant Kawerin, über den sterbenden Scheremetjew gebeugt, sprach: „Da hast du den Salat!“

Es wurde mir so unheimlich zumute, als ob ich meinem Doppelgänger zuhörte, der über mich selbst erzählte.

Odojewskij versuchte Gribojedow zu trösten; dieser hörte ihm aber nicht mehr zu: er setzte sich ans Klavier und spielte. Er spielte sehr lange. Er kann oft alles vergessen und stundenlang improvisieren. Zuweilen scheint es mir, daß sein eigentlicher Beruf nicht die Literatur, sondern die Musik ist.

Ich schlummerte wieder ein und hörte nicht, wie sich inzwischen alle Unsrigen versammelt hatten. Sie sprachen wohl über die Angelegenheiten der Geheimen Gesellschaft. Ich erwachte, als die Musik verstummte und die trockenen Knochen wieder aus dem Sacke geschüttet wurden: Gribojedow lachte.

„Genug des Unsinn, meine Herren!“

„Wieso Unsinn?“

„Hundert Fähnriche wollen in Rußland Revolution machen!“

„Es sind nicht hundert Fähnriche, sondern das ganze Volk...“

„Das Volk lassen Sie lieber aus dem Spiele.“

Ich betrat das Zimmer. Gribojedow zog seine feinen Lippen zusammen, blickte die Versammelten durch die Brille an und fuhr fort; er lachte nicht mehr, sondern sprach mit aufrichtiger Erbitterung:

„Das Volk kümmert sich nicht um uns. Es ist von uns ewig verschieden. Die Bauern und die Herren sind in Rußland zwei gänzlich verschiedene Rassen. Welchem schwarzen Zauber ist es aber zuzuschreiben, daß wir ihnen, die doch vom gleichen Fleisch und Blut sind, so entfremdet sind? Wir sind in ihrer Vorstellung Hanswürste, Unmenschen, schlimmer als die Deutschen, Peterchens Kinder...“

„Wer ist Peterchen?“

„Ich meine euren Liebling, Peter den Großen, daß ihn der Teufel!“

Er fügte noch ein gemeines Schimpfwort hinzu, lachte auf und begann mit einem Finger die Melodie des Krolejewschen Liedchens zu klimpern:

Wo liegt jenes Gebiet,
Wo das Kraut „Schnuppe“ blüht,
Brüder!

„Meine Herren, wir wollen doch lieber in den Schusterklub gehen. Es gibt dort viel Porter, und er ist nicht teuer! Wir wollen trinken und uns vergnügen; zum Teufel die Politik!“

Als ich mit Iwan Iwanowitsch Puschtschin nach Hause ging, erzählte ich ihm davon, wie uns Gribojedow neulich aufgefordert hatte, in die Kirche zu gehen: „Die Russen pflegen sich in den

Kirchen zu versammeln; sie beten und denken dort russisch. Nur in der Kirche sind wir Russen."

Puschtschin wurde nachdenklich und sagte:

"Vielleicht hat er auch recht."

"Wieso hat er recht? Sie selbst gehen doch nie in die Kirche."

"Sie irren: ich gehe oft in die Kirche."

"Beten Sie auch für den Zaren?"

"Nein; das ist auch unwesentlich."

"Wieso ist es unwesentlich? Der Zar ist ja das Oberhaupt der Kirche."

"Nicht der Zar, sondern Christus."

"Anderswo ist es Christus, bei uns aber der Zar."

"Warum bei uns?"

"Weil die russischen Kaiser das Oberhaupt der Kirche sind."

"Wo haben Sie das her?"

Ich erzählte ihm, wo ich es her hatte. Er erstaunte.

"Es ist höchst merkwürdig. Warum weiß es aber niemand?"

"Ja, wir wollen die Autokratie stürzen und wissen selbst nicht, worauf sie steht."

Wir schwiegen eine Weile. Dann sagte ich:

"So stehen die Dinge, Iwan Iwanowitsch. Es ist daher besser, wenn wir in den Schusterklub und nicht in die Kirche gehen. Sonst ist es eine Gotteslästerung. Was dem Volke ein Heiligtum ist, ist uns Schnuppe, wie es im Rylejew'schen Liedchen heißt..."

"Oder ein 'trockenes Huhn'," bemerkte Puschtschin lächelnd.

"Wieso ein trockenes Huhn?"

"In Moskau," erklärte er mir, "erzählte mir ein Mann, daß er einmal eigens nach Kiew reiste, um den Geschmack von Heiligenreliquien zu versuchen. Als ich ihn fragte, wie sie ihm schmeckten, antwortete er: 'Wie ein trockenes Huhn, weder Saft noch Geschmack.'"

Anfangs begriff ich es nicht; später mußte ich aber so lachen, daß ich beinahe ersticke; Puschtschin sah mich erstaunt an und sagte:

"So ist es, wir kauen Heiligenreliquien wie ein trockenes Huhn!"

Den 11. Juli. Bulgarin und Gretsck sind die Herausgeber der gemeinen "Blätter für Literatur". Dieses Pärchen ist im "Irrenhaus" von Wojeßkow wie folgt verewigt:

Neben Gretsck, in gleicher Zelle,
Sitzt mit Schaumbedecktem Mund
Herr Bulgarin, sein Geselle,
Bissig wie ein toller Hund.

Gretsch und Bulgarin sind alle beide Hunde: sie machen ganz öffentlich die gemeinsten Dinge und blicken dabei alle mit unschuldigen Augen an.

„Ist es wahr, daß Gretsch im Dienste der Geheimpolizei steht?“ fragte neulich Rnlejew.

„Unsinn! Er bot sich der Geheimpolizei an, man wollte ihn aber nicht nehmen,“ erwiderte Bulgarin.

Und bald darauf, als er etwas angeheitert war, fing er an, Gretsch zu umarmen und abzuküssen.

„Mein lieber Gretsch, ich begreife ja vollkommen, daß du, als treuer Untertan, die Pflicht hast, alles bei der Behörde anzuzeigen. Du mußt aber mich, deinen alten Freund, jedesmal darauf vorbereiten, damit ich meine Maßregeln treffen kann.“

„Wenn die Revolution kommt, werden wir dich, Bulgarin, auf deinen eigenen ‚Blättern für Literatur‘ köpfen!“ warnte ihn Rnlejew.

„Wofür denn, meine Herren? Ich bin ja ebenso liberal gesinnt, wie ihr. Mein Vater war ein toller Republikaner und kam nach dem Polnischen Aufstand nach Sibirien; ich heiße Chaddäus zu Ehren Kosciuskos...“

„Das ist ja alles erlogen, Chaddäus!“

„Ich schwöre es bei den grauen Haaren meiner Mutter!“

„Du hast ja selbst erst gestern erzählt, daß deine Mutter tot ist?“

„Gut, dann schwöre ich es bei der Seele meiner Mutter!“

Gribojedow nennt Bulgarin seinen Kaliban und behandelt ihn mit großer Zärtlichkeit.

„Ich weiß ja, mein Lieber, daß du eine Kanaille bist, doch liebe ich dich wegen deines Verstandes!“

Dabei kugelt er sich vor Lachen, wenn der „große Dichter“ erzählt, wie er Napoleon während des Überganges über die Beresina das Leben gerettet hat.

Als wir neulich bei Bulgarin soupierten und etwas zu viel Champagner getrunken hatten, sangen wir zuerst unanständige und dann aufrührerische Lieder. Seine Wohnung liegt zur ebenen Erde in der Offizierskaja, unweit der Polizeiwache. Bulgarin lief jeden Augenblick ins Nebenzimmer, um nachzuschauen, ob nicht ein Revier-aufseher auf den Balkon geklettert sei, um zu horchen.

„Ich bin nicht feig, meine Lieben, ich habe es bei Leipzig bewiesen, wo ich verwundet wurde...“

„Wo wurdest du denn verwundet?“

„Auf der Brust.“

„Und nicht hinten?“

„Nein, ich schwöre es bei den grauen Haaren meiner Mutter, daß es auf der Brust war! Ich bin nicht feige, doch fürchte ich zwei Dinge: den blauen Kittel eines Gendarmen und den roten Rock der Tante...“

Die „Tante“ war seine Schwiegermutter, oder vielleicht nur eine Tante seiner Frau, eine alte Kupplerin, die ihn oft so verprügelte, daß er eine blaue Brille tragen mußte, um seine blaugeschlagenen Augen zu verdecken. —

Mit diesen beiden Spitzbuben verbindet uns die intimste Freundschaft. Es fehlt nur noch, daß wir sie in die Geheime Gesellschaft aufnehmen.

Wie sind sie nur in unseren Kreis hereingeraten? Wofür haben wir sie so lieb gewonnen? Puschtschin sagt, daß diese Vorliebe für jede Schweinerei eine angeborene Eigenschaft aller Russen sei.

Als einer meiner Freunde geisteskrank wurde, behauptete er immer und überall, daß es stinke. So scheint es auch mir, daß es überall nach Bulgarin stinkt.

Doch vierzigtausend Bulgarins könnten mich nicht von meiner Überzeugung abbringen, daß die Wahrheit auf unserer Seite ist. Wir erniedrigen aber diese Wahrheit, indem wir uns selbst erniedrigen.

Gribojedow diente in seiner Jugend bei den Husaren in Brest-Litowsk; einmal versteckte er sich auf dem Chor der Jesuitenkirche. Als die Mönche sich versammelt hatten und die Messe begann, setzte er sich an die Orgel und begann nach den Noten, die dort aufgeschlagen waren, zu spielen; er spielte wunderbar. Plötzlich verstummten die heiligen Weisen, und vom Chore tönte die Kamarinskaja.

Daß es uns nicht ebenso geht: wir beginnen mit einer Messe und können jeden Augenblick mit einer Kamarinskaja enden.

Wir streben nach Blut und bleiben im Schmutz stecken.

Den 12. Juli. Nun sind wir wieder aus dem Schmutz ins Blut geraten.

Gestern war eine Versammlung bei Puschtschin. Rylejew stellte uns mehrere junge Seeoffiziere aus Kronstadt, Leutnants und Schiffs-

fährliche vor. Sie haben eine eigene, von der unfrigen unabhängige Geheime Gesellschaft gebildet.

Es sind ganz junge Burschen, richtige Gelbschnäbel. Alle diese Wassjas, Koljas, Petjas und Mitjas sehen einander auffallend ähnlich.

„Wie leicht ist es,“ spricht so ein Mitja, „in Rußland eine Revolution zu machen. Man braucht nur gefälschte Senatsbefehle zu verschicken.“

„Man nehme irgendein großes Buch,“ sagt Kolja, „mit einem goldenen Siegel und der Inschrift ‚Geseß‘, und zeige es den Regimentern; dann kann man alles erreichen!“

„Man braucht nicht einmal ein Buch,“ wendet Petja ein, „es genügt, wenn man unter Trommelschlägen von Regiment zu Regiment geht: dann fliegt alles zum Teufel!“

Es wurde noch vorgeschlagen, nach der Absetzung des Kaisers den minderjährigen Großfürsten Alexander Nikolajewitsch zum Thronfolger auszurufen und eine Regentschaft einzusetzen; oder die Krone der Kaiserin Jelisaweta Alexejewna anzutragen: in ihrer allbekanntesten Herzengüte werde sie gewiß der Errichtung einer Republik zustimmen; oder schließlich auf dem Kaukasus einen neuen Staat mit der Dynastie der Jermolows zu gründen und von dort aus Rußland zu erobern. Das Wichtigste aber sei, sofort ohne Zeit zu verlieren, irgendwo im Walde eine geheime Druckerei und eine Fabrik für falsches Papiergeld zu gründen.

Mir fiel die Antwort ein, die Graf Potocki gab, als man ihm vorschlug, zum Angeln mitzukommen: „Ich ziehe vor, mich auf eine andere Weise zu langweilen“; ich wollte also weggehen.

Rnlejew brachte aber Leben in die Versammlung, indem er die Rede auf den Zarenmord brachte. Er sagte:

„Es ist eine Schande, wenn fünfzig Millionen Menschen unter dem Joch eines Einzelnen schmachten!..“

„Es ist wahr! Es ist wahr!“ riefen wie ein Mann alle die Koljas, Petjas, Wassjas und Mitjas. „Das ist auch unsere Ansicht! Wir sind alle von Tatendrang erfüllt! Man muß das Böse vernichten und frei werden!“

„Man muß die Freiheit mit dem Blute erkaufen!“

„Seinen letzten Blutstropfen freudig dem Vaterlande opfern!“

„Sich wie Curtius in den Abgrund stürzen, wie Fabius dem Tode weihen!“

„Meine Herren, ich will die Verantwortung auf mich laden,“ rief plötzlich der allerjüngste dazwischen; er hatte kornblumenblaue Augen und rosige Wangen mit leichtem Flaum, wie ein Pfirsich; er war besonders elegant gekleidet und schien ein echtes Mutter-söhnchen. „Ich bin bereit, der Régicide zu sein. Ich kann aber nicht kaltblütig morden, denn ich habe ein zu gutes Herz: ich werde zwei Pistolen nehmen; mit der einen erschleße ich ihn, und mit der anderen mich selbst. So wird es kein Mord, sondern ein tödlicher Zweikampf sein.“

Ein anderer, der etwas älter schien, erklärte uns, wie man es machen sollte; er sprach von diesem lustigen Spiel mit einem Lächeln, das ich, wenn ich auch hundert Jahre lebe, nie vergessen werde:

„Nichts ist leichter, als den Kaiser im Palais oder bei einem Ausgange zu ermorden: man bringt im Griffe des Degens eine winzige Pistole an und schießt, während man den Degen neigt.“

Er nahm Papier und Bleistift und entwarf den Degengriff mit der Öffnung, in der die kleine Pistole, wie man sie Kindern zu Weihnachten schenkt, verborgen werden sollte.

„Die Kugel muß natürlich auch sehr klein sein; man muß gut zielen und ihn entweder ins Auge oder in die Schläfe treffen; man kann auch die Kugel vergiften, und dann ist die kleinste Verletzung tödlich.“

Darauf sprachen wieder alle durcheinander: es genüge nicht, den Kaiser allein zu töten, man müsse das ganze Geschlecht ausröten.

„Alle müssen vernichtet werden, ohne Ansehung des Geschlechts und des Alters!“

„Niemand darf verschont werden!“

„Selbst ihre Asche muß in alle Winde gestreut werden!“

„Das nenne ich tapfere Burschen!“ begann Rylejew zu prahlen, als alle gegangen waren. „Aus solchen Leuten sollte man die ‚todgeweihte Kohorte‘ bilden!“

„Nein, man sollte ihnen einfach die Hemdchen hochnehmen und sie ordentlich durchhauen!“ brummte Kachowskij. „Diese Milchbärte sprechen auch schon vom Blutvergießen.“

„Wie denken Sie darüber, Fürst?“ fragte mich Rylejew.

„Wissen Sie, wie man das, was wir tun, nennt?“

„Wie?“

„Kindererschändung.“

Ich glaube, er hat mich nicht verstanden. Als ich fortging, fragte er alle, warum ich ihm zürnte.

Ja, es ist eine Kinderchändung. Es ist gemein, zu morden, aber noch gemeiner ist es, vom Morden zu sprechen, während man weiß, daß man es doch nie tun wird.

Es ist wirklich sehr leicht, den Kaiser zu töten: man trifft ihn oft in Zarstojes Sjjelo bei Wachtparaden, Ausgängen und auf der Straße allein, ohne jede Bewachung. Man könnte ihn vielleicht auch wirklich mit einer Kinderpistole erschießen. Und doch werden wir es nie tun. „Das Herz wird es nicht zulassen, die Hände werden sich nicht erheben.“

Sind wir vielleicht doch feig? Nein, wir sind nicht feig. Ich kannte einen tapferen Hauptmann; in der Schlacht, während die Kanonentugeln um ihn nur so herumflogen, blieb er ruhig wie am Schachbrett; und doch räumte er jeden Abend vor dem Schlafengehen sein Handtuch fort, damit es ihm nicht in der Nacht als Gespenst erscheine. So geht es auch uns mit dem Zaren: wir wissen nicht, ob wir ein Gespenst oder ein Handtuch vor uns haben.

Wieder fiel mir Sophies schrecklicher Traum ein, wie ich mich mit einem Dolche auf den Toten stürzte, um ihn zu ermorden. Ich habe auch sein lebendes Gesicht über ihrem Sarge gesehen. Und es war noch mehr tot als das ihrige.

Es wäre eine Gemeinheit, jetzt aus der Gesellschaft auszutreten. Aber noch gemeiner ist es, mit solchen Gedanken bei der Gesellschaft zu bleiben. Ich will nicht Heiligenreliquien wie ein trockenes Huhn fauen, ich will nicht Kinder schänden, ich will nicht die Messe mit der Kamarinstaja, Blut mit Schmutz vermengen.

Den 13. Juli. Ich erklärte Rylejew meinen Austritt aus der Geheimen Gesellschaft. Er glaubte anfangs, daß ich scherze; als er aber sah, daß ich Ernst machte, wurde er grob und verlangte Erklärungen von mir. Ich hoffte schon, daß es zu einem Duell kommen würde. Puschtschin mißte sich aber ein und brachte die Sache in Ordnung. Auch Rylejew wurde plötzlich kleinlaut, verstummte und wandte sich traurig und gekränkt von mir ab.

Er tut mir leid. Er sieht, daß die Sache schlecht steht, und doch sucht er sich Mut einzulösen. „Wenn alle die Gesellschaft verlassen,“ sagte er neulich, „so werde ich sie als in meiner Person doch noch fortbestehend betrachten.“

Vielleicht hat er auch recht: selig ist, der da glaubt.

Den 14. Juli. Kossowitsch erzählte mir von der Geistlichen Vereinigung der Tatarinowa. Er sagte:

„Ich werde in meinem Herzen das Zeugnis dafür bewahren, daß die prophetischen Worte Jekaterina Silippownas eine Gabe des tröstenden Heiligen Geistes sind. Der Herr hat ihr eine Macht über mich verliehen. Sie hilft mir meine Leiden zu ertragen, nährt und belebt meine Seele. Sie ist wahrlich meine mir von Gott gegebene Mutter. Ich bin zu ihr wie in ein Vaterhaus, wie ein Kind zur Mutter gekommen.“

Jekaterina Silippowna hat neulich einen Traum gehabt, der für mich armen Sünder bedeutungsvoll sein soll. Sie beauftragte Kossowitsch, mir ihren Segen zu überbringen.

Er will, daß ich einmal mit ihm zu ihr gehe: „Ein einziges Wort von Mamachen wird Sie schneller als alle Arzneien gesund machen.“

Vielleicht gehe ich auch wirklich hin. Ist es denn nicht ganz gleich, ob ich in den Englischen Klub, zu einem Abendessen bei Bulgarin oder in die Philadelphische Gesellschaft gehe?

Den 15. Juli. Ich war heute mit Kossowitsch bei der Tatarinowa.

Am äußersten Ende der Stadt, an der Moskauer Landstraße, stehen am Rande des alten Fichtenwaldes drei aus Holz gezimmerte Landhäuser. Die Tore sind immer verriegelt, ein hoher Zaun aus nach oben zugespitzten Balken umgibt die Häuser, die noch außerdem von wütenden Kettenhunden bewacht werden; das Ganze sieht halb wie ein Kloster und halb wie ein Zuchthaus aus. Innen gibt es unzählige finstere Treppen und Korridore. Die Zimmer gleichen Kapellen: man sieht eine Menge von Heiligenbildern, Kirchenfahnen, Kronleuchtern und Kerzen. Im großen Saal ist auf der Decke der Heilige Geist in Gestalt einer Taube gemalt; ein großes Wandgemälde vom Akademieprofessor Borowikowskij stellt das heilige Abendmahl dar.

Frau Tatarinowa empfing uns in ihrem Schlafzimmer, einer engen Zelle, wo es nach Arzneien, Weihrauch und Moschus roch. Obwohl wir jetzt Juli haben, war das Zimmer überheizt. Eine Menge Leute drängten sich in dem kleinen Raum; der Geheimrat und Departementsdirektor im verflorenen Ministerium meines Onkels, Wassilij Michailowitsch Popow; der Staatsrat und Direktor der Philanthropischen Gesellschaft, Martin Stepanowitsch Pilezkij; der Stabs-

Kapitän Gagin; der Leutnant a. D., Neffe des Generalgouverneurs und mein ehemaliger Nebenbuhler bei der Tänzerin Istomina, Aljoscha Miloradowitsch; der Kommandeur des Leibgardejägerregiments, Generalmajor Golowin; der alte Kanzleidiener oder Schreiber Lochwizkij; ein Fräulein Piper, Haushälterin bei Frau Sagriaschtsaja; die Waschfrau Luterja; und die „blöde Praskowja“, eine Bettlerin vom Kirchenportal.

Am interessantesten war aber Nikituscha. Der ehemalige Soldat und Musiker am Ersten Kadettenkorps und nun für seine Prophezeiungen zum Titularrat beförderte Nikita Iwanowitsch Sjodorow ist neben Mamachen der erste Lehrer und Prophet der Gesellschaft. Es ist ein unansehnliches altes Männchen in schmierigem Frack, mit dem Stanislausorden im Knopfloch und einem Messingring im Ohr. Er sieht ganz wie ein alter Polizeisoldat aus. Er kann kaum lesen und schreiben, ist aber dabei ein vorzüglicher Musiker und komponiert geistliche Gesänge nach dem Vorbilde russischer Volkslieder.

Nikituscha saß auf einem niedrigen Schemel zu den Füßen Mamachens und kimperte auf einer kleinen Harfe.

Frau Tatarinowa lag wie eine Kranke hingestreckt auf einem Ledersofa. Sie hat ein ausgemergeltes, hageres Gesicht von brauner Hautfarbe. Auf der Oberlippe hat sie einen leichten Anflug von einem Schnurrbart. Sie erinnert halb an eine alte Zigeunerin und halb an die Mutter Gottes Odigithria, deren Bild über ihrem Bette hängt. Sie hat durchsichtig gelbe Augen, die wohl im finstern wie bei einer Katze leuchten. Ich habe noch nie eine Frau mit so ausgesprochen männlichen Augen gesehen. Dieses Männliche im Weiblichen ist bei ihr recht anziehend.

Sie benimmt sich höchst vornehm: sie ist eine geborene Baronesse Bughedden und hat ihre Erziehung im Smolnjsk-Kloster genossen; sie spricht französisch besser als russisch.

„Wenn es Ihnen in unserer Philadelphischen Gesellschaft nicht gefällt,“ sagte sie mit großer Würde zu mir, „so bitten wir Sie inständig, über uns nichts zu verbreiten: die Welt hat auch so genug Stoff zum Lästern.“

Dann sagte sie mir ins Ohr mit einem so freundlichen Gesichtsausdruck, als ob wir alte Freunde wären:

„Ich weiß, daß Sie von einem schweren Leid bedrückt sind; hoffen Sie aber auf den Herrn...“

Ich fürchtete, daß sie gleich das Gespräch auf Sophie bringen würde; hätte sie das getan, so wäre ich sofort weggegangen. Sie hatte aber wohl selbst begriffen, daß sie davon nicht sprechen durfte; sie schwieg eine Weile und fuhr dann fort:

„Die menschlichen Herzen gleichen jenen Bäumen, die ihren heilenden Balsam nicht eher von sich geben, als sie selbst von einem Eisen verwundet werden.“

Schließlich fragte sie mich ganz ohne Umschweife und beinahe grob (was mir übrigens gefiel), ob ich an Gott glaube. Als ich die Frage bejahte, sagte sie:

„Ich weiß nicht, Fürst, ob Sie es auch schon bemerkt haben, ich bin aber schon längst zur Einsicht gekommen, daß nur diejenigen Gott verleugnen, die kein Interesse an seiner Existenz haben.“

„Oder vielleicht,“ fügte ich hinzu, „die ein Interesse daran haben, daß Er nicht existiere.“

„Das meinte ich eben!“ sagte sie und neigte tief den Kopf, wohl zum Zeichen ihrer vollständigen Übereinstimmung.

Als sie merkte, daß ich darüber staunte, wie respektlos Nikituschka den General Golowin behandelte, während ihm dieser mit großer Achtung begegnete, sagte sie französisch mit einem feinen Lächeln zu mir:

„Man soll nicht darüber staunen, daß die geistlichen Phänomene heutzutage hauptsächlich bei den niederen Gesellschaftsklassen auftreten; denn die höheren Klassen, die vom Zauber der europäischen Bildung, d. h. des verfeinerten Dienstes dieser Welt und ihren Lüsten geblendet sind, haben nicht Zeit, sich seligmachenden Meditationen hinzugeben. An wem wurden denn, als der Siegeszug des Christentums begann, die ersten Wirkungen des Heiligen Geistes wahrgenommen? Doch nicht an den Ältesten, Lehrern und Hohepriestern, sondern an den Geringsten, an einem verachteten und geknechteten Volke.“

Dann legte sie mit mütterlicher Zärtlichkeit ihre Hand auf Nikituschkas Haupt und schloß russisch:

„Der unsaßbare Vater der Welt hat einst Fischer und geringe Leute erwählt, um die Weisen dieser Zeit zu beschämen; so wohnt er auch heute bei ihnen. Was denkst du darüber, Nikituschka?“

„Ja, so ist es, Mamachen! Erlauben, Erzellenz, daß ich Ihnen die Hand küsse! Was töricht ist vor der Welt, das hat Gott

erwählet, daß er die Weisen zuschanden machte.' Wie es auch in unserem Liedchen heißt:

Ach ihr Bauern, meine Lieben!
Ihr seid dumm wie Runkelrüben;
Doch bei euch, ihr armen Narren,
Wohnt der Heiland, Jesus Christ!"

begann er plötzlich mit seiner hohen Stimme zur Harfe zu singen. Die Waschfrau Luterja, die blöde Praskowja, Fräulein Piper, der Kanzleidiener Lochwitzkij, der Staatsrat Pilezkij, der Geheimrat Popow und der Generalmajor Golowin sangen mit.

Mir fielen die Worte Gribojedows von der Kluft, die uns vom gemeinen Volke trennt, ein. Hier trennte uns aber nichts von diesem Volke. Vielleicht führt auch wirklich dieser Weg zum Heil und zur Vereinigung des Unvereinbaren?

„Nun, was sagen Sie dazu?“ fragte mich Kossowitsch, als wir Mamachen verließen.

„Sie ist geſcheit,“ sagte ich, „außerordentlich geſcheit.“

Der Alte schüttelte den Kopf und sagte:

„Sie schreiben, Fürst, dem menschlichen Verstande Dinge zu, die von der göttlichen Weisheit ausgehen.“

Ob sie wirklich von Gott kommen, weiß ich nicht. Jedenfalls ist sie ein wirklich hellseherisches Frauenzimmer.

Den 19. Juli. Nun habe ich mich wirklich gewöhnt, Mamachen zu besuchen. Ich dachte anfangs, daß ich darüber lachen würde, es ist mir aber ganz unheimlich zumute. Ich weiß noch immer nicht, ob es Weisheit oder Wahnsinn, etwas heiliges oder Teufliches ist. Vielleicht ist es auch beides zusammen? Auch in Nikituschts Liedern sind die Texte heilig, während die Melodien so ausgelassen lustig sind wie die Tanzweisen der Hexen beim Sabbat. Mamachens Kinder tanzen zu diesen Weisen, und das soll ihr Gottesdienst sein.

„Den Gottesdienst verrichten, heißt sich freuen,“ erklärte mir Kossowitsch. „Es ist ein geistlicher Ball, und das Herz schwelgt in Vorahnung des Hochzeitsmahls, bei dem die jungfräulichen Seelen frohlocken. Auch König David tanzte vor der Lade des Bundes. So tanzen auch wir, wie glückselige Kinder, vom neuen Wein berauscht und die Weisheit dieser Welt und alle Anstandsgesetze mit den Füßen tretend. Als Arzt will ich Ihnen aber noch Folgendes sagen, Fürst: dieser heilige Tanz, den ich einen geistlichen

Walzer nenne, ist als Bewegung der Gesundheit höchst zuträglich, denn er bewirkt eine so starke Transpiration, daß wir uns nachher leicht und beweglich wie kleine Kinder fühlen.“

Das mag ja alles stimmen, und doch kommt es mir so unheimlich vor.

Nikituschka sang neulich ein merkwürdiges Lied:

Auf dem siebten Himmel tanzt
Jesus Christus, tanzt und singt!
Er hat Saffianstiefel an
Schön gestickt und reich verziert . . .

In diesen beinahe unsinnigen Worten verbindet sich eine gewisse heilige Verzücung mit der ausgelassenen Stimmung einer Brantweinschenke. Ich sah, wie der Geheimrat Wassilij Michailowitsch Popow plötzlich von heftigen Zuckungen befallen wurde; er bewegte Beine und Arme, und es schien, als ob er gleich wie bei einem Hexensabbat tanzen würde.

Ich wollte lachen und zugleich graute es mir; es war jener „feine Frost“, von dem die Mystiker sprechen.

Den 20. Juli. Geheimrat Popow erklärte neulich vor allen:

„Ich habe, Mamachen, die Absicht, Stiefel zu puhen, was ich als göttlichen Willen hinnehme; ich schäme mich aber...“

„Warum schämst du dich, mein Freund?“

„Was wird mein Diener Proschka dazu sagen?“

„Du mußt dich demütigen, Wassija,“ riet ihm Nikituschka.

„Ich war am Samstag mit Martin Stepanowitsch im Dampfbade,“ fuhr Popow fort. „Wir übergossen uns dreimal mit kaltem Wasser: im Namen des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes. Da sagte Martin Stepanowitsch: ‚Ich will dich, Wassija, noch einmal begießen.‘ Er nahm den Eimer und begoß mich noch einmal im Namen der heiligen Jungfrau. Sofort wurde in meinem inneren Himmel eine Schleuse aufgetan, und ich wurde von einem reinen Strome überschwemmt. Und da fühlte ich, wie die heilige Mutter Gottes den Astralleib meiner Seele in ihren eigenen Mondleib verwandelte und wie in der Nacht Saturns das Licht der Allweisheit erstrahlte...“

Martin Stepanowitsch Pilezkij bestätigte diese Mitteilung in vollem Umfange.

Auch der Kanzleidiener hatte neulich ein Wunder erlebt, worüber er wie folgt berichtete:

„Ich war neulich beim Vorsteher des Kaufmannsstandes Galaktion Iwanowitsch, der gerade Namenstag hatte, zu Besuch und merkte plötzlich, daß ich eine ganz durchlöcherter Hose anhatte. Ich schämte mich und wollte mich zudecken. Da rief mir eine innere Stimme zu: ‚Bedecke dich nicht, denn darin ist dein Ruhm!‘ Und plötzlich überfiel mich ein angenehmes mystisches Grauen, von dem mein ganzes Wesen erbebte.“

Das Gespräch kam auf die neuentdeckten wundertätigen Gebeine des heiligen Theodosius von Totjma. Der Stabskapitän Gagin sagte:

„Der weise Newton, der die Mathematik mit der Physik vereinigt hat, ist gestorben und verfault; doch unser einfacher und einfältiger Russe ist heute nach zweihundert Jahren noch so frisch, als ob er erst eben gestorben wäre!“

Alle begannen nun über den eiteln Menschenverstand zu spotten, dessen Licht dem eines vermoderten Stückes Holz gleiche.

Popow schielte mich von der Seite an. Er hat ein bleiches, blutleeres Gesicht und die blaßblauen Augen „eines verendenden Kalbes“ (wie einmal eine Dame über Speranskij gesagt hat), in denen aber Funken höllischen Feuers sprühen.

„Manche Leute,“ sagte er, „sinken heute förmlich vor Gelehrsamkeit und prahlen dabei mit diesem Gestank. Man sollte ihnen ordentlich die Fußsohlen rösten und ihr Fleisch strafen, damit der Geist gerettet werde.“

Habe ich vielleicht schon selbst das Delirium? Mamachen ist ja eine kluge Frau. Warum leidet sie es denn? Oder zieht sie daraus ihren Vorteil?

Ach ihr Bauern, meine Lieben,
Ihr seid dumm wie Runkelrüben! . . .

Ich muß aber gestehen, daß die Sache mir doch etwas anrühlich vorkommt.

Den 21. Juli. Aljoscha Miforadowitsch erläuterte mir heute die geheimnisvolle Lehre vom leidenschaftslosen Kusse:

„In diesem Kusse teilt ein Mensch dem anderen eine magische Tinktur zur Zeugung von Nachkommenchaft, wie Adam im Paradiese, mit. Obwohl diese Tinktur heutzutage durch grobe Kanäle mitgeteilt wird, kann in der himmlischen Liebe der übernatürliche Zustand, bei dem die Kinderzeugung nicht durch die von den Natur-

gelesen bestimmte fleischliche Vermengung, sondern durch einen leidenschaftslosen Kuß stattfindet, erreicht werden.“

Der arme Aljoscha! Der übernatürliche Zustand hat ihm bereits die Schwindsucht eingebracht.

Von seinem Burschen, dem Soldaten Sedul Petrow, zur Skopzen-Sette bekehrt, verliebte er sich in die „Mutter Gottes“ der Sekte, die aus Lebedjanj stammende Kleinbürgerin Katassanowa, eine ganz gemeine Dirne, und wollte selbst Kastriat werden.

Als man dies bei Hofe erfuhr, gerieten alle alten Tanten außer sich: der Leutnant der Leibgarde und Neffe des Generalgouverneurs, der schöne Aljoscha — ein Skopze! Das war wirklich unerhört. Die Sache kam vor den Kaiser, und der Führer der Skopzen-Sette, Kondratij Sseliwanow wurde daraufhin aus Petersburg abgeschoben.

Als Aljoscha mit seinen Ausführungen über den leidenschaftslosen Kuß zu Ende war, fragte ich:

„Glauben Sie selbst daran?“

„Ja, ich glaube es. Warum nicht? Gibt es denn nicht auch in den Sakramenten der christlichen Kirche viele Dinge, die man nicht mit der Vernunft erfassen kann?“

„Gewiß. Erinnern Sie sich, Aljoscha, an Istomina? An die Bälle bei den Wjasemskijs? Wie wunderbar Sie doch Mazurka getanzt haben!“

„Warum soll ich noch an diesen Wahnsinn denken?!“

Er schlug die Augen nieder, lächelte plötzlich wie vor Jahren, und auf seinen blassen Wangen erschienen zwei rosige Flecken.

„Nein,“ sagte er, „ich sehne mich nicht nach all diesen Dingen zurück. Sie sprechen, Fürst, von den Bällen; die geistlichen Versammlungen sind mir aber lieber als alle Bälle!“

Der arme Aljoscha!

Den 22. Juli. Sind wir vielleicht alle in unser Mamachen, wie Aljoscha in seine Gottesmutter, verliebt?

„Mamachen! Mein Täubchen! Nimm mich hin!“ girrt wie ein Täuberich der rotbackige und dickbäuchige Stabskapitän Gagin.

„Mein Kindchen,“ tröstet ihn Mamachen, „ich liebe und bemuttere dich, wie nur eine Mutter ihr Kind lieben kann. In unseren Herzen wohne einzig das Herz Jesu Christi!“

Generalmajor Golowin, der einst sein Sanagorisches Regiment in das mörderische Feuer der Schanzen von Bagration geführt

hatte, lag jetzt Mamachen zu Füßen, wie ein von einer Taube gezähmter Löwe.

Sie ist alt, ausgemergelt und gleicht mehr einer Leiche als einem lebenden Menschen; und doch kann ich es begreifen, daß man sich in sie verlieben kann. Es ist eine süße und wollüstige geistliche Blutschande: die Kinder sind sämtlich in ihre Mutter verliebt.

Ich fühle, daß ich leicht in den Bann dieser gelben Katzenaugen geraten und mich nach ihnen ebenso sehnen kann, wie sich ein Trinker nach einem Glas Wein sehnt.

Den 23. Juli. Treffend sagte von den Mönstikern der Mönstiker Sabjin: „Diese Herren wollen zu Gott durch eine Hintertüre gelangen.“ Er sagte auch: „Ihre göttliche Weisheit riecht zu sehr nach Menschenschweiß.“

Den 24. Juli. Nifituschka hatte eine Prophezeiung:

Wie verhütet man den Schaden?
Rußland muß im Blute baden!

Auch die blöde Praskowja hatte eine Prophezeiung:

Ich begrab' den großen Zaren
In der kühlen, feuchten Erde . . .

Als Kossowitsch es mir erzählte, erbleichte ich. Er hat es wohl auch bemerkt.

Was für ein Zar, was für ein Blut ist hier gemeint?

Und wenn die Prophezeiung in Erfüllung geht? Wenn sich die beiden Geheimen Gesellschaften vereinigen?

Den 25. Juli. Generalmajor Golowin sprach von den Verfolgungen, die die Philadelphische Kirche zu erleiden hat, und sagte: „Der Teufel selbst hat sich in den Herzen aller Mitglieder der höchsten Regierung eingenistet!“

Ich hörte ihm gespannt zu und sagte mir: Nicht umsonst wollten einst die Herausgeber des „Zionsboten“ die Verfassung im Namen Christi erreichen.

Ich brachte das Gespräch auf Politik. Doch Mamachen unterbrach mich mit den Worten:

„Unsere Hoffnungen liegen außerhalb der Grenzen dieser eitlen Welt, wo die Leiden nützlicher sind als die Freuden; daher vermeiden wir auch alle Betrachtungen über politische Angelegenheiten.“

So bin ich aus der einen Geheimen Gesellschaft in eine andere hineingeraten: in der einen gibt es Menschen ohne Gott, in der

anderen einen Gott ohne Menschen. Ich stehe aber zwischen dem einen Wahnsinn und dem andern, wie zwischen zwei Feuern.

Alles ist wieder so schrecklich unvereinbar!

Den 26. Juli. Der Sommer in Petersburg ist scheußlich. Es ist heiß, staubig, und die Luft ist unerträglich. Aus den Läden riecht es nach Sauerkohl, aus den Neubauten nach Mörtel und Unrat: die Maurer machen es sich auf den Baustellen recht bequem. Mit ohrenbetäubendem Lärm werden schwere Eisenstangen vorübergefahren. Von den Gerüsten fällt weißer Kalkstaub herab. Der wolkenlose Himmel ist wie ein glühendes Kupferblech.

Ich irre durch die Straßen wie im Traume. Wenn ich zur Besinnung komme, weiß ich selbst nicht, wer ich bin, woher ich komme und wohin ich gehe. Der Kopf schwindelt mir, die Füße sind wie gelähmt, ich fürchte jeden Augenblick hinzufallen.

Neulich sah ich in der Sechsladenstraße einen betrunkenen Malergesellen, der auf einem Brett, das auf Stricken hing, saß und eine Mauer tünchte; als das Brett heruntergelassen wurde, schaukelte er darauf und schien zu tanzen. Als ich ihn ansah, mußte ich lachen, so daß mich alle Passanten erstaunt anblickten. Ich dachte an den Geheimrat Popow, der zu Nikituschkas Weise tanzte:

Er hat Saffianstiefel an
Schön gestickt und reich verziert! . . .

Ich lache und lache; vielleicht lache ich so lange, bis ich das Delirium bekomme.

Den 27. Juli. Der Maler Borowikowskij ist ein gutmütiger alter Kleinrusse; ich glaube auch, daß er entsetzlich säuft. Er verschleppte mich neulich in ein Restaurant, um „mit Rum“, d. h. Tee mit Rum zu trinken.

Als er etwas angeheitert war, begann er mir zu beweisen, daß „die Gottheit die höchste Schönheit sei“, und daß er in seiner Kunst dieser Schönheit diene; doch verstehe ihn niemand. Er beklagte sich über die Brüder von der Philadelphischen Gesellschaft.

„Keiner von ihnen ist mir gegenüber aufrichtig, und keiner liebt mich; wo es aber keine Liebe gibt, dort gibt es nichts. Zum Beispiel dieser Herr Pilezkij; er sagt*) mir das Herz wie mit einer Säge entzwei, so daß ich ganz entmutigt werde. Und dann der Geheimrat Popow . . .“

*) Pila = russisch Säge.

über diesen erzählte er mir so tolle Sachen, daß ich gar nicht weiß, ob ich ihm glauben soll. Wenn ich aber an die gelben Augen, die im Finstern wie bei einer Kaße leuchten, denke, bin ich bereit, ihm alles zu glauben.

Popow hat eine Tochter Ljuba, ein fünfzehnjähriges Mädchen, das die Philadelphischen Mysterien verabscheut und Mamachen ins Gesicht sagt, sie sei eine alte Hege; der sanfte Fanatiker Popow glaubt aber, daß seine Tochter besessen sei und sucht die Teufel aus ihr auszutreiben, indem er sie schwer mißhandelt, hungern läßt, in einer Kammer versperrt hält und sie so schrecklich mit Ruten schlägt, daß die Wände der Kammer mit Blut bespritzt sind; es ist zu befürchten, daß er sie noch zu Tode peinigt. Alles geschieht aber auf Mamachens Wunsch; sie sagt, es sei Gottes Wille.

Ohne Gott gelangt man zum Zarenmord, mit Gott — zum Kindermord. Ich bin vor Blutvergießen geflohen und bei Blutvergießen angelangt. Die unvereinbare Vereinigung, die Grundlage der beiden Geheimen Gesellschaften ist Blut.

Nein, hier riecht es nicht mehr nach Menschenschweiß!

Es ist das Delirium, das Delirium!

Nun hab ich genug. Ich muß fliehen, solange es nicht zu spät ist.

Den 28. Juli. Nein, ich darf nicht fliehen, ich muß den Kelch bis an die Keige trinken und den Wahnsinn anderer, wenn auch um den Preis meiner eigenen Vernunft, ergründen.

Aljoscha Miloradowitsch hat mir die Lehre der Skopzen über Zar Christus mitgeteilt.

Kondratij Sseliwanow ist mit dem Kaiser Peter III. identisch; zugleich ist er auch der zweite Christus. Ein König über alle Könige und ein Gott über alle Götter. Er wird bald den russischen Thron besteigen, und die ganze Welt wird ihn als Sohn Gottes erkennen.

Diesen Sinn hat also der Satz: „Die russischen Kaiser sind das Oberhaupt der Kirche!“ Jetzt weiß ich, wen wir aus der Kinderpistole erschießen wollten! Es ist nicht mehr das Handtuch, das als Gespenst erscheint, sondern das Gespenst selbst.

Was ich und Tschadajew in unseren Pariser Gesprächen wie in einem hellseherischen Traume vorgeahnt haben, ist in Erfüllung gegangen. Das Unvollendete ist vollendet, das Unausgesprochene ist ausgesprochen, der unvollständige Kreis hat sich geschlossen.

Davor fliehen — hieße die Wahrheit fliehen.

Ich bat Aljoscha, mich zu den Skopzen zu führen.

Den 31. Juli. Ich bin dort gewesen. Ich habe es meinem Onkel Alexander Nikolajewitsch zu verdanken, den sie für ihren Wohltäter halten, daß sie mich freundlich aufnahmen.

„Nun, Fürst, bist du schon eingeführt?“ fragte mich ihr Vorgesänger Grobow.

„Eingeführt“ heißt bei ihnen verschnitten.

Als ich diese Ehre zurückwies, lächelte er mir schlau zu und sagte:

„Ich sehe dir durch und durch, Durchlaucht. Ihr könnt es vor uns unmöglich verheimlichen, daß ihr, unsere Wohltäter, das gleiche wollt.“

„Was wollen wir denn?“

„Daß der Herr auf Erden unbeschränkt herrsche.“

Den 1. August. Auf dem Wassiljewskij-Ofstrow, an der Ecke der 13. Linie und des Kleinen Prospekts steht das Wirtshaus des Kaufmanns Ananjew. Zur ebenen Erde befindet sich das eigentliche Wirtshaus oder richtiger eine Schenke; im oberen Stockwerk liegen die übrigens nicht minder schmutzigen Zimmer für Herrschaften. In einem dieser Zimmer finden unsere Versammlungen statt.

Im Sonnenlicht, das durch die Fenster flutet, summen unzählige Fliegen. Dem riesengroßen Samowar, der auf dem Tische steht, entströmen solche Dampfwolken, daß der Spiegel angelaufen ist. Die Skopzen lieben Tee: bei einer Versammlung trinken sie ein halbes Duzend Samowars aus. Und wenn sie sich vollgetrunken haben, verbreiten sie einen Schweißgeruch, der an den Geruch der Bisamratte erinnert. Die Gesichter sind gelb, voller Runzeln und wie von Wassersucht aufgebläht. Im Anfang kam es mir in dieser Gesellschaft recht unheimlich vor, dann gewöhnte ich mich aber an sie. Es sind ebensolche Menschen wie alle anderen; es fehlt ihnen zwar der Bart, der Schnurrbart und noch manches andere, doch nicht der Verstand. Sie sind geborene Philosophen.

Hier geht es noch viel demokratischer zu als bei Mamachen. Der Wirt selbst, der Kaufmann Ananjew, dann die Kaufleute Miljutin, Nenasjew und Solodownikow sind Millionäre. An ihrer Seite sitzen aber: der mit Semmeln hausierende Kleinbürger Kurilkin; der

aus der Artilleriegarnison desertierte Feuerwerker Iwan Budnigin; der Soldat Sedul Petrow, dem Aljoscha seine Befehlung zum Skopzentum zu verdanken hat; der Kanzlist Duschettschkin im Frack, mit einer Medaille für das Jahr 12. Die Hauptperson ist aber der Hoflakai Kobeljow. Er ist aus dem Ssolomezki-Kloster, wohin er für seine Irrlehre verbannt war, entflohen und lebt in der Hauptstadt auf Grund eines gefälschten Passes. Er ist ein halb blindes und halb taubes altes Männchen; seine Sprache ist schwer verständlich. Er ist im Jahre 1762 in Kopscha gewesen und hat alles „mit eigenen Augen gesehen“. Er bezeugt, daß Kondratij Sseliwanow mit dem Kaiser Peter III. identisch sei.

Dieser Sohn der Allerreinsten Jungfrau Kaiserin Elisabeth ist in Holstein erzogen und daselbst auch verschnitten worden. Seine Gattin, Kaiserin Katharina II., die den Verlockungen der Welt mit ihren teuflischen Lüsten erlag, beschloß, als sie seine Unfähigkeit zum ehelichen Zusammenleben sah, ihn zu töten. Der Kaiser floh aus Kopscha in den Kleidern des an seiner Stelle ermordeten Soldaten. In Moskau wurde er vom Polizeimeister Archarow ergriffen, mit der Knute geschlagen und nach Sibirien verschickt, wo er mit dem Räuber Iwan Blocha, dem ersten Bekenner des Sohnes Gottes, an den Füßen zusammengekettet wurde. Es gelang ihm, wieder zu entkommen; auf der Flucht versteckte er sich in einer Aasgrube, im Korn, in Kellern, in einem Schweinetrog: „Dort hatte ich, der Höchste Gott, den Schweinetrog zum Himmel,“ spricht der Erlöser. Er wurde wieder ergriffen, man kettete ihn am Halse, zerriß ihm mit Zangen den Mund, peitschte ihn so, daß sein Hemd vom Blute durchtränkt wurde, und schleppte ihn von Gefängnis zu Gefängnis. Er sagte: „Ich habe hundert Gefängnisse durchwandert und euch, meine Kinder, gefunden.“

„Dies alles mußte der Schöpfer von der Kreatur erdulden!“ schloß Grobow seine Erzählung. Die Zuhörer seufzten:

„So viel mußte unser Herr für uns leiden, und wir wollen nicht für ihn leiden!“

Sie weinen vor Rührung und schwitzen dabei noch mehr; es riecht so stark nach Bisam, daß es mir davon ganz übel wird.

Aus der Branntweinschenke tönen die Lieder der Betrunknen herüber. Doch der Erlöser spricht: „Ich, der Vater, habe noch viele Kinder in den Straßengräben liegen, und es dauert mich aller Betrunknen!“

Der Vorsänger fährt in der Vorlesung der Glaubensverkündigung fort und enthüllt das letzte Geheimnis des Zaren Christus.

„Der weiße Zar“ heißt eigentlich der „schneeweiß gewordene“ (Ps. 51, 9), d. h. der verschnittene: „Unser Fleisch ist so weiß, wie das Leinentuch des Heilands,“ heißt es in einem ihrer Gesänge.

„Der kaiserliche Purpur ist heute noch vor Blut rot, doch durch das Blut des Lammes wird er schneeweiß werden; dann wird auch der Weiße Zar kommen, und die Sonne und die ganze Welt werden schneeweiß werden.“

„Und dann werde ich,“ so spricht der Erlöser, „alle meine Kinder unter einem Dach versammeln. Die ganze Welt wird sich vor mir verneigen, alle irdischen Könige werden ihre Szepter und Kronen mir zu Füßen legen, und dann wird mein Reich kommen auf Erden, wie im Himmel.“

Es ist ja heller Wahnsinn, und doch erkenne ich darin etwas Bekanntes: dachte denn nicht auch Kaiser Alexander der Benedeite an eine Theokratie, an ein auf kaiserlichen Befehl gegründetes Reich Gottes und an eine heilige Allianz?

Ich muß auch noch an die vom Kaiser beabsichtigte Verzichtleistung — (niemand weiß noch etwas davon, ich habe es aber von Sophie gehört) — denken. Ist diese Verzichtleistung nicht auch eine Passion? Sehnt sich denn nicht ganz Rußland nach einem leidenden Gott?

Den 2. August. „Im russischen Zaren ist der ganze Herr Zebaoth samt Händen und Füßen enthalten,“ so lehren die Skopzen und blicken dabei unschuldig wie die Kinder. Es ist ja auch eine Kinderschändung.

Wer hat sie verbrochen? Wer trägt die Schuld?

Hat sich nicht ganz Rußland an diesem Geringsten versündigt, und muß es nicht die Verantwortung vor Gott tragen?

Den 3. August. Neulich zeigte uns der Deserteur Iwan Budnigin einen alten Silberrubel und ein Fünfzigkopekenstück und fragte:

„Wißt ihr, Kinder, wessen Bildnisse es sind?“

„Ja, wir wissen es: Väterchens und Mütterchens.“

Sie bekreuzten sich und küßten auf dem Silberrubel das Bild Peters III. und auf dem Fünfzigkopekenstück das der Kaiserin Elisabeth, — des Heilands und seiner Mutter.

Den 4. August. Sie verschneiden sich und berauben sich ihrer Männlichkeit, um in weiblicher Liebe zum Zaren und Bräutigam Christus zu erglühen.

Den 5. August. Nicht alles ist bei ihnen Märchen und Delirium; es gibt auch manches Wirkliche.

Im Herbst des Jahres 1805, kurz vor dem Feldzuge von Austerlitz hat Kaiser Alexander I. Kondratij Sseliwanow besucht und mit ihm eine längere Unterredung unter vier Augen gehabt, wobei ihm Sseliwanow den Mißerfolg des Feldzuges vorausgesagt haben soll.

Diese Zusammenkunft wird auch in ihren Liedern besungen:

In der Hauptstadt von St. Peter
Ist ein Wunder heut' geschehen:
Eine Sonne traf die and're,
Traf der offenbare Zar
Den Geheimen am Altar.

„Ich habe mich von allem losgesagt und alles an Alexascha abgetreten,“ sprach der Erlöser.

Bei meinem Onkel, dem Minister, sah ich einmal die vertrauliche Denkschrift „Über die Bildung des Volkes“, die Magnizkij dem Kaiser im vergangenen Jahre 1823 überreicht hat. — „In Rußland müssen der Volksbildung zwei Religionen, — die der ersten und die der zweiten Majestät — zugrunde gelegt werden.“ Diese Stelle habe ich mir noch damals beim Onkel abgeschrieben. Weiter heißt es darin: „Ein treuer Sohn der orthodoxen Kirche kann nur Denjenigen als wahren Gottgesalbten — Χριστός anerkennen, der von der orthodoxen Kirche zum Herrscher gesalbt ist.“

Diesen Sinn hat also die „Religion der beiden Majestäten“: die eine Majestät ist Christus, der König des Himmels, und die andere — Christus, der König der Erde, der Selbstherrscher von Rußland:

Traf der offenbare Zar
Den Geheimen am Altar . . .

Das Unvollendete ist vollendet, das Unausgesprochene ist ausgesprochen, der unvollständige Kreis ist geschlossen.

Den 6. August. Aljoscha Miloradowitsch erhielt vom Hoflakai Kobeljow eine Abschrift der vom Skopzen und Kammerherrn, Staatsrat Alexej Michailowitsch Jelenkij verfaßten Denkschrift über die Errichtung einer theokratischen Regierung in Rußland. Diese Denkschrift wurde im Jahre 1804, kurz vor der Zusammenkunft der

beiden Majestäten durch den Gehilfen des Justizministers, Nikolai Nikolajewitsch Nowossilzew dem Kaiser überreicht.

Kammerherr Jelenstij wollte zur wirkameren Bekämpfung Napoleons eine „Göttliche Kanzlei“ aus Mönchen der herrschenden orthodoxen und Propheten der Skopzen-Kirche gründen. Die Mönche mußten gelehrt und die Propheten „einfältig“ sein, denn „der Segen ruht auf den Einfältigen“. Je ein Mönch und je ein Prophet sollten auf jedes Kriegsschiff und in jede Division der auf dem Kriegsschauplatz befindlichen Armee kommandiert werden, um in schwierigen Fällen durch Weisagungen geheime Ratschläge zu erteilen. Kammerherr Jelenstij selbst sollte sich mit zwölf weiteren Propheten beim Hauptstabe, und „unser Lehrer und das Gefäß des Heiligen Geistes“ (Kondratij Sseliwanow) bei der Person des Kaisers aufhalten. Wenn dies alles geschehe, „so wird der Herr auch ohne große Streitkräfte alle Feinde besiegen und sein geliebtes Rußland beschützen, damit die ganze Welt erfährt, daß Er mit uns ist“.

Kammerherr Jelenstij wurde in die Festung von Susdal verbannt; sein Plan ging aber nach zehn Jahren in Erfüllung: die Göttliche Kanzlei wurde unter dem Titel „heilige Allianz“ ins Leben gerufen.

Den 7. August. Ich sah heute auf der Straße Knylezew.

Wie lange ist das her, wie ferne liegt mir das alles! Es ist wie eine andere Welt!

Ich ging auf die andere Straßenseite hinüber, als ob ich mich vor ihm fürchtete oder schämte. Warum sollte ich mich aber schämen? Habe ich sie denn nicht endgültig verlassen, oder habe ich etwas gegen sie verbrochen?

Wie notwendig sollten sie doch all das wissen, was ich jetzt weiß... Wenn sie es doch begreifen könnten! Sie werden es aber nie begreifen.

Den 8. August. Von 6 Uhr abends bis 6 Uhr früh war ich bei einer gottesdienstlichen Versammlung der Skopzen. Ich wankte jetzt wie ein Betrunkener. Ich glaube, es ist der Anfang einer schweren Krankheit. Gott sei Dank! Die Sache muß doch irgendwie ein Ende nehmen.

Das Höchste Zion ist das einstöckige Haus des Kaufmanns Solodownikow in der Tšlebnj-Gasse bei der Ligowka; das einstöckige, aus Holz erbaute Haus liegt mitten in einem Garten;

oben ist eine Kammer, in der der Erlöser selbst gewohnt haben soll. Über der Türe zu dieser Kammer ist eine goldene Inschrift angebracht: „heiliger Tempel.“ Die Wände in der Kammer sind himmelblau gestrichen. Auf der Decke sind Cherubime gemalt. Den Fußboden bedeckt ein Teppich, in den Engel und Erzengel gewirkt sind. Hier steht auch ein hohes Bett mit einer Decke aus Tüll mit goldenen Quasten. Auf diesem Bette soll einst der Zar und Herr Zebaoth in eigener Person wie auf himmlischen Wolken geruht haben. Da hängt auch sein Bild: er ist ein uralter Greis mit weibischen Gesichtszügen und spärlichen Kopf- und Barthaaren, die einen Stich ins Gelbliche haben. Er ist nach Bauernart geschoren und mit einem teuren morgenländischen Schlafrock bekleidet. Auf seinem Schoße liegt ein weißes, rot und blau geblühtes Tuch, die sogenannte „Decke Gottes“. Die Skopzen küssen das Bild wie ein Heiligenbild, bekreuzigen sich und sprechen: „Gegrüßt seist du, unser Herr und Vater, unsere liebe Sonne!“ Viele behaupten, dabei eine Wärme, wie bei der Berührung mit einem Lebenden, und himmlischen Wohlgeruch zu spüren.

Der Gottesdienst findet unten in zwei großen Zimmern statt; die Fußböden sind hier aus Lindenbrettern und glatt gehobelt; das eine Zimmer ist für die Männer und das andere für die Frauen bestimmt. Die beiden Zimmer trennt ein schmaler Durchgang mit zwei breiten und niederen, dicht am Fußboden einander gegenüber gelegenen Fenstern; hier stand einst ein hoher Sessel, auf dem der Vater thronte und die Betenden segnete.

Männer und Frauen saßen in würdiger Haltung auf Bänken; sie waren alle mit langen weißen Hemden bekleidet. In der linken Hand hielt jeder ein weißes Tuch und in der rechten eine brennende Wachskerze; die Füße waren bloß.

Unter den Frauen befand sich die Muttergottes aus Lebedjanj, die Dirne Afulina Iwanowna Katassanowa, in die Aljoscha verliebt war. Sie ist außergewöhnlich schön; wenn man ihr Gesicht sieht, kann man leicht allen Gerüchten glauben, die über sie verbreitet werden; so soll sie u. a. einer gewissen Sjozla aus Eifersucht die Brüste mit glühendem Eisen „bis auf die Knochen“ verstümmelt haben.

Sie begannen mit lang gedehnten dumpfen Stimmen den Gesang, mit dem jeder Gottesdienst eröffnet wird:

„Königreich, o Königreich, geistliches Königreich! . . .“

In der Männerabteilung trat in die Mitte des Zimmers ein wohlgestalteter, gar nicht wie ein Skopze aussehender Greis; es war der ehemalige Soldat Iwan Plochoj, ein Bote des in Susdal eingekerkerten Väterchens. Alle erhoben sich, bekreuzten sich mit beiden Händen (denn das Gebet ist der Flug der weißen Taube, und der Vogel kann nicht mit nur einem Flügel fliegen) und verneigten sich dreimal vor ihm. Er begrüßte die Anwesenden, indem er sich bis zum Boden verneigte, und begann Geschenke des Väterchens zu verteilen: es waren Brotrinden und Reste vom kaiserlichen Tisch, kleine Heiligenbilder aus Email und Reliquien, d. h. Amulette mit abgeschnittenen Haaren und Nägeln, kleine Gläschen mit Wasser, in dem sich Väterchen die Füße gewaschen hatte, und Sehen von seinen alten Hosen. Diese Geschenke wurden von allen mit solcher Andacht entgegengenommen, daß es offensichtlich war, daß sie ihn wirklich für den Herrn Zebaoth „samt Händen und Füßen“ hielten.

Dann sprach der Bote, so laut, daß man ihn in den beiden Abteilungen hören konnte, die Worte, die er von Väterchen zu bestellen hatte:

„Ich bin wohl und lustig, spricht der Vater, und schmachte nur mit meinem Körper in der Gefangenschaft; mein Geist ist aber immer bei euch, meine Kinder. Ich werde euch nie verlassen; ihr seid meine geliebtesten Waisenkinder!...“

Der Alte kam vor Rührung nicht weiter und begann zu weinen. Auch die Versammelten brachen in Tränen aus. Das Weinen wurde zum Heulen, Schluchzen und ging allmählich in einen wilden und traurigen Gesang über, wie man ihn im Dorfe bei Beerdigungen hört:

Unser Licht und heller Sonnenschein,
Unser Herr und teures Väterchen!
Hast verlassen deine Kinderchen,
Bist entschwunden in ein fernes Land.

Ich weiß nicht, ob es nur meine Nervosität, oder die Wirkung dieser herzerweichenden Töne war, — auch ich konnte mich kaum der Tränen enthalten. Wie man auch in der Lüge ein wahres Wort vernehmen kann, so hörte ich in dieser Raserei das Gebet: *adveniat regnum tuum*; es klang gleichsam aus der Hölle herauf.

Endlich hörte das Schluchzen auf, und alle flüsterten einander die frohe Botschaft zu:

„Unser liebes Väterchen ist nicht mehr fern. Er ist schon aus dem Kerker befreit und wird bald erscheinen!“

„Er wird erscheinen! Er wird erscheinen!“ ging durch die Versammelten ein freudiges Geflüster, und es klang wie das Rauschen des Frühlingswindes im Walde.

Die Gesichter wurden heiter, und plötzlich dröhnte das ausgelassene Tanzlied:

Bei uns am Don in jedem Hause
Ist Herr Heiland selbst zu Hause!

Sie sangen und klatschten mit den Händen und schlugen sich auf die Knie und Schenkel; sie stampften im Takt mit den Füßen und atmeten schwer und abgerissen wie aus einer Brust.

Bei uns am Don in jedem Hause
Ist Herr Heiland selbst zu Hause,
Mit den Engeln
Und Erzengeln.

Plötzlich verstummten alle, und in der Stille erklang eine einzelne Frauenstimme. Es war Kataßanowa; sie sang so schön, daß selbst die berühmte Catalani sie um ihre Stimme beneidet hätte:

Dieser Saft der süßen Reben
Ist mir lieber als das Leben.
Stürzt ein Falke aus den Wolken,
Muß der Geist im Leib erbeben!

Es überlief mich kalt: ich hörte in dieser Stimme das Zischen des glühenden Eisens, mit dem sie der Sjoßla die Brüste verstümmelt hat.

Und wieder vereinigten sich alle Stimmen zu einem feierlichen Chor, und er klang wild und drohend wie ein nahender Sturm:

Große Wunder haben wir gesehen:
Hat der siebte Himmel sich eröffnet,
Rollten goldne Räder auf uns nieder,
Viele rote, goldne Feuerräder.

Plötzlich rollte und kreiste durch den Raum etwas Weißes. Ich konnte kaum glauben, daß es ein Mensch war: man sah weder ein Gesicht, noch Arme und Beine; es war eine weiße sich drehende Säule wie ein Schneewirbel im Wintersturme. Dann erschien eine zweite Säule, eine dritte, und bald füllte sich das ganze Zimmer mit solchen weißen rasenden und kreisenden Erscheinungen. Es

waren die weißen Hemden, die sich bei der raschen Umdrehung aufblähten und diese Säulen bildeten. Sie drehten sich ohne Ende, und ich hörte ein Heulen, Pfeifen und Winseln wie bei einem Schneesturme in der Steppe.

Dem Zusehen schwindelte mir der Kopf. Zuweilen verlor ich das Bewußtsein, und dann war es mir, als ob ich mit den anderen flöge. So oft ich wieder zum Bewußtsein kam, sah ich, wie die Tänzer ermattet stehen blieben, die schweißdurchtränkten Hemden auswanden und mit Handtüchern die Schweißpfützen auf dem Fußboden abwischten. Der durchdringende Bisamgeruch nahm mir den Atem. Doch ich verlor sofort wieder die Besinnung.

Ich hatte ein unbeschreibliches Gefühl: bei all dem Grauen empfand ich ein Entzücken, wie ich es schon einmal vor vielen Jahren auf dem Schlachtfelde von Leipzig erfahren hatte: als unmittelbar vor der Schlacht an unserer Division der Kaiser vorbeiritt, schrie ich mit dem ganzen fünfzigtausend Mann starken Heere „Hurra!“ und war bereit, auch im Sterben meinem Kaiser, meinem Gott zuzurufen: „heil dir, mein Vater und Herr, mein Sonnenlicht!“

Damals war alles rot, jetzt ist alles weiß. Im weißen Schneesturm fliege ich einer weißen Sonne entgegen...

* * *

Den 9. September. Ich setze diese Aufzeichnungen nach einem Monat fort. Ich befinde mich jetzt in Zarskoje Ssjelo, im Chinesischen Häuschen, wohin mich mein Onkel verbracht hat.

Ich war krank, lag zehn Tage lang ohne Besinnung und bin mit knapper Not dem Tode entronnen. Ich erhole mich allmählich, bin aber noch sehr schwach.

Die Tage sind still und warm wie im Frühjahr. Gelbe Blätter schwirren in der Luft wie goldene Schmetterlinge. In der kristallreinen Luft schweben Herbstfäden. Es blühen blasse schwächende Asters und dunkle traurige Georginen. Vom blauen Himmel herab lassen sich die Schreie unsichtbarer Kraniche vernehmen; sie rufen mich in jenes Land, aus dem der Wanderer nie zurückkehrt.

Den 10. September. In Zarskoje Ssjelo ist es ganz still. Der Kaiser ist am 16. August in die östlichen Provinzen abgereist. Die Kaiserin Jelisaweta Alexejewna wohnt ganz allein im Schloß, und man sieht sie fast nie.

Der Kaiser hat sich vor seiner Abreise beim Onkel nach mir erkundigt und mich sprechen wollen; als er erfuhr, daß ich krank sei, schickte er mir seinen Leibarzt Stoffregen, der, wie man sagt, mir das Leben gerettet hat. Kossowitsch hätte mich noch zu Tode kuriert. Daher war auch der Onkel so besorgt um mich; nicht ihm, sondern dem Kaiser habe ich meine Rettung zu verdanken.

Stoffregen sagte: „Sie werden bald gänzlich genesen, Fürst!“ Ja, mein Körper ist gesund, und ich lebe, doch habe ich nichts, womit ich mein Leben füllen könnte.

Den 12. September. Nikolai Michailowitsch Karamsin wohnt neben mir im Chinesischen Häuschen. Wir sind alte Bekannte; wir haben uns vor Jahren bei den Olenins und den Wjasemskijs gesehen. Onkelchen hat mich der Obhut der Katerina Andrejewna Karamsin anvertraut. Sie ist sehr gut zu mir. Auch Nikolai Michailowitsch ist sehr freundlich: er weiß sicher von dem Interesse, das der Kaiser für mich gezeigt hat. Er läßt durchblicken, daß ich in der allernächsten Zeit zum Kammerherrn befördert werde.

Er ist ein lieber stiller Greis; in seiner Nähe spüre ich eine stille abendliche oder herbstliche Stimmung. Er ist groß gewachsen; das stark ergraute Haar ist über die Glaze gekämmt; sein Gesicht ist länglich, fein und blaß; am Munde liegen zwei tiefe Furchen: sie sprechen von der „Armen Lisa“, von seiner Melancholie und Empfindsamkeit. Er kann gar nicht lachen: sein Lachen klingt wie das Weinen eines kleinen Kindes. Dafür lächelt er immer; es ist ein bescheidenes altväterliches Lächeln; heutzutage lächelt niemand mehr so. Er trägt immer einen altmodischen langschößigen Oberrock, auf dem ein Ordensstern baumelt. Er riecht auch altväterlich nach Schnupftabak und Teeblüte. Seine leise Stimme klingt wie das Rascheln herbstlichen Laubes.

Wir spazieren zusammen im Parke. Stoffregen hat mir kurze Spaziergänge erlaubt. Wir wandeln langsam und gemessen nebeneinander und stützen uns auf unsere Stöcke, wie zwei Greise.

Der Park von Zarstoje Ssjelo strahlt im Rot und Gold des Herbstes; die blassen Marmorstatuen gleichen bleichen Gespenstern; unter unseren Schritten raschelt gelbes Laub; in der Dämmerung hört man von den nebeligen Teichen her die Schreie von Schwänen; alles ist von jener süßen Melancholie erfüllt, deren bezaubernder Sänger Karamsin einst war.



WILHELM KARLOWITSCH KÜCHELBÄCKER

Wenn ich in den Abendstunden die Kaiserin wie einen Schatten dahinwandeln sehe, kommt es mir vor, als ob wir alle drei Schatten sind, die in den stillen Ethischen Gefilden wandeln.

Den 18. September. Das Leben Karamzins ist so eintönig, wie das Ticken des Pendels in einer alten englischen Uhr. In den Morgenstunden arbeitet er am 12. Band seiner „Geschichte des russischen Reiches“. Er pflegt zu sagen: „In meinen schönsten Stunden beschreibe ich die Greuelthaten Johann des Grausamen.“ Nach der Arbeit geht oder reitet er, selbst bei schlechtem Wetter, etwas aus. „Nach einem solchen Spaziergang,“ sagt er, „kann man die Behaglichkeit eines warmen Zimmers besser würdigen.“ Zu Mittag gibt es immer seine Leibspeise aus gekochtem Reis. Er raucht Pfeife, aber nie mehr als eine im Tage. Er gebraucht immer die gleiche Sorte französischen Schnupftabaks, der stets im gleichen Laden von Daser eingekauft wird, und die gleiche Sorte Tee, die er sich von der Nischnij-Nowgoroder Messe, und zwar immer eine Kiste im Jahre, verschreibt. Zum Nachtmahl nimmt er zwei gebackene Äpfel und ein Glas alten Portwein.

Katerina Andrejewna ist noch nicht alt; sie ist schön, kalt und weiß wie eine Schneestatuë; sie ist die richtige Muse für den würdigen Historiographen. Abends versammeln sich die wohlgezogenen Kinder um ihr Mütterchen am runden, von einer gemütlichen Lampe erleuchteten Teetische; sie bekreuzigt sie vor dem Schlafengehen, und die Kinder sagen: „Bonne nuit, papa! Bonne nuit, maman!“; diese Szene ist schön, wie ein Bild von Greuze. Wenn die Kinder gegangen sind, liest die ältere Tochter, oder auch die Mutter irgendeinen einschläfernden Roman von Frau Susa vor. Nikolai Michailowitsch sitzt, um die Augen zu schonen, mit dem Rücken gegen die Lampe und weint bei den empfindsamen Stellen. Punkt zehn Uhr, beim letzten Glockenschlage gehen sie alle zu Bett.

„Mein Alter und mein Charakter,“ pflegt er zu sagen, „ziehen mich zum stillen Familienleben hin. Ein Tag gleicht dem andern, morgen wird alles wie heute und gestern sein. Für jeden ruhigen Tag danke ich inbrünstig Gott.“

„Eure Erzellenz,“ sage ich darauf, „sind ein großer Lebenskünstler!“

Er erwidert mit stillem Lächeln:

„Das Glück ist nichts anderes als die Abwesenheit von Leid, und die größte Lebensweisheit lautet: freue dich täglich dessen,

was dir Gott gibt. In den stillen Freuden des einförmigen und ruhigen Lebens will ich oft der Sonne zurufen: Stehe still! Mein größter Wunsch ist, nichts mehr zu wünschen. Ich bete zu Gott, daß Er alles, ohne etwas hinzuzufügen, belassen möchte, wie es ist."

Vielleicht hat er auch recht. Ich habe aber den Eindruck, daß wir beide schon längst tot sind und im Reiche der Toten vom Leben sprechen.

Den 19. September. Der goldene Herbst ist zu Ende. Es ist regnerisch, kalt und feucht. In den nackten Baumkronen braust der herbstliche Boreas; er reißt die letzten gelben Blätter von den Zweigen und trägt sie fort.

Katerina Andrejewna hat eine geschwollene Baße; Andruscha hat Halschmerzen; die Kleine hustet, vielleicht ist es gar Keuchhusten. Nikolai Michailowitsch klagt über rheumatische Schmerzen und brummt:

„Heutzutage kann man keinen guten Koch kaufen; alle, die zum Verkauf stehen, sind Trunkenbolde und Diebe. Erst neulich mußte ich den Timoscha zur Polizei schicken, um ihn mit Ruten züchtigen zu lassen, und ihn dann unter die Rekruten stecken..."

Ich schweige. Er weiß, daß ich beschlossen habe, meine Bauern zu befreien. Er mißbilligt es und versucht mich zur Vernunft zu bringen.

„Ich weiß nicht," sagt er, „ob die Menschen je die bürgerlichen Freiheiten erreichen, ich weiß aber, daß dieser Weg weit und schwierig ist..."

Ich schweige immer. Er blickt mich mürrisch an, nimmt dann eine Prise, seufzt und sagt:

„Gott sei mein Zeuge, daß ich wirklich die Menschheit und das russische Volk liebe; das größte Glück für die Bauern sehe ich aber nur darin, daß sie gutmütige Gutsherren und Bildungsmöglichkeiten haben."

Er stand auf, ging zu seinem Arbeitstisch und suchte einen Brief hervor, den er an die Bauern auf seinem Gute Bortnoje im Nischnij-Nowgoroder Gouvernement geschrieben hatte; unter dem Vorwande, sich mit Katerina Andrejewna beraten zu wollen, in der Tat aber um mich zu belehren, las er die Stelle vor:

„Ich bin euer Vater und Richter; ich liebe euch wie meine Kinder und trage die Verantwortung für euch vor Gott. Ich allein weiß, was nützlich und was gerecht ist. Belästigt mich nicht mit

Bagatellen, lebt friedlich, gehorcht dem Vogt und zahlt eure Abgaben; wenn ihr aber widerspenstig seid, werde ich mich an den Generalgouverneur wenden, damit er euch mit strengen Maßregeln zur pünktlichen Zahlung eurer Abgaben zwingt."

Die Ermahnung schloß mit dem Befehl, „die Widerspenstigen ordentlich mit Ruten zu züchtigen“.

Abends wird er aber wieder über dem Roman von Frau Susa Tränen vergießen.

Den 20. September. Er lobt Araktschejew:

„Er ist ein hervorragender Staatsmann; es wäre unmöglich, ihn durch einen andern zu ersetzen. Es gibt mehr Gesichter als Köpfe und mehr Köpfe als Seelen.“

Auf Puschkin schimpft er:

„Sein Talent ist wirklich groß und schön; doch es ist schade, daß in seiner Seele kein Friede und in seinem Kopfe keine Vernunft wohnt. Wenn er sich nicht bessert, wird er noch vor seiner Abfahrt zur Hölle ein Teufel werden.“

Den 10. Oktober. Das Chinesische Häuschen ist mir zuwider. Oft habe ich das Verlangen, wegzulaufen und alles, was mich hier umgibt, zu fliehen: den lieben Alten, sein freundliches Lächeln, seine glattgekämmten Schläfen, die schneeweiße Katerina Andrejewna, die wohlherzogenen Kinder, die Pfeife aus Weichselrohr („nicht mehr als eine Pfeife am Tage“), die von der Nowgoroder Messe verschriebenen Teekisten, die gefühlvollen Romane von Frau Susa, die Briefe an den Bauernvogt, die von Ruten handeln, und die zwölf Bände seiner Geschichte, in der er

Beweist ganz ohne Euphemismus

Den Segen des Absolutismus

Wie auch der Knute Reiz.

Ich glaube, Nikolai Michailowitsch weiß wohl, daß ich ein Mitglied der Geheimen Gesellschaft bin; er quält mich mit seinen Gesprächen über Politik zu Tode.

„Die Grundlagen einer bürgerlichen Gesellschaft sind unveränderlich: man kann wohl das Unterste zu oberst und das Oberste zu unterst wenden, es wird aber immer ein Oben und ein Unten, Freiheit und Knechtung, Reichtum und Armut, Freude und Leid geben. Habe ich denn nicht recht?“

Ich stimme ihm zu, und er fährt fort:

„Ich liebe die Autokratie und nicht die liberalen Ideen, d. h. ich liebe mir die Öfen im Winter und im nördlichen Klima. Weder der Kaiser, noch ein Parlament kann uns Freiheiten verleihen; ein jeder erkämpft sie sich selbst mit Gottes Hilfe. Ich verachte die heutigen Liberalen und liebe nur jene Freiheit, die mir kein Tyrann nehmen kann...“

Ich stimme ihm wieder zu, und er fährt fort:

„Die Jugend soll nur rasen; wir alten Männer aber lächeln, denn wir wissen: es wird nur das geschehen, was geschehen muß, und alles ist zum besten, solange es einen Gott gibt. Meine Politik ist Religion. Ich kann nicht sagen, warum, aber ich weiß, daß alles so bleiben muß, wie es ist...“

Ich schweige geduldig, mir ist alles gleich, und ich habe nur den einen Wunsch, daß er mich in Ruhe läßt.

Zuweilen scheint mir aber, daß dieser liebe, kluge, gute und ehrliche Greis gefährlicher ist, als alle offenbaren Schurken und Räuber. Rußland wird nicht an Hungersnot, Erdbeben oder Pestilenz zugrunde gehen, sondern an dieser ruhigen Weisheit: „Alles muß so bleiben, wie es ist.“

Den 13. Oktober. Nikolai Michailowitsch pflegt auf dem Lande bis zum ersten Schnee auszuharren. Nun haben wir ihn erlebt: heute schwirren schon einzelne weiße stille Fliegen durch die Luft, gegen Abend aber schneite es große Flocken, die die schwarze Erde schnell mit einem Leichentuch bedeckten. Alle Laute sind verstummt, wie unter einem weißen weichen Kissen; aus weiter Ferne klingt dumpfes Glockengeläute; es klingt wie eine Sterbeglocke.

Ich sitze am Kamin, blicke in die erkaltende Asche und denke an meine Erlebnisse wohl so, wie ein Toter an sein Leben zurückdenkt.

Ich habe früher gewußt, daß alles nicht so bleiben darf, wie es ist, ich weiß auch jetzt, daß die Leute, von denen ich mich abgewendet habe, die Mitglieder der Geheimen Gesellschaft, vor der Menschheit und vor Gott ewig im Rechte sind. Ich mußte selbst an jenem Delirium erkranken, an dem heute ganz Rußland krankt, um dies zu erfahren. Dafür bin ich jetzt fester als je von ihrem Rechte überzeugt. Vielleicht ist auch alles, was sie tun, wahnsinnig, lächerlich, blutig und schmutzig, doch was sie anstreben, ist Wahrheit. Heute gibt es aber für Rußland keine andere Wahrheit, keine andere Rettung vom Delirium und von jener ruhigen

Weisheit: „Alles muß so bleiben, wie es ist,“ als ihre Wahrheit. Vielleicht ist ihr Unternehmen auch keine Vollendung, sondern nur eine Weissagung und eine Vorahnung; doch wenn sie nicht erhört wird, muß Rußland untergehen.

Ja, ich weiß dies alles mit dem Wissen eines Toten. Ich bin ihnen untreu geworden, bin vom Blut und vom Schmutz zurückgetreten. Nun bin ich rein, — rein und tot.

Die schwarze Erde ruht unter einem weißen Bahrtuche, in der Grabesstille klingt die Sterbeglocke. Alles ist zu Ende: „Ich kann nicht sagen, warum, aber ich weiß, daß alles so bleiben muß, wie es ist.“

Den 14. Oktober.

O frage nicht, wohin ich mich gewendet,
In welche Welt ich von dir bin entschwebt.
Ich habe alles Irdische vollendet,
Ich hab geliebt, gelitten und gelebt.

Ob das, was ich erwartet, mir geschehen?
Die Seele lügt nicht, Freund, vertraue mir.
Ich bin im Land, wo ewig wir uns sehen,
Wie schön ist eure Welt, das weiß ich hier!

Was groß auf Erden war, war nicht vergebens.
Sei stark, denn hier erfüllt sich das Geschick:
Hier findet Antwort jeder Schrei des Lebens,
Ein jeder Seufzer und ein jeder Blick.

Es ist ein Gedicht von Schukowstij aus der neuen Auflage seiner Werke vom Jahre 1824.

Warum habe ich es herausgeschrieben?

Ich habe geglaubt, Sophie wünsche, daß ich aus der Geheimen Gesellschaft austrete; wenn ich austrete, werde sie zu mir zurückkehren. Sie ist aber nicht zurückgekehrt. Und jetzt scheint es mir, daß, indem ich die Gesellschaft verlassen habe, ich auch sie verlassen habe.

Den 15. Oktober. Was war es? Ein Traum? Ein Gespenst? Ein Gesicht? Ich weiß es nicht. Ich weiß nur, daß etwas war. Sie hat ihr letztes Versprechen eingelöst: „Ich werde immer bei dir sein und dich auch von dort aus besuchen.“

Als ich erwachte, mußte ich vor Freude weinen. Woher diese Freude kam, weiß ich nicht mehr; ich weiß nur, daß Sophie mir befohlen hat, zu ihnen zurückzukehren, und mir meine eigenen

Worte in Erinnerung brachte: „Sie werden nichts erreichen, niemanden erretten und sich zugrunde richten, und doch wohnt die göttliche Wahrheit bei ihnen. Wenn ich auch unwürdig bin, und es über meine Kräfte geht, werde ich sie doch nie verlassen.“

Ich habe erst jetzt begriffen, was diese Worte bedeuten. Wenn auch alles grauenvoll, lächerlich, öde, wahnsinnig, blutig und schmutzig sein wird, ich werde doch nie das, was ich einmal begriffen, vergessen.

Was groß auf Erden war, war nicht vergebens.
Sei stark, denn hier erfüllt sich das Geschick.
Hier findet Antwort jeder Schrei des Lebens,
Ein jeder Seufzer und ein jeder Blick.

Ich kann wieder weinen, ich kann wieder beten, wie ich heute nacht mit ihr gebetet habe:

„Beschütze uns, Herr, hilf uns und sei uns gnädig! Errette uns, Allerreinste Mutter!“

Den 16. Oktober. Ich bin nach Petersburg zu Odojewskij gezogen. Ich habe Puschtschin gesagt, daß ich wieder in die geheime Gesellschaft eintreten will; werden sie mich aufnehmen? Werden sie mich nicht für einen Verräter halten? Er umarmte und küßte mich wie ein Bruder und sagte nichts.

Den 17. Oktober. Ich habe sie alle gesehen. Sie freuten sich alle. Rylejew fiel mir um den Hals und weinte. Kuchel fuchtelte mit den Händen, wobei er eine Flasche umwarf und ein Glas zerbrach. Batenkow nahm das Gespräch von der monarchischen und republikanischen Regierungsform, das wir vor sechs Monaten begonnen, wieder auf, als ob nichts geschehen wäre. Kachowskij stand wieder in napoleonischer Pose mit gekreuzten Armen am Ofen und lächelte verächtlich.

Die Lieben, Guten! Sie lieben mich mit allen meinen Fehlern; wenn ich keine Fehler hätte, so wäre an dieser Liebe auch nichts besonders. Ob sie nun gut oder schlecht sind, jedenfalls sind sie meine einzigen Freunde, und andere Freunde werde ich nie haben.

Den 24. Oktober. Sie schlagen mir vor, die Verhandlungen mit dem Südbunde zu führen und nach Wassilkow zu Ssergej Murawjow und nach Tultschin zu Pestel zu gehen. Ich bin bereit, sofort abzureisen.

Den 26. Oktober. Nein, jetzt gleich kann ich nicht reisen. Gestern ist der Kaiser zurückgekehrt, und Onkel sagt, daß er nach

mir gefragt hätte. Ich will eine Zusammenkunft mit dem Kaiser abwarten. So will es Sophie.

Den 5. November. Puschtschin zeigte mir den von Ssergej Murawjow verfaßten „Orthodoxen Katechismus“, mit dem man die Armee und das gemeine Volk aufwiegeln will. Im Katechismus heißt es:

„Warum sind das russische Volk und das russische Heer so unglücklich?“

„Weil die Zaren dem Volk die Freiheit geraubt haben.“

„Was befiehlt unser heiliges Gesetz dem russischen Volke und dem russischen Heere?“

„Seinen Slavensinn zu bereuen, sich gegen die Tyrannei und Unterdrückung zu empören und den Eid zu leisten, daß es fortan nur einen König im Himmel wie auf Erden — Jesum Christum — geben solle.“

Deutlicher und genauer kann es gar nicht ausgedrückt werden. So lange nicht das ganze Volk diese Worte spricht, kann es in Rußland keine Freiheit geben.

Ich dachte, daß ich allein im Besiz dieser Wahrheit sei; nun sehe ich, daß sie auch schon von anderen ausgesprochen wird. Vielleicht werden wir das, was wir wissen, nur an die anderen weitergeben und selbst nichts erreichen; wenn es aber die anderen erreichen, so werden sie auch unser gedenken.

Vierter Teil.

I.

Kaiserin Jelisaweta Alegejewna stand vor dem Spiegel und steckte sich einen Kopfsputz mit einem Paradiesvogel, ein Geschenk des Gatten, an. Solcher Kopfsputz war vor zehn Jahren modern; was aber dem Kaiser gefiel, hielt sie für ewige Mode.

Sie putzte sich wie ein verliebtes junges Mädchen. Sie dachte selbst daran und wurde rot, indem sie sich im Spiegel betrachtete.

„Kann denn eine solche noch gefallen? Eine alte böse Deutsche. Die Nasenspitze ist rot wie bei allen alten weinerlichen Weibern. Es kommt daher, daß ich, wenn ich weine, mich zu oft schneuze. Die zusammengepreßten Lippen geben dem Gesicht den Ausdruck eines Opfertieres...“

Sie wandte sich geärgert vom Spiegel weg und begab sich ins Arbeitszimmer. In der gemütlichen Ecke am Kamin, wo es weiche Möbel, kleine Tischchen und Paravents gab, war das Teegeschirr vorbereitet: sie erwartete den Kaiser zum Abendtee. Sie sah nach, ob der Tee ordentlich aufgebraut war, ob Anisringel und Konfitüren und alles, was er liebte, bereit war. Auf einem anderen Tischchen lagen Karten, ein Hölzchenspiel und ein Damenspiel bereit: zuweilen spielte er *Ecarté* oder *Mouche*. Sie vertauschte den rosa Lampenschirm mit einem grünen, denn Grün war seine Lieblingsfarbe.

Sie setzte sich an den Kamin und versank in Gedanken.

Jetzt, als sie nicht mehr vor dem Spiegel stand, war ihr Gesicht wirklich schön. In ihrer Jugend wurde sie oft *Psyche* genannt. Sie hatte damals kindliche Augen mit einem Ausdruck von Erstaunen, kindliche steil abfallende Schultern und einen kindlichen schlanken Hals, der unter der allzu schweren Last der goldenen Haare einem sich unter der Last der Blüte biegenden Stengel glich. Jene jugendliche Anmut war verwelkt. Jetzt war sie aber von einer anderen, unverwelklichen Anmut: wenn die erste wie Musik war, so glich die jetzige der auf die Musik folgenden Stille.

Sie fragte sich, warum sie der Kaiser in der letzten Zeit so oft aufsuchte. Sie wußte aus Erfahrung, daß er, wenn es ihm gut ging, sie nie brauchte. Sie hatte sich an diesen Zustand so sehr gewöhnt, daß sie sich jedesmal, wenn er sich ihr näherte, fragte: „Warum? Was hat er?“ Sie erriet auch jedesmal die Ursache. Dieses Mal konnte sie aber nichts erraten; sie fühlte nur, daß es etwas für ihn und für sie gleich Schreckliches war. Sie dachte an das milde, gleichsam verschämte Lächeln, mit dem er während seiner letzten Krankheit zu sagen pflegte:

„Ich weiß nicht, ob meine Krankheit so schwer ist, oder ich schon so alt bin, aber ich habe nicht mehr die Kraft, gegen die Krankheit anzukämpfen.“

Sie dachte auch an die Worte, die er an den Fürsten Wasilitschikow bei seiner Genesung richtete:

„Ich bin gut davongekommen; eigentlich wäre ich gar nicht abgeneigt, die Last der Krone, die mich so sehr bedrückt, von mir zu werfen.“

Er wäre bereit, diese Last zugleich mit der des Lebens von sich zu werfen.

Je länger sie daran dachte, um so größer wurde ihre Angst. Sie wußte, daß er von selbst nie davon sprechen würde; wenn sie aber selbst das Gespräch darauf brächte, könnte es noch schlimmer werden.

Sie hörte seine Schritte und errötete wieder wie ein verliebtes junges Mädchen. Er trat ein, küßte ihr die Hand, und sie küßte ihn auf die Stirne.

„Es war mir wirklich nicht leicht, durchzubrennen! Es gab heute eine Familientafel im Anitschkow-Palais,“ sagte er französisch, wie immer, wenn er mit ihr sprach. „Mamachen verfolgt mich heute den ganzen Tag. Im letzten Augenblick ließ ich ihnen sagen, daß ich nicht kommen werde; sonst hätten sie mich nicht fortgelassen... Und wie geht es Ihnen?“

„Nicht schlecht. Am Tage hatte ich, wie mir scheint, kein Fieber; auch huste ich weniger.“

„Gott sei Dank! Sie müssen sich noch sehr in acht nehmen; Sie dürfen nicht ausfahren, das Wetter ist schrecklich: es ist feucht, und vom Meere her weht ein heftiger Wind. Das Wasser ist gestiegen; vielleicht wird es noch eine Überschwemmung geben...“

Sie tranken Tee, spielten Dame und unterhielten sich über

verschiedene kleine Hofintrigen und Ereignisse. Sie gab sich Mühe, heiter zu scheinen.

Die Rede kam auf den letzten Familienzwist: die Kaiserinmutter hatte die halbverrückte alte Hofdame Protassowa, der Kaiserin zum Trost, in ihren Schutz genommen.

„Wenn Sie nur wüßten, mein Freund, wie mich diese ewigen Zwistigkeiten ermüden! Mamachen, Nize, Michel und Alexandrine, — alle sind sie gegen mich. Es ist eine richtige Verschwörung...“

„Lassen Sie es, Eise, denken Sie nicht daran. Was kümmern Sie sich um sie? Sie wissen ja: je schlimmer sie sich Ihnen gegenüber benehmen, um so freundschaftlicher bin ich Ihnen gesinnt...“

„Das ist es eben, was sie mir nicht verzeihen können! Sie wollen alles tun, um mich in Ihren Augen herabzusetzen. Besonders Mamachen. Was habe ich ihnen getan? Warum dieser Haß?...“

Sie sprachen von der Verwandtschaft, wie man von Fremden, beinahe von Feinden spricht. Des Menschen Feinde sind sein eigen Hausgesinde; diese Worte der Schrift waren ihnen wohl verständlich.

„Glauben Sie, Eise, denn wirklich, daß mich jemand beeinflussen kann?“ sagte er freundlich, ihre Hand ergreifend.

Sie schlug die Augen nieder und schwieg.

„Sie glauben mir nicht?“ sagte er noch freundlicher.

„Ich glaube Ihnen; wenn es mir aber so schwer ums Herz ist, so ist es nicht meine Schuld...“

„Wessen Schuld? Sagen Sie mir doch alles, Eise, um Gottes willen.“

„Ich erfahre zuweilen von anderen, was ich eigentlich aus Ihrem Munde erfahren sollte,“ sagte sie, die Augen entschlossen auf ihn richtend.

„Was denn?“

„Ich meine die Verzichtleistung.“

„Wie oft habe ich schon mit Ihnen davon gesprochen. Haben Sie es denn vergessen?“

„Sie haben nur geschmerzt.“

„Es war doch nicht alles Scherz.“

„Ja, es war nicht alles Scherz: Konstantin hat schon verzichtet — und Nikolai ist Thronfolger.“

„Woher wissen Sie es? Es ist noch nichts beschlossen. Vielleicht, nach meinem Tode...“

„Nein, noch bei Ihren Lebzeiten. So haben Sie es ihnen gesagt. Mamachen hat mich neulich gefragt, ob Sie mir nichts gezeigt hätten. Folglich ist etwas dabei...“

Über das Hölzchenspiel gebeugt, bemühte er sich, ein winziges Fäßchen herauszufischen.

„Dies alles ist doch so langweilig, meine Liebe. Sie wissen ja, daß ich mit Ihnen nie von Politik spreche...“

„Hier handelt es sich nicht um Politik, sondern um unser beider Schicksal. Wie konnten Sie etwas beschließen, ohne es mir zu sagen? Den anderen sagen Sie alles, vor mir verheimlichen Sie es...“

„Jetzt wissen Sie es also, Eise. Sind Sie denn nicht froh? Denken Sie sich nur: wir werden in Freiheit Seite an Seite leben, wie wir es uns in unserer Jugend ausgemalt haben...“

Sie schüttelte den Kopf.

„Nein, dies ist es nicht. Sie wollen es mir nicht sagen, doch ich weiß alles. Es ist auch etwas anderes im Spiele...“

„Was ist im Spiele? Was wissen Sie?“ fragte er leise und blickte sie schweigend und durchdringend an; er warf die Hölzchen des Spieles durcheinander, wandte sich ab und begann die Glut im Kamin zu schüren.

„Die Geheime Gesellschaft,“ sagte sie ebenso leise, die Augen auf ihn gerichtet.

Er blickte sie rasch an. Sein Gesicht verzerrte sich wie vor plötzlichem Schmerz; über seine Züge huschte der unglückliche und feige Ausdruck eines Menschen; der den Verstand verliert, sich dessen bewußt ist und fürchtet, daß es auch die anderen merken können.

„Dummer Klatsch!“ sagte er ganz ruhig, mit wiedergewonnener Selbstbeherrschung. Er erhob sich, ging einmal durch das Zimmer, nahm ein Buch, das auf einem der Tische lag, las den Titel: „Die Fontäne von Bachtschissaraj“ von Puschkin, blätterte darin und legte es wieder weg.

„Ich bitte Sie, Eise, sprechen Sie nie wieder davon. Weder mit mir, noch mit jemand anderem. Hören Sie?“

„Ich spreche mit niemand davon, aber die anderen sprechen mit mir,“ erwiderte sie erbleichend.

Ein altes Leid schmerzte in ihrer Seele wie eine alte Wunde. Sie wußte ja längst, daß ihre Briefe, wie auch die Briefe aller anderen Mitglieder der kaiserlichen Familie von der Geheimpolizei abgefangen und vom Kaiser gelesen wurden; sie konnte sich nie entschließen, mit

ihm davon zu sprechen, denn sie schämte sich zu sehr; diese noch von Kaiser Paul eingeführte Sitte erschien ihr gemein. Jetzt fiel sie ihr aber wieder ein, und sie dachte, daß er sie jetzt wohl mit den gleichen Augen anblickte, mit denen er die abgefangenen Briefe lesen mochte. Sie hatte sich ihm zum tausendstenmal anvertraut und sich zum tausendstenmal betrogen gesehen; und es tat ihr noch immer ebenso weh, wie beim erstenmal. Während der dreißig Jahre hat sie sich nicht daran gewöhnen können, und sie wird sich auch nie daran gewöhnen.

„Wer war es? Wer hat es Ihnen gesagt?“ wiederholte er immer eindringlicher und immer argwöhnlicher. „Ich muß es wissen, Eise. Seien Sie doch vernünftig. Ich bitte Sie, wenn Sie mich lieben...“

Wieder huschte über seine Züge der gleiche Ausdruck von gemeiner Feigheit; „ja, es ist gemein!“ sagte sie sich empört. War es denn keine Gemeinheit, sie so auszufragen und mit den Blicken eines Geheimpolizisten auszuforschen?

Sie wandte sich ab und machte sich am Teetisch zu schaffen. Ihre Hände zitterten so sehr, daß Sie eine Tasse fallen ließ. Sie begann zu weinen.

„Was haben Sie, Eise? Warum weinen Sie? Sie haben mich mißverstanden. Ich wollte ja schon längst mit Ihnen darüber sprechen. Sie sind aber krank, und ich wollte nicht...“

„Ist es denn so besser?“ rief sie betrübt aus. „Es kann ja gar nicht schlimmer werden, als es schon ist! Darum bin ich auch krank. Sie schweigen, und ich... Sehen Sie denn nicht selbst, daß es über meine Kraft geht!...“

Er ging auf sie zu und kniete vor ihr nieder.

„Lassen Sie es, Eise, ich bitte Sie, um Gottes willen...“ stammelte er, ihre Hände küssend. „Glauben Sie, daß ich es Ihnen verschwiegen hätte, wenn es wirklich etwas gäbe? Es gibt aber wirklich nichts, was uns beunruhigen könnte; ich weiß wenigstens nichts davon. Vielleicht wissen Sie mehr als ich? Ich habe mich schon manchmal gefragt, ob nicht auch höherstehende Personen an der Sache beteiligt sind...“ fügte er listig hinzu.

Sie hörte plötzlich zu weinen auf; sie dachte nicht mehr an sich, sondern nur an ihn, an die ihm drohende Gefahr.

„Ich weiß es von Karamsin und auch von meinem Sekretär Longinow. Ich glaube aber, daß es auch die andern wissen...“

Sie erzählte ihm alles, was sie wußte. Als sie zu Ende war, blickte er sie lächelnd an und sagte:

„Wie können Sie sich nur wegen solcher Dummheiten aufregen!...“

Er suchte sie zu trösten und zu beruhigen. Er sagte ihr, daß ihm schon alles längst bekannt sei, daß er alle Fäden der Verschwörung in der Hand habe, daß es ihm ein leichtes gewesen wäre, die Verschwörer zu vernichten; wenn er noch zögere, so doch nur aus dem Grunde, weil ihm diese Unglücklichen, „deren Verirrungen die Verirrungen unseres Zeitalters sind“ leid täten; daß er erwarte, sie würden noch selbst ihr Beginnen bereuen, und daß im übrigen alle Maßregeln ergriffen seien und keinerlei Gefahr drohe.

Er sagte dies so aufrichtig, daß sie ihm beinahe glaubte; sie glaubte nur mit ihrer Vernunft, mit dem Herzen wußte sie aber, daß er log. Sie sah in seinen Augen jene Klarheit, die sie immer fürchtete; die Augen waren heiter und durchsichtig und doch undurchdringlich, wie bei einer Frau, wenn sie lügt. Doch sie hatte nicht die Kraft, gegen die Lüge zu kämpfen; sie war zu allem bereit, um nur nicht wieder jenen Ausdruck von gemeiner Feigheit, der vorhin über sein Gesicht huschte, sehen zu müssen. Sie war erschöpft und mußte sich bezwingen.

Sie dachte, daß er vielleicht auch recht hatte, wenn er nicht bei ihr Hilfe suchte: wie könnte sie auch jemandem helfen, wenn sie selbst so schwach war, daß sie sich nur mit Mühe aufrecht hielt?

Sie erwiderte nichts und sah ihn nur so an, daß er wieder an die milden Augen des totgeheßten Pferdes denken mußte, das auf der Peterhofer Landstraße, die Schnauze in den Staub gewühlt, mit blutigem Schaum auf dem Gebiß, verendete.

„Wissen Sie, Lise, was mich am meisten quält? Allen, die ich liebe, bringe ich Unglück...“ Als er dies sagte, fühlte sie, daß er die Wahrheit sprach.

„Sie bringen Unglück?“

„Ja. Sophies Tod, Ihre Krankheit, — alles kommt von mir. Dies kann ich mir nie verzeihen. Es gibt keine größere Qual im Leben, als zu wissen, daß man lieben konnte und doch nicht geliebt hat. So schrecklich ist der Gedanke, Lise, daß man es nicht ungeschehen machen, daß man es durch nichts abbüßen kann!

... Und doch werde ich im letzten Augenblick zu Ihnen kommen, und Sie werden mich dann doch...?"

Sie ließ ihn nicht ausreden. Sie umschlang seinen Kopf mit beiden Armen und drückte ihn an ihre Brust, ganz ohne Worte und ohne Tränen, denn sie fühlte, daß dieser Augenblick sie für alles Geschehene und Kommende entschädigte.

An der Türe wurde leise geklopft; sie hörten es aber nicht. Die Türe ging etwas auf.

„Majestät...“

Sie sprangen beide auf, wie überraschte Liebhaber.

„Wer ist da?“ rief sie. „Ich habe ja befohlen... Gott, was ist denn los? Herein!“

„Euere Majestät, es ist Ihre kaiserliche Majestät, die Kaiserin Maria Sidorowna,“ meldete die Hofdame Walujewa.

Die Kaiserin warf ihrem Mann einen verzweifelten Blick zu; er verzog das Gesicht. Die Walujewa betrachtete sie neugierig und aufmerksam wie ein Jagdhund auf dem Anstand.

„Warum stehen Sie so da? Kennen Sie Ihre Pflichten nicht?“ schrie die Kaiserin sie an. „Melden Sie Ihrer Majestät, daß ich bitten lasse.“

„Fürchten Sie nichts, Eise, ich werde sie bald abfertigen; ich werde ihr sagen, daß Sie krank sind, und fertig.“

Die Kaiserin zog sich in ihr Ankleidezimmer zurück.

„Da sind Sie also, Alexandre! Wir suchen Sie überall und fragen uns, wo Sie sich versteckt haben,“ sagte die Kaiserin Maria Sidorowna, das Zimmer betretend.

Trotz ihrer fünfundsechzig Jahre war sie noch frisch, glatt, rosig und knusperig, wie eine gut durchgebackene Semmel aus einer deutschen Bäckerei. Sie war wohlbeleibt und so fest geschmürt, daß das Kleid auf ihrem runden Rücken zu plätzen drohte. Das ganze Gesicht bestand aus freundlich lächelnden Grübchen, die sich aber zuweilen auch mit süßem Gift füllten. Sie war immer in der Eile und pressiert, „als ob sie zu einer Feuersbrunst eilte“, wie ihr seliger Gemahl, Kaiser Paul zu sagen pflegte.

„Ich komme ja nicht allein, Alexandre: wir kommen zu Ihnen alle en famille. Nige, Michel, Alexandrine, Hélène und Marie kommen auch gleich her. Sie müssen es mir, mein Lieber, verzeihen: ich habe es ihnen erlaubt; von selbst wagen sie nicht herzukommen, und auch ich wage nicht, hier unangemeldet zu er-

scheinen. Wir haben uns so sehr nach Ihnen gesehnt!..." schnatterte sie in ihrem schlechten Französisch mit starkem deutschen Akzent. „Wo steckt sie denn? Wo ist Lise?...“

Die lächelnden Grübchen füllten sich plötzlich mit süßem Gift.

„Ich glaube, ich komme ungelegen? Wenn ich störe, so sagen Sie es mir, mein Freund, ganz ungeniert...“

„Aber ich bitte Sie, Mama! Lise freut sich immer, wenn Sie sie besuchen. Sie ist nur für einen Augenblick ins Ankleidezimmer gegangen. Da kommt sie schon.“

Die Kaiserin trat ein. Die Kaiserinmutter begrüßte sie mit einem langen schmauzenden verwandtschaftlichen Kuß.

„Nun, wie geht es? Was macht Ihre Gesundheit? Es geht Ihnen doch gut? Wir kommen zu Ihnen alle en famille, um mit Ihnen den Abend zu verbringen... Aber, meine Liebe, wie können Sie nur so nahe am Feuer stehen! Wie oft habe ich es Ihnen gesagt: hier ist der Kamin und hier das Fenster; sie stehen gerade im Zuge, und daher erkälten Sie sich fortwährend.“

„Es macht nichts, Mamachen, ich bin es gewohnt.“

„Nein, nein, gehen Sie vom Kamin weg! So. Wo ist der Schmel? Sie müssen sich in acht nehmen. Wie lautet noch das russische Sprichwort: Wer sich schont, den schont auch Gott... Was ist nun das, meine Liebe, Sie haben, wie mir scheint, wieder abgenommen? Sie ärgern sich zu oft, sind immer verstimmt, denken zu viel und essen zu wenig. Wie oft habe ich es Ihnen gesagt: Sie müssen weichgekochte Eier essen. Viele, viele Eier... drei Eier zum Frühstück, drei Eier zu Mittag und drei Eier zum Nachtmahl. Und dann werden Sie so gesund sein, wie ich...“

Vor diesem Geschnatter wurde es der Kaiserin finster vor den Augen; in der linken Schläfe stellte sich wieder der gewohnte dumpfe Schmerz ein, und im Kopfe ging eine Kaffeemühle. Sie durfte es aber nicht zeigen; sie mußte ruhig dafitzen und geduldig warten, bis alles zu Ende war.

Im Nebenzimmer erschollen Schritte und Stimmen.

„Das sind sie. Hierher, hierher, Kinder!“ rief Mamachen.

Die Großfürsten Nikolai Pawlowitsch und Michail Pawlowitsch und die Großfürstinnen Alexandra Sidorowna, Jelena Pawlowna und Maria Pawlowna betraten zugleich das Zimmer. Sie küßten alle den Bruder und die Schwägerin und nahmen Platz. Die Kaiserin-

mutter sprach ganz allein unaufhörlich und unermüdblich. Der Kaiser mußte jede Hoffnung, sie abzufertigen, aufgeben.

Allen war es ungemütlich, und man langweilte sich tödlich. Die Großfürstinnen saßen traurig und stumm, die Großfürsten in würdiger Haltung mit langen Gesichtern. Nikolai Pawlowitsch, oder Nize, wie man ihn im Familienkreise nannte, war hager und schlank wie eine Tanne; sein Gesicht mit den ungewöhnlich regelmäßigen Zügen hatte einen so bösen Ausdruck, als ob er ewig beleidigt wäre. „Apollo, der Zahnschmerzen hat“ hatte von ihm jemand gesagt. Michail Pawlowitsch oder Michel war gutmütig und plump wie ein Bär, der nur eines kann: zu den Tönen einer Trommel tanzen.

„Nize, Michel, wo seid ihr denn?“ blickte sich Mamachen nach ihnen um. „Ihr seid wirklich unerträglich! Sie vertriehen sich immer in eine Ecke, sprechen kein Wort und blicken finster drein. Sie haben vor Ihnen Angst, Lise. Bei mir in Pawlowsk sind sie dagegen so ausgelassen, daß man sie gar nicht bändigen kann... Auf, Kavaliere, unterhaltet doch eure Damen! Alexandrine, Hélène, ihr Armen, wie ungalant sind eure Männer!“

Die beiden Großfürsten standen wie auf Kommando auf. In Gegenwart des älteren Bruders benahmen sie sich wie zwei Kadetten, die auf Urlaub zu Hause sind.

„Was soll ich mit ihnen anfangen? Es ist ein wahres Unglück. Ich kann mit ihnen nicht mehr fertig werden,“ fuhr Mamachen fort. „Die Manege und die Wachtparade sind ihre einzigen Interessen. Ihr werdet ja, Kinder, doch nicht in der Kaserne wohnen; ihr müßt euch auch an die Gesellschaft gewöhnen... Sie sollten doch, Alexandre, sie etwas erziehen! Sie haben, Gott sei Dank, eine andere Erziehung genossen: Sie waren ja einmal der bestriekendste Kavaliere, und auch heute können Sie es noch mit jedem aufnehmen. Nicht wahr, Lise, man kann sich doch in ihn noch immer verlieben? Warum schauen Sie mich so an? Habe ich etwas Dummes gesagt? Sie müssen es mir verzeihen, meine Liebe, ich spreche immer so, wie ich denke. Eine Frau, die nach dreißigjähriger Ehe noch immer in ihren Mann verliebt ist, ist heutzutage eine Seltenheit. Die anderen mögen lachen, ich bin aber darüber glücklich. Wenn ich das Glück meiner Kinder sehe, bin ich selbst glücklich. Sie, mein lieber Alexandre, sind ja mein Alles, mein Alles!...“ sagte sie, die Augen verdrehend.

Die Kaiserin hörte nichts mehr; der dumpfe Schmerz in der

linken Schläfe war unerträglich, und im Kopfe ging unaufhörlich die Kaffeemühle. Sie war so blaß geworden, daß der Kaiser fürchtete, sie werde das Bewußtsein verlieren.

„Mamaßen, Lise ist müde. Die Ärzte wollen, daß sie früh zu Bett geht,“ sagte er und stand entschlossen auf; er hatte eingesehen, daß sie ohne ihn nicht gehen würden.

„Mein Gott, Lise, haben wir Sie wirklich ermüdet?“

„Nein, Mamaßen, durchaus nicht. Warum gehen Sie schon? Bleiben Sie doch noch etwas da...“

„Nein, es geht nicht: der Gatte will es nicht haben, und dem Gatten muß man gehorchen. Ich habe gedacht, daß wir den Abend zusammen verbringen, plaudern und ein petit-jeu spielen. Nige würde uns eine Charade vorstellen, wie neulich in Pawlowsk. Wir haben damals so gelacht! Er stellt sich hier nur so, als ob er nicht bis drei zählen könnte; wenn er will, kann er sehr unterhaltend sein. Wie war es noch, Nige? Mein Erstes ist — ‚Cor‘...“

„Ja, Mamaßen, Cor — ein Jägerhorn.“

„Ja, ja, und dabei tutete er mit den Lippen wie auf einem Horn... Mein Zweites ist — ‚pue‘...“

„Pue — es stinkt,“ half ihr Nige nach.

„Ja, ja, dabei hielt er sich die Nase zu und verzog das Gesicht, wie vor schlechtem Geruch... Und mein Drittes ist — ‚lance‘ — die Lanze: er nahm ein Billardqueue und fuchtelte damit über dem Kopfe der alten Nelidowa herum, so daß sie vor Angst aufschrie. Das Ganze ist — ‚Cor-pu-lence‘ — Korpulenz: er band sich vorne und hinten Kissen an und wackelte mit großer Mühe durchs Zimmer. Es ist doch nett, nicht wahr?“

Der Kaiserin war es, als ob sie gleich ohnmächtig werden müßte.

„Gehen wir, Kinder. Sie haben uns doch satt, Lise, nicht wahr? Wie heißt es noch russisch: Ein ungebetener Gast ist schlimmer als... als was, Nige?“

„Schlimmer als ein Tatare, Mamaßen.“

„Ja, schlimmer als ein Tatare.“

Die lächelnden Grübchen füllten sich wieder mit süßem Gift.

„Leben Sie wohl, meine Liebe,“ sagte sie, sich an ihren Lippen festsaugend. „Erholen Sie sich bald, seien Sie vernünftig. Sie müssen so gesund werden wie ich! Vergessen Sie die Eier nicht: drei Eier zum Frühstück, drei zu Mittag und drei zum Nachtmahl...“

Endlich gingen sie. Der Kaiser ging mit, um sie nicht zu verlegen.

Als alle fort waren, fiel die Kaiserin aufs Sofa und lag lange regungslos mit geschlossenen Augen wie in einer Ohnmacht. Dann läutete sie dem Kammermädchen und ließ sich den Kopfsputz mit dem Paradiesvogel abnehmen und aromatischen Essig bringen. Sie befeuchtete sich damit die Schläfen und atmete seinen Geruch ein. Ihr ganzer Körper war wie zerschlagen, im Kopfe ging die Kaffeemühle.

Sie ging zu Bett. Als sie die Kerze ausblies, fiel ihr das Gespräch mit dem Kaiser ein, und ein Grauen überkam sie: wie konnte sie ihm glauben, oder sich so stellen, als ob sie ihm glaubte?

Plötzlich sah sie es so klar wie noch nie, daß er verloren sei und daß sie ihn nicht retten könne.

II.

In der folgenden Nacht schlief die Kaiserin sehr schlecht. Sie hatte Kopfweh, es war ihr zu heiß, und im Halbschlummer schien es ihr, als ob irgendwo Riesen Hände einen Riesenteppich ausklopften. Es waren aber die Kanonenschüsse von der Peter-Pauls-Festung, die das Steigen des Wassers ankündigten.

Als am Morgen der Kamin eingeheizt wurde, füllte sich das Zimmer mit Rauch.

„Ich habe Ihnen ja gesagt, daß die Öfen nicht in Ordnung sind,“ sagte sie geärgert zur diensthabenden Hofdame Walujewa.

„Nein, Majestät, die Öfen sind in Ordnung; es ist nur der Wind.“

„Ja, der Wind... der Wind, der in Ihrem Kopfe weht, Fräulein! Ich habe ja noch vorgestern befohlen, es dem Heizer zu sagen.“

„Majestät haben es nicht mir, sondern Mademoiselle Sjablukowa befohlen.“

„Das ist ganz gleich. Sie finden immer eine Ausrede.“

„Es ist wirklich nicht meine Schuld, Majestät! Was auch geschieht, für alles werde ich verantwortlich gemacht...“ Fräulein Walujewa war im Begriff zu weinen, und ihr unschönes und unkluges Dogelgesicht erschien noch häßlicher. „Madame Pitt, Fürstin Wolkonskaja, Mademoiselle Sjablukowa — alle stehen in großer Gunst... Nur ich allein bin die Unglückliche und muß immer

und überall die Verantwortung tragen! Ich weiß es ja, daß Majestät mir nicht gewogen sind...“

Solche Auftritte wiederholten sich jeden Tag. Die Hofdamen zankten sich, waren aufeinander eifersüchtig und quälten sie. Sie hatte schon längst beschlossen, diesen ewigen Reibereien ein Ende zu machen.

Als sie jetzt die weinende Walujewa vor sich sah, wollte sie auffahren, sie anschreien, mit den Füßen stampfen und sie wegzagen.

Sie beherrschte sich aber und sagte kalt und gehässig:

„Hören Sie mal, Walujewa, ich weiß, daß Sie sich aufs Weinen verstehen. Ich will es aber nicht länger dulden! Wenn Ihnen mein Charakter unangenehm ist, so verlassen Sie, bitte, Ihren Posten; niemand hält Sie zurück. Bin ich nun gut oder schlecht, jedenfalls werde ich mich Ihretwegen nicht ändern. Die anderen können doch alle recht gut mit mir auskommen... Gehen Sie und lassen Sie sofort den Heizer kommen.“

Die Walujewa verließ noch immer weinend das Zimmer.

Der Heizer kam, untersuchte den Kamin, und bestätigte, daß alles in Ordnung sei und daß der Wind das Heizen unmöglich mache; der Sturm sei so stark, daß er die Schornsteine zu zerbrechen drohe.

Die Kaiserin begab sich in ihr Arbeitszimmer, das noch vom vergangenen Abend geheizt war. Sie zitterte vor Kälte und hüllte sich in ein warmes Tuch; doch sie überwand mit gewohnter Willensanstrengung den Schüttelfrost, trank Tee und nahm die Geschäfte der Patriotischen Gesellschaft vor. Sie las die eingelaufenen Schriftstücke, von denen sie die einen unterschrieb und die anderen zur Seite legte, um sie später mit ihrem Sekretär Longinow durchzunehmen.

Sie mußte wieder an den Auftritt mit der Walujewa denken. Sie schämte sich: warum hatte sie das arme Mädchen gekränkt? War es denn ihre Schuld, daß sie so dumm war? Und waren denn die anderen besser? Hat denn die Kaiserinmutter nicht recht, wenn sie immer über den schlechten Charakter ihrer Schwiegertochter klagt? Sie ist immer schlechter Laune und darum auch krank.

Sie wollte schon die Walujewa kommen lassen, um sich mit ihr zu versöhnen. Diese kam aber selbst hereingestürzt:

„Majestät, sehen Sie nur, was ist denn das?“

Die Kaiserin blickte zum Fenster hinaus und traute ihren Augen

nicht: das Wasser in der Nawa war so hoch gestiegen, daß es beinahe die Quaimauer berührte. Die riesengroßen bleigrauen und schwarzen schweren Wellen bäumten sich wie böse Ungeheuer, die man gegen das Füll streichelt. Der Wasserstaub, der wie eine Dampfwolke emporstieg, ließ auf die ungeheure Stärke des Windes schließen.

Auf dem Quai drängten sich zahllose Menschen. Die Kinder lachten, sprangen und vergnügten sich beim Anblick des Wassers, das durch die Gitter der Kanäle gleich Springbrunnen emporschlug und den Straßendamm überschwemmte.

Plötzlich begannen alle zu laufen. Der Quai wurde in einem Augenblick leer. Hier und dort schlugen die Wellen über die Granitmauern wie über die Wandung eines überfüllten Wasserbehälters. Nach einigen weiteren Augenblicken verschwand die Straße unter dem Wasser, und die Wellen schlugen an die Mauern des Schlosses.

„Es ist eine Überschwemmung! Eine Überschwemmung!“ schrie die Walujewa so entsetzt, als ob das Wasser sofort ins Zimmer dringen würde.

Die Kaiserin empfand aber jene unbegreifliche Freude, die den Menschen oft beim Anblick einer nächtlichen Feuersbrunst, wenn der finstere Himmel mit blutrotem Schein bedeckt ist, überfällt. Sie hatte den Wunsch, daß das Wasser noch höher steige, alles überschwemme und vernichte und allem ein Ende mache.

Der Sekretär Longinow trat ein und berichtete von seinen Abenteuern: er wäre beinahe ertrunken, denn das Wasser sei in seine Equipage gedrungen, und so mußte er auf dem Sitz mit untergeschlagenen Beinen kauern; er hatte sich die Füße durchnäßt und hatte das Schuhwerk wechseln müssen; er zeigte lachend die fremden Schuhe, die ihm viel zu groß waren. Auch alle Damen lachten.

„Es ist ein schreckliches Unglück! Zwei Drittel der Stadt stehen unter Wasser,“ schloß Longinow. „Ich habe ja immer gesagt, daß die Leute dort, wo solche Katastrophen möglich sind, nicht wohnen dürfen. Petersburg wird noch einmal vom Schicksal der Atlantis ereilt werden . . .“

Man entsetzte sich, ächzte und seufzte:

„Die armen Leute! Dieses Unglück! Die vielen Opfer!“

Der Kaiserin schien es aber, daß sie sich alle freuten.

Es war wirklich lustig zu sehen, wie ein Feldjäger seinen Postwagen, dessen Räder wie ein Mühlenrad das Wasser schaufelten,

anhalten mußte, denn das Wasser drohte den Wagen wie einen Nachen fortzutragen; der Feldjäger und der Kutscher stiegen aus, spannten die Pferde aus und ritten oder schwammen auf ihnen weiter, indem sie sich an den Ohren der Tiere festhielten. Es war lustig zu sehen, wie ein Bauer an einem Laternenpfahl emporkletterte; der hölzerne Pfahl schwankte im Sturme, der Bauer stürzte ab, verschwand im Wasser, tauchte dann wieder auf und lief oder schwamm weiter; es war klar, daß er bald ertrinken mußte. Auf dem Dach einer Hütte saß ein Hund und heulte jämmerlich mit erhobener Schnauze. Durch die Doppelfenster konnte man weder das Heulen des Sturmes, noch das Rauschen der Wellen, noch die Hilferufe hören; über der toten Wüste des Wassers schien ein totes Schweigen zu herrschen. Vom Winterpalais bis zur Festung brodelte, kochte und zischte ein schmutziger Strom, auf dem Barken, Kähne, Galeotten, Flöße, Zäune, Dächer, Schilderhäuschen, Fischbehälter, Balken, Bretter, Fässer, Warenballen, Tierkadaver und Kreuze von den Gräbern eines weggeschwemmten Friedhofs umhertrieben.

Es waren sechs Grad über Null, doch das Barometer war wie bei einem Sommergewitter gefallen.

Alles lag in jenem finsternen Licht, in dem ein Mensch unmittelbar vor einer Ohnmacht die Dinge sieht. Es war wie der Jüngste Tag. Zuweilen blickte die Sonne durch die Wolken wie das Gesicht eines Toten durch ein Sargtuch aus Gaze, und dann glück alles noch mehr dem Weltuntergang.

Das Fieber der Kaiserin war vergangen. Sie fühlte sich so rüstig, stark und wohl wie in ihrer Kindheit bei einem ausgelassenen Spiele. Sie glaubte, daß, wenn das Wasser wieder sänke und in seine Ufer träte, alles wieder seinen alten Gang nehmen würde: die gleiche Langeweile, der häßliche und banale Alltag, die dummen Auftritte mit der Walujewa, die faden Gespräche mit der Kaiserinmutter und die Geschäfte der Patriotischen Gesellschaft. Irgend etwas tat ihr leid; ein Schüttelfrost überlief ihren Körper, und ihre Knie wankten; und sie fühlte sich wieder krank, schwach und alt.

„Nun, Nikolai Michailowitsch, wir haben heute viel zu erledigen,“ sagte sie zu dem Sekretär.

Er las ihr seinen Bericht vor, sie hörte ihm zu und gab sich Mühe, nicht mehr an die Überschwemmung zu denken.

Die Walujewa rief plözlich wieder:

„Sehen Sie nur, sehen Sie nur, Majestät! Das Wasser ist schon hier!...“

Und wieder empfand sie dasselbe Gefühl grenzenloser Freude.

„Wir wollen ins Eckzimmer gehen, dort sieht man es besser,“ schlug die Kaiserin vor.

Im Korridor hörten sie verzweifelte Schreie:

„Sie sind ertrunken! Sie sind ertrunken! Die lieben Kinderchen sind ertrunken!...“

Es war die achtzigjährige Witwe eines Kammerlakaien, Stepanida Petrowna Goljaschkina, die inmitten einer Schar von Hofbediensteten weinte. Als sie die Kaiserin sah, fiel sie ihr zu Füßen und rief:

„Euere Majestät! Kaiserin! Mütterchen! Erbarmen! Befehlen Majestät ein Boot fertigzumachen!...“

Sie konnte nicht vernünftig sprechen. Die anderen erklärten der Kaiserin, daß eine Tochter der Alten mit ihrem Manne, einem Gerichtsschreiber, im Stadtteil Tschefuschi auf der Wassiliewskij-Insel dicht am Newaufer wohnte; die ganze Gegend war wohl überschwemmt; der Vater begab sich jeden Morgen in die Kanzlei und die Mutter zum Einkaufen; die armen Leute konnten sich keinen Diensthoten halten und sperren daher, so oft sie das Haus verließen, die beiden Kinder, einen Knaben und ein Mädchen, in der Wohnung ein. Die Großmutter fürchtete für das Leben ihrer Enkelkinder.

„Kann man nicht ein Boot hinschicken?“ wandte sich die Kaiserin an Longinow.

„Bemühen Sie sich nicht, Majestät,“ sagte ein alter würdiger Kammerlakai. „Die Alte weiß selbst nicht, was sie spricht. Sie hat wohl vor Angst den Verstand verloren. Wo soll man ein Boot hernehmen? Wer wird sie hinüberfahren? Alle Boote sind ja längst unterwegs... Beruhige dich, Petrowna! Vielleicht sind sie noch am Leben. Du mußt für sie beten. Komm, Alte. Belästige die Kaiserin nicht.“

Man führte die Alte fort, doch man hörte sie noch lange schreien. In diesem einen Schrei vereinigten sich gleichsam die zahllosen Schreie der Ertrinkenden, und die Kaiserin begriff erst jetzt, was eigentlich vorging.

„Gehen Sie, Nikolai Michailowitsch, stellen Sie fest, wo der Kaiser ist.“

Longinow wollte etwas entgegnen, doch sie schrie ihn an:

„Gehen Sie, gehen Sie und tun Sie, was ich Ihnen befehle!“
 Sie begab sich ins Eckzimmer und sah zum Fenster hinaus.

Auf der Nema, gegenüber dem Admiralitätsquai ging eben eine der Barken, auf denen die Isaaksbrücke ruhte, unter. Das Wasser hatte die Brücke hochgehoben und in Stücke gerissen; die einzelnen Teile trieben nun in allen Himmelsrichtungen. Auf der untergehenden Barke liefen die Menschen wie die Ameisen herum. Die Kaiserin erkannte das diensthabende Boot mit achtzehn Ruderern der Gardeequipagedivision, das der Barke zu Hilfe eilte; das Boot lag gewöhnlich auf der Nema vor dem Schlosse. Sie sah durch den weißlichen Nebel hindurch, wie das Boot von den Wellen wie eine Nußschale umhergetrieben wurde. Es konnte jeden Augenblick kentern und untergehen. Wenn aber der Kaiser auf diesem Boote war?

Longinow war verschwunden. Sollte sie nicht noch die Walujewa auf die Suche schicken? Nein, diese war zu dumm und konnte nichts ausrichten.

Ein junger Offizier lief durchs Zimmer. Er war ganz durchnäßt und kam wohl direkt aus dem Wasser. Sein lebenswürdiges und einfaches Gesicht, das an das eines Bauernjungen erinnerte, war vor Kälte ganz blau geworden; seine Augen drückten aber das gleiche freudige Grauen aus, das auch die Kaiserin vorhin empfunden. Als er sie sah, blieb er stehen und machte Front.

„Wissen Sie nicht, wo der Kaiser ist?“

„Ich weiß es nicht, Majestät,“ erwiderte er zähneklappernd und versuchte zu lächeln. „Die einen sagen, er sei hier im Schlosse, die anderen, er befinde sich mit dem Generaladjutanten Benkendorf auf dem Boote.“

„Es ist gut, Sie können gehen.“

Er lief weiter, auf dem Parkett Wasserlachen zurücklassend.

Endlich kam Longinow zurück.

„Niemand weiß etwas. Es ist zum Verzweifeln! Ich konnte nichts erfahren. Alle haben den Kopf verloren und rennen wie wahnsinnig herum...“

„Nikolai Michailowitsch, so geht es nicht!...“ rief sie schluchzend.

„Mein Gott! Mein Gott!... So will ich ihn selbst suchen, wenn ihr es nicht könnt...“

„Majestät...“

„Kommen Sie mit!“

Alle drei — die Kaiserin, die Walujewa und Longinow — liefen durch die Korridore. Unterwegs begegnete ihnen der Kammerdiener Melnikow. Auch er wußte nicht, wo der Kaiser war.

„Wir suchen selbst nach ihm. Ihre Majestät, Kaiserin Maria Sjodorowna, sind außer sich. Wir können ihn nirgends finden!“ sagte Melnikow, sich auf die Schenkel schlagend, mit einem so dummen Gesicht, als ob er eine verloren gegangene Nadel suche.

„Dieser Dummkopf!“ rief die Kaiserin französisch und rannte weiter.

Der Generaladjutant Fürst Menschikow berichtete, daß man den Kaiser unten an der Kommandantenstiege gesehen habe, und das beruhigte sie ein wenig. Um dorthin zu gelangen, mußte man eine Menge Zimmer passieren.

Das Schloß glich einem aufgewühlten Ameisenhaufen. Die Leute liefen planlos hin und her, eilten, warfen sich nach allen Seiten, stießen zusammen, zankten, schrien, schimpften und verstanden einander nicht.

Der Kaiserin war es, als ob sie dies alles schon einmal in einem Traum erlebt hätte: sie war ebenso über unendliche Stiegen gelaufen, hatte den Kaiser gesucht und ihn nicht gefunden; sie wird ihn wohl auch nie finden.

Soldaten trugen aus den überschwemmten Zimmern vergoldete, mit Seide bezogene Möbelstücke, Bilder, Vasen, Lüster, Spiegel, Küchengeschirr und verschiedene Habseligkeiten des Hofgesindes in die oberen Stockwerke hinauf. Ein Riese mit gutmütigem Gesicht schleppte, wie ein Atlas unter der Bürde gebeugt, auf seinem Rücken einen großen eisenbeschlagenen Koffer, auf dem noch eine Bettstelle mit einem durchnähten Federbett ruhte; in den Zähnen hielt er einen Käfig mit einem Zeisig.

Einer der Korridore war unpassierbar; man hörte Wiehern und Getrampel von Pferdeshufen; Longinow trat auf Pferdemit: der Korridor war in einen Pferdestall verwandelt worden. Es waren die Pferde der Großfürstin Maria Pawlowna, die auf dem Schloßplatz gestanden hatten; man hatte sie ausgespannt und ins erste Stockwerk gebracht, um sie vor dem Wasser zu retten.

Auf der steilen und finsternen Treppe rief jemand, der die Kaiserin nicht erkannte, mit roher Stimme:

„Wo wollt ihr denn hin? Es geht nicht weiter: hier steht alles unter Wasser!“

Es schien ihr, daß die unsichtbaren Wellen miteinander tuschelten und etwas Unheildrohendes verabredeten; es war genau so, wie in ihrem Traume.

Man trug etwas, das in weiße Tücher gehüllt war, vorbei.

„Was ist das?“ fragte die Kaiserin.

„Eine Ertrunkene,“ entgegneten die Träger. „Vielleicht gelingt es uns noch, sie mit Gottes Hilfe ins Leben zu bringen.“

Die Walujewa schrie entsetzt auf und schien einer Ohnmacht nahe: sie fürchtete Leichen über alles.

Als sie bei der Kommandantenstiege anlangten, wurde ihnen gesagt, daß der Kaiser soeben hier gewesen sei und sich in die Eremitage begeben habe, wo ein großes Schiff von der Millionaja gestrandet sei. Sie mußten wieder die gleichen Stiegen hinauflaufen; unterwegs rief ihnen aber jemand zu, der Kaiser befinde sich überhaupt nicht mehr im Schlosse: er sei soeben mit dem Ruderboot fortgefahren.

Als sie durch ihre eigenen Gemächer lief, bemerkte sie den zum Frühstück gedeckten Tisch und wunderte sich, daß man noch überhaupt ans Essen denken könnte. Longinow nahm aber noch rasch ein Brötchen und etwas Käse mit und frühstückte im Laufen.

In den großen Paradesälen war noch alles ruhig. Draußen vor den Fenstern ging die Welt unter, doch in einem der Säle saßen am Fenster zwei alte Kammerherren und unterhielten sich gemütlich über das neue Ballett „Zephir und Flora“.

Als sie die Kaiserin bemerkten, neigten sie ehrerbietig ihre kahlen Köpfe.

Der Anblick dieser ruhigen Gesichter gab ihr einigen Trost; doch sie mußte sofort denken: „Diese Leute werden die gleichen Gesichter auch beim wirklichen Weltuntergang bewahren.“

Im blauen Salon standen die Großfürstin Alexandra Sjoborowna und die Hofdame Pljuskowa auf einem Sofa und rafften die Röcke.

„Au! Au!“ winselte die Hofdame. „Ich habe sie selbst gesehen, kaiserliche Hoheit, es sind ihrer so viele! Sie klettern schon die Mauer herauf.“

„Was gibt es?“ fragte die Kaiserin.

„Es sind Ratten, Majestät. Wütende Ratten! Eine hat mich beinahe am Bein gebissen...“

Auch die Walujewa schrie auf und sprang aufs Sofa. Sie fürchtete Ratten nicht weniger als Leichen.

„Sie kommen von unten her, aus den Kellern und unterirdischen Gewölben,“ lallte ein buckliger, runzliger und gleichsam verschimmelter Greis, der einer Kellerassel glich; es war der ehemalige Kammerfurier Isotow. „Bei der Überschwemmung des Jahres 1777 gab es im Schlosse so viele Ratten und Mäuse, daß die in Gott ruhende Kaiserin Jekaterina Alexejewna eigenhändig die Mausefallen aufstellen mußte.“

„Können Sie sich denn noch an jene Überschwemmung erinnern?“ fragte die Kaiserin, die sich krampfhaft auf etwas besinnen wollte.

„Zu Befehl, Majestät. Auch an die vom 18. November 1755, an die vom 25. August 1762, an die vom 20. November 1764, — ich kann mich gut an alle Überschwemmungen erinnern. Ich selbst wäre beinahe ertrunken, auch mein Vater und mein Großvater. Daher fürchte ich auch das Wasser: vor dem Feuer kann man fliehen, doch wohin soll man vor dem Wasser fliehen?“

Er schwieg eine Weile und lallte dann weiter vor sich hin:

„Alte Leute erzählen: auf der Petersburger Seite, in der Nähe der Dreifaltigkeitskirche stand einst eine riesengroße Erle; etwa zehn Jahre vor der Erbauung der Stadt gab es hier eine solche Überschwemmung, daß die Erle mit dem Wipfel im Wasser verschwand. Um jene Zeit kam die Prophezeiung auf: Wenn das Hochwasser wieder diese Erle bedeckt, so wird die Stadt Sankt Petersburg verschwinden, und diese Stätte wird leer bleiben. Als aber Seine Majestät, Kaiser Peter I. davon erfuhr, ließ er die Erle fällen und die Leute, die die Prophezeiung verbreiteten, erbarmungslos hinrichten. Jene Worte sind aber wahr, wie es auch in der Schrift heißt: Und sie achteten's nicht, bis die Sündflut kam, und nahm sie alle dahin...“

Mit ahnungsvollem Grauen hörten ihm alle zu, und die Prophezeiung erschien allen glaubwürdig: wo jetzt Petersburg lag, sollte sich einst ein unendlicher Wasserpiegel mit zwei, wie die Masten versunkener Schiffe, hervorragenden Turmspitzen — der des Admiraltätsgebäudes und der der Peter-Pauls-Festung — ausbreiten.

Plötzlich fiel der Kaiserin auch die andere vergessene Prophezeiung ein: das Jahr 1777 war das Geburtsjahr des Kaisers;

damals gab es eine große Überschwemmung, und die gleiche Überschwemmung sollte sich auch in seinem Todesjahre wiederholen.

Die Kaiserinmutter kam ins Zimmer gestürzt:

„Eise! Eise! Wo ist er? Wo ist der Kaiser?...“

„Ich weiß es nicht, Mamachen. Ich suche selbst...“

„Herr Jesu! Was ist denn das?... Der arme Nige ist im Anitschkin-Palais und weiß nicht, wo wir sind und was mit uns vorgeht. Vielleicht denkt er, daß wir alle ertrunken sind... Es ist auch niemand da, den man hinschicken könnte. Niemand hört mehr auf uns, wir sind von allen verlassen... Warum steht ihr alle so da? Wir wollen zu ihm eilen!“

Alle rannten weiter. Nur der alte Motow blieb zurück. Er lallte wie geistesabwesend:

„Diese Stätte wird leer bleiben... wird leer bleiben...“

Als sie durch die Säle, die an der Seite des Schloßplatzes lagen, liefen, hörten sie das Klirren zerbrochener Fensterscheiben. Mehrere Türen fielen krachend ins Schloß, und durch alle Räume piff und heulte ein rasender Windstoß.

Der Sturm war so stark, daß die von den Dächern gerissenen Eisenbleche, wie Papierblätter zusammengerollt, in der Luft herumflogen. Ein solches Blech traf eine Fensterscheibe und zertrümmerte sie.

Die Kaiserinmutter blieb stehen, schrie auf und lief zurück. Alle folgten ihr bis auf die Kaiserin; niemand bemerkte, daß sie allein zurückblieb. Eine vom Wind aufgeblähte Portiere hüllte sie ein und warf sie beinahe um. Im nächsten Zimmer sah sie das eingeschlagene Fenster, von dem noch immer Splitter fielen. Der mit Wasserstaub geschwängerte Wind drang hinein. Im Brausen der so nahen Wellen und im Heulen des Sturmes glaubte sie die Schreie der Ertrinkenden zu vernehmen.

Sie blickte um sich und sah sich von allen verlassen; sie fiel fast besinnungslos in einen Sessel und schloß die Augen.

Als sie wieder zur Besinnung kam, sah sie den Grafen Miloradowitsch, den Generalgouverneur von Petersburg vor sich stehen. Er sprach etwas, sie hörte ihn aber nicht.

„Wo ist der Kaiser?“ fragte sie ohne jede Hoffnung, ganz mechanisch.

„Er ist nebenan, im Weißen Saal, Majestät. Soll ich Majestät hingeleiten?“

„Ich bitte Sie, Graf, um etwas Wasser.“

In der Suche nach Wasser wollte er ins nächste Zimmer laufen.

„Nein, es ist nicht nötig,“ hielt sie ihn zurück. „Wollen wir gehen.“

„Bei dem vielen Wasser kann ich unmöglich ein Glas Wasser verschaffen!“ scherzte er. Er machte eine elegante Verbeugung, ließ die Sporen klirren und bot ihr wie auf einem Ball den Arm.

Er tänzelte immer und gehörte zu jenen Leuten, die sich ewig entzückt im Spiegel betrachten.

Wie es oft in Augenblicken großer Verwirrung vorkommt, mußte die Kaiserin an eine dumme Anekdote denken: der Graf liebte die Mazurka sehr und übte diesen Tanz oft allein in seinem Arbeitszimmer; einmal kam er so in Ekstase, daß er mit dem Kopf den Spiegel einrannte, sich dabei verletzte und lange Zeit einen Verband auf der Stirne tragen mußte.

Während er sie weiter geleitete, sprach er mit ihr von der Sündflut so leichtsinnig, als ob es sich um einen Regenschauer während eines Ausfluges mit Damen handelte.

„Alle schreien: es ist entsetzlich! Es ist entsetzlich! Ich sage aber: meine Herren, wie können wir, alte Soldaten, die wir schon im Blute geschwommen sind, uns vor dem Wasser fürchten?..“

Sie gelangten in den Weißen Saal.

Vor der Glastüre, die auf die Nawa hinausging, saß der Kaiser, tief gebückt, den Kopf auf den vor ihm stehenden Tisch gesenkt, mit niedergeschlagenen Augen, wie ein Mensch, der sehr müde ist und schlafen will.

Bei Beginn der Überschwemmung tat er sehr geschäftig, lief viel herum und erteilte Befehle. Als sich niemand entschließen wollte, mit dem Ruderboot zur Brücke hinauszufahren, wollte er es selbst tun; Bentendorf ließ es aber nicht zu: er zog auf der Stelle seinen Rock aus, watete durch das Wasser, das ihm bis an den Hals reichte, zum Boot und fuhr davon. Ihm folgten andere, und niemand kehrte zurück. Alle Wege waren abgeschnitten. Das Schloß stand wie ein Fels oder wie ein Schiff mitten in der Wüste eines Ozeans. Und der Kaiser begriff, daß hier nichts zu machen sei.

Er merkte nicht, daß die Kaiserin in den Saal trat. Sie wagte nicht, sich ihm zu nähern, und betrachtete ihn von weitem. Im trüben Licht erschien sein Gesicht leichenbläß. Jener Ausdruck von Demut und schwerfälliger Ergebenheit, den Sophie an ihm wahr-

genommen hatte, der Ausdruck des „weißen Kälbchens“, trat jetzt deutlicher als je hervor; er war wie ein stummes Lamm, wie ein wehrloses Opfertier. Wie gestern, als die Kaiserin die Rede auf die Geheime Gesellschaft brachte, so sah er auch jetzt wie ein Mensch aus, der den Verstand verliert, sich dessen wohl bewußt ist und fürchtet, daß es auch die anderen merken können.

Ihre Sorge von vorhin erschien ihr nun grundlos und dumm: hier im sicheren Zimmer war sie um ihn mehr besorgt, als wenn er sich in den rasenden Wellen befände. Jetzt zweifelte sie nicht mehr daran, daß er ihr gestern nicht alles gesagt, daß er die Hauptsache verschwiegen habe.

Der Oberpolizeimeister Gladkow erstattete dem Kaiser Bericht über die Vorgänge in der Stadt.

Auf der Petersburger Seite, im Wyborgschen Stadtteil und in der Kolomna-Vorstadt, wo fast alle Häuser aus Holz waren, hatte das Wasser ganze Straßen weggeschwemmt. Im Galeerenhafen stand das Wasser 16 Fuß hoch; dort war fast alles vernichtet.

Der Kaiser hörte zu, doch schien er kein Wort davon zu verstehen.

Alle fünf Minuten kamen Flügeladjutanten und meldeten, daß das Wasser immer zunehme.

Elf Fuß, zweiundeinhalb Zoll. Sechs Zoll. Acht. Neun. Zehnundeinhalb.

Das Wasser stand bereits um zwei Fuß und vier Zoll höher als bei der Überschwemmung des Jahres 1777. So hoch hatte es seit der Erbauung der Stadt noch nie gestanden.

Es war drei Uhr nachmittags.

„Wenn der Wind noch zwei Stunden anhält, ist die Stadt verloren,“ sagte jemand.

Der Kaiser hörte diese Worte, hob den Kopf und befreuzigte sich; alle folgten unwillkürlich seinem Beispiel. In der Schar der Hofbediensteten, die etwas abseits stand, stöhnte jemand auf:

„Der Herr hat uns für unsere Sünden bestraft!“

„Nicht für eure Sünden, sondern für die meinigen,“ sagte der Kaiser ganz leise vor sich hin und ließ den Kopf noch tiefer sinken.

„Eise, Sie sind hier? Ich habe Sie gar nicht bemerkt,“ sagte er, als er endlich die Kaiserin gewahrte. Er ging auf sie zu. „Was ist mit Ihnen?“

„Es ist nichts. Ich bin nur etwas müde. Bin überall herumgelaufen, habe Sie gesucht...“

„Warum denn? Sie sind wirklich leichtsinnig! Es zieht aus allen Türen und Fenstern, und Sie sind schon ohnehin erkältet.“

Er zupfte an ihr liebevoll den Mantel zurecht, den sie sich irgendwo im Laufen umgeworfen hatte. Beim bloßen Gedanken, daß er in einem solchen Augenblick um sie besorgt sein konnte, errötete sie wie ein verliebtes junges Mädchen.

„Dieses Unglück, Eise!“ sagte er mit jenem traurigen und verschämten Lächeln, das während seiner letzten Krankheit oft auf seinen Lippen spielte. „Wissen Sie noch, wie es in der Schrift heißt: Es ist schrecklich, in die Hand des Lebendigen Gottes zu fallen...“

Er wollte noch etwas hinzufügen, doch fühlte er, daß er doch nicht von der Hauptsache sprechen würde; er wiederholte nur ganz leise:

„Es ist schrecklich, in die Hand des Lebendigen Gottes zu fallen!“

Jemand wies auf die Nawa. Alle stürzten zu den Fenstern. Ein Floß trieb vorbei; ihm folgte ein riesengroßer Heringspeicher, den der Sturm irgendwo fortgerissen hatte; der Speicher konnte jeden Augenblick das Floß einholen und es in Stücke schlagen. Auf dem Floß standen viele Menschen; die einen knieten und schienen zu beten, während die anderen die Arme nach dem Ufer ausstreckten und wohl um Hilfe riefen.

Der Kaiser befahl, die Türe zu öffnen und trat auf den Balkon. Die Ertrinkenden hatten ihn vielleicht bemerkt. Er glaubte durch das Heulen des Sturmes ihre Schreie zu vernehmen. Der Speicher holte in diesem Augenblick das Floß ein, und die Menschen verschwanden in den Wellen. Der Kaiser bedeckte sein Gesicht mit den Händen.

Er kehrte ins Zimmer zurück, setzte sich wieder an den Tisch und senkte wie vorhin den Kopf. Tränen liefen ihm die Wangen hinab, doch er fühlte sie nicht.

* * *

Beim Beginn der Überschwemmung bekam der Flügeladjutant Oberst Hermann den Befehl, sich aus dem Schlosse in die Kolonna-Dorfstadt, wo sich die Kaserne der Gardeslottenequipage befand, zu

begeben, um die Rettungsboote in die verschiedenen Stadtteile zu verschicken. Er leistete den ganzen Tag über den Ertrinkenden Hilfe.

Als er müde und durchnäßt durch die Torgowaja-Straße fuhr, fiel es ihm ein, daß hier sein Freund der Fürst Odojewskij wohne, und er beschloß, bei ihm einzukehren, um etwas Tee zu sich zu nehmen. Als er ausgeruht hatte, schlug er dem Hausherrn und dem Fürsten Valerian Michailowitsch Golizhin, der zufällig bei Odojewskij zu Besuch war, vor, ihn auf seinem Boote zu begleiten.

Die Dämmerung brach früh an. Die Straßenlaternen konnten nicht angezündet werden, und die überschwemmte Stadt verschwand ganz in der nächtlichen Finsternis. Man hatte den Eindruck, daß die letzte Nacht, der kein Morgen mehr folgt, angebrochen sei.

Durch die Offizierskaja-Straße, den Krjukow-Kanal und die Galernaja-Straße gelangten sie zum Senatsplatz.

Hier heulte der Sturm noch stärker, und über dem weißlich schimmernden Gischt ragte das Denkmal: der Riese auf dem ehernen Pferde mit ausgestrecktem Arm. Man konnte nicht begreifen, was diese Gebärde bedeutete: wollte er den Sturm bändigen, oder ihn heraufbeschwören?

Gleichzeitig erschien auf dem Platz von der anderen Seite das von Fackeln erleuchtete Ruderboot des Grafen Benkendorf: roter Widerschein und schwarzer Schatten huschten über den ehernen Reiter, er schien zum Leben erwacht und sich zu regen. Das Postament aus Granit lag unter Wasser; das schwarze Wasser erschien im Fackellicht rot wie Blut. Der ehernen Reiter sprengte gleichsam über ein Meer von Blut dahin.

Golizhin blickte ihm ins Gesicht und plötzlich glaubte er im Brausen der Wellen und im Heulen des Sturmes die Rufe eines Volksaufstandes zu vernehmen.

Und er mußte daran denken, wie er vor einem halben Jahre an dieser selben Stelle mit Oberst Pestel über die Geheime Gesellschaft gesprochen und ihn gefragt hatte:

„Mit ihm, oder gegen ihn?“

Auch jetzt wie damals bekam er keine Antwort auf diese Frage.

Ein ahnungsvolles Grauen ergriff ihn, und es war ihm, als ob dies alles schon einmal gewesen wäre und auch immer so bleiben würde.

III.

Gleich nach der Überschwemmung setzte ein starker Frost ein. In den vom Wasser verschonten Häusern konnte man der Kälte wegen nicht wohnen. Die durchnässten Mauern waren von einer Eiskruste bedeckt; man konnte nicht heizen, denn die Öfen waren vom Wasser zerstört; man konnte auch das Wasser nicht auspumpen, denn es war eingefroren. Die Menschen gingen ohne Kleider, ohne Obdach und ohne Nahrungsmittel zugrunde. Doch das Wasser der Newa begann wieder zu steigen und drohte mit neuem Unglück. Die unglückliche Stadt schien von Gott dem Untergange geweiht.

Der Kaiser besuchte die Stadtteile, die von der Überschwemmung am meisten gelitten hatten: Kolomna, die Wassiliewskij-Insel, die Hafengegend und die Eisenwerke.

„Ich habe manche blutige Schlacht miterlebt, doch habe ich nichts Graufigeres gesehen,“ sagte er zu seinem Gefolge.

Einmal besuchte er die Kirche auf dem Smolensker Friedhofe. Das ganze Innere der Kirche war von Särgen mit Leichen der Ertrunkenen gefüllt. Er brach in Tränen aus, und das ganze Volk weinte mit ihm.

Es wurde ein eigenes Komitee zur Unterstützung der von der Überschwemmung geschädigten Bevölkerung gegründet. Verschiedene empfindsame Anekdoten wurden verbreitet. Eine arme alte Frau hätte bei der Verteilung von warmer Kleidung den ihr angebotenen Pelzmantel zurückgewiesen und gesagt: „Ich habe meinen Pelzmantel gerettet; wollen Sie mir, bitte, nur Strümpfe verabfolgen.“ Der tugendsame Beamte Iwanow soll zahlreiche Arme auf eigene Rechnung bestattet haben. Ins Haus eines alten Junggesellen soll ein neugeborenes Kind in einer Zuckerkiste hereingeschwommen sein, das der Junggeselle an Kindes Statt aufnahm.

Es wurden auch lustige Anekdoten erzählt. Eine Kasse, die eben geworfen hatte, hätte ihre Jungen gerade auf jene Treppstufe gebracht, bei der das Wasser haltmachte. In den Keller der Öffentlichen Bibliothek wäre eine Seeforelle hineingeschwommen, und der Bibliothekar Iwan Andrejewitsch Krjlow hätte den Fisch gefangen, gebraten und verzehrt. Ein zugereister Gutsbesitzer glaubte, er sei wahnsinnig geworden, als er in seinem Hofe den Polizeimeister Tschichatschow auf einem Boote herumfahren sah.

Eine Gräfin Tolstaja war wegen der Überschwemmung so sehr gegen Peter I. aufgebracht, daß sie im Vorbeifahren vor seinem Denkmal die Zunge ausstreckte.

Die Zeitungszensur hatte die Veröffentlichung jeglicher Nachrichten über die Überschwemmung verboten, und so wurde in Moskau erzählt, daß das Wasser bis über die Turmspitze des Admiralg Gebäudes gestiegen sei. Im gemeinen Volke wurde die Ansicht laut, daß der Herr die Hauptstadt für die Militärischen Siedlungen und für die Greuelthaten der Gutsbesitzer bestraft hätte.

P. Theodosius Lewizkij predigte, daß die Überschwemmung „kein einfaches und blindes Elementarereignis sei, sondern eine gerechte Strafe Gottes, die uns für unsere Taten treffe, denn die Regierung zeige keinerlei Neigung zur Reue.“ P. Theodosius wurde eines Nachts von zwei Feldjägern geholt, in einen Wagen gesetzt und irgendwohin weggeführt; später erfuhr man, daß er ins Kloster von Konewez auf dem Ladogasee verbannt worden war.

Endlich trat die Nawa wieder in ihre Ufer. Dort, wo eben erst die Fluten der Überschwemmung brausten, breiteten sich jetzt Schneefelder, auf denen Schlitten knirschten, Kinder Schlittschuhe liefen, Straßenverkäufer lustig im Froste tänzelten und Finnen auf ihren mit zottigen Pferden bespannten Schlitten Eis führten, das in der Sonne grünlich schimmerte.

Die Straßen waren mit großen Schneehaufen bedeckt; statt der polternden Droschken sah man jetzt nur lautlose Schlitten; alles war still, gleichsam ausgestorben und nur hie und da knirschte unter den Schritten vereinzelter Fußgänger der Schnee, und die Stimmen klangen im Freien wie im Zimmer.

Petersburg glich nun einem von Schneestürmen gänzlich verwehten stillen Dorf. Es entschlief, wie ein Kind in der Wiege unter einer weißen Decke, wie ein Toter im Sarge unter einem weißen Bahrtuch. Diese, zugleich an eine Wiege und an ein Grab gemahnende Stille wirkte unheimlich süß und einschläfernd.

Die Kaiserin war krank. Sie hatte sich während der Überschwemmung erkältet und konnte sich nicht wieder erholen. Die Ärzte fürchteten, daß es die Schwindsucht sei. „Es ist die gleiche Krankheit wie bei Sophie,“ sagte sich der Kaiser. „Es sind zwei müdegehegte Pferde: das eine ist gefallen, und das andere muß auch bald fallen.“

Er verbrachte bei der Kranken ganze Tage. Die Ärzte hatten ihr das Sprechen verboten, denn sie bekam davon heftige Hustenanfälle. Er sprach zu ihr, und sie gab ihre Antworten schriftlich.

Das Gespräch von der Geheimen Gesellschaft, das sie am Vorabend der Überschwemmung abgebrochen hatten, wurde nicht wieder erneuert. So oft sie ihn aber mit ihren scheuen Augen, mit den Augen eines müdegehegten Pferdes anblinnte, erriet sie seine Gedanken. Und beide schwiegen. Es war still im Zimmer, es war still auf der Straße, es war still wie in einer Wiege, wie in einem Grabe.

Er vernachlässigte alle seine Geschäfte: sie erschienen ihm nichtig, als ob er während der Überschwemmung die Ohnmacht seiner Macht eingesehen hätte. Er gab sich jetzt vollständig jener schrecklichen tödlichen Langeweile hin, gegen die er früher angekämpft hatte. Er glich einem Schwimmenden, den die Kräfte verlassen, und der von der Strömung in einen Abgrund getrieben wird.

Der neue Minister für Volksaufklärung, Alexander Ssemjownikowitsch Schischkow war über achtzig Jahre alt. Sein Haar war schneeweiß, die Augen eingefallen, das Gesicht leichenblaß; sein Kopf zitterte beständig, und seine Lippen schmaßten. Als er einmal beim Kaiser zu einem Vortrag erschien, zitterten seine Hände so sehr vor Schwäche, daß er sein Portefeuille nicht aufmachen konnte. Der Kaiser kam ihm zur Hilfe, schloß eigenhändig das Portefeuille auf, nahm die Papiere heraus und las sie selbst.

Schischkow war in politischen Dingen ein Fanatiker. Das von ihm verfaßte neue Zensurgesetz nannte man „gußeisern“, ihn selbst — „den Lichtlöscher“ und sein Ministerium — „das Ministerium für Volksverfinsterung“.

Seine Berichte waren eher Denunziationen.

„Der sogenannte Zeitgeist ist ein Geist der Gottlosigkeit, ein Geist der Revolution, ein Geist, der Mord und Vernichtung verbreitet, die Staatsgewalt untergräbt, das Gesetz verstummen läßt, die Throne erschüttert und blutige Gewalttätigkeit heraufbeschwört. Diese Gefahr ist schrecklicher als die einer Feuersbrunst oder einer Überschwemmung...“

So lallte er, bis er merkte, daß ihm der Kaiser gar nicht zuhörte. Dann machte er eine Pause, ließ den Kopf sinken und begann mit weinerlicher Stimme:

„Allergnädigster Kaiser, ich bin alt und gebrechlich, und es fällt mir schwer, diese Bürde zu tragen; ich fühle, daß ich unter

ihr bald zusammenbrechen muß . . . Der Zeitgeist hat überall die Oberhand gewonnen: im Senat, im Reichsrat, in der Gesellschaft und selbst bei Hofe findet dieser Geist Schutz und Zuflucht. Was kann ich dagegen tun? Ich kann doch nicht mit dem Kopf die Mauern einrennen . . . Gott hat bisher Rußland beschützt, ich glaube aber, daß seine Hand jetzt schwer auf unserem Lande lastet. Es wird ein großes Unglück kommen! Ein großes Unglück! . . .“

So krächzte er täglich wie ein Rabe, und bei diesem Krächzen erschienen die finsternen Wintertage noch finsterner und die Wiegen- oder Grabesstille noch einschläfernder.

Der Kriegsminister Tatischtschew, der Justizminister Lobanow und der Minister des Innern Lanskoi waren ebensolche gebrechliche, Gespenstern gleichende Greise.

„Diese Greise entscheiden jetzt über das Schicksal Rußlands,“ sagte sich der Kaiser. „Mit Jünglingen habe ich begonnen, und mit Greisen ende ich!“

Im Volke schwirrten indessen Gerüchte über unheilverkündende Zeichen und Erscheinungen. Bald begannen die Kirchenglocken von selbst ein Totengeläute, bald erschien auf dem Dache des Schlosses nachts ein unbekannter, jämmerlich schreiender Vogel, bald kamen die abenteuerlichsten Mißgeburten zur Welt: ein Kind mit einem Fischechwanz und ein Kalb mit einem Menschenkopf.

Ende Februar begann das Tauwetter. Der Schnee schmolz und wurde dunkel, von den Dächern tropfte es, und in den Dachrinnen lösten sich hie und da Eisklumpen und erschreckten mit ihrem Gepolter die Passanten. Die Pferdehufe platschten im stinkenden Straßenkot. Die Menschen starben am Sumpffieber wie die Fliegen. Schwarzgelbe Nebel schleppten sich über die Straßen hin, und endlich trat aus den Nebeln ein lächerliches Schreckbild — ein gehörnter Pope hervor.

Zuerst erschien er in der Dreifaltigkeitskirche, wo er während einer Messe seine Schnauze aus der heiligen Pforte herausstreckte und wie ein Bock meckerte; dann sah man ihn auch in der Kirche des Nikola Morskoj und endlich auch in der Kasanschen Kathedrale. Das Volk sammelte sich auf dem Platze vor der Kathedrale. Der Polizeimeister Tschichatschow versuchte das Volk zu überreden, den Platz zu räumen; die Leute blieben aber stehen und drängten gegen das Portal. Die Kathedrale war versperrt und wurde von Polizei bewacht, und die Geistlichkeit ließ sich nicht sehen; dies bestärkte noch

den Glauben, daß der gehörnte Pope in der Kirche versteckt gehalten werde. Man erzählte sich, daß der Metropolit einen Bittgottesdienst abhalte, damit der Pope begnadigt und von seinen Hörnern erlöst werde.

Im schwarzen Nebel, im finsternen Tageslichte schien alles so gespensterhaft, daß man auch dieses Gespenst für Fleisch und Blut halten konnte. Wer weiß, wie weit es noch gekommen wäre, wenn nicht jemand das Gerücht aufgebracht hätte, der Pope sei durch einen unterirdischen Gang fortgeschafft worden.

Am nächsten Tag versammelten sich aber noch viel mehr Leute vor dem Alexander Newskij-Kloster. Viele hatten bereits den Popen mit eigenen Augen gesehen; die einen behaupteten, er gleiche Araktschejew, die anderen — er gleiche Photius. Die Mönche versperreten die Tore des Klosters; die Volksmenge lärmte und verlangte, daß man sie aufsperrt.

„Worauf warten wir denn noch, Brüder? Machen wir uns doch selbst das Tor auf! Baut eine Leiter!“ schrie jemand.

In diesem Augenblick erschienen aber vor dem Kloster Soldaten, und die Leute stoben auseinander. Am Abend wurde bekannt, daß, während die Diensthoten vom Hause weggelaufen waren, um sich den gehörnten Popen anzusehen, die meisten Wohnungen in dieser Gegend von Dieben ausgeplündert worden waren.

Der Pope verschwand aus Petersburg, erschien aber dafür in anderen Städten des russischen Reiches.

Als der Minister Schischkow und später der Oberpolizeimeister Gladkow es dem Kaiser mit einer solchen Miene meldeten, als ob mindestens eine Revolution im Anzuge sei, geriet dieser außer sich, nannte Gladkow ein altes Waschweib und beauftragte Araktschejew mit der Untersuchung.

Wie sich herausstellte, war der gehörnte Pope durchaus kein leeres Hirngespinnst. In einem entfernten Dorfe in der Ukraine hatte ein Geistlicher einen Boß geschlachtet und sich dessen Fell samt Hörnern angezogen, um so, als Teufel verkleidet, „irgendeinen tollen Streich zu verüben“. Das klebrige Fell blieb an seinem Körper haften; der Pope glaubte, es sei ihm angewachsen und heulte vor Entsetzen auf. Das Volk lief zusammen. Auch die Obrigkeit erfuhr von der Sache. Eine Untersuchung wurde eingeleitet, und die Geschichte kam vor den Synod. Aus dem Synod kam aber das Gerücht in die Stadt.

Kaum war der Pope verschwunden, als ein neues Wunder geschah: die Turmspitze der Peter-Pauls-Festung erstrahlte täglich in rotem Lichte. Anfangs glaubte man, es sei der Widerschein des Abendroths. Doch das Licht war auch bei bewölktem Himmel sichtbar. Der Kaiser hatte es mit eigenen Augen gesehen; die leuchtende Spitze glich der Schneide eines blutigen, im Himmel hängenden Messers. Die Ursache der Erscheinung wurde erst nach langer Zeit aufgedeckt: auf einem Bauplatz in der Nähe der Festung befanden sich Kalköfen, deren Licht, von Säunen und Brettern verdeckt, gerade auf die Turmspitze fiel.

Der Direktor der Geheimpolizei v. Soß überschüttete den Kaiser mit Anzeigen.

Am helllichten Tage sagte irgend jemand zu irgend jemand auf dem Newstij: „Bald kommt die Revolution!“ Ein Geheimpolizist wollte den Verbrecher verhaften, doch dieser verschwand in der Menge. In einer anderen Anzeige wurde vorgeschlagen, sämtliche Kirchthürme der Stadt nachts von Soldaten bewachen zu lassen, „um zu verhindern, daß irgend jemand Sturm läuten und ein Zeichen zum Ausbruch der Revolution geben könne“. In den grammatischen Tabellen, die der Schriftsteller Gretsch für den Unterricht von Soldaten verfaßt hatte, wurden mehrere empörende Beispiele gefunden: „Die Kaiserin ist eine Wachtel. Wo die Macht ist, dort verstummt das Gesetz. Wider die Gewalt läßt sich nichts tun. Dem Wasser kann selbst der Zar nicht Halt gebieten.“ Diese Tabellen wurden verboten, und Gretsch kam unter Polizeiaufsicht.

Als aber der Kaiser erfuhr, daß auch Araktschejew unter Polizeiaufsicht stand, glaubte er, daß v. Soß verrückt geworden sei. Er wollte zuerst böse werden, gab es aber auf und sagte: „Tut was ihr wollt.“

Niemand wagte es, mit ihm über die Geheime Gesellschaft zu sprechen; ihm schien es aber, daß alle von ihr wußten, seine Untätigkeit mit seiner Furcht vor der Gesellschaft erklärten und ihn auslachten.

„Sein Argwohn brachte ihn oft zur Raserei,“ berichtete später Maria Antonowna Naryschkina. „So oft er jemand auf der Straße lachen hörte oder jemand von seiner Umgebung lächeln sah, bildete er sich ein, daß man über ihn lache.“

Eines Abends trank er in Gesellschaft Maria Antonownas und ihrer Cousine, einer zugereiften jungen Polin, Tee; der Kaiser

schenkte eine Tasse für die Hausfrau und eine andere für ihre Cousine ein. Maria Antonowna flüsterte ihr ins Ohr:

„Wenn Sie nach Hause zurückkommen, werden Sie doch sicher darauf stolz sein, daß Ihnen der Kaiser Tee eingeschenkt hat.“

„Gewiß,“ erwiderte jene.

Der Kaiser war schwerhörig und hörte nicht, was sie sagten; er sah aber, daß sie lächelten, und wurde sofort düster. Als der Gast gegangen war, sagte er zu Maria Antonowna:

„Sie sehen, ich erscheine allen lächerlich. Auch Sie, auch Sie, meine alte Freundin, der ich so viele Jahre vertraut habe, auch Sie können sich nicht des Lachens enthalten! Sagen Sie mir um Gottes willen, was ist denn an mir so lächerlich?..“

Die Generaladjutanten Kisseljow, Orlow und Kutusow standen einmal am Fenster, erzählten sich Witze und lachten. Plötzlich kam der Kaiser. Sie unterbrachen ihre Unterhaltung, doch auf ihren Gesichtern blieb noch das Lächeln. Der Kaiser blickte sie an und ging stumm vorbei. Nach einigen Minuten ließ er Kisseljow zu sich ins Arbeitszimmer kommen. Der Kaiser stand vor dem Spiegel und betrachtete sich von allen Seiten.

„Worüber habt ihr gelacht? Was ist an mir so lächerlich?“

Kisseljow war starr und stotterte, daß er die Frage des Kaisers nicht verstehe.

„Laß es, Pawel Dmitrijewitsch,“ fuhr der Kaiser freundlich fort, „ich habe ja selbst gesehen, daß ihr über mich gelacht habt. Sag mir doch die Wahrheit, ich bitte dich darum: ist vielleicht hinten an meiner Uniform etwas nicht in Ordnung?“

Zuweilen hatte er einen häßlichen Traum: er sah sich auf einem Ball oder im Audienzsaal in voller Uniform mit dem Bande des Andreas-Ordens, doch ohne Hose; alle Blicke waren auf ihn gerichtet, und er fühlte sich für alle Ewigkeit blamiert. Das gleiche Gefühl hatte er jetzt im Wachen.

Nicht nur alle Menschengesichter, sondern auch alle Gegenstände schienen jetzt über ihn zu lachen. Aus dem abendlichen Nebel, der am Himmel vorbeizog, blickte ihn eine lächerliche Erscheinung — der gehörnte Pope an; im Sommergarten krächzten die Raben ebenso unheimlich, wie in der schrecklichen Nacht des 11. März, als sie von den Bataillonen des Semjonowschen Regiments aufgeschauht wurden; beim dunkelroten winterlichen Abendrot spiegelten sich die

roten Mauern des Michailowſchen Schloſſes im ſchwarzen Waſſer des Kanals wie in Blut.

Vor den Petersburger Nebeln und Geſpenſtern floh er nach Zarſkoje Sjeljo.

In der Einſamkeit fühlte er ſich etwas erleichtert. Im Winter bewohnte er nur drei kleine Zimmer des Pfarrgebäudes — ein Arbeitszimmer, ein Schlafzimmer und ein Speiſezimmer, die ſehr einfach, beinahe ärmlich ausgeſtattet waren. Er fühlte ſich ſo, als ob er bereits auf die Krone verzichtet hätte und im Ruheſtand lebte.

Eines Nachmittags ſaß er allein im Arbeitszimmer vor dem Kamin. Der Tag war grau, doch aus den Wolken lugte ab und zu die Sonne hervor; das Feuer im Kamin war blaß und durchſichtig; auf den gefrorenen Fenſterſcheiben funkelten diamantene Farntrautranken. Draußen hoben ſich bereifte Bäume weiß vom ſchiefergrauen Himmel ab. Im ſchneeverwehten Parke war alles licht, weiß und ſtill, als ob er ſich tauſend Meilen von einer Stadt entfernt befände. Es war ſtill wie im Grabe, wie in der Wiege.

Er dachte an das bevorſtehende Geſpräch mit dem Fürſten Valerian Golizhin.

Er erinnerte ſich noch an das Verſprechen, das er Sophie gegeben hatte; er erinnerte ſich auch an das Geſicht des Fürſten Valerian in jenem unvergeßlichen Augenblick am Sarge Sophies, als er plötzlich fühlte, daß die Liebe zu der Verſtorbenen ſie beide vereinige, und daß dieſer Feind der ihm einzig notwendige und verwandte Menſch ſei. An jenem Tage wäre es ihm ein Leichtes geweſen, ſich dem Fürſten zu nähern und mit ihm ein Geſpräch anzuknüpfen. Je öfter er aber ſpäter an die Zuſammenkunft dachte, um ſo unmöglicher erſchien ſie ihm. Monate vergingen. Er ſchob es immer hinaus. Golizhin wartete und hatte beinahe jede Hoffnung aufgegeben; er wollte abreiſen und bat um Urlaub. Der Kaiſer wollte ihm aber den Urlaub nicht geben; er war bereits davon überzeugt, daß die Begegnung für ſie beide gleich erniedrigend, drückend und unnatürlich ſein mußte, und dazu noch entſetzlich lächerlich; das Lächerliche verfolgte ihn jezt auf Schritt und Tritt, und er fürchtete es über alles.

Und doch mußte er ununterbrochen hartnäckig und gierig an die Begegnung denken; der Gedanke quälte ihn, doch er wühlte

mit Wollust in seiner Wunde. Er malte sich dieses Gespräch mit allen Einzelheiten aus; er bereitete seine Fragen und die Antworten, die ihm Golizhin geben würde, vor; die Fragen und die Antworten rezitierte er zuweilen laut, wie ein Schauspieler, der vor dem Spiegel seine Rolle einstudiert.

Zuerst würde er von Sophie sprechen:

„Wenn ich mit Ihnen, Fürst, spreche, so tu ich es nur, um ihren letzten Willen zu erfüllen. Wenn Sie sie geliebt haben, so können Sie nicht mein Feind sein; sie hat es mir gesagt, und ich weiß, daß es wirklich so ist. Ich bitte Sie in ihrem Namen, zu mir nicht wie ein Untertan zu seinem Kaiser, sondern wie ein Mensch zu einem Menschen, wie ein Sohn zu seinem Vater zu sprechen. Ich glaube, daß sie uns zuhört, und ich möchte, daß auch Sie daran glauben...“

Hier würde er eine Pause machen und dem Fürsten Valerian in die Augen blicken. Jener würde aber diesen Blick nicht ertragen können und die Augen niederschlagen.

„Ich weiß, Golizhin,“ würde er fortfahren: „daß Sie ein Mitglied der Geheimen Gesellschaft sind, und ich weiß auch, daß diese Gesellschaft die Beschränkung der Autokratie und die Er kämpfung einer Verfassung zum Ziele hat. Wissen Sie denn nicht, daß auch ich die gleichen Ziele verfolge?...“

An dieser Stelle würde er milde lächeln.

„Ihr wollt meine Feinde sein, ihr seid aber meine Freunde, meine Kinder, meine Brut, mein Fleisch und Blut. Ich habe euch ins Leben gerufen, und ohne mich könntet ihr nicht sein. Ich war und bin immer der Ansicht, daß die Freiheit die herrlichste Gottesgabe ist. Was trennt uns denn? Warum sind wir Feinde?“

„Wollen Majestät die Wahrheit erfahren?“

„Ja, Golizhin, nur die reine Wahrheit.“

„Majestät wissen selbst, daß die Geheime Gesellschaft erst damals gegründet wurde, als man jede Hoffnung, daß die Krone selbst dem russischen Volke Freiheiten verleihen werde, fallen lassen mußte...“

Hätte jetzt jemand in das Zimmer hineingeblückt, so hätte er glauben müssen, der Kaiser sei verrückt geworden. Vor ihm stand ein leerer Sessel, und er sprach mit jemand Unsichtbarem, der auf diesem Sessel saß. Er glaubte, daß er nur flüsterte; in der Tat sprach er aber so laut, daß man es im Nebenzimmer hören konnte; er

bewegte die Hände, nickte mit dem Kopf und wechselte die Stimme; bald lächelte er und bald wurde er finstern, ganz wie ein Schauspieler vor einem Spiegel.

„Bin ich denn, Golizhin, ganz allein an allem schuld? Solche Menschen wie ich gibt es in Rußland höchstens hundert; uns stehen aber Millionen gegenüber. Als ich und Speranskij mit den ersten Reformen begannen, wurde er als ein Verräter betrachtet, und ich mußte ihn den Leuten zum Opfer bringen...“

— Es war zwar nicht ganz so, wie ich es sage, aber annähernd stimmt es doch, — dachte er sich. — Über Speranskij muß ich doch unbedingt etwas sagen. —

„Wissen Sie, Golizhin, was mir damals Karamsin schrieb? Ich weiß es noch heute auswendig: ‚Eine der wichtigsten Ursachen der Unzufriedenheit der Russen mit der Regierung ist ihre übertriebene Neigung zu den Reformen, die das Reich erschüttern, deren wohltätige Wirkungen aber höchst zweifelhaft sind.‘ Wenn Karamsin, der aufgeklärteste Mensch seiner Zeit, so urteilte, was darf man denn dann von den anderen verlangen? Es wäre wirklich ein noch nie dagewesenes Schauspiel: der Kaiser will seinem Volke die Freiheit verleihen, das Volk will sie aber nicht annehmen! Man kann ja wirklich nicht Sklaven von heute auf morgen frei machen. Ein einzelner Mensch kann hier nichts ausrichten. Ich bin aber allein. Ich habe keine Gehilfen. Bei wem soll ich Hilfe suchen? Ich sehe um mich nichts als Betrug. Können denn wir Fürsten alles wissen, was bei uns vorgeht? Beim bloßen Gedanken daran stehen mir die Haare zu Berge! Im Militär, in der Verwaltung, in der Kirche — überall herrschen Mißstände. Was soll man tun? Der Mensch kann nicht alles zugleich machen. Versetzen Sie sich doch auch in meine Lage. Überlegen Sie sich, was Sie tun wollen, bereuen Sie Ihre verbrecherischen Absichten, und ich werde Ihre Reue mit väterlicher Liebe hinnehmen. Vor allen Dingen müssen Sie aber einsehen, daß ich das gleiche anstrebe wie Sie. Verbünden wir uns also und wirken wir mit vereinten Kräften zum Wohle des Vaterlandes!...“

Er wußte noch nicht genau, was er weiter sagen würde; er fühlte aber, daß es sehr rührend sein würde. Golizhin würde dem nicht widerstehen können, in Tränen ausbrechen und ihm zu Füßen fallen. Dann würden auch die anderen zu ihm kommen und ihre Schuld bekennen. Er würde ihnen vergeben, wie ein Vater seinen

verirrten Söhnen vergibt; wenn er auch jemand hinrichten lassen würde, so würde es doch niemand bei dem großen allgemeinen Jubel bemerken. Wenn sie ihm aber mißtrauen und sagen würden, daß er dies alles nur aus Angst vorbringe, daß er ein Doppelspiel spiele und sie alle in eine Falle locken wolle, um die Verschwörung mit einem Streiche zu vernichten? Wenn ihnen die Worte Napoleons: „Alexander ist fein wie eine Nadel, scharf wie ein Rasiermesser und falsch wie der Schaum des Meeres; wenn er Frauenkleider anlegen würde, so wäre das listige Weib fertig“ einfallen? Oder die Worte der Großmutter: „Herr Alexander ist von Natur aus ein Schauspieler und ein großer Meister schöner Gebärden“? Auch jetzt übte er vor dem Spiegel schöne Gebärden. Nun war es aber zu spät. Der Spiegel war zerbrochen. Niemand ging mehr in die Falle. Es konnte nur noch eine neue Schande, eine neue Blamage geben. „Vielleicht ist hinten an meiner Uniform etwas nicht in Ordnung?“

Er ist das Opfer, und sie sind die Mörder; oder sie sind die Opfer, und er ist der Henker: dies konnte mit keinerlei Worten verschleiert werden. Hier waren nicht Worte, sondern Handlungen notwendig. Die Verbrecher mußten hingerichtet werden. „Man muß es und man darf es nicht, man darf es nicht und doch muß man es“ — so hieß es wieder wie am 11. März. Er konnte nichts beschließen, nichts unternehmen, keinen Finger rühren. Er fühlte sich wie in der Lethargie: er sah alles, er wußte alles, und doch konnte er nicht durch ein Zeichen zu verstehen geben, daß er noch lebe, und daß man ihn nicht lebendig begraben solle.

„Sie lachen mich alle aus! Sie lachen mich alle aus!“

Der Kammerdiener Anissimow hatte schon längst aus dem Nebenzimmer gehört, daß der Kaiser mit jemand sprach. Vielleicht war jemand durch die andere Türe eingetreten? Er ging zur Türe und horchte am Schlüsselloch. Als der Kaiser sagte: „Sie lachen mich aus!“, verstand er: „Anissimow!“ Er öffnete die Türe und trat ein.

„Was willst du?“

„Majestät riefen mich.“

„Hinaus!“ schrie der Kaiser zornig. Er sprang auf und stampfte mit den Füßen.

Nach einigen Minuten ging er in Mantel und Mütze die Treppe hinunter.

Unten stand ein Wachtposten. „Lacht auch er?“ dachte der Kaiser. Er blieb vor ihm stehen und fragte ihn:

„Was hast du?“

„Ich wünsche Euerer kaiserlichen Majestät Wohlergehen!“ schrie jener, die Augen weit aufgesperrt, so laut und eifrig, daß der Kaiser sich sofort erleichtert fühlte.

„Wie heißt du?“

„Iwan Ochramejko, Majestät.“

„Gut, Iwan; geh zu deinem Kompagniechef und sage ihm, daß ich dich zum Unteroffizier befördere.“

— Ganz wie der Vater, — sagte er sich, — der Apfel fällt nicht weit vom Baume. —

Er trat in den Park hinaus.

Die Wege, auf denen er zu spazieren pflegte, wurden mehrere Werst weit vom Schnee gesäubert und mit gelbem Sand bestreut. Er ging durch die Allee alter verschneiter Tannen, am Ufer des Großen Teiches.

Es schneite zuerst vereinzelte Schneekristalle, dann große Flocken; der zwar noch nicht nasse, doch bereits weiche und klebrige Schnee ließ auf baldiges Tauwetter schließen; er schien gleichsam warm und schwül.

Er verließ die Allee, schlug einen schmalen Pfad durch das Dickicht ein und gelangte auf einen von hohen Bäumen eingefassten kleinen Platz. Er ließ sich auf eine Bank nieder und sah lange dem Treiben der Schneeflocken zu. In der Dämmerluft huschte eiförmig ein blendendes weißes Netz; vom Zusehen schwindelte ihm der Kopf.

„Ein Schwindelanfall...“ ging es ihm durch den Kopf. „Was ist es? Was wollte ich?... Ja...“

Cet esprit de vertige et d'erreur,
De la chute des rois funeste avant-coureur.

„Es ist der Schwindel, der dem Sturz der Könige vorangeht.“

Es waren Verse aus einer französischen Tragödie, die er mit Napoleon zu Erfurt gehört hatte.

„Auf solcher Höhe würde mir der Kopf schwindeln!“ sagte er einst lachend vor der Vendôme-Säule, auf deren Spitze eine kleine bronzene Puppe, das Bild des siegreichen Cäsars stand. Und als später, nach der Einnahme von Paris die Besiegten zu Ehren des

Siegers jene Puppe mit Stricken herunterzerrten, und die wilde Menge schrie: „Nieder mit Napoleon! Vivat Alexander!“, schwindelte ihm, dem Sieger, tatsächlich der Kopf. Jeder kommt an die Reihe: zuerst war es Napoleon, und jetzt wurde er, Alexander, unter allgemeinem Gelächter wie jene winzige Puppe heruntergezerrt.

Wie ging es weiter? Nach der Schlacht von Austerlitz lag er, von allen verlassen, in einer leeren Bauernhütte auf einem Strohlager und hatte so entsetzliche Leibschmerzen, daß der Leibarzt Whllié für sein Leben fürchtete und ins österreichische Lager fuhr, um sich dort eine halbe Flasche Rotwein für seinen kaiserlichen Herrn zu erbetteln. Der Kaiser glaubte damals, daß diese Leibschmerzen von seiner Angst herrührten. Damals hatte bereits jenes schreckliche Lachen begonnen, das ihm jetzt den Verstand raubte.

Und was kam weiter? Was war das Lächerlichste, das Schrecklichste? Der 11. März und die Geheime Gesellschaft waren nur Schwären des Ausfages; wo steckte aber der Ausfag selbst? Wo war die Wurzel von allem Übel? Er wußte wohl, wo sie war. Er wollte es nicht wissen, und er wußte es doch. Er hatte es ja selbst damals ausgesprochen, als man ihn gegen seinen Willen auf den blutbesudelten Thron schleppte, wie die Metzger ein Kalb, „ein weißes Kälbchen“ zum Schlachten schleppen: „Dieser Ort ist verflucht; wer sich hinstellt, muß untergehen; alle, die vor mir hier standen, sind untergegangen; so werde auch ich untergehen.“ Damals hatte er es noch gewußt, später vergaß er es, und jetzt fiel es ihm wieder ein. Es war aber zu spät: das arme Kälbchen war bereits mit Stricken gebunden und über seinem Nacken schwebte das Beil. Er hatte sich auf die verfluchte Stelle begeben und ist untergegangen. Er hätte damals noch fliehen sollen. Jetzt war es aber zu spät. Der Verzicht auf die Krone bedeutete den Verzicht auf das Leben. Alle Gedanken, die er sich darüber machte, waren nichts als schöne Gebärden, Übungen eines Schauspielers vor dem Spiegel, Lüge, Schande und Gelächter.

Er bedeckte das Gesicht mit den Händen und wollte weinen, doch er konnte es nicht mehr.

Er stand auf, warf Mütze und Mantel ab, kniete nieder, faltete die Hände und hob die Augen gen Himmel; er wollte beten, doch er konnte es nicht. Zu wem sollte er beten? Und was sollte er erflehen? „Um autokratisch zu regieren, muß man ein Gott

sein," — das hatte er selbst gesagt, und auch die anderen hatten es ihm gesagt; sie haben auch wirklich ihn, den Menschen, zu Gott gemacht. Wenn aber ein Mensch Gott ist, so gibt es keinen Gott.

Er bedeckte wieder das Gesicht mit den Händen, stürzte sich in den Schnee und lag so lange Zeit unbeweglich, wie ein Toter.

Der Schnee fiel aber noch immer in der Dämmerluft und bedeckte den Toten mit einem Leichentuch.

IV.

Kaiserin Jelisaweta Alegejewna verwahrte ihr Tagebuch in einer eigenen, stets verschlossenen Schatulle. Sie führte es seit dreißig Jahren und zeigte es niemand, außer ihrem alten Freund, Karamsin.

Als sie sich, im Frühjahr 1825, schwer krank, und wie sie glaubte, sterbend, zu einer Reise aus Petersburg nach Zarstkoje und von dort nach Taganrog rüstete, brachte sie alle ihre Papiere in Ordnung, „um auf alles, und selbst auf den Tod bereit zu sein“; am gleichen Tage schrieb sie auch an ihre Mutter.

Spät nachts, als sie sich allein in ihrem Schlafzimmer befand, öffnete sie die Schatulle, holte das Tagebuch hervor und begann darin zu lesen. Das Tagebuch war französisch mit einzelnen russischen und deutschen Sätzen geschrieben. Sie las es nicht fortlaufend, sondern nur jene Stellen, die ihr besonders denkwürdig erschienen. Früher hatte sie nie darin geblättert; erst in den beiden letzten Jahren 1824—25 las sie öfters darin.

Sie las:

* * *

„Der Blume entströmt Duft, dem Leben entströmt Trauer; gegen Abend duften die Blumen stärker, und im Alter ist das Leben trauriger.

* * *

Als Karamsin einmal hörte, daß ich halb tot zur Welt gekommen war, sagte er:

„Sie waren im Zweifel, ob Sie das Leben annehmen sollten.“

Ich glaube, daß ich auch noch heute darüber im Zweifel bin. Ich habe es nie verstanden, das Leben hinzunehmen, ins Leben einzudringen.

* * *

Die Leiden des Menschen sind finstere doch zuverlässige Spiegel: man muß in sie schauen, um sich zu sehen und zu erkennen. Ich sehe mich in meinem finsternen Spiegel nicht als Ihre Majestät, die Kaiserin von Rußland, sondern als das kleine Kind, das nicht zur Welt kommen wollte, oder als Greisin, die nicht sterben will.

* * *

Den 11. März. Jedes Jahr begeben sich mich an diesem Tage mit dem Kaiser in die Peter-Pauls-Kirche zum Trauergottesdienst für den Kaiser Paul. Der Kaiser gedenkt der vergangenen Jahre und sagt mir jedesmal mit immer tieferer Trauer:

„Wo werden wir nächstes Jahr diesen Tag verbringen? Werden wir noch zusammen sein?“

Die Jahre vergehen. Dreiundzwanzig Jahre sind dreiundzwanzig Augenblicke. Je mehr Jahre darüber vergehen, um so deutlicher sehe ich jenen Tag vor mir; als ob es erst gestern gesehen wäre.

Wir sprechen nicht darüber, doch wir denken uns dasselbe. Wir denken an unser Gespräch am Vorabend jener schrecklichen Nacht vom 11. März:

„Und wenn Blut fließen soll?“ fragte er. „Warum schweigst du? Oder glaubst du, daß wir uns auch über das Blut hinwegsetzen müssen?...“

„Ich weiß nicht...“ begann ich; doch er unterbrach mich:

„Nein, nein, schweige, untersteh dich nicht! Wenn du es aussprichst, wird es Gott nie verzeihen...“

Ich sprach aber doch zu Ende:

„Ich weiß nicht, ob es Gott verzeihen wird, aber wir müssen.“

Damals wußte ich, daß wir es müssen. Jetzt weiß ich es nicht mehr. Oder wie er damals sagte: „Wir müssen und müssen nicht; man muß und man darf nicht, man darf nicht und man muß.“

Später saß er während der Krönungsfeierlichkeiten in Moskau stundenlang unbeweglich, die Augen starr und sinnlos auf irgendeinen Punkt gerichtet. Man fürchtete damals für seinen Verstand. Nur der Fürst Czartorski ging manchmal zu ihm hinein und versuchte, ihn zu trösten und zu ermutigen.

„Nein, Sie können mir nicht helfen,“ antwortete ihm der Kaiser. „Ich muß leiden. Wie können Sie verlangen, daß ich nicht leide? So wird es immer, immer bleiben!“

Ja, so blieb es immer. Zeitweise trat es zurück und kam dann immer wieder. Dreiundzwanzig Jahre sind dreiundzwanzig Augenblicke. Je mehr Jahre darüber vergehen, um so deutlicher sehe ich jenen Tag vor mir; als ob es erst gestern geschehen wäre.

Ein Schwert hat seine Seele durchbohrt. Hat nicht dieses Schwert auch uns voneinander getrennt? Wir wollen uns wieder einander nähern, doch wir können es nicht. So nahe sind wir einander und doch so fremd. Liegt nicht jenes Blut zwischen uns als ein unüberbrückbarer Abgrund?

Hätte ich damals nicht gesagt: ‚wir müssen‘, so wäre es vielleicht nicht geschehen. Nicht er, sondern ich allein bin an allem schuld. Möge Gott nicht ihn, sondern mich strafen!

* * *

Ich denke an seine Krankheit. Jetzt, da die Gefahr vorüber ist, verheimlicht man nicht mehr vor mir, daß er in höchster Lebensgefahr schwebte: die Entzündung am Fuß konnte leicht in Brand übergehen. Ich habe ihn noch nie seine Leiden so sanft ertragen sehen. Dies ängstigte mich am meisten.

Jetzt ist er beinahe wiederhergestellt. Als er am 22. Februar seine erste Ausfahrt unternahm, knieten die Leute auf den Straßen vor ihm nieder, bekreuzigten sich und weinten vor Freude.

Auch ich freue mich; und doch tut mir etwas leid. Sehne ich mich vielleicht nach jener Zeit zurück, als er krank war und litt, und ich mit ihm leiden durfte? Ja, wir waren damals immer zusammen, so nahe einander, wie seit langem nicht. Ich weiß noch, wie er mir einmal mit jenem wehmütigen Lächeln eines kranken Kindes, das ich bei ihm nie zuvor wahrgenommen habe, das ich fürchte und zugleich liebe, sagte:

„Lise, wenn ich mich erhole, so werde ich es nur Ihnen zu danken haben, Ihnen allein.“

Wie war ich glücklich! Ich schäme mich sogar, daß ich so glücklich sein konnte, während er litt.

Das war nach der ersten Nacht, die er, dank dem von mir erfundenen Kissen, ruhig verbrachte. Er mußte sitzend schlafen, denn, wenn er sich legte, stieg ihm das Blut in den Kopf. Mein Kissen befreite ihn von diesem Zustand. Ich erfand auch einen Schemel für das kranke Bein, der ihm im Sessel vor dem Tisch zu sitzen erlaubte.

Ich verbrachte mit ihm Tage und Nächte. Ich fürchtete nicht, wie sonst, ihm lästig zu werden. Er gehörte mir ganz, und wir waren für uns allein, tausend Meilen von allen jenen entfernt, die ihn belästigen und quälen, wenn er gesund ist. Niemand wagte, uns zu stören. Es war so schön, so gemüthlich, so still.

„So schön ist es, Lise. Wenn es immer so bliebe!“ sagte er.

Er machte mir den Hof und war so liebevoll, daß ich mir nicht als Gattin, sondern als seine Geliebte vorkam.

Jetzt ist alles zu Ende. Ich bin wieder allein. Ich bin ihm nichts. Weder Gattin, noch Geliebte. Wie eine Krankenschwester, die ihren Lohn bekommen hat und gehen darf. Ich fürchte wieder, ihm lästig zu sein, und vermeide ängstlich jede Begegnung mit ihm. Ich taste mich an den Wänden entlang, damit mich niemand bemerkt. Ich stehle mich des Nachts zu ihm hinein und küsse ihn im Schlafe: wenn er schläft, gehört er noch mir.

Nun, soll es nur so bleiben. Ich bin es gewohnt. Im Wachen sind wir getrennt, im Traume — vereinigt; vielleicht werden wir auch im Todes Schlafe vereinigt sein. Alles, was im Leben ist, trennt uns, und alles, was außerhalb des Lebens liegt, verbindet uns. Unser Bund ist nicht von dieser Welt. Wir sind nicht Mann und Frau, sondern zwei für ewig getrennte Liebhaber.

Man sagt, daß ein Nachtvogel einen Tagesvogel überschreit. Ich war immer ein Nachtvogel, doch es gelang mir nie, den Tagesvogel zu überschreiten. Ich bin ein unheilverkündender Vogel: wenn ich in seiner Nähe bin, geht es ihm schlecht. Ihm geht es schlecht und mir gut. Je schlechter es ihm geht, um so besser geht es mir. Er muß krank, unglücklich oder in Gefahr sein, damit ich ihm nahe bin. So war es am 11. März, so war es im Jahre 12. So ist es auch jetzt. Wird es denn immer so bleiben?

Ja, ich verstehe, warum er mich nicht liebt, warum er mich zu lieben fürchtet!

* * *

Die Tage vergehen und bringen mir immer mehr Leiden. Doch ich klage nicht. Es liegt so in der Ordnung der Dinge. Alles geht den alten Gang. Alles ist so, wie es sein muß. Ich gebe mir Mühe, mich an mein Leid als an etwas Natürliches zu gewöhnen. Es gelingt mir aber nicht immer. Sophie Stroganow hat recht, wenn sie mir Mangel an christlichen Gefühlen vorwirft. Ich will



ARCHIMANDRIT PHOTIUS

glauben, daß der Herr meine Seele durch die irdischen Leiden für das zukünftige Leben erziehen will. Ich will mich Ihm, an Armen und Beinen gefesselt, hingeben. Ich sage: alles geschehe nach Seinem Willen; doch ich möchte wissen, was ich tun soll? Denn oft weiß ich es nicht und kann vieles nicht begreifen. Wenn ich es aber nicht begreifen kann, so brauche ich es wohl auch nicht zu wissen, — behauptet Sophie.

Es gibt wohl Menschen, die nicht unfähig sind, glücklich zu sein, die aber nicht glücklich sein dürfen. Wenn ich glücklich bin, habe ich den Eindruck, daß ich mir etwas Fremdes aneigne, daß ich stehle; ich schäme und fürchte mich, denn ich weiß, daß ich dafür gestraft werde. Ich darf hier auf Erden auf nichts hoffen, ich muß mich von allem lossagen, mich demütigen und alles schweigend tragen; eine andere Rettung gibt es für mich nicht.

Ich darf nicht glücklich sein, — das ist das Geheimnis meines Lebens, — ich muß leiden. Der Herr weiß, warum ich es muß, aber Er will nicht, daß ich es weiß. Sein Wille geschehe. Er möge mich lieber als die letzte der Sünderinnen hinnehmen, als mich ganz verwerfen.

* * *

Heute ist Lisas Todestag. Sie wäre jetzt 18 Jahre alt.

Ich war heute auf dem Friedhofe des Alexander-Newskij-Klosters, wo Lisa und Mascha, mein Mäuschen, beerdigt sind. Neben ihrem Grabe ruht auch Aljoscha. Die Inschrift auf seinem Grabsteine lautet: ‚Hier ruht der Stabsrittmeister der Chevaliergarde Alexej Jakowlewitsch Ochotnikow, gestorben am 30. Januar 1807, in seinem 26. Lebensjahre.‘

Niemand wird erfahren, was diese Inschrift für mich bedeutet.

Als ich ihn zum letztenmal vor seinem Tode besuchte, sagte er zu mir:

‚Ich sterbe als Glücklicher, geben Sie mir aber etwas zum Andenken.‘

Ich schnitt mir eine Locke ab und gab sie ihm. Er ließ sie sich in den Sarg mitgeben. Sie liegt noch heute dort. Der Herr möge mich strafen, ich werde es nie bereuen und werde nie zurücknehmen, was ich ihm geschenkt.

Ich ging lange auf dem Friedhofe umher. Im Schatten lag noch Schnee, doch in der Sonne gab es junges Gras und gelbe Frühlings-

blumen. Ich pflückte drei Sträußchen: das eine legte ich auf das Grab Lisas, das zweite auf das Grab Mäuschens und das dritte auf das Grab Aljoschas.

Nicht alle, die ich liebte, doch alle, die mich liebten, ruhen hier. Alle drei ruhen Seite an Seite auf dem Friedhof wie in meinem Herzen.

* * *

Man sagt: wenn die alten Wunden schmerzen, schlägt das Wetter um. Schmerzen mir meine alten Wunden vor einem Gewitter?

Ich denke an den Tod Mäuschens und an den Tod Lisas; es gibt für mich wieder keinen Begriff von Zeit: je mehr Jahre darüber vergehen, um so deutlicher sehe ich jene Tage vor mir; als ob alles erst gestern geschehen wäre.

Mäuschens Zustand war sehr schlimm, doch ich hoffte noch immer. In der letzten Nacht hatte sie schreckliche Krämpfe und Erbrechen; gegen Morgen wurde sie etwas ruhiger und schlief ein. Ich legte mich im gleichen Zimmer auf ein Sofa und schlief gleichfalls ein, denn ich hatte viele Nächte nicht geschlafen. Als ich erwachte, sah ich, daß sie starb. Vielleicht hatte sie früher nach mir gerufen, und ich hatte es überhört. Sie lag tot in meinen Armen, doch ich konnte es noch immer nicht glauben. ‚Was ist es?‘ fragte ich sinnlos.

Dann schien mir, daß es kein größeres Leid geben könne. Als aber später auch Lisa starb, litt ich doppelt so viel. Das ist eben so schrecklich: man weiß nie, was für Leiden einem noch bevorstehen, wie groß die Leiden noch sein können und ob sie eine Grenze haben. Ich glaube, daß sie keine Grenze haben. Wenn ich nicht an Gott glaubte, hätte ich Selbstmord begangen.

Alle diese Tage irre ich im Schlosse umher wie eine unbußfertige Seele. Ich kam neulich in Lisas Zimmer, und plötzlich fiel mir wieder alles ein. Ich ging wie eine Wahnsinnige im Zimmer hin und her, wiederholte alle ihre Worte und versuchte, sie mit ihrer Stimme zu sprechen. Sie sagte ‚Na, na‘ statt ‚nein‘, und wenn sie auf die Arme genommen werden wollte, sagte sie englisch ‚Up, up‘. Wenn ich sie fragte: ‚Bist du meine kleine Lisa?‘, sagte sie ‚Ja! Ja!‘ mit so schlauem Ausdruck, als ob sie mich verstände. Als man ihr das heilige Abendmahl reichte, wandte sie sich ab und

schrie gleichfalls englisch: „No! No!“ An den Kaiser konnte sie sich nie gewöhnen; sie fürchtete ihn und weinte, so oft sie ihn sah.

Ihre letzten Worte vor dem Tode waren: „Tanze! Tanze! — Dance! Dance!“, denn sie liebte es, wenn man sie während ihrer Krankheit auf einem Kissen im Zimmer herumtrug und dabei ein lustiges Lied sang. Wie oft habe ich ihr unter Tränen vorsingen müssen!

Dies alles fiel mir heute wieder ein, und der Schmerz ist noch immer der gleiche. Nicht die ersten Augenblicke nach dem Verlust sind die schrecklichsten: ihre Bitternis berauscht und betäubt den Schmerz; den größten Schmerz empfindet man erst später, wenn der Rausch verfliegt, alles seinen gewohnten Lauf nimmt, man den Verlust halb vergißt, und er plötzlich in der Erinnerung auftaucht.

Lisa starb in zehn Tagen am Zahnen. Die Ärzte beruhigten mich immer, und nur im letzten Augenblick bekamen sie plötzlich Angst und verloren den Kopf. Man gab ihr Moschus. O, dieser Geruch von Moschus im halbfinsternen Zimmer mit den heruntergelassenen Vorhängen! Sie bekam Krämpfe und Erbrechen wie Mäuschen. Dann erstarrte sie und schien erstickt. Man zog die Vorhänge auf und trug sie zum Fenster. Um zu erfahren, ob sie noch lebe, rief ich: „Lisa!“ Sie war schon ganz blau, doch hob sie plötzlich ihr Händchen und berührte meine Wange. Ihr Gesicht hatte damals einen so unkindlichen wehmütigen Ausdruck, daß mir noch heute das Herz bricht, wenn ich daran denke.

Als sie im Sarge lag, begannen plötzlich im Nebenzimmer ihre Lieblingsvögel zu singen.

Warum müssen die Kinder so leiden? Wir Erwachsenen leiden, um unsere Sünden abzubüßen. Warum aber die Kinder? Vielleicht der Erbsünde wegen? Nein, ich kann es unmöglich begreifen.

Wie Hiob könnte ich meinen Tröstern zurufen: „Ich habe solches oft gehöret. Ihr seid allzumal leidige Tröster und unnütze Ärzte!“

Ja, jetzt bin ich noch viel weniger dem Schicksal ergeben, als in den ersten Augenblicken des Schmerzes. Mein Gott, mein Gott, welche Geduld muß man doch haben, um nicht Gott zu fragen: Warum? Wofür? Ich sage mir immer wieder: wir leben hier auf dieser Welt nicht um glücklich zu sein, sondern um zu leiden, und Gott weiß besser als wir, warum es so sein muß. „Alles ist zu unserm Besten!“ pflegt der Kaiser zu sagen. Mir hilft es aber nicht.

Sophie hat recht: ich habe zu wenig christliche Gefühle. Ich will nicht heucheln, ich will nicht besser scheinen, als ich bin. Hätte

ich mich dem Schicksal ergeben, so hätte ich wohl weniger gelitten. Doch ich hätte dann den Eindruck, daß ich diejenigen, die ich liebe, verrate.

Ich will nicht weniger leiden, ich will mich nicht ergeben. Ich will mit Gott rechten, wie Hiob: ‚Er möge entscheiden zwischen dem Mann und Gott, zwischen dem Menschenkind und seinem Freunde. Siehe, ob ich schon schreie über Frevel, so werde ich doch nicht erhört; ich rufe, und ist kein Recht da!‘

Warum liebe ich mein ganzes Leben lang einen Menschen, der mich nicht liebt? Warum liebte ich Aljoscha? Warum wurde er getötet? Warum ist Mäuschen gestorben? Warum ist Lisa tot? Warum? Warum?...

Zuweilen scheint es mir, daß ich es doch weiß.

* * *

Ich liebe zu viel. Ich liebe die Menschen mehr als Gott, und darum straft Er mich. Wenn ich jemand lieb gewinne, nimmt Er ihn mir. Besser wäre es, wenn ich niemand liebte. Ich fürchte zu lieben.

* * *

Es ist eine schlechte Gewohnheit, in seiner Seele zu wühlen und seine alten Wunden aufzureißen.

‚Sie beobachteten sich zu viel,‘ sagte die verstorbene Kaiserin von Oesterreich zu mir.

Der Leibarzt Whllié sagt, daß man statt Arzneien zu nehmen, lieber ‚gedankenlos leben soll‘.

‚Ich wünsche Ihnen Ruhe und gesunde Gleichgültigkeit, wie sich die philosophierenden Mediziner ausdrücken,‘ schreibt mir Karamsin. Mein Freund, der Baschkir, der mir in Zarskoje Ssjele Kумыs bereitet, sagt mit mitleidsvollem Blicke zu mir:

‚Du bist krank, Mutter, weil du zu klug bist und zu viel denkst; die Arzneien, die man dir gibt, schaden dir nur.‘

Nun, ich will versuchen, ‚gedankenlos zu leben‘. Ich glaube, Sigaro hat in seiner Behauptung recht: ‚Alle klugen Leute sind Dummköpfe.‘

Warum soll ich mir selbst mein Leben verderben? Ich muß es nehmen, so wie es ist, — dann werde ich das Bitterste nicht mehr spüren. Man darf nicht das Leben beriechen, wie die Luft in einem Sterbezimmer.

Die Patriotische Gesellschaft, das Waisenhaus, die Emerital-
kasse, das Gewerbehaus, Modellieren, Malen, Kartenspiel, Dame,
Hölzchenspiel, — ich habe wahrlich viel zu tun!

Im Sommer kann ich aber reiten und schwimmen. Wenn ich
untertauche, im Wasser die Augen öffne und das geheimnisvolle Halb-
dunkel sehe, oder beim Reiten den Wind um die Ohren pfeifen höre,
vergeße ich alle Bitternisse des Daseins.

Einmal war ich mit der Großfürstin Anna, der ersten Ge-
mahlin Konstantins, in Oranienbaum; wir liefen barfuß im seichten
Wasser am Seestrande herum, lachten und waren so ausgelassen,
daß sich die Staatsdame bei der Kaiserin beschwerte. Dies liegt
schon ein Vierteljahrhundert zurück. Doch das gleiche lustige Mädchen
wohnt noch heute in meiner Brust.

Wirklich, ich liebe noch vieles von dem, was das Leben gibt.
Ich liebe es, in Peterhof abends auf einem Stein am Meeresufer
zu sitzen und, ohne an etwas zu denken, mit den Blicken die
Möwen und die Segelschiffe zu verfolgen. Ich liebe es, am frühen
Morgen, wenn die Fensterläden noch geschlossen sind und alle schlafen,
auf der Kamennyj-Insel, auf jenem einsamen Pfad zu spazieren,
auf dem ich so oft mit Aljoscha gewandert bin. Ich liebe den seltsamen
Nachtigallengesang in den weißen Nächten. Ich liebe den
Duft der Birken im Frühjahr beim Regen, der so warm und still
ist wie Tränen der Freude.

Sophie nennt alle diese Freuden ‚Blumen am Fuße des Kreuzes‘.
Warum so hochtrabend?

Neulich fand ich in meiner Schatulle Stricknadeln, und ich
konnte mich anfangs gar nicht besinnen, woher ich sie habe. End-
lich fiel es mir ein, daß wir im Jahre 12 für die Soldaten wollene
Strümpfe gestrickt haben.

Eine Masche folgt der anderen, ein Tag folgt dem anderen,
so werde ich mein ganzes Leben wie eine alte gutmütige Deutsche
einen wollenen Strumpf stricken.

* * *

Ein neuer Todesfall: Sophie Naryschkin. Das arme Kind!
Sie war mir wie eine Tochter.

Der Kaiser ist wieder unglücklich und wieder mit mir. Ob für
lange?

Spät nachts kam er von der Narnschkinschen Villa zurück, wo er von der Verstorbenen Abschied genommen. Er kam nicht zu mir herein, sondern schickte mir einen Zettel: „Sie ist tot. Ich bin für alle meine Verirrungen bestraft.“

Ich fürchte so sehr, ihm lästig zu sein, daß ich heute früh nicht wagte, mich nach seinem Befinden zu erkundigen. Man sagt, die alte Wunde auf seinem Fuß habe sich wieder geöffnet.

Morgen reißt er mit Araktschejew ab, um die Militärischen Siedlungen zu besichtigen. Er muß früher oder später zu mir zurückkehren: wohin sollte er sich denn wenden?

* * *

Er kann sich auch zu einer anderen wenden: zu Frau Narnschkin. Sophies Tod hat sie wieder einander genähert. Er braucht jetzt uns beide: ich bin Krankenschwester und Geliebte, sie ist Gattin und Mutter. Das habe ich noch nie erlebt, daß sie mit ihm auch im Unglück ist: es war immer so, daß sie mit ihm im Glück, und ich mit ihm im Unglück war. Nun ist er mit uns beiden.

* * *

Ich beobachte ihn und erfahre auf Umwegen, wann er sie besucht. Ich brauche es übrigens gar nicht erst von den anderen zu erfahren, denn ich weiß es immer von selbst. Ich habe in dieser Beziehung die Spürnase eines Hundes. Mir scheint, daß ich an ihm ihren Geruch, den Geruch von Moschus wahrnehme, der mich an das halbfinstere Zimmer mit den herabgelassenen Vorhängen erinnert.

Bin ich denn noch immer auf diese Kreatur eifersüchtig? Sie ist wirklich nur eine Kreatur; ich gebrauche das Wort nicht als Schimpfwort, sondern als die einzig richtige Bezeichnung. Darf man denn eine Frau auslösen, wie er sie mit Platon Subow ausgelöst hat? Kann man denn jemand lieben, den man verachtet? Er glaubt übrigens, daß man es gar nicht anders kann.

„Um eine Frau zu lieben, muß man sie ein wenig verachten,“ sagte er einmal vor vielen Jahren zu mir, als wir beide noch von der Liebe sprachen.

Das war ein Kompliment: er achtet mich zu sehr, als daß er mich lieben könnte. Er war anscheinend immer der Ansicht, daß wir geistige Zwillinge, Bruder und Schwester seien, und daß eine fleischliche Liebe zwischen uns Blutschande wäre.

Wen er am meisten von allen verachtet, weiß ich nicht.

Einmal (es war vor etwa zwanzig Jahren, doch es ist mir, als ob es erst gestern gewesen wäre) fragte ich auf einem Hofball die Naryschkin:

„Wie geht es Ihnen?“

„Nicht ganz gut,“ sagte sie, mir in die Augen blickend, „ich glaube, ich bin schwanger.“

Sie wußte, daß ich klar sah, von wem sie schwanger war.

Wenn sie aber mich verachtet, so verachtet sie auch ihn.

* * *

Ich habe mich schon längst von jeder Liebe, selbst von der platonischen, losgesagt. „Es ist Zeit, daß ich in Pension gehe,“ sagte der Kaiser neulich zu einer Dame, der er einst den Hof machte.

Er liebt es, mir von seinen Herzensangelegenheiten zu erzählen und ist von meiner Teilnahme überzeugt.

Wenn er jemand wirklich je geliebt hätte, wäre es mir leichter, meinen Zustand zu ertragen. Er hatte so viele Liebesgeschichten und doch keine einzige Liebe. Es waren Kaufmannsfrauen, Schauspielerinnen, Frauen von Adjutanten und Stationsaufsehern, blonde deutsche Mennonitinnen; auch die Königin Luise von Preußen und die Königin Hortensie waren darunter. In vielen Fällen kam es höchstens zu Küffen.

„Die Männer verstehen nie, rechtzeitig aufzuhören,“ sagt er. „Die Liebe ist keine Geometrie: in der Liebe ist oft ein Teil mehr als das Ganze.“

Vielleicht liebt er die Frauen nicht, weil er selbst zu sehr Frau ist. „Eine Kokette“ nannte ihn Königin Hortensie. Ein unverbesserlicher Geck, bewundert er in den Augen der Frauen wie im Spiegel nur sich selbst.

Während des Wiener Kongresses erschien er einmal auf einem Ball im schwarzen Frack, seidenen Strümpfen und Schnallenschuhen; er wollte, daß die Damen den Kaiser in ihm vergäßen.

„Ich bin zwar ein nordischer Barbar, doch ich verstehe es, in Damengesellschaft galant zu sein.“

Wie die alten Kavaliere am Hofe Ludwigs XIV. setzt er an Stelle der Liebe — Galanterie.

Die blauäugige junge Deutsche Emilie spielt Klavier; er steht an ihrer Seite, den rechten Fuß mit gezielter Grazie vorgelegt, hält den Hut in der Hand, wobei der Knopf der Kofarde zwischen zwei Fingern sichtbar ist, blickt durch ein Lorgnon und wendet ihr die Noten um. Er flüstert ihr zu:

„Ich kann es unmöglich glauben, daß Sie mich fürchten...“

„Ich fürchte, Eurer Majestät zu mißfallen...“

„Vergessen Sie doch um Himmels willen meine Majestät! Lassen Sie mich doch einfach Mensch sein, dies macht mich so glücklich.“

Eine andere Deutsche (bei den Deutschen hat er überhaupt Erfolg), Amalchen, singt ihm vor dem Abschied: „Es war ein König in Thule“, und ihre Tränen fallen auf den blauen Beutel, den sie ihm zum Abschied strickte.

Einmal ritt er einen ganzen Sommer lang jede Nacht zu einem Stellbischen nach Pargolowo; um den Weg abzukürzen, ritt er mitten durch die Saaten. Die Bauern legten Gräben an. Er sprang aber hinüber. Die Bauern wußten nicht, wer der Reiter war und beschwerten sich wegen Flurschaden. Er ließ sie reichlich entschädigen und freute sich über das Abenteuer. Er liebt es, Boccaccio mit Werther, das Zweideutige mit dem Empfindsamen zu vermischen.

Es war im Jahre 12 zu Wilna im Hospital, wo in dem großen Leichenhaufen sich zuweilen auch Lebende regten und Verwundete stöhnten; die schöne Polin, Panna Dorothea zupfte Charpie; er küßte ihre Händchen und sagte:

„Um diese Charpie zu benützen, möchte ich gerne verwundet sein.“

„Ça ne tire pas à conséquence,“ (Das kann keine Folgen haben) — tröstete ihn Napoleon zu Erfurt, als er ihm seine Liebesaffären beichtete. — „Doch müssen Sie, mein Lieber, auch an einen Thronerben denken.“

Er fragte ihn auch nach meiner körperlichen Konstitution aus und gab ihm medizinische Ratschläge, wohl mit der gleichen herablassenden Miene, mit der er seine Adjutanten am Ohre zupfte.

„In der Welt gibt es nichts Ewiges, und selbst die Liebe kann nicht ewig dauern,“ sagte kurz nach unserer Trauung die alte Kupplerin Gräfin Schuwalowa zu uns. Dies merkte er sich; er befolgte

auch sein ganzes Leben lang diese Weisheit. Liebespiel ist für ihn Hölzchenspiel.

Was geschah?

„Sie ist tot. Ich bin für alle meine Verirrungen bestraft.“

Hat er es vielleicht doch begriffen, daß es Folgen haben kann?

* * *

Alle diese Tage ist meine Seele wie ein Stück rohes Fleisch.

Er hat noch immer nicht herausgefunden, wen er jetzt notwendiger braucht, — mich oder die Naraschkina. Von mir eilt er zu ihr, und von ihr zu mir. Heute sagt er zu mir: „Sie sind mein Schutzengel, der erste nach Gott!“ — Und morgen gibt er mir zu verstehen, daß er meine Liebe nicht mehr braucht. Es ist ein ewiger Aufstieg und ein ewiger Sturz. Meine Seele ist dadurch ermüdet bis an den Tod.

Ich habe gelitten, ich leide und werde leiden. Kann aber nicht die Geduld auch zuweilen Gemeinheit sein?

Ich bin wie ein Hund, der unter dem Messer des Divisektors noch im Sterben die Hände seines Herrn leckt.

* * *

Als ich heute nacht durch die Schlosssäle ging, hörte ich Musik. Ich blieb stehen und sah durch das offene Fenster in den Nebensaal hinein. Da fiel es mir ein, daß die Kaiserinmutter heute einen Ball hatte.

Ich stand im Georgssaal, in dessen Tiefe sich der Kaiserthron befand, und sah vor mir in den erleuchteten Fenstern tanzende Paare wie Schatten vorbeihuschen. Es war eine weiße Nacht. Es war so hell wie am Tage. Die Flammen der Lampen und Kerzen leuchteten wie Beerdigungskerzen, und die lustigen Polkas klangen traurig wie die Lieder kranker Kinder.

Wenn die Seelen der Verstorbenen die Lebenden besuchen, so empfinden sie wohl daselbe, was ich in diesen Augenblicken empfand. Die armen Menschen! Die armen Kinder! Vielleicht werden wir dort darüber lachen, worüber wir hier geweint haben, und die Jahre der Trauer, die Jahre der Trennung werden uns wie ein Augenblick erscheinen.

Aljoscha, Mäuschen und Lisa waren mit mir; wir blickten alle zusammen aus jener Welt in die irdische. Und die Nacht war hell, wie das Lächeln auf dem Gesichte eines Verstorbenen, wie der Widerschein eines abendlosen Tages.

* * *

„Des Menschen Feinde sind sein eigen Hausgesinde“, dies habe ich selbst erfahren.

Karamsin sagt mir:

„Sie sind unter den Menschen wie eine Porzellanvase unter gußeisernen Töpfen.“

Wenn ich auch keine Porzellanvase, sondern nur ein unglücklicher irdener Topf bin, wie glücklich sind dagegen die gußeisernen! Die Kaiserinmutter ist aber die glücklichste, die gußeisernste.

Seit einiger Zeit kann man sie nicht wiedererkennen: sie war immer so geziert, auf die Etikette versessen; plötzlich, auf ihre alten Tage, umgibt sie sich mit blutjungen Hofdamen, blutjungen Offizieren und tollt in dieser Gesellschaft, als ob sie nicht sechzig, sondern sechzehn Jahre alt wäre. Es gibt ununterbrochen Bälle, Picknicks, Maskeraden, Soupers, Konzerte, Feuerwerk und italienische Nächte. Sie ist immer unterwegs: aus Petersburg nach Pawlowsk, aus Pawlowsk nach Gatschina, aus Gatschina nach Zarskoje Ssjelo, und alle rennen über Hals und Kopf ihr nach. Mir schwindelt davon der Kopf, sie fühlt sich aber dabei sehr wohl.

Seit einiger Zeit trägt sie beim Reiten männliche Kleidung: einen goldgestickten violetten Leibrock, einen runden Hut mit einer Feder und weiße enganliegende Trikots an den Beinen. Da es bei ihrer Korpulenz nicht sehr dezent wirkt, ist der Park für das Publikum gesperrt: der diensthabende Kammerpage läuft vor ihr her mit einer gußeisernen Ratsche in der Hand, um alle zu verschrecken.

Ja, es ist wirklich indezent, doch wie appetitlich ist ihr ganzes Leben. Wie appetitlich trinkt sie ihren starken Kaffee und spielt ihre Grand-Patience. Sie atmet so appetitlich die kühle Luft ein und hält immerfort alle Fenster geöffnet, wobei sich alle andern erkälten. Sie wirtschaftet so appetitlich in ihrer Meierei zu Pawlowsk und ist so rosig, weiß und frisch, daß sie wie eine Viehmagd nach warmer Milch zu riechen scheint. Sie spricht so appetitlich:

„Meine lieben Kühe und Kälber! Mein liebes Pawlowsk mit allen meinen lieben Kindern!“ Am appetitlichsten ist es aber, wenn sie ihre Seele mit Philanthropie zu retten sucht: „Ich hätte lange nicht so viel Freude am Leben, wenn es nicht die Armen gäbe.“

Vielleicht beneide ich sie nur darum, weil ich selbst so unappetitlich lebe? Zuweilen sage ich mir: so muß man sein; sie ist ordentlich ins Leben eingedrungen und zweifelte nie, ob sie es annehmen, ob sie zur Welt kommen wolle. Ohne zu zweifeln kam sie zur Welt, ohne zu zweifeln gebar sie ihre Kinder. Die Großmutter sagte zu ihr: „Madame, Sie sind wirklich eine große Meisterin im Gebären!“ Vielleicht ist dies die wahre Religion: in allen Dingen auf die göttliche Gnade bauen und sich durch nichts aus der Fassung bringen lassen.

Wie dumm bin ich dagegen!

* * *

Pawlowsk ist ein Paradies. Doch vor diesem Paradies ekelte es mich.

Die Arbeiter, die die Teiche zu reinigen haben, ziehen zuweilen aus dem Schlamm bei der Liebesinsel eine tote Katze oder ein Zeitungsblatt hervor. In den ewigen Nebeln vermengt sich der süßliche Geruch des Torfbrandes mit dem Kampfergeruch der Sümpfe. Es riecht nach Rosen und nach Fröschen. Hier ist ein wahres Reich von Fröschen. Die Kaiserin liebt sie sehr, und ihr Hofdichter Schukowskij bereitet in einer silbernen Pfanne vorzügliches Froschfilet mit einer sauren Sauce. Alle lecken sich die Finger danach, doch mir wird davon übel.

* * *

Im Rosenpavillon kam heute beim Teetisch die Rede auf die Leibeigenschaft der Bauern.

Schukowskij, Karamsin, Krjlow, Neledinskij, der neue Minister Schischkow und noch einige Greise, siehe Senatoren waren sich darüber einig, daß die Befreiung der Bauern Unsinn wäre. Ich beging die Dummheit, ihnen zu widersprechen. Ich sagte, was ich immer dachte:

„Die Abschaffung der Leibeigenschaft ist das erste, was in Rußland geschehen muß.“

Plötzlich verstummten alle und wurden verlegen, als ob ich etwas Unanständiges gesagt hätte. Karamsin begann dann vorsichtig zu widersprechen und bewies, daß unser Volk, das weit davon entfernt sei, seinen Zustand für Sklaverei zu halten, mit Leib und Seele an seinem Zustand hänge und darin sein Glück sehe. Als auch die Kaiserinmutter dieser Ansicht zustimmte, fielen alle über mich her.

Im Garten gab es ein Konzert von jungen Fröschen, und im Rosenpavillon — ein Konzert von alten Kröten.

„Aber erlauben Sie, die russischen Bauern leben ja in Herrlichkeit und Freuden,“ rief Schukowskij aus. „Es steht außer jedem Zweifel, daß das Leben unserer Bauern bei einem guten Gutsherrn das beneidenswerteste in der Welt ist.“

„Für die Bauern, die sich nur äußerlich vom lieben Vieh unterscheiden, wäre die Freiheit mit Nichtstun und Zügellosigkeit gleichbedeutend,“ fiel Neledinskij ein.

„Die Gutsherrn sind im Staat dasselbe, was die Finger an der Hand sind: wenn man die Zügel nur ein wenig lockert, können die Pferde einen zum Teufel tragen!“ lallte ein Greis.

„Man kann sich gar nicht ausmalen, was für ein Teufelsbrot aus der Freiheit entstehen würde!“ lallte ein anderer.

Schischkow wurde bleich und zitterte an allen Gliedern.

„Haben denn alle Schrecken Europas uns noch nicht den Beweis geliefert, daß die Freiheit, das Idol der blinden Ausländer, nur zu Raserei, Unzucht und Umsturz führt? Die Hand des Höchsten hat uns bisher beschirmt. Was können wir uns denn noch wünschen?“

Die aller dickste Kröte, Krjlow, schwieg; ich konnte aber auf seinem Gesicht lesen, was er von der Freiheit dachte.

Ich fühlte, daß ich mich nicht beherrschen und noch mehr Dummheiten sagen würde; ich erhob mich von meinem Platz und ging fort.

Schukowskij holte mich ein. Er weiß, daß ich ihm wenig gewogen bin, und dies beunruhigt ihn: ich bin ja immerhin eine Kaiserin.

Er begann sich wegen der Meinungsverschiedenheit im Gespräch über die Freiheit zu entschuldigen und fragte mich, ob ich ihm darum zürne.

„Lassen Sie es, Wassilij Andrejewitsch. Sehen Sie lieber, wie schön doch der Mond scheint!“

Wir gingen durch eine einsame Allee am Seeufer.

„Daß diesen Mond der Kuckuck!“ sagte er, das Gesicht verziehend. „Ich werde wohl wieder einen Bericht darüber schreiben müssen...“

Er muß für die Kaiserin gereimte Berichte über alle Pawlowsker Mondnächte schreiben.

Dennoch versank er beim Anblick der schönen Mondnacht in Gedanken und begann zu philosophieren:

„Der Tod ist in seinem wahren Sinne besser als das Leben. Auf der Erde gibt es nichts Unvergängliches; es erwartet uns jenseits des Grabes. Das Beste, was man noch in diesem Leben tun kann, ist zu träumen...“

Ich hörte ihm zu und fragte mich: warum liebe ich ihn nicht? Er ist gut und klug; seine Gedichte sind entzückend. Und doch liebe ich ihn nicht.

Er ist dick, rund und kahl, wie ein Porzellanchinese im Schaufenster eines Teeladens, der immer nickt und zu allem zu sagen scheint: „Alles ist zu unserem Besten!“ Auf dem Gesicht seiner Erzellenz kann man lesen: „Lob sei dem Herrn der Erde und des Himmels! Ich bin mit allem zufrieden, wie mit meinem Gehalt, so auch mit den Gratifikationen.“

Von der alten romantischen Schwermut hat er Verstopfungen in der Leber; auf ärztlichen Rat reitet er täglich zur Motion auf einem Schaukelpferd.

Als man Goethe fragte, was er von Schukowskij halte, sagte er: „Er wird es noch weit bringen! Ich glaube, er ist schon jetzt wirklicher Staatsrat?“ Wjasemskij hat über ihn gesagt: „Obwohl Schukowskij noch lebt und sich des besten Wohlseins erfreut, hat man doch Lust zu sagen: ein ausgezeichnete Mann war der Verstorbene, Gott hab ihn selig!“

Der auf den Rosen von Pawlowsk ruhende Hofdichter und Hofkoch für Haferbrei und Froschfilet verteidigte neulich die Todesstrafe. Er sagte, daß man aus ihr ein christliches Sakrament machen müsse.

„Es kann keine andere Philosophie als die christliche geben: von Gott zu Gott,“ sagte er, die Augen auf den Mond gerichtet. „Etwas sehnsüchtig herbeizuwünschen bedeutet, sich in die Angelegenheiten der göttlichen Vorsehung zu mischen. Der Mensch muß in allen Fällen die Mitte wählen...“

„Den goldenen Mittelweg?“ pläzte ich heraus und lachte. „Wissen Sie noch, Erzellenz:

Kinder, der Haferbrei steht auf dem Tisch. Setzt euch und betet...“

„Der Haferbrei ist wirklich meine Schwäche, Majestät; auch Sie werden ihn einmal lieb gewinnen.“

Ich blickte in seine chinesischen Augen und sagte nichts. Ich glaube aber, daß er begriff, wie sehr es mich ekelte.

* * *

Die Reise des Kaisers durch die östlichen Provinzen ist für den Herbst angesetzt. Er wird im August abreisen und im November zurückkehren. Ich denke schon jetzt mit Grauen daran, daß ich allein in Zarstoje zurückbleiben muß. Mit welcher Freude würde ich ihn begleiten! Er will aber davon nichts hören.

Diese ewigen Reisen sind das Unglück meines Lebens. Wenn er in einem Jahre nicht seine zwölftausend Werst zurückgelegt hat, so fühlt er sich nicht wohl. In seinem ganzen Leben hat er nicht weniger als 200 000 gemacht. Es ist eine wahre Krankheit. „Am wohlsten fühle ich mich in meinem Reisewagen,“ sagt er: „nur im Reisewagen habe ich Ruhe.“

In steter Hast rennt er kopfüber hin und her und heßt zahllose Pferde zu Tode. Wegen der geringsten Verzögerung gerät er außer sich. Er sagt: „Ich habe auch so schon eine halbe Stunde gegen die Marschrouten Verspätung!“

Er ist immer pressiert, als ob er irgendwohin zu spät zu kommen fürchtete. Er behauptet, er müsse irgend etwas besichtigen; dies ist aber nur ein Vorwand: er reist ganz ohne Ziel. Er lacht selbst über sich:

„Ich bin wie der Ewige Jude. Ich taue zu nichts anderm, als zum ewigen Herumirren in der Welt, als ob auf mir die Prophezeiung lastete: Unstet und flüchtig sollst du sein auf Erden.“

* * *

Er ist abgereist. Ich wohne allein in Zarstoje. Im Herbst ist es hier so schön, einsam und still. In klaren Nächten blickt zu mir der Mond herein; er ist mein einziger Genosse. Trotz meiner vierzig Jahre träume ich wie ein dummes junges Mädchen beim Mondschein von meinem Geliebten.

Karamsin ist auch hier. Wir sehen uns recht oft. Ich lese ihm aus meinem Tagebuch vor. Einzelne Stellen kann ich nicht laut vorlesen; dann reiche ich ihm das Buch, und er liest die Stelle selbst, ohne etwas zu sagen. Zuweilen sehe ich in seinen Augen Tränen, doch ich schäme mich ihrer nicht: er liebt mich. Er sagt:

„Ich verstehe es, Sie aus der Ferne mit jenem Gefühl anzublicken, das ich auch ins Jenseits mitnehmen werde: dieses Leben ist für die wahre Liebe zu kurz.“

Wir wandeln Seite an Seite durch die einsamen Alleen, wo das welke Laub von den Bäumen fällt.

„Mein abendliches Leben...“ sagte er einmal. Wie schön ist das gesagt! Wir sind beide alt, müde und abendlich. Wir klagen einander unser Leid vor.

„In rheumatischen Dingen habe ich, Majestät, neue Erfahrungen gesammelt,“ sagt er, sich auf seinen Stoc stützend und etwas hinkend. „Trotz der wohltuenden Wirkung der atmosphärischen Luft fühle ich bei meinen täglichen Spaziergängen eine beinahe krankhafte Müdigkeit...“

Wir irren Seite an Seite durch die leeren Alleen, und um uns her fallen gelbe Blätter.

Im Spätherbst und gerade hier, in Zarskoje, bemächtigen sich meiner die Jugenderinnerungen wie sonst nirgends. Hier auf dieser Wiese, die einst von allen Seiten mit Rosenstöcken umpflanzt war und daher ‚Rosenfeld‘ hieß, saß oft die Kaiserin Großmutter; sie war um jene Zeit schon recht gebrechlich und wurde in einem Rollstuhl gefahren; wir Kinder liefen vor ihr her und spielten alle möglichen Kinderspiele. Mein Bräutigam war ein sechzehnjähriger Knabe, und ich, die Braut, ein vierzehnjähriges Kind.

Großmutter war sehr ungehalten darüber, daß man nachts Rosen stahl, und ließ daher hier einen Wachtposten aufstellen. Es vergingen Jahre, die Rosen sind verwildert, doch der Wachtposten steht noch an der gleichen Stelle wie vor einem halben Jahrhundert und bewacht die nichtregistrierenden Rosen, — die Rosen der Erinnerungen. Und es ist mir, als ob ich hier noch den sechzehnjährigen Knaben mit dem vierzehnjährigen Mädchen herumlaufen sehe.

Gott Amor wollte Psynchen einst
Im Spiele fangen . .

Jetzt ist alles leer; die letzten Rosen sind verwelkt, ihre Blütenblätter sind abgefallen und haben die schwarzen Herzen entblößt.

„Alles ist wie im Traum, doch dem Herzen tut es weh, wie im Wachen,“ sagt Karamsin mit seiner leisen Stimme, die wie das Rascheln des herbstlichen Laubes klingt. „Selbst vor Freude werde ich oft schwermütig. Die Welt verschwindet vor meinen Augen, oder ich verschwinde für die Welt; es soll aber so sein: man muß die Welt verlassen, ehe sie uns verläßt. Es lebe die Vorsehung! Ich möchte beinahe ausrufen: es lebe der Tod!...“

Neulich las er mir eine Epistel an Elise, — an mich — vor:

Hier ist ja alles Traum. Doch kommt einst ein Erwachen!
Ich sah dich schon einmal in einem Traume lachen;
Erkennen werd' ich dich, auch wenn der Traum verrinnt . . .

Er begann zu weinen und küßte mir die Hand; ich küßte ihn auf seine kahle Stirn.

Während die hellen Herbstfäden um uns her schwebten und im Niedersinken die schwarzen Herzen der verwelkten Rosen umspannen, wiederholte ich seine Worte:

„Alles ist wie im Traume, doch es tut dem Herzen weh, wie im Wachen.“

* * *

Neben Karamsin wohnt im Chinesischen Häuschen der Kammerjunker Fürst Valerian Golizhin, ein Neffe des früheren Ministers. Er war krank und kämpfte mit dem Tode; jetzt erholt er sich allmählich. Manchmal sehe ich ihn aus der Ferne.

Karamsin sagte mir, daß Golizhin ein Mitglied der Geheimen Gesellschaft sei.

„Welcher Geheimen Gesellschaft?“

„Wissen Sie es denn nicht?“

„Nein, ich weiß nichts.“

Er war zuerst verlegen und wollte nichts sagen; ich bat ihn aber so lange, bis er mir alles erzählte.

Es gibt hier in Petersburg, wie auch in der Armee des Südens, eine Verschwörung, die die Einführung einer Verfassung anstrebt. Die Verbrecher wollen das Heer aufwiegeln und, wenn es notwendig sein sollte, den Kaiser töten.

Der Kaiser soll es schon längst wissen. Warum hat er mir bisher noch nichts davon gesagt?

Jetzt weiß ich, was meine Vorahnungen zu bedeuten haben. Ich versuchte immer zu ergründen, was er auf dem Herzen hat, was ihn so quält und seine Gedanken beschäftigt. Jetzt weiß ich es.

* * *

Es gibt noch eine Neuigkeit: Großfürst Nikolai ist Thronfolger. Ich erfuhr es zufällig aus einem Gespräch der Kaiserinmutter mit Nize und Alexandrine, das sie in meiner Gegenwart führten. Vor mir genieren sie sich überhaupt nicht. Die Kaiserin fragte mich: „Hat Ihnen denn der Kaiser nichts gesagt?“

Sie sah, wie ich mich schämte und wie es mir weh tat: vielleicht hatte sie auch nur zu diesem Zweck das Gespräch begonnen.

* * *

Karamsin hat mir unter dem Siegel der Verschwiegenheit noch Verschiedenes erzählt; er fürchtet, daß es der Kaiser erfährt und ihm dann zürnt.

Nikolai ist Thronfolger, dies ist beschlossene Sache. Konstantin hat auf die Thronfolge verzichtet, und auch der Kaiser hat schon möglicherweise bei Lebzeiten zugunsten Nikolais abgedankt. Es gibt darüber ein Manifest, Testament oder dergleichen, das irgendwo versteckt ist; niemand weiß darüber etwas Genaueres zu sagen.

Auf Grund eines geheimen Testaments wird Rußland wie ein Privateigentum aus einer Hand in die andere übergehen. Das Schicksal des Volkes wird wie eine Familiensache behandelt: nach dem Tode des Hausherrn wird man das Testament öffnen und erfahren, wem Rußland gehört.

Ich kann mich an diese Neuigkeit nicht gewöhnen: Nikolai, Nize — Selbstherrscher von Rußland!

Ich beginne mich noch gut an die ewigen Schlägereien zwischen Nize und Michel. Nize war ein ungezogener Bengel: wenn er in Wut geriet, schlug er mit einer Axt alle seine Spielsachen entzwei und haute den armen Michel mit einem Stoß, oder was ihm gerade in die Hand fiel. Dafür konnte er es noch als Knabe im

Exerzieren mit dem besten Gefreiten aufnehmen. Ich habe später noch nie ein Buch in seiner Hand gesehen; seine einzige Beschäftigung sind Frontübungen und Soldaten.

„Ich habe nie an eine Thronbesteigung gedacht,“ sagt er selbst, „man hat mich zu einem Brigadegeneral erzogen.“

Er war bereits erwachsen, als er in Twer im Garten der Großfürstin Katharina zum Scherz eine Apollstatue mit Pulver in die Luft sprengte. Auch er selbst ist schön wie Apoll, doch leider meistens schlecht gelaunt: ein Apoll, der Zahnweh hat.

Neulich nannte er bei einer Übung alle Offiziere vor der Front ‚Schweine‘ und drohte, allen ‚Philosophen‘ die Schwindsucht in die Gurgel zu jagen. Jemand hatte von ihm gesagt: „Il y a beaucoup de praporchique en lui et un peu de Pierre le Grand.“ (Praporschtschik — russisch Fähnrich.)

Wie wird er wohl regieren?

Ich weiß übrigens nicht, wer besser ist, — Nikolai oder Konstantin?

Konstantin ist die Abneigung gegen den Thron angeboren.

Er sagt: ‚Mich wird man wohl auch erdrosseln, wie man den Vater erdrosselt hat.‘

Wenn ich sein Gesicht mit der aufgestülpten Nase, den trüben, blauen Augen, den hellen zusammengezogenen Brauen und den hellen Härchen auf der Nasenspitze, die sich, wenn er zornig wird, sträuben, sehe, ist es mir, als ob ich ein Gespenst des Kaisers Paul vor mir hätte.

„Ich begreife gar nicht,“ pflegte die Großmutter zu sagen, „woher Konstantin diese Sansculotterie hat!“

Einmal sagte er von seiner Mutter, als sie schwanger war: „Mein Lebtag habe ich noch keinen so dicken Bauch gesehen: da ist mindestens für viere Platz!“

Ich habe mit eigenen Augen einen Brief von ihm an Loharpe gesehen, den er ‚l'âne Constantin‘ unterschrieb. Vielleicht ist es auch die echte Selbstdemütigung eines Sansculotten; denn er ist auf seine Art aufrichtig und gutmütig.

So oft ich ihn sehe, erscheint vor mir der Schatten der im Marmorpalais, wie in einer Räuberpelunke, geschändeten und ermordeten Madame Arranschu; auch der Schatten Aljoschas, den der Dolch eines gedungenen Mörders aus dem Hinterhalt traf.

Und doch ist Konstantin immer noch besser als Nikolai.

Jetzt verstehe ich, warum sie alle plötzlich so stolz sind: die Regierung Kaiser Alexanders ist zu Ende, die Regierung Kaiser Nikolais hat begonnen.

Es scheint mir zuweilen, daß sie alle den Kaiser verraten und verkauft haben.

Was soll nun mit Rußland werden?

* * *

Ich muß immer an die Geheime Gesellschaft denken.

Das Schrecklichste ist, daß diese Verbrecher wirklich im Besitze einer Wahrheit sind. Warum nenne ich sie ‚Verbrecher‘? Haben wir denn nicht selbst am 11. März das Beispiel gegeben?

Vielleicht verstehe ich auch nichts von der Politik. Mir scheint aber, daß es in Rußland nicht so zugeht, wie es zugehen sollte.

Ich besinne mich auf mein Gespräch mit dem General Kisseljow, dem Generalstabschef der Südlichen Armee, wo doch das Nest der Verschwörer ist. Man behauptet, er stehe auf ihrer Seite; doch ich glaube es nicht: er ist dem Kaiser treu ergeben.

‚Vierundzwanzig Jahre lang hat uns die Regierung selbst mit liberalen Ideen gefüttert,‘ sagte Kisseljow. ‚Wenn man jetzt jemand für seine freiheitliche Gesinnung verfolgt, so ist es doch dasselbe, als wenn man einen Blinden, dem man den Staar aus den Augen entfernt, bestrafen wollte, weil er das Licht sieht. Im Jahre 12 predigte man uns in vielen Aufrufen, Manifesten und Befehlen freiheitliche Ideen. Man verlockte so das Volk, das alles mit gutem Glauben hinnahm und freudig Blut und Gut opferte. Napoleon wurde gestürzt, Europa befreit, und der Kaiser kehrte mit dem Siegerlorbeer heim. Hat aber das Volk, das ihm zu diesem Ruhme verholfen, seinen Lohn bekommen? Nein! Die zurückgekehrten Krieger begannen zuerst zu murren: Wir haben unser Blut vergossen und müssen nach wie vor in der Leibeigenschaft schmachten; wir haben das Vaterland von Tyrannen befreit und müssen das Joch der Gutsbesitzer tragen. Alle, Soldat und General, sagten: Wie schön ist es doch in fremden Ländern; warum ist es bei uns nicht so?‘

‚Dies ist der Ursprung der freiheitlichen Ideen in Rußland,‘ schloß Kisseljow. ‚Um die Wurzel zu vernichten, muß man die ganze

Generation, die unter der jetzigen Regierung geboren und erzogen ist, vernichten.'

Ich füge dem hinzu: dies ist auch der Ursprung der Geheimen Gesellschaft. Sie besitzen eine Wahrheit. Der Kaiser weiß es und darum quält er sich so. Warum hat er es mir doch nicht gesagt? Warum quält er mich so?

Ich muß mit ihm unbedingt darüber sprechen. Mag kommen was will.

* * *

Ich war den ganzen Winter über krank; ich hatte mich bei der Überschwemmung erkältet.

Jetzt geht es mir besser; so behauptet man wenigstens. Ich weiß es nicht. Mir ist alles gleich. Ich bin ganz teilnahmslos. Ich bin so schwach und kraftlos, daß ich am liebsten einen Löffel voll Leben, wie einen Löffel voll Medizin einnehmen möchte; nur dies könnte mir helfen.

* * *

Es gibt wieder Bälle, Maskeraden, Konzerte, Soupers und Visiten, unzählige Visiten, unzählige Verwandte, vierzigtausend Verwandte: von Württemberg, Oranien, Weimar und Rußland; alle sitzen sie mir auf dem Halse. Ich muß gegen alle freundlich sein; doch kaum gehen sie fort, so breche ich wie ein müdegeheftetes Pferd zusammen.

* * *

Gestern mußte ich mich trotz starker Kopfschmerzen zu einem Ball ankleiden. Ich stand vor dem Spiegel. Kaum hatte man mir meiner armen Kopf mit Blumen und Brillanten geschmückt, als ich plötzlich Erbrechen bekam. Nach dem Erbrechen fühlte ich einige Erleichterung und begab mich auf den Ball; ich blieb bis zum Souper da und floh erst vor dem Geruch der Speisen. Als ich wieder allein war und mich im Spiegel erblickte, erschrak ich: ich sah wie eine Leiche aus.

* * *

Heute saß ich im kalten Empfangszimmer bei Alexandrine, wo es entsetzlich zog, besuchte dann die Kaiserin, der ich höchst un-

gelegen kam, und mußte noch nachts auf einen Maskenball. Und dabei sagt man mir: ‚Sie müssen sich erholen!‘

* * *

Der Kaiser schickte mir einen Zettel: ‚Wenn Sie meine Hilfe benötigen, will ich gerne alle diese Visiten abstellen; ich flehe Sie aber an, Ihrem Martyrium ein Ende zu machen.‘

Der Leibarzt Stoffregen sagte ihm geradeaus, daß sie mich morden.

Wenn ich die Treppe im Winterpalais — es sind 73 Stufen — hinaufgehe, habe ich das Gefühl, daß ich hier einmal tot zusammenbrechen werde.

Ich bin wie ein Wachtposten, der seinen Platz nicht verlassen darf. Ich will nicht mein Brot umsonst essen und ich kann es nicht vertragen, wenn man mich bemitleidet. Zuweilen sitze ich in meinem Zimmer mit verschleiertem Gesicht, um nicht alle die mitleidvollen Blicke zu spüren: ‚Ach, diese arme Frau! So krank, so unglücklich!‘

Es ist dasselbe Martyrium, wie wenn jemand nackt, mit Honig beschmiert und gefesselt hingestellt wird, um von Insekten gefressen zu werden.

* * *

Die Ärzte meinen, ich hätte die Schwindsucht. Ich glaube ihnen nicht.

Seit vielen Jahren fühle ich das Schlagen einer Ader unter dem Herzen; etwas zittert in mir wie ein angeschossener Vogel.

Ich weiß nicht mehr, wer es gesagt hat: ‚Im Leben eines jeden Menschen tritt einmal die Zeit ein, wo sein Herz entweder versteinern oder brechen muß.‘

Mein Herz ist nicht versteinert, folglich muß es brechen. Der arme irdene Topf unter den gußeisernen Töpfen!

* * *

Die Ärzte meinen, ich sei krank, und mir scheint es, daß ich sterbe. Mein Körper ist wie ein altes Kleid; jede Kleinigkeit verursacht ein Loch, und es läßt sich nichts daran flicken, denn es gibt keine Stelle, an der man eine Naht anbringen könnte.

* * *

Ich glaube, daß man mich im Herbst nach Taganrog ver-
bringen wird. Mir ist es gleich. Ich will nur nicht nach Italien:
der Anblick einer kranken Kaiserin, die von Stadt zu Stadt trans-
portiert wird, muß schrecklich sein.

Ich könnte nirgends außer in Rußland leben, selbst wenn mich
die ganze Welt vergessen sollte. Ich will auch in Rußland sterben.

Der Kaiser wird mich nach Taganrog bringen und für den
Winter nach Petersburg zurückkehren. Ich werde allein bleiben,
wieder allein.

* * *

Ich sehne mich nach einem einsamen grünen Winkel am Meeres-
strande, doch nur an seiner Seite. Dies wäre aber für mich ein
allzu großes Glück. Ein jeder kann sagen: ‚Ich reise dahin und
dorthin.‘ Mein Stallmeister sagt: ‚Ich gehe in ein Seebad.‘ Ich
kann es aber nicht sagen.

* * *

Ich wäre längst gesund, wenn man mir erlaubt hätte zu reisen,
als ich noch Lust dazu hatte. Der Kaiser wollte es aber durchaus
nicht erlauben, ich weiß nicht warum. Jetzt ist es zu spät.

* * *

Ich habe immer gebetet, Gott möchte mir helfen, mich selbst
zu überwinden und jeden Wunsch in mir abzutöten. In großen
wie in kleinen Dingen opferte ich mich immer für den Kaiser auf.
Anfangs fiel es mir schwer, wenn er aber sagte: ‚Sie sind ja so
vernünftig‘, machte ich alles, was er wollte. Ich vermischte meine
Verehrung für ihn mit der Verehrung für Gott, und dies war
meine Religion. Ich sagte mir: ‚Er will es so‘, und sofort wurde
das Schwere leicht und das Bittere süß. Es wurde immer leichter
und süßer.

Nun habe ich mich wirklich überwunden. Ich habe weder
Wünsche, noch einen Willen, rein gar nichts; als ob ich selbst nicht
mehr wäre.

Warum habe ich nun plötzlich diese Angst? Warum weiß ich
nicht, ob ich im Rechte bin? Ob er im Rechte ist?

* * *

„Du hast ein falsches Schamgefühl,“ sagt Mamachen oft zu mir. „Wenn man dich zurückdrängt, verstedst du dich sofort, beginnst dich zu schämen und schleichst an den Wänden entlang, damit dich niemand bemerkt. Man muß mit größerem Selbstvertrauen auftreten. In deiner Lage ist es durchaus notwendig.“

Ja, mein ganzes Leben lang schleiche ich an den Wänden entlang. Ich stelle mich so, als ob ich gar nicht da wäre. Wie es in der Schrift heißt: „Lasset eure Weiber schweigen.“

Ich bin nur Weib, zu sehr Weib.

* * *

Habe ich auch Recht getan, als ich mich überwand, als ich mich ihm aufopferte? Vielleicht mußte ich mich auflehnen? Vielleicht täte ich besser, wenn ich mich auflehnte?

Jetzt ist es aber zu spät. Jetzt braucht er mich notwendiger als jemand anderen; er braucht meinen Willen, meine Kraft und meine Hilfe; doch ich kann ihm nichts geben, denn ich habe selbst nichts. Ich bin eine Tote an der Seite eines Lebenden. Zuweilen nähert er sich mir, scheint noch immer auf etwas zu hoffen, will etwas sagen und wartet, daß ich etwas sage; ich finde aber keine Worte und wir schweigen beide. Und wenn wir sprechen, so ist es ein Gespräch von Taubstummen.

Ich weiß nicht, was mit ihm vorgeht, ich sehe nur, daß er in einer so schweren Bedrängnis ist wie noch nie. Und ich kann nicht helfen, kann nichts unternehmen. Ich muß zusehen, wie er untergeht, und kann nichts, rein gar nichts machen.

Wir sind wie zwei Ertrinkende: wir halten uns fest umklammert und sinken beide auf den Grund.

Wenn ich allein an allem schuld bin, verzeihe mir, o Herr! Du hast mich selbst so geschaffen. Ich kann nichts, ich will nichts, ich weiß nichts, — ich liebe nur.

Wenn wir aber beide schuld sind, so bestrafe mich und nicht ihn, nimm meine Seele statt der seinigen . . .“

* * *

Sie schloß das Tagebuch mit dem Gefühl, daß sein Ende auch ihr Ende bedeutete.

! Roter Siegellack tropfte wie Blut auf das weiße Papier. Sie versiegelte es mit der altertümlichen Petschaft, die sie noch aus

ihrer Mädchenzeit hatte, mit dem Wappen von Baden. Sie brachte auch eine Aufschrift an: „Nach meinem Tode soll dies verbrannt werden.“

Sie legte das Tagebuch in die Schatulle und schloß sie zu.

Sie bedeckte ihr Gesicht mit den Händen. Sie betete noch immer, daß der Herr sie allein strafen und ihn begnadigen möchte.

In ihrer Seele war noch ein anderes Gebet, doch sie wußte beinahe selbst nichts davon; hätte sie es aber gewußt, so würde sie erstaunen und erschrecken: es war das Gebet, das Gott ihr vergeben möchte, so wie sie Ihm vergab.

V.

„Väterchen, Majestät! Ich melde alleruntertänigst Euerer Kaiserlichen Majestät, daß der von mir abkommandierte Feldjäger-Offizier Lang den Unteroffizier Sherwood vom 3. Ukrainischen Regiment des Grafen Witt hergebracht hat; dieser Sherwood erklärte mir, daß er Euerer Kaiserlichen Majestät etwas zu melden habe, was nicht die militärischen Siedlungen, sondern die Armee betrifft; er soll etwas von einer Verschwörung wissen und will es niemand anderem als Euerer Majestät persönlich anvertrauen. Ich habe ihn nicht weiter ausgefragt, da er mir nichts sagen wollte und da die Sache die militärischen Siedlungen nicht betrifft. Daher schickte ich ihn nach Sankt Petersburg zum Generalstabschef Generalmajor Kleinmichel, den ich beauftragte, ihn so lange in seinem Hause unter strenger Aufsicht zu beherbergen, bis Eure Majestät geruhen werden, ihn vorzulassen. Ich habe Lang befohlen, den Unteroffizier Sherwood beim Passieren der Stadtgrenze nicht anzumelden. Dies alles melde ich alleruntertänigst Euerer Kaiserlichen Majestät.

Euerer Kaiserlichen Majestät treu ergebener

Graf Araktschejew.“

Diesen Brief aus Grusino erhielt der Kaiser Mitte Juli, als er auf der Kamennj-Insel weilte. Sherwood hatte ihm schon früher ohne Vermittlung Araktschejew's durch den Leibarzt Wjllie geschrieben und den Wunsch geäußert, in einer wichtigen, den Kaiser persönlich betreffenden Sache nach Petersburg gebracht zu werden.

Der Kaiser wußte, daß Sherwood ein Geheimagent des Generals Witt, des Oberbefehlshabers der südlichen militärischen Siedlungen war; dieser hatte noch vor etwa fünf Jahren den Auftrag

erhalten, die Sübdarmee durch Geheimagenten beobachten zu lassen und alles dem Kaiser zu melden.

Über General Witt wurde mancherlei gemunkelt.

„Witt ist eine Canaille, wie es keine zweite gibt; er ist, was man französisch ‚Galgenvogel‘ (gibier de potence) nennt,“ pflegte Großfürst Konstantin Pawlowitsch zu sagen.

Man erzählte sich, daß er über mehrere Millionen Staatsgelder keine Rechenschaft geben könne und daß er bereit sei, seine Seele dem Teufel zu verschreiben, um sich aus dieser Affäre zu ziehen. Mit der Geheimen Gesellschaft treibe er ein Doppelspiel: er schicke immerfort Anzeigen nach Petersburg und sei dabei selbst der Gesellschaft als Mitglied beigetreten; er übe Verrat nach beiden Seiten: wie gegen die Regierung so auch gegen die Verschwörer; je nachdem, wer die Oberhand behält.

Dem Kaiser schien es zuweilen, daß Denunzianten gefährlicher als Verschwörer seien.

„Sie wissen, Majestät, daß ich ein Gegner aller Denunziationen bin, da doch jeder Schuft einen ehrlichen Menschen verleumden und ins Verderben stürzen kann.“ Diese Worte Konstantins fielen ihm jetzt wieder ein.

Er war immer sehr eigen; die Großmutter nannte ihn „Reinlichkeitsenthusiast“; er glich dem Hermelin, welcher vorzieht, sich dem Jäger zu ergeben, als sein weißes Kleid, das Kleid der Könige, zu beschmutzen.

Erst neulich hatte er eine Anzeige des Hauptmanns Maiboroda in den Ofen geworfen und dabei gesagt:

„Der Schuft! Er will durch Kriechereien emporsteigen.“

Und doch beschloß er, Sherwood zu empfangen: die Neugier des Grauens war in ihm stärker als das Gefühl des Ekels.

Der Empfang sollte am 17. Juli um fünf Uhr nachmittags im Palais auf der Kamennj-Insel stattfinden.

Das Palais glich einem gewöhnlichen Petersburger Landhause. Einige mit Treibhauspflanzen geschmückte Stufen führten vom Balkon in den Garten. Im Frühjahr konnten die Sommerfrischler, die auf der Kleinen Newa in Nachen spazieren fuhren, beobachten, wie der Kaiser im Garten auf und ab ging und sich den Duft des Slieders mit einem weißen Taschentuch zusächelte. Außer dem Posten im Schilderhäuschen am Tore gab es keinerlei Wache. Den Garten durfte jedermann passieren, und selbst Bauern konnten direkt an den Fenstern vorbeigehen.

Der Tag war schwül. Kurz vorher war ein Regen niedergegangen, und die Luft war mit Feuchtigkeit geschwängert. Der Nebel lag wie weiße Watte. Die Dächer glänzten, von den Bäumen tropfte es, und alles schien zu schwitzen wie ein Fieberkranker unter einem Federbett. Jergendwo, wahrscheinlich jenseits der Apothekerinsel, spielte jemand trübsinnige Tonleitern; die Töne klangen auf dem Wasserspiegel wie aus weiter Ferne. Ein einsamer Vogel gab immer die gleichen Töne von sich; er schien zu weinen. Alles atmete jene Trauer, die man nur in den Sommerfrischen um Petersburg im Spätsommer, wenn man im müden, dunklen, schwarzen Laub das Nahen des Herbstes ahnt, kennen lernen kann.

Um fünf Uhr meldete man dem Kaiser, daß General Kleinmichel mit Sherwood erschienen sei. Der Kaiser speiste zu Mittag. Er ließ die beiden warten und bewahrte bis zum Ende der Tafel einen so ruhigen Ausdruck, daß niemand etwas merkte. Nach der Mahlzeit erhob er sich, ging ins Audienzzimmer, begrüßte Kleinmichel und befahl Sherwood, den er gar nicht anblickte, ihm ins Arbeitszimmer zu folgen. Kleinmichel blieb allein im Nebenzimmer zurück.

Der Kaiser sperrte die Türe des Arbeitszimmers ab und schloß das Fenster, das in den Garten ging; draußen hörte man noch immer die Tonleiter und den klagenden Vogel. Er setzte sich an den Schreibtisch, nahm Bleistift und Papier und begann, ohne Sherwood anzublicken, ein aus Stäbchen, Kreuzchen und Kringel bestehendes Muster zu zeichnen. Sherwood stand vor ihm stramm, die Hände an der Hosennaht.

„Bist du der Sohn jenes Sherwood, der in Moskau bei der Alexander-Fabrik angestellt ist und den ich kenne?“

„Zu Befehl, Majestät.“

„Bist du kein Russe?“

„Zu Befehl, nein. Ich bin Engländer.“

„Wo bist du geboren?“

„In Kent bei London.“

„In welchem Alter bist du nach Rußland gekommen?“

„Als zweijähriges Kind, mit meinem Vater. Mein Vater, den der hochselige Kaiser Paul im Jahre 1800 nach Rußland kommen ließ, war der Gründer der ersten russischen Tuchfabrik.“

„Sprechen Sie englisch?“

„Zu Befehl, Majestät.“

Die Frage wurde englisch gestellt und von Sherwood englisch beantwortet. Ich glaube, er lügt nicht, dachte der Kaiser.

„Was wolltest du mir also sagen?“

„Ich glaube, Majestät, daß es eine gegen den Frieden Rußlands und gegen Eure Kaiserliche Majestät gerichtete Verschwörung gibt.“

„Warum glaubst du es?“

Er hob die Augen vom Papier, auf dem er kritzelte, und blickte Sherwood zum erstenmal an.

Es war an ihm nichts Besonderes; das Gesicht war durchaus nichtsagend und unbedeutend, „ohne besondere Kennzeichen“, wie es in den Pässen heißt.

Sherwood berichtete von einem Gespräch zwischen zwei Mitgliedern des Südbundes der Geheimen Gesellschaft, dem Leutnant Graf Bulgari und dem Fähnrich Wadkowskij, das er an der Türe einer fremden Wohnung zu Achtyrka im Poltawischen Gouvernement belauscht hatte. Wadkowskij schlug die Verfassung vor. Bulgari spottete: „Eine Verfassung für die russischen Bären? Du bist wohl verrückt! Du hast wohl eines vergessen: — was soll man mit ihnen anfangen?“ Wadkowskij antwortete: „Was man mit ihnen anfangen soll? . . .“

Sherwood stockte.

„Verzeihung, Majestät . . . ich kann es gar nicht wiedergeben . . .“

„Es macht nichts, sage alles!“ Der Kaiser blickte ihn wieder an. Sein blasses Gesicht war feucht vor Schweiß und leblos wie eine Totenmaske aus Gips. Das linke Auge schien ihm zuzuwinken; es war wohl ein Krampf. Es war abstoßend. „So ein Ekel!“ sagte sich der Kaiser; er mußte sich selbst über dieses plötzliche Ekelgefühl wundern: „Es ist nur, weil ich weiß, daß ich einen Denunzianten vor mir habe.“

Er schlug die Augen nieder und begann wieder seine Kreuzchen, Stäbchen und Kringel zu kritzeln.

„Was man mit ihnen anfangen soll?“ fuhr Sherwood fort, „man soll sie alle einfach abschlachten!“

Der Kaiser zuckte die Achsel.

„Und weiter?“

Aus irgendeinem Grunde war er davon überzeugt, daß das Wort „abschlachten“ nicht ausgesprochen worden war.

„Als wir allein blieben, ging Wadkowskij auf mich zu und sagte mir mit etwas verändertem Gesichtsausdruck: ‚Herr Sherwood, werden Sie mein Freund. Ich werde Ihnen ein wichtiges Geheimnis anvertrauen.‘ — ‚Was Geheimnisse betrifft,‘ sagte ich zu ihm, ‚so bitte ich Sie abzuwarten: ich liebe keinerlei Geheimnisse.‘ — Er sagte darauf: ‚Nein, unsere Gesellschaft kann ohne Sie nicht bestehen.‘ Ich darauf: ‚Hier ist nicht der richtige Ort dafür; ich gebe Ihnen aber mein Ehrenwort, daß ich Sie in Ihrer Garnison besuchen werde.‘“

Er berichtete noch von einem Gespräch, das er nachts auf der Poststation Bogoduchowo mit einer durchreisenden Dame, die wohl seine Geliebte war, gehabt hatte: „Schwören Sie mir,“ sagte die Dame, „daß niemand in der Welt erfahren wird, was ich Ihnen jetzt eröffne.“ Er schwur es ihr und sie sagte: „Ich reise zu meinem Bruder; ich bin sehr besorgt um ihn: sie haben irgendeine Verschwörung gegen den Kaiser angezettelt, ich liebe ihn aber über alles, wir haben noch nie so einen Kaiser gehabt . . .“

„Wer war die Dame?“ fragte der Kaiser.

„Majestät, ich ging immer den rechten Weg, war immer meinem Eide treu und bin bereit, mein Leben zu lassen, um das Böse aufzudecken; doch flehe ich Euere Majestät an, mich nicht nach dem Namen zu fragen: ich habe geschworen . . .“

— Auch ein Ritter! — sagte sich der Kaiser; es ekelte ihn, wie vor einem schlechten Geruch, und es kostete ihm Mühe, sich zu beherrschen.

„Ist es alles, was du weißt?“ sagte er, während er statt des Kreuzchenmusters mehrere Mal hintereinander die Worte schrieb: Canaille, canaille, canaille, gibier de potence . . .

„Zu Befehl, Majestät, das ist alles, was ich zuverlässig weiß; von den Gerüchten und Mutmaßungen wage ich nicht zu sprechen . . .“

„Erzähle mir alles,“ sagte der Kaiser, indem er seinen Bleistift zerbrach und die Stücke unter den Tisch warf. Er fühlte, daß er mit jeder neuen Frage immer tiefer und tiefer in den Sumpf geriet; er konnte aber nicht mehr innehalten; wie in einem bösen Traum tat er lauter Dinge, die er nicht tun wollte.

„Glaubst du, daß die Verschwörung weit verzweigt ist?“

„Nach der Stimmung und den Gesprächen, die man allgemein, besonders aber in der 2. Armee hört, zu urteilen, muß die Ver-

schwörung außerordentlich weit verzweigt sein. In den Regimentern haben sie großen Einfluß . . .“

„Was wollen sie denn eigentlich? Haben sie es denn schlecht?“

„Die Hunde haben es zu gut, Majestät.“

— Er ist einfach dumm! — sagte sich der Kaiser mit plötzlicher Erleichterung. Er fuhr aber fort zu fragen:

„Glaubst du, daß auch höherstehende Personen mit im Spiele sind?“

Sherwood schwieg eine Weile und schielte nach der Türe: er hatte bemerkt, daß der Kaiser schwerhörig war, doch er traute sich nicht, lauter zu sprechen.

„Komm, setz dich her,“ sagte der Kaiser zu ihm, auf einen Stuhl an seiner Seite weisend: er tat wieder etwas, was er nicht tun wollte.

Sherwood setzte sich und begann zu flüstern. Der Kaiser hörte ihm zu, das rechte Ohr zu ihm geneigt, und gab sich Mühe, nicht mit der Nase zu atmen: es schien ihm, daß Sherwood entsetzlich nach Fußschweiß roch, und vor diesem Geruch wurde es ihm übel. „Warum schwitzt er so? Vielleicht aus Angst?“ fragte er sich angeekelt.

Sherwood sprach vom zweifelhaften Benehmen des Generals Witt, der nicht alles, was er wisse, berichte, und des Generals Kisseljow, bei dem sich der Hauptverschwörer Pestel beständig aufhalte; von der Unzuverlässigkeit fast aller Minister und selbst Aratschajews.

„In den militärischen Siedlungen bekommen die Leute Waffen in die Hand, doch nichts zu essen: bei den obwaltenden Umständen ist dies höchst bedenklich . . .“

— Nein, er ist gar nicht so dumm; er weiß viel und sagt weniger, als er weiß, — sagte sich jetzt der Kaiser.

„Ich meine,“ schloß Sherwood, „daß diese Gesellschaft eine Fortsetzung des europäischen Verbandes der Karbonari ist. Viele hochstehende Personen sind an der Sache beteiligt; auch die ganze Armee ist auf Seite der Verschwörer. Nicht nur das Leben Euerer Kaiserlichen Majestät, sondern auch das aller Mitglieder der kaiserlichen Familie ist in höchster Gefahr. Diese Gefahr steht vor der Türe. Es wird ein Blutvergießen kommen, wie es in der Weltgeschichte kein ähnliches gab. Sie wollen doch alle . . .“

— Alle abschlachten, — verstand der Kaiser.

„Sie tragen alle Ringe mit der Zahl 71.“

„Was soll dies bedeuten?“

„Wollen Majestät addieren: Januar — 31 Tage, Februar — 29, März — 11; das macht zusammen 71. Der 11. März 1801 und der 11. März 1826: es sind genau fünfundzwanzig Jahre seit dem Tode Ihres hochseligen Vaters, des Kaisers Paul I.,“ sagte er, mit den Augen zwinkernd. „Das Attentat gegen Euere Kaiserliche Majestät soll am gleichen Tage stattfinden . . .“

— Der 11. März für den 11. März, Blut für Blut . . . — Der Kaiser verstand wieder die Anspielung. Er erbleichte, wollte aufspringen und aufschreien: „Hinaus, du Schuft!“ Er hatte aber nicht die Kraft und fühlte, daß sich seine Eingeweide vor gemeiner Furcht umdrehen und kalt wurden; genau so wie nach der Schlacht bei Austerlitz, als er in einer leeren Bauernhütte auf Stroh lag und entsetzliche Leibschmerzen hatte.

Die Augen Sherwoods strahlten vor Freude: „Er hat angebissen! Er hat angebissen!“

Nun hatte er dem Kaiser genug Angst eingejagt und wollte ihn etwas trösten.

„Die von einem verschwindend kleinen Teil der Untertanen Euerer Kaiserlichen Majestät hervorgerufene Verseuchung der Geister drückt in keiner Weise die Gefühle des in seiner Treue unwankbaren Volkes aus. Es ist zwar viel Zeit verloren worden, wenn man aber entsprechend rasche Maßregeln ergreift, kann man noch alles retten. Man muß aber dabei so verfahren, wie es in der Fabel von Krylow heißt: ‚Willst du mit Wölfen Frieden schließen, zieh ihnen erst die Felle ab.‘“ Er sagte dies so ungezwungen und mit einem so gemeinen Gesichtsausdruck, daß der Kaiser plötzlich ein Gespenst und keinen Menschen vor sich zu haben glaubte; war es vielleicht sein eigener teuflischer Doppelgänger, der alles Lächerliche und Schreckliche, was in ihm steckte, verkörperte?

„Es ist gut. Geh. Von Kleinmichel wirst du das Weitere hören. Geh also! . . .“ sagte er mit großer Selbstüberwindung. Er erhob sich und streckte den Arm aus, als ob er Sherwood von sich stoßen wollte; dieser neigte sich aber schnell vor und küßte ihm die Hand.

Als Sherwood gegangen war, machte der Kaiser das Fenster und die Balkontüre weit auf: es schien ihm, daß es im Zimmer schlecht rieche. Er ging in den Garten hinaus, doch glaubte er im warmen Nebel den gleichen üblen Geruch von Fußschweiß zu spüren;

von den nassen, gleichsam schweißigen Blättern tropfte es. Lange Zeit stand er allein in der leeren Allee, den Kopf an einen Baumstamm gelehnt. Er spürte ein tödliches Ekelgefühl. Es war ihm, als ob er selbst den üblen Geruch verbreitete.

Am nächsten Tag zog er aus dem bisherigen Arbeitszimmer in ein anderes, im oberen Stoß gelegenes Zimmer; er tat dies unter dem Vorwande, daß es ihm unten zu feucht sei; in der That war es ihm aber unangenehm, die Schritte der Passanten dicht vor den Fenstern zu hören.

Am gleichen Tage bemerkte er Wächtposten an solchen Stellen, wo früher keine standen, und ein neues weißes Gitter, das den Gartenweg vor dem Palais abspernte. Dibitsch hatte es wohl so angeordnet; der Kaiser hatte nichts befohlen.

Eine alte Anekdote fiel ihm ein: eine alte Bäuerin, die ihn bei einem seiner einsamen Spaziergänge in den Straßen von Dresden sah, sagte: „Da geht der russische Zar ganz allein und fürchtet niemand; er hat wohl ein gutes Gewissen!“ Nun hatte er das weiße Gitter . . .

Einmal kam der diensthabende Offizier nachts in großer Angst zu ihm hereingestürzt und meldete:

„Es ist ein Unglück geschehen, Majestät!“

„Was ist los?“

„Es ist nicht meine Schuld, Majestät, Gott ist mein Zeuge...“

„Was ist denn los? Erzähle!“

„Die Orange . . . Die Orange . . .“ stammelte der Offizier ganz atemlos.

„Was für eine Orange? Was hast du?“

„Majestät, die unter Bewachung gestellte Orange ist abgefallen!“

Auf dem Quai vor dem Schlosse standen in Kübeln einige Orangenbäume; als die Früchte zu reifen begannen, wurde ein eigener Posten mit ihrer Bewachung betraut. Eine Orange war reif geworden und fiel ab. Der Wächtposten meldete es dem Gefreiten, der Gefreite dem Wächthabenden, der Wächthabende dem diensthabenden Offizier, und dieser meldete es dem Kaiser.

„Mach, daß du hinauskommst, Dummkopf!“ schrie ihn der Kaiser wütend an. Später ließ er ihn wieder kommen und fragte ihn nach seinem Namen. Der Offizier hieß Starjatin.

Ein Starjatin war auch unter den Mördern vom 11. März. Selbstredend war es nicht derselbe. Der Kaiser befahl aber, daß dieser nie wieder zum Wachdienste verwendet werden sollte.

Bald darauf zog er nach Zarstkoje Ssjelo. Vielleicht fühlte er sich dort sicherer? Er wollte darüber nicht nachdenken. Er spazierte nach wie vor im Parke ohne jede Begleitung, selbst nachts, als ob er sich selbst den Beweis liefern wolle, daß er nichts fürchte.

An einem regnerischen Abend Mitte August ging er allein von den Kaskaden zu der Pyramide, wo die Lieblingshunde der Kaiserin-Großmutter: Tom Andersen, Zemira und Duchesse begraben waren. Es dunkelte. Am Himmel hingen die Wolken niedrig, es roch nach Regen, und es war so still wie vor einem Gewitter; die Baumgipfel bewegten sich ab und zu von plötzlichen Windstößen; sie rauschten dumpf und traurig, ganz wie im Herbst; dann wurden sie plötzlich wieder still, als ob sie ein geheimnisvolles Gespräch beendet hätten. Die englische Hündin des Kaisers, Pedon, lief voraus. Plötzlich blieb sie stehen und begann zu knurren. Am Fuße der Pyramide lag jemand im Grase; das Gesicht war nicht zu sehen, der Unbekannte schien es zu verbergen. Der Kaiser blieb gleichfalls stehen, und plötzlich fühlte er heftiges Herzklopfen, Stechen in den Schläfen und einen Schüttelfrost am ganzen Körper: es schien ihm, daß der im Grase Liegende sich langsam bewegte, aufstehen wollte und etwas in der Hand hielt. Pedon bellte. Der Liegende sprang auf. Der Kaiser lief zu ihm heran.

„Was tust du hier?“ rief er mit einer Stimme, die ihm selbst häßlich und voll gemeiner Furcht erschien, und streckte die Hand aus, um den Mörder zu ergreifen.

„Ich bitte um Verzeihung, Majestät,“ antwortete eine bekannte Stimme.

„Bist du es, Dmitrij Klementjewitsch? Wie...“

Er wollte sagen: Wie hast du mich erschreckt!

„Wie bist du hergeraten? Was machst du hier?“

„Ich schreibe mir die Inschrift vom Grabsteine des Hündchens Zemira ab,“ antwortete der Leibarzt Dmitrij Klementjewitsch Tarassow.

Er hielt in der Hand keinen Dolch, sondern ein Federmesser, mit dem er seinen Bleistift gespitzt hatte. Vom Grabsteine Zemiras schrieb er die französischen Verse des Grafen Segur ab:

„Hier ruht Zemira, und die betrübten Grazien sollen auf ihren

Grabstein Blumen schütten. Die Götter mögen ihr für ihre treuen Dienste Unsterblichkeit verleihen."

"Weißt du, Tarassow, ich habe geglaubt, daß sich irgendein angetrunkenener Offizier in meinem Garten hingelegt hat, um auszu-schlafen," sagte er lächelnd und fühlte plötzlich, daß er über und über rot wurde. „Schreibe nur weiter. Ist es hier nicht zu finster?"

"Es macht nichts, Majestät, ich habe gute Augen."

Der Kaiser piffte seinem Hund und ging weiter. Tarassow blickte ihm lange erstaunt nach.

Auch der Kaiser war erstaunt. Er war nie feige gewesen. Als in der Schlacht bei Leipzig eine Kanonenkugel über seinem Kopfe vorbeiflog, sagte er lächelnd: „Seht nur, gleich kommt eine zweite!" Als in der gleichen Schlacht alle die Sache für verloren hielten und Napoleon sagte: „Die Erde dreht sich wieder für uns!", war Alexander, „der Agamemnon des großen Streites", der einzige, der die Geistesgegenwart bewahrte.

Was hatte er jetzt? Er fragte sich mit stillem Grauen: „Verliere ich vielleicht den Verstand?"

Im Schlosse zu Pawlosk gab es neben dem Schlafzimmer der Kaiserin-Mutter ein versperrtes Zimmer. Niemand betrat es außer der Kaiserin selbst und dem Kammerfourier Ssergej Iwanowitsch Knylow, einem vor Alter halb blödsinnigen Greis; er trug eine rote Maltheseruniform aus der Zeit Pauls I.; seine Augen waren unbeweglich, und man glaubte in seinen Pupillen das Geschehene lesen zu können, wie auch die Pupillen eines Toten zuweilen das, was sie im letzten Augenblick des Lebens sahen, wieder spiegeln. So oft er dem Kaiser begegnete, verbeugte er sich aus der Ferne und zog sich eilig zurück; er schien ihn zu fliehen.

Die versperrte Türe erregte immer die Neugierde des kleinen Sascha, des Sohnes des Großfürsten Nikolaj Pawlowitsch, eines siebenjährigen Jungen mit blassem hübschen Gesicht: sie erschien ihm ebenso geheimnisvoll, wie jene schreckliche Türe, von der er im Märchen vom Ritter Blaubart gelesen hatte. Er hatte immer den Wunsch, wenigstens durch eine Türspalte hineinblicken zu dürfen um zu erfahren, was das geheimnisvolle Zimmer enthielt. Einmal träumte er davon, daß er das Zimmer betreten und etwas Grauenhaftes erblickt hätte; er erwachte mit einem Schrei des Entsetzens, doch er konnte sich später nicht mehr besinnen, was er gesehen hatte.

Ende August, einige Tage vor seiner Abreise nach Taganrog, kam der Kaiser nach Pawlowst zur Kaiserin-Mutter; er traf sie nicht an und begab sich in ihr Arbeitszimmer, wo Sascha und die alte Staatsdame Fürstin Lieven an einem runden Tische vor dem Fenster mit Bleisoldaten spielten. Der Kaiser setzte sich zu ihnen heran und spielte mit; er schoß so gut aus den kleinen, mit Erbsen geladenen Kanonen, daß Sascha vor Freude schrie und mit den Händen klatschte.

Durch die offene Tür sah man die lange Zimmerreihe. Im letzten Zimmer, im Schlafzimmer der Kaiserin, huschte plötzlich die rote Maltheseruniform vorbei. Der Kammerfourier Ssergej Iwanowitsch Krnlow stand vor der versperrten Türe. Der Kaiser bemerkte ihn und ging auf ihn zu.

Im Nebenzimmer erklang die Stimme der Kaiserin-Mutter. Fürstin Lieven eilte zu ihr. Sascha, der allein zurückblieb, ließ seine Soldaten liegen und verfolgte voller Neugier, was sich vor der versperrten Türe abspielte.

Als Krnlow den Kaiser gewahrte, verbeugte er sich aus der Ferne und wollte wie immer davonlaufen. Der Kaiser rief ihn aber herbei und sagte zu ihm:

„Gib den Schlüssel her.“

Der Greis starrte ihn an, als ob er ihn nicht verstanden hätte, und murmelte etwas vor sich hin; man konnte nur verstehen:

„Ihre Majestät ... geruhten zu befehlen . . .“

„Gib sofort den Schlüssel her, wenn ich es dir befehle!“ schrie ihn der Kaiser an, indem er ihm die Hand auf die Schulter legte.

Der Greis zitterte am ganzen Leibe; seine Pupillen waren wie die Pupillen eines Toten, welcher Dinge sieht, die sonst niemand sieht; er wollte dem Kaiser den Schlüssel reichen, doch seine Hände zitterten so sehr, daß er ihn fallen ließ. Der Kaiser hob den Schlüssel auf, öffnete die Tür und trat ein.

Dumpfe Luft wehte ihm entgegen, es roch nach alten Kleidern und anderen Sachen des verstorbenen Kaisers Paul I., die aus seinem Arbeits- und Schlafzimmer in dieses Zimmer verbracht worden waren. Der Kaiser sah die ihm wohlvertrauten Stühle, Sessel und das Kanapee aus Mahagoni, mit Löwenköpfen aus Bronze verziert; die ihm wohlvertrauten Bilder — den Erzengel Gabriel und die Madonna von Guido Reni, die einst am Kopfende des Bettes hingen; den Sekretär und den Schreibtisch mit dem Tintenfaß, den

Federn, die den Eindruck machten, als ob jemand erst eben mit ihnen geschrieben hätte, den Papieren und Briefen, auf denen er die Handschrift des Vaters erkannte; den Nachttisch mit einer tief heruntergebrannten Kerze, die so aussah, als ob sie jemand erst eben ausgeblasen hätte; die Wanduhr, deren Zeiger auf halb Eins stehen geblieben waren, und die verschossene seidene spanische Wand mit chinesischen Figuren.

Er stand lange unentschlossen da. Dann machte er einen schwachen schwankenden Schritt vorwärts und blickte hinter die spanische Wand: dort stand das schmale Feldbett. Der Kaiser erblaßte, und seine Pupillen starrten wie die Pupillen eines Toten, welcher Dinge sieht, die sonst niemand sieht. Plötzlich beugte er sich vor und lüftete mit einem Lächeln, das sorglos schien, die Bettdecke. Auf dem Laken waren dunkle Flecken — alte Blutflecken zu sehen.

Er hörte ein Geräusch: an seiner Seite stand der kleine Sascha und starrte auf die Flecken; dann blickte er den Kaiser an und erkannte wohl in seinem Gesicht das Schreckliche, wovon er einst geträumt hatte; er stieß einen durchdringenden Schrei aus und stürzte wie rasend aus dem Zimmer.

Über den beiden, über dem Sohne und dem Enkel Pauls, schwebte ein Grauen, das die Vergangenheit mit der Zukunft verband.

* * *

Die Abreise des Kaisers nach Taganrog war für den 1. September angesetzt und die Abreise der Kaiserin für den 3. September.

Am Vorabend kehrte er aus Pawlowsk, wo er von der Kaiserin-Mutter Abschied genommen, nach Petersburg zurück und verließ das Palais auf der Kamennj-Insel am festgesetzten Tage um fünf Uhr früh, als noch in den finsternen Straßen die Laternen brannten. Ganz allein, ohne Gefolge, besuchte er noch das Newskj-Kloster und ließ einen Bittgottesdienst abhalten.

Als er die Stadtgrenze passierte, ging eben die Sonne auf. Er ließ den Kutscher halten und blickte lange auf die Stadt zurück, als ob er von ihr Abschied nehmen wollte. Häuser, Türme, Kirchen und Kuppeln erschienen im Morgennebel gespensterhaft und leicht wie im Traume. Dann setzte er sich wieder in den Wagen und sagte:

„Also fahr weiter, in Gottes Namen!“

Das Glöckchen erklang und die Troika raste vorwärts.

In Zarskoje Sijelo gesellten sich zu ihm fünf weitere Equipagen: des Wagenmeisters Hauptmanns Ssolomko, des Maitre d'hôtel Miller, des Leibarztes Wnllié, des Generaladjutanten Dibitsch und noch ein Reservewagen.

Der Kaiser führte ein kleines Reisebuch bei sich, in dem alle Poststationen und Entfernungen verzeichnet waren. Von Petersburg bis Taganrog waren es im ganzen 85 Stationen und 1894³/₄ Werst. Er mußte diese Strecke in 12 Tagen zurücklegen, die Kaiserin aber in 20 Tagen.

Die Marschrouten ging zuerst über die Weißrussische Heerstraße und von der Grenze des Pskowschen Gouvernements an über die Tulasche Landstraße; Moskau ließ er absichtlich abseits liegen, denn er wollte alle offiziellen Empfänge und Paraden vermeiden.

Er passierte Gatschina, Wyra, Jasschtschera, Dolgowka, Luga und Gorodez. Er besichtigte gewissenhaft alle für die Kaiserin vorbereiteten Nachtquartiere, reiste aber selbst, ohne irgendwo Aufenthalt zu nehmen, Tag und Nacht weiter; nachts schlief er in seinem Wagen.

Es war in den strahlenden Tagen des Herbstes. Die Sonne ging täglich heiter auf, zog heiter ihre Himmelsbahn und ging heiter unter, auch für den nächsten Tag das gleiche heitere Wetter verheißend. In der Luft spürte man einen leisen Brandgeruch, aus den Getreidedarren kam Rauch, und alles war frisch und zart wie im Frühjahr. Aus den Tennen klangen Menschenstimmen und das Klopfen von Dreschflegeln, auf den leeren Feldern war es aber still, wie im Hause vor einem Feiertage; man hörte nichts als das Geschrei der Kraniche hoch im Himmel, die gleich ihm nach dem Süden zogen.

Je weiter er fuhr, um so größere Erleichterung spürte er, als ob die Last, die ihn alle diese Jahre bedrückt hatte, von seiner Seele fiel und er aus einem schweren Traume erwache. Es war ihm, als ob er bereits auf den Thron verzichtet und die Hauptstadt verlassen hätte, um nie wieder als Kaiser zurückzukehren; als ob dort, wohin er reiste, ihn die letzte Befreiung und Erlösung erwarteten. Vielleicht hörte er daher in den Schreien der Kraniche einen geheimnisvollen Ruf, eine grenzenlose Hoffnung?

Gleich am Anfang der Reise träumte er einmal nachts von einer kleinen Provinzialstadt; die kleinen gelben Häuschen mit

schwarzen Fensterläden waren wie von Kinderhänden aus Pappe gebaut. Der Himmel war dunkelviolett, wie er zuweilen an Winterabenden aussieht; es war aber weder Winter noch Abend, sondern ein Herbst, der mehr dem Frühjahr, ein Morgen, der mehr dem Abend glich. Die Sonne war nicht zu sehen, sie strahlte aber aus allen Dingen; alles schien so glücklich, lieb, freundlich und paradiesisch. Er sah auch Sophie und den Fürsten Valerian Golizhin; sie sprachen etwas zu ihm, was er nicht recht verstehen konnte, doch er spürte ein seliges Gefühl, wie er es noch nie empfunden hatte. „Dies ist es also! Ich habe es gar nicht geahnt!“ Er lachte und weinte vor Freude. Er wollte beten, doch er wußte nicht, was er sich erflehen sollte: alles war ja da, alles wird so in alle Ewigkeit bleiben.

Er erwachte. „Dies ist es also! Ich habe es gar nicht geahnt!“ sagte er sich wie vorhin im Traume und weinte vor Freude.

Er sah sich um: es war noch finster, doch die Sterne flimmerten so, wie sie nur vor dem Tagesanbruch flimmern. Er konnte die Gegend nicht erkennen. Im schwachen Sternenlichte sah er Wiesenland, das von waldbedeckten Hügeln eingefast war. Jrgendwo in der Ferne, wahrscheinlich vom Theophil-Kloster her, erklang eine Kirchenglocke, folglich war die Stadt Borowitschi nicht mehr ferne.

Der Wagen fuhr einen Hügel hinauf. Plötzlich erblickte er am Himmelsrande, wo sich die Landstraße in der Ferne verlor, einen großen, ungewöhnlich hellen Stern, den er nicht kannte; der Stern schien mit rasender Geschwindigkeit zu stürzen und ließ eine leuchtende Spur auf dem Himmel zurück. Auch in diesem Stürzen war ein geheimnisvoller Ruf, eine grenzenlose Hoffnung.

Er dachte an den Komet von 1812. Jener Komet schien unglückverheißend und war doch ein Bote der Rettung; vielleicht hatte auch dieser Komet die gleiche Bedeutung?

Als der Wagen den Gipfel des Hügels erreicht hatte, befahl er dem Kutscher zu halten; wie vorher, als er an der Stadtgrenze von Petersburg Abschied nahm, so erhob er sich auch jetzt, entblößte sein Haupt und bekreuzigte sich.

„Die Himmel erzählen die Ehre Gottes, und die Feste verkündiget seiner Hände Werk,“ flüsterte er andächtig und fühlte, daß das Gefühl von Seligkeit, das er jetzt empfand, ihn nie mehr verlassen würde. Er erflachte nichts von Gott, er dankte Ihm nur für alles, was war, und für alles, was kommen sollte.

Fünfter Teil.

I.

Fürst Valerian Michailowitsch Golizhin kam nachts in die kleine, dreißig Werst von Kiew entfernte Stadt Wassilkow, übernachtete in einem schlechten jüdischen Gasthof und mietete sich am nächsten Morgen beim Kosaken Omelko Barabasch ein.

„Dies ist meine Hütte, gnädiger Herr,“ sagte der Hausherr freundlich und würdevoll, den Gast in die gute Stube einladend. „Hier sind meine Hühner, hier ist mein Kalb, hier ist meine Bienenzucht, und vor der Haustüre wächst das Korn: man kann gleich an der Schwelle mähen; auf allem ruht göttlicher Segen! Was meine Frau betrifft, so versteht sie eine Rübensuppe zu kochen, die selbst der Herr Stadthauptmann nicht verschmähen würde: sie war bei Herrschaften in Dienst und kennt alle herrschaftlichen Gewohnheiten.“

Golizhin sah das weiße Häuschen mit einem Storchennest auf dem Strohdache, den schönen schattigen Kirchgarten, mit einzelnen durch den Wind verpflanzten Feldblumen, die weißen Bienenstöcke und mußte zugeben, daß hier wirklich göttlicher Segen ruhte.

Im Innern war es noch schöner: die Wände waren weiß getüncht, der tönernerne Fußboden sauber gefeiert, in einer Ecke stand ein schön bemalter Ofen, auf dem ein Kater schnurrte und Tauben gurrten; das Bild der Mutter Gottes von Meschigorod war mit trockenen Blumen geschmückt: mit gelben und roten Feldblumen und Immergrün.

Als ihm die braune Katrussja einen Krug kaltes Wasser vom Brunnen brachte und die alte Großmutter Dunduschicha, Omelkos Mutter, die Bank mit ihrem Kopftuche abwischte, und den Gast aufforderte, Platz zu nehmen, fühlte er sich schon ganz wie zu Hause. Die Alte musterte ihn aufmerksam mit ihren schwachen Augen und fragte:

„Du bist wohl nicht von hier?“

Das ganze Städtchen erfuhr natürlich sofort von Golizins Ankunft. Am gleichen Abend erschien bei ihm der Leutnant des Poltawischen Infanterieregiments Michail Pawlowitsch Bestuschew-Rjumin, ein junger, kaum zweiundzwanzigjähriger Offizier, um ihn zum Direktor der Wassikowschen Sektion des Südbundes der Geheimen Gesellschaft, dem Oberstleutnant Ssergej Iwanowitsch Murawjow-Apostol einzuladen. Bei Murawjow waren, wie er sagte, gerade zwei Mitglieder eines neuen Geheimbundes — der „Slaven“ —, den die Mitglieder der Geheimen Gesellschaft noch gar nicht kannten, anwesend, um über eine Verschmelzung ihres Bundes mit dem Südbunde der Geheimen Gesellschaft zu verhandeln. Murawjow wollte, daß Golizhin als Vertreter des Nordbundes diesen Verhandlungen beiwohne.

Murawjow wohnte auf dem Domplatze in einem haufälligen hölzernen Häuschen mit weißen Säulen. Der Hausherr und seine beiden Gäste, die Artillerieleutnants Iwan Iwanowitsch Gorbatschewskij und Pjotr Iwanowitsch Borissow, saßen im Garten vor dem Hause und tranken Tee. Im Garten gab es einen kleinen schilfüberwucherten Fischteich, Bienenstöcke und Gemüsebeete; die Luft war gegen Abend angenehm frisch, und es roch nach Fenchel, Minze, reifen Melonen und Honig.

„Wir haben folgenden Plan,“ sagte Bestuschew. „Im nächsten Jahre, 1826, während der allerhöchsten Truppenschau im 3. Armeekorps, werden einige Mitglieder der Gesellschaft, als Soldaten verkleidet, bei der Ablösung der Wache in das Schlafzimmer des Kaisers eindringen und ihn töten. Zur gleichen Zeit wird der Nordbund der Gesellschaft in Petersburg einen Aufstand hervorrufen, die kaiserliche Familie ins Ausland abschieben und in zwei Manifesten — an die Armee und an das Volk — eine provisorische Regierung proklamieren. Pöstel, der Direktor der Tultschinschen Sektion wird die 2. Armee aufwiegeln, Kiew besetzen und das erste Lager aufschlagen. Ich befehle das 3. Korps, marschiere gegen Moskau, wobei ich unterwegs alle anderen Regimenter überrede, sich mir anzuschließen, und schlage in Moskau das zweite Lager auf. Ssergej Iwanowitsch geht nach Petersburg; die Gesellschaft betraut ihn mit dem Kommando der Gardetruppen, und hier wird das dritte Lager aufgeschlagen. Wir haben dann drei besetzte Lager: Petersburg, Moskau und Kiew — und ganz Rußland ist in unseren Händen.“

Wenn der kleine, unansehnliche, rothhaarige und sommersprossige

Bestuschew sprach, war er ganz verändert: er schien größer, sein Gesicht schien klüger und schöner, die Augen brannten und der rote Haarschopf auf dem Scheitel loderte wie eine Feuerzunge. Er glaubte an seinen Traum, wie an eine Wirklichkeit und beseeelte auch die anderen mit diesem Glauben.

„Die reitende Artillerie ist vollkommen bereit, ebenso die Husaren-division und die Regimenter von Pensa und Tschernigow; sie können sofort einen Feldzug beginnen. Auch sind die Kommandeure der Regimenter mit allem einverstanden... Der Volksheld Riego zog durch Spanien mit einer Schar von dreihundert Mann und erkämpfte seinem Vaterlande die Freiheit; wieviel mehr werden wir mit ganzen Regimentern ausrichten können! ... Wenn wir heute anfangen, haben wir gleich 60 000 Mann unter Waffen...“

„Höre doch auf, Mischa! Wie kannst du von 60 000 sprechen? Ich wäre froh, wenn wir auf eintausend rechnen könnten,“ unterbrach ihn Murawjow. „Iwan Iwanowitsch, Ihr Tee ist kalt geworden, darf ich Ihnen heißen eingießen?...“

Durch diese einfachen Worte waren alle wie ernüchtert.

„Meine Herren, bei Ihnen mag ja alles fertig sein, wir sind aber noch lange nicht so weit,“ sagte Gorbatschewskij mit ungläubigem Lächeln auf dem breitknöchigen, trozigen und klugen Gesichte. „Wir wollen vorsichtig aber sicher vorgehen. Es ist ja außerordentlich schwierig, die Soldaten über die Vorteile eines Umsturzes aufzuklären.“

„Klären Sie sie denn überhaupt auf?“

„Wie denn sonst? Wir sind der Ansicht, daß man vor ihnen nichts verheimlichen darf.“

„Wir sind anderer Meinung,“ entgegnete Bestuschew. „Wir wollen die Soldaten als Werkzeug gebrauchen, sie sollen aber nichts wissen. Kann man denn mit ihnen von Politik sprechen? Sie wissen ja selbst, was für Menschen die russischen Soldaten sind.“

„Wir wissen, daß es ebensolche Menschen sind, wie die anderen: alle stammen von Adams Rippe ab,“ sagte Gorbatschewskij ernst. „Wir sind ja auch nicht von Adel und bilden uns gar nicht ein, große Herren zu sein. Wir sind nicht nur theoretisch Demokraten, wir wollen es auch praktisch sein. Wenn man schon eine Gleichheit anstrebt, so soll es eine absolute Gleichheit sein. Mit dem Volke kann man alles erreichen, ohne Volk — nichts. Das ist unsere erste Regel,“ schloß er herausfordernd.

Gorbatschewskij, der Sohn eines armen Dorfgeistlichen und der Enkel eines Saporoger Kosaken, glaubte das Recht zu haben, so zu sprechen.

Als er seine Rede schloß, trat ein peinliches Schweigen ein, und alle sahen den Abgrund, der die beiden Geheimen Gesellschaften voneinander trennte: bei der einen waren lauter vornehme und reiche Herren, meistens Gardeoffiziere, Generäle und Regimentskommandeure; bei der anderen — arme, aus kleinen Verhältnissen stammende Leutnants und Fähnriche von der Linie. Bei der einen Gesellschaft war Adel, bei der anderen gemeines Volk.

Pjotr Iwanowitsch Borissow saß die ganze Zeit bescheiden in einer Ecke, rauchte seine Pfeife und sagte kein Wort. Er war so farblos, gleichsam erschossen, daß man gespannt hinschauen mußte, um sein hageres, mit vorzeitigen Runzeln bedecktes Gesicht, seine großen, etwas hervorstehenden, weniger traurigen als stillen Augen, das blonde dünne Haar, die schmalen Schultern und die eingefallene Brust zu bemerken. Er hüstelte oft und trocken wie ein Schwindlästiger, wobei er jedesmal verlegen wurde und den Mund mit der Hand verdeckte.

Als alle schwiegen, hob er plötzlich die Augen, lächelte, als ob er etwas sagen wollte; er errötete aber sofort, hüstelte und sagte nichts. „Mir scheint, meine Herren, daß Sie einander nicht verstehen,“ sagte Murawjow.

Murawjows Gesicht kam Golizhin, wie es oft der Fall ist, wenn man zu viel von einem Menschen erwartet, nicht sehr bedeutend vor. Er war wohl dreißig Jahre alt, schien aber jünger. Er hatte feine, unregelmäßige, beinahe weibliche Gesichtszüge: die Augen standen zu weit auseinander; die Nase war lang und spitz; der Mund lächerlich klein wie bei einem Kinde; kindlich waren auch die zu vollen und zu frischen Wangen; die weichen, dichten, dunkelblonden Haare waren, wie es beim Militär Mode war, vom Scheitel in die Schläfen gekämmt und sträubten sich wie nach einem Bade. Das ganze Gesicht war glatt, gesund, weiß, rundlich wie ein Ei und zeigte keine einzige Furchen, die auf seelische Kämpfe schließen ließe. Erst als Golizhin genauer hinsah, merkte er etwas Krankhaftes im Widerspruch zwischen den lächelnden Lippen und dem ernstesten Blicke der nie lächelnden Augen; auch die etwas hervorstehende Oberlippe gab seinem Gesicht einen Ausdruck, wie man ihn bei kleinen Kindern sieht, bevor sie weinen.

Ein seltsamer Vergleich kam Goliz'in in den Sinn: wenn man bei starkem Frost im Schnee einen Zweig mit jungen Frühlingblättern sehen könnte, so würde er wohl den gleichen Eindruck von Wehrlosigkeit und Todesahnung machen, wie dieses Gesicht.

Sooft er später an ihn dachte, fielen ihm Murawjows französische Verse ein:

Je passerai sur cette terre
Toujours rêveur et solitaire
Sans que personne m'aie connu;
Ce n'est qu'au bout de ma carrière,
Que par un grand coup de lumière
On verra ce qu'on a perdu.

— Ich werde auf dieser Erde hingehen, immer einsam und sinnend, und niemand wird mich erkennen. Erst am Ende meines Lebens wird helles Licht aufstrahlen, und dann werden die Leute sehen, wen sie in mir verloren haben. —

„Mir scheint, meine Herren, daß Sie einander nicht verstehen,“ begann Murawjow französisch, fuhr aber gleich russisch fort: Gorbatschewskij hatte ihm gleich am Anfang erklärt, daß er die französische Sprache wenig beherrsche, und ihn ersucht, russisch zu sprechen. „Auch wir wissen sehr gut, daß man ohne Volk nichts ausrichten kann. Sie glauben, daß man gleich mit politischer Aufklärung beginnen solle; wir sind aber der Ansicht, daß die Soldaten heute noch nichts von Politik verstehen werden. Es gibt auch eine andere Art, vorzugehen.“

„Und das wäre?“

„Der Glaube.“

„Der Glaube an Gott?“

„Ja, an Gott.“

Gorbatschewskij schüttelte zweifelnd den Kopf.

„Ich weiß nicht, meine Herren, wie Sie darüber denken, doch wir Slaven sind der Ansicht, daß der Glaube und die Freiheit unvereinbare Dinge sind.“

„Das ist es eben,“ fiel ihm Murawjow sichtbar erfreut ins Wort. „Sie haben es sehr gut ausgedrückt: der Glaube ist mit der Freiheit unvereinbar. So muß wirklich die Frage lauten: ob der Glaube tatsächlich mit der Freiheit unvereinbar ist?“

„Ich frage gar nicht, sondern betrachte es als selbstverständlich. Und ich glaube, daß auch alle...“

„Ja, alle, alle,“ fiel ihm wieder Murawjow ins Wort. „Alle denken so und alle sprechen so. Das ist eben jene Lüge, die das ganze Christentum durchfleucht hat. Lüge bleibt aber immer Lüge, und wird nie zur Wahrheit...“

„Erlauben Sie doch: warum ist es eine Lüge, wenn es in der heiligen Schrift ganz klar ausgesprochen wird, daß die Könige von Gott eingesetzt sind?...“

„Sie irren: in der Schrift steht etwas ganz anderes.“

„Wie heißt es denn?“

„Das will ich Ihnen gleich sagen. Mišča, hol einmal...“

Er sprach nicht zu Ende, denn Bestuščew hatte bereits aus dem Zimmer eine Schatulle geholt. Murawjow schloß sie auf, suchte unter verschiedenen Schriftstücken ein eng beschriebenes Blatt hervor und reichte es Gorbatsčewskij.

„Hier, lesen Sie es.“

„Ich verstehe nicht lateinisch. Es handelt sich ja auch gar nicht darum...“

„Nein, nein, ich will es Ihnen übersetzen, hören Sie nur zu. Das 1. Buch Samuelis, Kapitel 8: ‚Da versammelten sich alle Ältesten in Israel und kamen zu Samuel und sprachen zu ihm: Setze nun einen König über uns, der uns richte. — Das gefiel Samuel übel. Und Samuel betete vor dem Herrn. Der Herr sprach aber zu Samuel: Gehorche der Stimme des Volkes in allem, das sie zu dir gesagt haben; denn sie haben nicht dich, sondern mich verworfen, daß ich nicht soll König über sie sein. Verkündige ihnen das Recht des Königs. — Und Samuel sagte alle Worte des Herrn dem Volk, das von ihm einen König forderte. Und sprach: Das wird des Königs Recht sein: Eure Söhne wird er nehmen und eure Töchter wird er nehmen, dazu von eurer Saat und Weinbergen wird er den Zehnten nehmen, und ihr müsset seine Knechte sein. Wenn ihr dann schreien werdet zu der Zeit über euren König, den ihr euch erwählet habt, so wird euch der Herr zu derselben Zeit nicht erhören.‘ — Ich glaube, daß man es gar nicht deutlicher aussprechen kann. Es ist ja gerade auf uns Russen gemünzt. Glauben Sie, daß das Volk es nicht versteht?“

„Ja, so steht es im Alten Testament; im Neuen Testament steht aber etwas ganz anderes,“ entgegnete Gorbatsčewskij. „Dort heißt es ja: Gehorchet euren Königen wie eurem Gott, oder so ähnlich. Ich weiß es nicht mehr genau...“

„Wie wäre es möglich? Sagen Sie mir nur, wie könnte zwischen

den beiden Offenbarungen der göttlichen Wahrheit ein Widerspruch bestehen? Wenn uns auch etwas als Widerspruch erscheint, so heißt das, daß wir die betreffende Stelle eben nicht verstehen können...“

„Wie sollten wir es auch verstehen! Das wollen ja eben die Popen, daß man nichts verstehen kann: sie fischen in trübem Wasser,“ sagte Gorbatschewskij mit dem überlegenen spöttischen Lächeln eines freigeistigen Popensohnes.

„Nein, man kann es gut verstehen!“ rief Murawjow noch freudiger aus, ohne auf den Spott seines Gegners zu achten. „Selbstredend muß man sich nicht an den Buchstaben, sondern an den Geist halten. Sie belieben zu scherzen, doch das Volk versteht in diesen Dingen keinen Spaß. Die Worte: ‚Mir ist gegeben alle Gewalt im Himmel und auf Erden‘ müssen doch einen Sinn haben! Sie hören doch: nicht nur im Himmel, sondern auch auf Erden! Wenn Er aber der einzige und wahre König im Himmel wie auf Erden ist, wie kann Er dann gegen den Aufstand der Völker sein und gegen die Absetzung der Könige, die doch Seine Gewalt geraubt haben?“

„Die Absetzung der Könige im Namen Christi!“ sagte Gorbatschewskij kopfschüttelnd. „Wissen Sie was, Murawjow: ich glaube zwar nicht an Gott, doch ich denke, daß Menschen, die so sehr von religiösen Gefühlen durchdrungen sind, einen so heiligen Gegenstand nie als politisches Werkzeug gebrauchen werden...“

„Nein, dann haben Sie mich gar nicht verstanden!“ Murawjow schlug entsetzt die Hände über dem Kopf zusammen, und diese Gebärde war so rührend und kindlich, daß alle unwillkürlich lächelten, und der trennende Abgrund für einen Augenblick verschwand.

„Wer gebraucht denn die Religion als politisches Werkzeug? Habe ich Ihnen nicht eben gesagt, daß wir uns mehr mit Religion befassen müssen? Die Anwendung auf die Politik wird schon von selbst kommen! Gerade bei uns in Rußland muß man sich im Falle eines Aufstandes auf die Religion als auf die sicherste Stütze verlassen können; nur das wollte ich sagen. In Rußland sind Freiheit und Religion zerstört, und beide können nur zugleich wiederhergestellt werden...“

„Nein, meine Herren,“ erklärte Gorbatschewskij sehr entschieden. „Von uns Slawen wird niemand einer solchen Handlungsweise zustimmen. Was mich betrifft, so verwerfe ich als erster diese Methode, und werde auch um nichts in der Welt dieses Blatt anrühren.“ Er zeigte auf den Zettel mit dem Bibelzitat. „Vielleicht

ist so etwas für die Deutschen gut, für uns taugt es aber nicht. Wer das russische Volk kennt, muß mir zustimmen, daß eine solche Handlungsweise dem Charakter dieses Volkes widerspricht. Ich bin zwar selbst Popensohn, doch ich liebe die Popen nicht. Auch das Volk liebt sie nicht. Schauen Sie sich doch nur unsere Soldaten an. Ich glaube, daß es unter ihnen mehr Ungläubige als Fanatiker gibt. Wer hat auch Lust, mit ihnen über Theologie zu disputieren? Wer hat den Mut, heute, da jede Religion endgültig vernichtet ist, als neuer Mohammed aufzutreten?"

„Das letztere bedarf noch eines Beweises,“ wandte Golizhin ein.

„Was bedarf eines Beweises?“

„Daß die Religion endgültig vernichtet ist.“

„Aber, meine Herren! Muß man denn noch etwas beweisen, worüber sich doch alle aufgeklärten Menschen einig sind? Muß man denn erst beweisen, daß die Kette verderblicher Verirrungen, die das Menschengeschlecht schwächen, am Altar, der wiederum eine Stütze des Sarenthrones ist, beginnt? Daß der Glaube an das Jenseits den Zustand der Sklaverei begünstigt, indem er in den Menschen den Glauben an die Möglichkeit eines glücklichen Daseins auf Erden gar nicht aufkommen läßt? Daß die Vernunft das einzige Licht ist, dem wir folgen können, und daß es darum unsere erste Pflicht ist, den Menschen Respekt vor der Vernunft einzulösen, damit der Mensch auf Erden vernünftig und tugendhaft sei, und die Ammenmärchen der Religion für immer aufgabe?..."

Er sprach wie ein Buch; es waren aber lauter fremde Worte und fremde Gedanken, die er von Voltaire, Holbach, Helvetius und anderen freigeistigen Philosophen aufgeschnappt hatte.

„Eines kann ich nicht verstehen,“ sagte Fürst Valerian, ihn über die Brille hinweg mit seinem feinen spöttischen Lächeln anblickend. „Sie wollen den Leuten den Glauben nehmen; was wollen Sie aber an seine Stelle setzen?“

Gorbatschewskij versuchte nun, zu beweisen, daß die Wissenschaft — die Religion und die Philosophie — Gott ersetzen könne. Murawjow und Golizhin lächelten einander zu. Gorbatschewskij bemerkte dieses Lächeln und verstummte beleidigt.

Um sein Lächeln zu verbergen, wandte sich Murawjow etwas ab und begann, Tee einzugießen. Als er Gorbatschewskij das Teeglas reichte, begegneten sich für einen Augenblick ihre Hände: die eine war groß, rot, mit spröder Haut und roten Härchen, kurzen

Fingern und flachen Nägeln; die andere weiß, fein, lang, von mädchenhafter Anmut.

„Nein, sie werden einander nie verstehen!“ sagte sich Golizjin.

Wieder trat eine peinliche Pause ein, und alle sahen wieder den trennenden Abgrund; Borissow wollte etwas sagen, sagte aber nichts.

Nun sprach Bestuschew. Golizjin hatte schon früher bemerkt, daß er unwillkürlich Murawjows Worte, Gebärden und selbst den Tonfall seiner Stimme nachahmte, wie es oft bei Leuten, die lange zusammenleben, der Fall ist. Man glaubte, den Einen im Anderen zu sehen und zu hören. Der Eine war der Ton, und der Andere das Echo; und das Echo entstellte den Ton.

„Der Philosoph Plato behauptet,“ sagte Bestuschew, „daß es leichter sei, eine in der Luft hängende Stadt zu erbauen, als einen Staat ohne Religion zu schaffen. Gott hat dem Menschen die Freiheit gegeben. Christus verdanken wir die Begründung der rechtlichen und freiheitlichen Begriffe. Wer hat der Hand der Despoten die Waffe entrißen? Wer hat uns die erste Verfassung verliehen? Dies bitte ich einerseits zu beachten; andererseits aber . . .“

Gorbatschewskij stand auf, zog seinen Rock an (es war so schwül, daß alle in Hemdärmeln saßen) und band sich den Säbel um.

„Ich glaube, meine Herren, wir werden wohl schwerlich eine Einigung erzielen,“ sagte er, den Kopf etwas neigend, was ihm einige Ähnlichkeit mit einem eigensinnigen jungen Stier verlieh. „Wir sind einfache Menschen und verstehen solche Kunststücke nicht. Sie sprechen immer von Gott, wir sind aber der Meinung, daß die Revolutionen und Volksaufstände weniger von Gott, als vom Magen diktiert werden. Magenfragen sind viel wesentlicher . . .“

„Sind es denn wirklich nur Magenfragen?“ rief Murawjow aus.

„Ich weiß, ich weiß: Der Mensch lebet nicht vom Brot allein . . . Und Sie, Herr Oberstleutnant, haben Sie schon einmal Hunger gelitten?“

„Ja, im Feldzuge kam es vor.“

„Das ist ja gar nichts! Wenn aber einer sein letztes Hemd verfehlt und nichts zu beißen hat . . . Ach, was soll ich noch davon sprechen! Der Satte wird den Hungrigen nie verstehen. Pjotr Iwanowitsch, kommen Sie mit?“

„Warum gehen Sie schon, meine Herren? Wir haben ja die Sache noch gar nicht besprochen . . .“ begann Bestuschew aufgeregt.

„Wir wollen es mit unseren Kameraden im Lager besprechen; wir beide können nicht für die ganze Vereinigung entscheiden,“ sagte Gorbatschewskij trocken.

Murawjow ging auf ihn zu und reichte ihm die Hand.

„Iwan Iwanowitsch, Sie sind mir doch nicht böse? Wenn ich etwas Ungeschicktes gesagt habe, so verzeihen Sie es mir um Gottes willen!“

In seinem Lächeln war wieder etwas so Liebes und Rührendes, daß Gorbatschewskij gleichfalls lächeln mußte und seine Hand fest drückte.

„Nein, Murawjow, was denken Sie sich nur? Wie könnte ich Ihnen böse sein? . . . Pjotr Iwanowitsch! Sie, Pjotr Iwanowitsch, lassen Sie doch Ihre Pfeife in Ruhe und kommen Sie endlich mit!“

Borissow klopfte seine Pfeife aus, stopfte den Rest des Tabaks in den Beutel und verband diesen sorgfältig mit mehreren Schnüren. Plötzlich hob er den Kopf und begann zu sprechen; niemand hatte noch seine Stimme gehört. Er sprach leise, undeutlich und stotternd und gebrauchte jeden Augenblick, selbst wenn es gar keinen Sinn hatte, die Redensart: „Ich weiß wirklich nicht.“

„Sprechen Sie, bitte, nicht von Gott; ich weiß wirklich nicht . . . Es ist gut, wenn man an Gott glaubt, man kann aber auch ohne Gott tugendhaft sein, und das ist noch besser. Ich bin übrigens durchaus kein Atheist. Es ist aber besser, wenn man ohne Gott auskommen kann. Sehen Sie sich nur die Juden an. Das ist ein kluges Volk: den Namen Gottes dürfen sie gar nicht aussprechen, sie reden nur von Dingen, die sie genau kennen. Ich weiß wirklich nicht . . . Von Gott soll man aber besser schweigen. Schuster bleib bei deinem Leisten . . .“

„Das hat er gut gesagt!“ rief Gorbatschewskij lachend und klopfte Borissow auf die Schulter. „Komm doch, Philosoph, etwas Besseres bringst du ja doch nicht fertig!“

Die Gäste gingen. Bestuschew begleitete sie.

Als sie fort waren, begann Murawjow Golikzin über die Sachlage in Petersburg auszufragen. Das Gespräch kam auf den „Orthodoxen Katechismus“. Murawjow brachte das Manuskript und zeigte es dem Fürsten Valerian.

Der Katechismus begann mit folgenden Sätzen:

„Im Namen des Vaters, des Sohnes und des Heiligen Geistes.
Frage: Wozu hat Gott den Menschen erschaffen?“

Antwort: Damit er an Ihn glaube und frei und glücklich sei.

Frage: Was heißt frei und glücklich?

Antwort: Ohne Freiheit gibt es kein Glück. Der heilige Apostel Paulus sagt: Ihr seid teuer erkaufte; werdet nicht der Menschen Knechte.

Frage: Warum sind das russische Volk und das russische Heer so unglücklich?

Antwort: Weil die Zaren dem Volke die Freiheit geraubt haben.

Frage: Was befiehlt unser heiliges Gesetz dem russischen Volke und dem russischen Heere?

Antwort: Seinen Sklavensinn zu bereuen, sich gegen die Tyrannei und Unterdrückung zu empören und den Eid zu leisten, daß es fortan nur einen König im Himmel wie auf Erden — Jesum Christum — geben solle.“

Golizhin hatte den Katechismus noch in Petersburg kennen gelernt, doch nach dem letzten Gespräch bekam alles für ihn einen neuen Sinn.

„Sagen Sie mir doch im Ernst, Golizhin, was glauben Sie: werden es die Leute verstehen?“ fragte Murawjow, als Golizhin das Manuskript zu Ende gelesen hatte.

„Ich weiß es wirklich nicht. Jetzt werden sie es vielleicht noch nicht verstehen. Vielleicht aber später einmal. Jedenfalls ist es gut, daß es niedergeschrieben ist. Schreiben tut bleiben!“

Wie zur Bestätigung dessen, was er eben gelesen, erzählte er Murawjow vom Weißen Zaren, von Kaiser Peter III., in dem „der ganze Herr Zebaoth samt Händen und Füßen“ enthalten sei.

„Sehen Sie, das ist es eben!“ rief Murawjow freudig erregt aus. „Das Volk macht sich doch seine Gedanken! Wir sind ja wirklich nicht so dumm, wie es Gorbatschewskij glaubt. Es ist herrlich, Golizhin, daß Sie hergekommen sind! Endlich habe ich einen Menschen, dem ich mein Herz ausschütten kann; ich war ja immer allein . . .“

Als Golizhin ihm zum Abschied die Hand reichte, behielt sie Murawjow lange in der seinigen. Sie standen beide eine Weile einander stumm gegenüber.

„Wir halten also zusammen? Ja?“ sagte endlich Murawjow, etwas errötend.



KONDRATY FJODOROWITSCH RYLEJEFF

„Ja,“ erwiderte Fürst Valerian gleichfalls erröthend.

Murawjow ließ Golizins Hand los, sah ihm noch eine Minute schweigend in die Augen, erröthete noch mehr, lächelte und umarmte ihn.

Golizhin überkam dasselbe Gefühl, wie im Traume, als ihm Sophie erschienen war; er wollte weinen. Er wußte, daß sie auch jetzt mit ihm war.

II.

Für Golizhin brach eine Reihe glücklicher Tage an. Er faulenzte ganze Tage, las keine Bücher, schrieb nichts und lebte gedankenlos in den Tag hinein. Die Schönheit des kleinrussischen Spätsommers erquidte ihn. Er war zwar noch nie in dieser Gegend gewesen, doch alles erschien ihm so vertraut, als ob er nach langen Wanderungen in seine Heimat zurückgekehrt wäre, oder als ob er dies alles schon in einem Traume seiner Kindheit gesehen hätte.

Wassilkow, ein kleines, stilles Nest, lag malerisch zwischen mehreren Hügeln. Es bestand aus kleinen grauen Holzhäusern und weißen Lehmhütten. Manche Gassen gingen erst steil hinauf und brachen plötzlich vor einem Abgrund ab: es war als ob sie in den Himmel führten. Unten im Tale schlängelte sich das seichte schlammige Flüsschen Stugna. In der Ferne blauten Berge, hinter ihnen lag der Dnjepr, doch so weit entfernt, daß man ihn nicht sehen konnte. Die weißen Hütten lagen meistens im dunklen Grün der Kirchengärten; Hütte reihte sich an Hütte, Gärtchen an Gärtchen, und dazwischen zogen sich die von Kürbispflanzen umrankten Zäune hin.

In der Häuschen wohnten kleine Grundbesitzer und Landwirte. Alle diese Leute aßen, tranken, schliefen, spielten Préférence mit kleinen Einsätzen, disputierten über die Frage, welcher Schnupftabaß — ob der Spanische, der Veilchen-, Bergamotte-, Roulierter oder Halbroulierter Tabak — der beste sei, ob Bonaparte tatsächlich gestorben sei, oder sich nur tot stelle, um Rußland wieder zu überfallen; sie besuchten die Kirche, destillierten Branntwein auf Weichselkernen und mästeten zum heiligen Osterfeste Schweine. Die jungen Mädchen lasen die neuesten Romane von Janlis und Radcliff, doch der altmodische „Knabe am Bach“ von Kozebue hatte noch immer den größten Erfolg.

„Ich liebe in den Büchern das Gruselige und das Empfindsame,“ gestand eine der jungen Damen dem Fürsten Valerian.

Der Regimentskommandeur Gustav Iwanowitsch Gerbel veranstaltete ab und zu Tanzabende. Die älteren Damen spielten Boston, während die jüngeren mit den Offizieren zu den Tönen eines Clavecins tanzten. Bestuschew trat auf solchen Bällen als lustiger und galanter Kavalier auf. Eine sehr korpulente Dame fiel einmal erschöpft in einen Sessel und sagte, sich befächelnd:

„Ach, ich bin todmüde! Ich kann gar nicht mehr tanzen.“

„Ich glaube es Ihnen nicht: Snyphen ermüden nie!“ entgegnete Bestuschew.

In solchen Augenblicken konnte man in ihm unmöglich den Verschwörer erkennen.

Die Tage vergingen eintönig in Übungen, Wacht dienst und Paraden. Die Herren Offiziere langweilten sich, tranken einen ungemein starken Château-Margaux aus Njeschin, schossen auf die Juden mit Salz und zerrten sie an den Schlafenlocken herum; oder sie saßen stundenlang am Fenster und sangen zur Gitarre:

Wer kann so glühend lieben,
Wie ich dich hab' geliebt?

Nachts spielten sie im jüdischen Wirtshaus Bank in Gesellschaft irgendeines zugereisten polnischen Hochstaplers, und es kam vor, daß der Pole gegen Mitternacht zum Fenster hinausflog mit den Worten:

„Meine Herren, ich protestiere!“

Jeden Morgen kam zu Golizhin barfuß mit unhörbaren Schritten Katrussja, schlank und frisch wie eine Pappel; sie brachte ihm kaltes Wasser, das ebenso rein war, wie ihr Lächeln, und schmückte die Heiligenbilder mit frischen Blumen.

Großmutter Dundutschicha überfütterte ihn mit den schmackhaften kleinrussischen Nationalspeisen, so daß er jede Nacht Leidschmerzen hatte. Jeden Abend nahm er sich vor, von nun an weniger zu essen, verdarb sich aber gleich am nächsten Tage wieder den Magen. In einem Monat hatte er so sehr zugenommen, daß der englische Reiseanzug, der ihm in Petersburg viel zu weit war, zu enge wurde. Er wurde so faul, daß er stundenlang am Fenster sitzen konnte und zuschauen, wie der alte Imker im Gemüsegarten herumging und die Wassermelonen mit großen Lattichblättern zudeckte, um sie vor der Sonnenglut zu schützen; wie der rothaarige Popensohn eine Ziege heimführte, die ihm durchaus nicht folgen wollte; wie Großmutter Dundutschicha mit dem Spinnrocken in der

Hand ein Kalb heimtrieb und im Gehen ihre Wolle spann. Überall herrschte eine tiefe Stille; man hörte nur das Klopfen eines Webstuhles, das Summen eines Spinnrädchens und das Rauschen in den Pappeln.

Oder er stand auf dem Markte und beobachtete, wie zwei Juden miteinander stritten, wobei sie so erregt mit den Händen fuchtelten, als ob sie handgemein werden wollten; ihre schwarzen Schatten auf der blendend weißen Mauer bewegten sich aber noch viel schneller. Auf dem gleichen Platze hielten vor dem einzigen steinernen Gebäude des Städtchens Fuhrknechte, Ochsentreiber und Salzführer; ein träger Ochs lag auf dem Stroh, kaute langsam, und von seiner glänzenden schwarzen Schnauze tropfte wasserklarer Speichel. Ein betrunkenener Fuhrknecht saß auf einem Eimer neben seinem Wagen, stützte den Kopf in die Hand und sang melancholisch:

Für den Fuhrknecht ist der Schnaps
 Schönste Gottesgabe.
 Hat er Durst, so ist dahin
 Seine ganze Habe.

Das ganze Städtchen lag in der Sonnenglut stundenlang schlafend und unbeweglich da. Die Hunde schliefen und bellten nicht; die Hühner vergruben sich in den weichen Staub und schliefen ebenfalls. Sechs vor einen Pflug gespannte Ochsen standen mitten in der Straße; der Bauer schlief, die Ochsen schliefen, und alles schlief. Ein Soldat weckte im Vorbeigehen den Bauern. Er gähnte, kratzte sich den Kopf und fluchte. Dann schlug er auf die Ochsen los, die Ochsen setzten sich träge in Bewegung, schliefen aber nach wenigen Schritten wieder ein.

Zuweilen zog eine Gewitterwolke herauf, und in der Stille des Mittags hörte man ein Rollen. War es wirklich Donner? Nein, nur das Poltern eines Wagens. Die Gewitterwolke zog aber vorbei, und die Stille wurde noch drückender.

„Wir fangen bald an. Wir haben den festen Entschluß gefaßt, mit der Revolution schon im Jahre 1826 zu beginnen,“ sagte Bestuschew.

Golitzin hörte ihm zu und wußte nicht, ob das Rollen vom Donner oder von einem Wagen herrühre.

Murawjow sagte aber einmal:

„Die Untätigkeit der meisten Mitglieder, besonders aber des

ganzen Nordbundes bedroht uns mit vielen Gefahren, so daß ich vielleicht schon bei der nächsten Truppenrevue beginnen werde.“

Golizjin glaubte, daß Murawjow tatsächlich sein Vorhaben ausführen werde. „Ja, hier werden sie wirklich anfangen,“ sagte er sich, was ihm in Petersburg nie in den Sinn gekommen wäre. Je drückender die Stille ist, um so drohender ziehen Gewitterwolken herauf; jetzt wußte er ganz bestimmt, daß das ferne Dröhnen wirklicher Donner war.

Bestuschew erzählte ihm von den Slawen:

„Wissen Sie noch, wie es bei Radischtschew heißt: ‚Ich blickte um mich, und mein Herz blutete beim Anblick der leidenden Menschheit!‘ So fing es auch bei ihnen an. Die beiden Brüder Borissow lebten mit ihrem Vater auf dem Lande und sahen täglich, wie die Gutsbesitzer die Bauern peinigten. Später beim Militär sahen sie auch nichts als Grausamkeiten, Spießruten und Knuten; als man einmal in ihrer Gegenwart einen Soldaten totgeschlagen hatte, leisteten sie den Eid, ihr Leben daran zu setzen, daß solche Greuel sich nicht mehr wiederholten. Auch die Lektüre gewisser Bücher tat das ihrige. Die Lebensbeschreibungen berühmter Männer von Plutarch, alle die Griechen und Römer flößten ihnen schon in ihrer frühesten Kindheit die Liebe zur Freiheit und Demokratie ein. Im Kadettenkorps wollten sie eine geheime Sekte schaffen, deren Ziel in einsamem, beschaulichem Leben, in der Erforschung der Natur und der Selbstvervollkommnung in allen Tugenden bestand. Ihnen schwebten wohl die alten Pythagoreer vor. Ihr Wappen stellte zwei über einem flammenden Altar verschlungene Hände dar, und ihre Devise lautete: ‚Gloire, amour, amitié‘. Die Sekte hieß die ‚Loge zur Ersten Eintracht‘. Sie erfanden sich Hieroglyphen, Symbole und Gebräuche. Einmal veranstalteten sie während der Sommerferien im Dorfe Reschetilowka im Poltawischen Gouvernement eine pythagoreische Prozession in weißen Gewändern, mit Musik und Gesang, zu Ehren der aufgehenden Sonne. Als sie schon Offiziere waren, gründeten sie in Odessa die Freimaurerloge ‚Freunde der Natur‘ und fügten zu ihren früheren Zielen noch die Reinigung der Religion von Vorurteilen und die Begründung der bekannten Platonischen Republik hinzu. Aus diesen beiden Verbindungen entstand später der Geheimbund der Slawen . . .“

„Welches Ziel streben sie an?“ fragte Fürst Valerian.

„Die Vereinigung aller slawischen Völker zu einer Republik.“

„Nur!“

„Lachen Sie nicht, Golizjin. Wenn Sie wüßten, was es für Menschen sind! Es sind echte Griechen und Römer. Aus ihnen sollte man die ‚Todgeweihte Kohorte‘ bilden. Es sind Menschen, die dem Vaterlande jedes Opfer bringen wollen...“

Als Golizjin erfuhr, daß diese armen Leutnants und Fähnriche ein Zehntel ihres Gehalts für Gründung von Dorfschulen und Loskauf von Leibeigenen spendeten, und daß beide Borissows förmlich Hunger litten und sich dabei noch immer das vereinbarte Zehntel von ihrem Gehalt abziehen ließen, hörte er auf zu lachen.

Er wollte gerne Borissow näher kennen lernen. Doch so oft er mit ihm ein Gespräch anknüpfte, wurde dieser verlegen, errötete und begann zu stottern. Das Sprechen fiel ihm so schwer, daß Golizjin nicht den Mut fand, das Gespräch fortzuführen.

„Ein Sonderling! Ist er immer so?“ fragte er Bestuschew.

„Ja, er ist immer verschlossen, und man kann aus ihm nie klug werden. Sein Bruder, Andrej Iwanowitsch, ist noch viel schlimmer. Ich glaube, er leidet an Melancholie. Er sitzt den ganzen Tag zu Hause und verkehrt mit niemand. Er geht nur ab und zu ins Freie, um Blumen zu pflücken und Schmetterlinge zu jagen.“

Gorbatschewskij schob die Verhandlungen mit dem Südbunde auf den Herbst hinaus und wollte nach Nowgrad-Wolynsk reisen, wo die 8. Artilleriebrigade, bei der er und Borissow dienten, stand. Borissow sollte mit ihm reisen, schob die Abreise aber immer hinaus. Bestuschew erriet, daß ihm das Reisegeld fehlte.

Einmal sah Golizjin an einem Kreuzweg einen alten blinden Leiermann. Er spielte auf der Leier und sang vom Helden Bogdan Chmelniczki, von der einstigen Kosakenrepublik und der alten Kosakenfreiheit.

Golizjin konnte die Worte kaum verstehen, doch die Andacht der Zuhörer, das begeisterte Gesicht des Alten mit den über den blinden Augen hoch erhobenen Brauen, seine zitternde Stimme, das leise Klirren der Saiten und die traurige Melodie sagten ihm mehr als Worte.

„Jetzt ist das Kosakenreich mit Unkraut bewachsen, und Gott hat die freie Steppe verflucht: die Steppengräser verwelken, die Quellen versiegen, die alte Freiheit ist verschwunden, und niemand kann sie wiederbringen!“ schloß der Sänger. Ein Zuhörer schluchzte; ein anderer wischte sich mit dem Ärmel Tränen aus den Augen; ein

alter Kosake mit langem grauen Schnurrbart ließ den Kopf hängen und seufzte so schwer, als ob er die Kunde vom Tode eines geliebten Sohnes hörte.

Doch die Stimme des Sängers klang noch feierlicher:

Die Kosakentöpfe in den Schlachten sind
Umgefallen, wie das Steppengras im Wind;
Doch das Lied kann nicht vergehen, kann nicht fallen:
Lange wird es von den Rittertaten hallen.

Das Lied brach ab. Die letzten Worte konnte Golizhin gut verstehen, und es war ihm, als ob er etwas Liebes und Vertrautes hörte. Gleich nicht die alte Freiheit, für die diese einfachen Menschen ihr Leben opferten, jener neuen Freiheit, für die die Verschwörer sterben wollten?

Er ging auf den Sänger zu und legte in seine Hand, wo schon Kupfermünzen lagen, einige Silbermünzen. Der Leiermann erkannte das Silber und wandte sich zu Golizhin:

„Lieber Herr! Möchte dich Gott so belohnen, wie du mich belohnt hast!“

„Bist du schon lange blind, Alter?“ fragte Golizhin.

„Es ist schon lange her, lieber Herr, sehr lange. Ich weiß selbst nicht mehr, wieviele Jahre ich so in der Welt herumirre und die Sonne nicht sehe . . .“

Er richtete seine blinden Augen auf die Sonne und sagte mit der gleichen traurigen Stimme, mit der er eben sang, so daß seine Worte als Fortsetzung des Liedes erschienen:

„O Licht, liebes Licht! Ich kann dich nicht sehen, doch ich will noch nicht sterben . . .“

„Nun, Fürst, wie hat es Ihnen gefallen?“ hörte plötzlich Golizhin, als er aus der Menge trat. Es war Pjotr Iwanowitsch Borissow.

„Wunderbar!“ rief Fürst Valerian aus.

„Ich habe gar nicht erwartet, daß es Ihnen gefallen würde,“ bemerkte Borissow.

„Warum denn?“

„Ich weiß wirklich nicht . . . Ich meine, daß Sie in Petersburg genug italienische Opern zu hören bekommen, gegen die unsere Sänger gar nicht aufkommen können . . .“

„Kann man es denn überhaupt vergleichen? Mir ist dieser Gesang lieber, als jede Oper.“

„Ist das Ihr Ernst? Sie sollten doch einmal unsern Javtuch Schapowalento hören! Der singt noch viel besser . . .“ Borissow wurde plötzlich verlegen, schwieg und nahm schnell Abschied:

„Leben Sie wohl, Fürst . . . Wir gehen verschiedene Wege . . .“

Mit diesen Worten reichte er ihm die Hand, doch sehr unsicher: er hoffte wohl, daß Golizhin die Hand übersehen werde.

„Darf ich Sie vielleicht begleiten, Pjotr Iwanowitsch?“

„Ich weiß wirklich nicht, ich gehe ja zu den Juden . . . Da ist es wirklich nicht schön, es wird Ihnen übel werden . . .“

„Sie sind ein Sonderling, Borissow! Bin ich denn ein junges Mädchen?“

„Nein, ich habe es gar nicht so gemeint . . .“ Borissow wurde noch verlegener. „Mir kann es ja gleich sein, kommen Sie mit.“

Unterwegs sprach er kein Wort und schien seine Rede von vorn zu bereuen. Golizhin wollte ihn aber diesmal nicht loslassen. Borissow führte ihn ins jüdische Viertel.

Wie in allen kleinrussischen Städtchen wohnten die Juden auch hier in allen Straßen verteilt, nisteten aber mit Vorliebe in ihrem eigenen Viertel. Hier gab es elende haufällige Lehmhütten mit spitzen Dächern. Die Straßen waren schon an sich eng; zahllose Vorsprünge und Verkaufsstände machten sie noch enger. Aus den Fenstern hingen schmutzige Lumpen heraus; auf Haufen von Abfällen balgten sich halbnackte Kinder und Hunde; der Schmutz verbreitete unerträglichen Gestank.

Borissow und Golizhin traten in eines von den Häusern. Eine schwangere Jüdin mit schwindstüchtigem Gesicht und einem gestreiften Turban auf dem rasierten Schädel machte sich am glühenden Herde zu schaffen: es war Freitag und sie mußte noch rechtzeitig den Schaletch für den Sabbat in die glühende Asche vergraben; denn am Sabbat darf kein Feuer angemacht werden.

„Nun, wie geht es Baruch?“ fragte Pjotr Iwanowitsch.

„Sehr schlecht, durchlauchtigster Herr, sehr schlecht. Er will noch immer nicht sterben und ißt sein Brot umsonst. Wenn ihn Gott doch bald zu sich nehmen wollte!“

„Es ist noch nicht so weit, Riwe! Wir werden ihn mit Gottes Hilfe gesund machen,“ sagte Borissow und drückte ihr etwas in die Hand.

„Danke, danke, lieber guter Herr! Gott erweise Euch seine Gnade!“ Sie wischte sich mit einem Ende des Turbans die Augen

und beugte sich, um Borissow die Hand zu küssen. Borissow zog die Hand weg.

Sie stiegen auf finsternen Stufen in einen finsternen Keller hinab. Auf dem Boden lagen Haufen Lumpen und standen Kübel mit schmutzigem Spülwasser. Der Gestank war so schrecklich, daß man kaum atmen konnte. An der Ostwand stand ein mit verschossenem Brokat verdeckter Schrein, der die Thorarollen enthielt; an einem Haken hing ein Säckchen mit den Gebetriemen; daneben eine geflochtene Kerze aus grünem Wachs, die am Sabbatshluß angezündet wird. Auf einem mit Lumpen bedeckten Koffer lag ein Greis mit langem weißen Bart, wie Hiob in der Asche.

Baruch Eppelbaum, der große Chassid und Eiferer des Gesetzes, war einmal reicher Kaufmann gewesen. Als aber seine Lieblingstochter mit einem christlichen Ladengehilfen durchbrannte, vernachlässigte er die Geschäfte, verarmte und kam schließlich krank, beinahe sterbend, nach Wassilkow, wo er bei entfernten Verwandten Unterkunft fand. Baruch hatte einmal Borissow mit einem Darlehen aus der Klemme geholfen; dafür pflegte ihn Borissow jetzt, da der Alte verlassen war, wie eine zärtliche Krankenschwester.

„Herr, strafe mich nicht in deinem Zorn, und züchtige mich nicht in deinem Grimm! Es ist nichts Gesundes an meinem Leibe vor deinem Dräuen, und ist kein Friede in meinen Gebeinen vor meiner Sünde! Meine Wunden stinken und eitern vor meiner Torheit!“ schrie Baruch hebräisch feierlich und klagend zugleich, und man konnte nicht verstehen, ob er betete oder Gotteslästerungen ausstieß.

„Nun, mein Lieber, ziehe dein Hemd aus, ich will dich wieder einreiben,“ sagte Borissow, sich dem Alten nähernd.

„Ach, ach, lieber Herr!“ stöhnte Baruch auf. „Laß mich doch, wie mich schon alle verlassen haben! Ich brauch deine Salbe nicht! Wie ein Hund werde ich verrecken! Verflucht sei der Tag, darin ich geboren bin! Und die Nacht, welche sprach: Es ist ein Männlein empfangen!“ schrie er wieder hebräisch.

„Mach keine langen Umstände! Ich werde dich einreiben, und es wird dir gleich besser werden.“

Borissow half ihm das zerrissene schmutzige Hemd ausziehen. Golitzin sah einen leichenblassen Körper mit roten Flecken und schrecklichem Ausschlag und wandte sich unwillkürlich ab. „Bin ich denn wirklich wie ein junges Mädchen?“ fragte er sich.

Borissow machte seine Arbeit wie ein geschickter Arzt. Er frem-

pelte sich die Ärmel auf, holte ein Töpfchen mit Salbe aus der Tasche und begann den Juden einzureiben. Dieser stöhnte und wand sich vor Schmerz, denn die Salbe war scharf und ätzend.

Als Borissow fertig war, lag der Kranke lange unbeweglich mit geschlossenen Augen wie ein Toter da. Nach einigen Minuten blickte er Borissow an und sagte so, als ob er ein eben unterbrochenes Gespräch fortsetze:

„Ihr habt neulich gesagt, Euer Wohlgeboren, daß Jeschua Hanozri den Menschen viel Gutes getan hat. Ich sage aber: Er hat nur Böses getan. Niemand noch hat den Menschen so viel Böses getan, wie Jeschua Hanozri...“

„Du redest Unsinn, Baruch! Was hat er denn Böses getan?“

„Das will ich Euch gleich sagen, Euer Wohlgeboren, hört mir nur zu. Ich bin zwar ein rüudiger Hund, ein gemeiner Jud, doch ich weiß alles besser als Ihr...“ Er lächelte verschmizt wie ein gewiegter Kasuist und vermischte die russische Sprache mit der kleinrussischen, polnischen und jüdischen; er sprach aber so überzeugt und begeistert, daß Golizhin fast jedes Wort verstand. „Ich schaue zum Fenster hinaus und sehe: da geht Lejb aus Berditschew, da geht Schmul aus Njeschin, und da geht Jeschua Hanozri. Lejb ist ein Jud, Schmul ist ein Jud, alle Juden sind einsam, doch wer ist Jeschua Hanozri? — Hört, hört, ich will Euch alles sagen,“ fuhr der Alte fort, sich an beide wendend; er hatte bemerkt, wie aufmerksam ihm Golizhin zuhörte, und dies schmeichelte ihn. „Ihr Christen wißt es nicht, doch wir Juden wissen es ganz genau, wer Jeschua Hanozri ist. Wir kennen seine ganze Familie, seine Eltern, Schwestern und Brüder!“ Er zwinkerte schlau mit den Augen und sicherte. „In Warschau kannte ich einen Herrn, der ebenso klug und gut war, wie Euere Gnaden. Dieser Herr gab mir einmal das Evangelium zu lesen. ‚Lies es,‘ sagte er, ‚vielleicht wird es dir zum Heil gereichen.‘ — Ich begann zu lesen, konnte es aber nicht zu Ende lesen. ‚Warum kannst du es nicht zu Ende lesen?‘ fragte er mich. ‚Entschuldigt mich,‘ sagte ich, ‚Euer Wohlgeboren, es ist gar zu komisch, die Leber wird mir noch zerplatzen!‘ — ‚Dummkopf!‘ sagte er mir, ‚was ist denn dabei so komisch?‘ — ‚O weh,‘ sagte ich, ‚entschuldigt mich, Euer Wohlgeboren, wie ist es denn möglich, daß ein Kindlein ohne Vater zur Welt kommt?‘“

Er lachte nicht mehr. Er ballte die Fäuste und sein Gesicht verzerrte sich wie bei einem Besessenen. Er schrie:

„Im Gesetz heißt es: Höre, Israel, Ich bin der Herr dein Gott! — Doch er, der Mensch, hat sich zu Gott gemacht. Es gibt kein größeres Übel in der Welt. Er sei verflucht, verflucht, verflucht, der Betrüger!“ donnerte der Alte im gleichen heiligen Zorn, in dem der Hohepriester Kaiphas einst seine Kleider zerriß. „Ich bin ein gemeiner Jud, ein räudiger Hund, doch auf euren Gott...“ Er schloß mit einer entsetzlichen Gotteslästerung.

„Nun, wie gefällt er Ihnen? Mein Jude ist doch gar nicht so dumm?“ fragte Borissow, als sie wieder draußen waren.

„Ein echter Philosoph, ganz wie sein Namensvetter Baruch Spinoza!“ erwiderte Golizhin. „Die Hauptsache verstehen sie aber alle nicht.“

„Was ist denn die Hauptsache?“

„Das werde ich Ihnen nicht sagen. Sie haben ja neulich selbst gesagt: Schuster, bleib bei deinem Leisten...“ antwortete Fürst Valerian lächelnd.

„Ich fürchtete schon, daß Sie es mir sagen werden,“ erwiderte Borissow. Dann lächelte auch er und fragte:

„Wo gehen Sie eigentlich hin?“

„Nach Hause.“ Golizhin wollte sehen, ob sich Borissow darüber freuen würde, daß er ihn in Ruhe ließ.

„Haben Sie etwas zu tun?“ fuhr Borissow fort.

„Nein.“

„Besuchen Sie mich doch. Wissen Sie was, Golizhin? Ich wollte schon längst mit Ihnen sprechen, hatte aber immer Angst...“

„Was fürchteten Sie denn?“

„Mein Vater pflegte zu sagen: Mit großen Herren ist nicht gut Kirschchen essen...“

„Haben Sie mich denn für einen großen Herrn gehalten?“

„Ja, Sie sollen mir aber nicht böse sein. Jetzt denke ich anders von Ihnen.“

„Was denken Sie sich denn von mir?“

„Jetzt sehe ich, daß Sie, wie sich der alte Imker ausdrückt, ein Mensch wie alle Menschen und kein Herr sind.“

„Gott sei Dank!“

„Sie sind mir doch nicht böse?“

„Nein! Sie sind doch wirklich sonderbar!“

Borissow drückte Golizhin plötzlich die Hand und sagte:

„Hat Ihnen Bestuschew von den Slawen erzählt?“

„Ja.“

„Haben Sie es begriffen?“

„Nein, nicht ganz.“

„Es ist doch höchst einfach.“

„Of: ist das Einfachste am unverständlichsten.“

„Ja, das ist es eben: das Einfachste ist immer am unverständlichsten. Sie können es aber doch verstehen. Sie haben den Blinden verstanden, Sie haben den Juden verstanden, folglich werden Sie auch uns verstehen.“

Als er so deutlich und zusammenhängend sprach, war er wie verändert. Auch sein Gesicht erschien Golizhin verändert und er erstaunte: „Welch ein liebes Gesicht! Sonderbar, daß ich es nicht früher bemerkt habe!“

Borissow wohnte außerhalb des Städtchens am Boguslawer Thor, in einer kleinen Hütte. Die zwei winzigen Zimmerchen waren fast ohne Möbel.

Als sie das Haus betraten, sprang ein junger Mann, der am Fenster etwas zeichnete, und das gleiche liebe, traurige Gesicht wie Borissow hatte, erschrocken auf und lief, ohne den Gast zu begrüßen, ins andere Zimmer, wo er sich sofort einspernte. Es war Borissows Bruder, Andrej Iwanowitsch.

Borissow zeigte seinem Gaste eine Sammlung von Schmetterlingen und anderen Insekten, sowie Zeichnungen, auf denen Tiere, Vögel, Pflanzen und Feldblumen dargestellt waren.

„Das hat alles Andrej Iwanowitsch gemacht. Er ist doch ein wahrer Künstler, nicht wahr?“ sagte er stolz.

Die Zeichnungen waren in der That sehr gut.

„Es ist hier zu heiß, und es gibt zu viel Fliegen. Wir wollen lieber in den Garten gehen,“ schlug Borissow vor.

Golizhin begriff, daß er seinen kranken Bruder nicht stören wollte.

Am Hause gab es gar keinen Garten. Sie kletterten über einen Zaun in einen fremden Garten, der dem Küster gehörte, und setzten sich im Schatten der Kirschbäume auf einen Haufen leerer Bienenstöcke, die im hohen Grafe lagen. Die Luft über der weißen Landstraße flimmerte und funkelte vor Glut; im Schatten war es kühl; ein dünner Wasserstrahl rieselte in einer moosbewachsenen Holzmulde, und das leise Summen der Bienen klang wie fernes Glockengeläute.

„Erklären Sie mir also, was Sie eigentlich nicht verstanden haben,“ begann Borissow.

„Ihre Gesellschaft strebt doch eine Vereinigung aller slawischen Völker zu einer einzigen Republik an?“ fragte Golizhin.

„Ja. Wir denken uns einen föderativen Staatenverband, in der Art des altgriechischen, doch viel vollkommener.“

„Mit welchen Mitteln wollen Sie dieses Ziel erreichen?“

„Die Mittel sind wohl die gleichen wie bei Ihnen. Ich weiß wirklich nicht... Also Revolution, Thronabsetzung usw. Sie wissen es ja...“

Solange er von den Mitteln sprach, merkte man, daß er fremde Sätze nachsprach, die ihn gar nicht interessierten. Er schwieg eine Weile und fuhr mit traurigem und freundlichem Lächeln fort:

„An die Mittel haben wir ja anfangs überhaupt nicht gedacht. Wir glaubten, daß man einen Umsturz mit der gleichen Leichtigkeit bewerkstelligen könne, mit der die Pariserinnen ihre Moden wechseln. Wir machten uns keine Sorgen und lebten wie im Paradiese. Wir warteten auf Wunder. Wir glaubten, daß wir auch Berge verrücken könnten. Erst später sahen wir, daß es gar nicht so einfach ist. Ja, wir werden uns wohl von vielem lossagen müssen, wenn wir uns mit dem Südbunde vereinigen. Es ist eigentlich schade. Es war zu schön...“

Er reichte Golizhin ein dünnes Heft in blauem Umschlag, das ganz wie ein Schulheft aussah; er hatte es eben von zu Hause mitgenommen.

„Hier ist unser Statut. Lesen Sie es selbst. Vielleicht werden Sie es dann besser verstehen.“

Fürst Valerian las:

„Du bist ein Slawe und du wirst in deinem Lande an den Gestaden der Meere, die es umgeben, vier Häfen gründen. In der Mitte wirst du aber eine Stadt erbauen und die Göttin der Aufklärung auf den Thron erheben. Von diesem Thron wirst du deine Gesetze empfangen, und du wirst dich ihnen fügen müssen, denn sie werden nie von den Wegen, die du dir vorgezeichnet, abweichen.“

Wenn du dies erreichen willst, so verbinde dich mit deinen Brüdern, die durch die Unbildung ihrer Vorfahren dir entfremdet sind.“

Zwischen den Zeilen war ein Achteck gezeichnet mit folgender Erklärung:

„Die acht Seiten bedeuten die acht slawischen Völker: Russen, Polen, Tschechen, Serben, Kroaten, Dalmatiner, Transilvaner und

Mähren. Die vier Anker bedeuten vier Häfen: am Baltischen, Weißen, Schwarzen und Mittelländischen Meere. Die Zahl Eins in der Mitte bedeutet die Einheit aller dieser Völker.“

Eine Anmerkung besagte:

„Dieses Zeichen kann auch als Siegel gebraucht werden.“

Weiter kamen einzelne Aussprüche:

„Der Geist der Sklaverei ist immer stolz und aufgeblasen, doch der Geist der Freiheit — einfach.“

„Du bist nur dann Mensch, wenn du auch in deinem Nächsten den Menschen erkennst.“

„Vertraue niemand, außer deinen Freunden und deinen Waffen; die Freunde werden dir helfen, und die Waffen werden dich beschützen.“

„Wenn du dein Schwert ziehst, so wirf die Scheide weit von dir weg.“

Schließlich kam der Eid:

„Mit dem Schwert in der Hand werde ich das Ziel, das ich mir vorgezeichnet, erreichen. Ich will tausendmal den Tod erleiden und tausend Hindernisse überwinden, um meinen letzten Atemzug der Freiheit zu weihen. Ich schwöre, daß ich, von diesem für mich so heiligen Augenblicke an, euch, meine Freunde, bis zum letzten Tropfen Blut beistehen werde. Wenn ich diesen Eid breche, so möge die Spitze dieses Schwertes, auf dem ich schwöre, sich gegen mein Herz richten!“

Golizhin hatte ein seltsames Gefühl: er zweifelte nicht, daß solche Menschen wie Borissow tatsächlich für jedes Wort und für jeden Buchstaben dieses einfältigen Hestchens gerne den Tod empfangen würden; andererseits hielt er die slawische Republik für den gleichen Unsinn, wie die pythagoreische Prozession zu Reschetilowka.

„Vielleicht ist das das Richtige? Es sei denn, daß ihr euch umkehret und werdet wie die Kinder...“ sagte er sich wieder, wie einst in Petersburg auf der Versammlung bei Rnlejew.

Borissow schwieg verlegen und glättete die zerknüllten Ecken des Hestchens. Auch Golizhin schwieg, und das Schweigen wurde peinlich.

„Wissen Sie, Borissow, das Ganze ist ja gar keine Politik,“ sagte er endlich.

„Was ist es denn?“ fragte Borissow. Er warf ihm einen raschen Blick zu und schlug die Augen nieder.

„Vielleicht ist es eine Religion?...“ entgegnete Golizhin.

„Wie ist denn eine Religion ohne Gott möglich?“

„Glauben Sie denn nicht an Gott?“

„Nein, ich ... ich weiß nicht, ich weiß nicht ... Sie wissen noch, was ich neulich bei Murawjow gesagt habe: Ich bin wie die Juden, ich kann Seinen Namen nicht aussprechen, ich kann nichts sagen. Wenn ich auch nur ein Wort sage, ist alles dahin. So ist es auch jetzt: ich habe Ihnen von unseren Zielen erzählt, und alles ist dahin...“

Sein Gesicht wurde bleich, seine Lippen verzerrten sich wie im Krampfe, und seine Finger, mit denen er noch immer das Heft glättete, bebten.

Fürst Valerian fühlte schmerzvolles Mitleid mit ihm. Es tat ihm so weh, als ob wirklich alles verloren wäre.

„Nein, es ist noch lange nicht verloren,“ sagte er. Er hatte solches Mitleid mit ihm, daß er ihn anlügen wollte. Doch ebenso wie ein Ertrinkender sich bei der Berührung mit dem Grund von einer seltsamen Kraft wieder emporgetrieben fühlt, so fühlte plötzlich auch er, daß es weder Mitleid noch Lüge war. „Es ist ja noch nichts verloren,“ wiederholte er, „alles ist ja noch da.“

„Was ist denn noch da?“ fragte Borissow.

„Die Hauptsache bleibt noch immer, wie es in Ihrem Eide heißt: ‚Den letzten Atemzug der Freiheit weihen.‘ Wenn Sie Seinen Namen nicht aussprechen können, wenn Sie von Ihm nichts sagen können, so tun Sie nur stumm Ihr Werk; die anderen werden es schon sagen.“

Borissow blickte ihn verschämt lächelnd an, sagte aber nichts.

Auch Golizhin schwieg, wie von ihm angesteckt, als ob auch er glaube, daß man davon nicht sprechen dürfe: wenn man auch nur ein Wort sagt, ist alles dahin.

Die Stille des Mittags war drückend und unheimlich, kein Blättchen regte sich, und in diesem Schweigen lag das gleiche Geheimnis, die gleiche Vorahnung eines Grauens wie in der finstersten Mitternacht.

Golizhin kam es plötzlich vor, als ob jemand hinter seinem Rücken stehe, daß dieser Jemand gleich vortreten und seinen Namen demjenigen eröffnen werde, der ihn noch nicht kannte. Ein Hauch des Grauens berührte ihn.

Er stand auf und blickte sich um; im Garten war niemand, im dunklen Dickicht schimmerte ein weißer von der Sonne grell beleuchteter Bienenstock, und das leise Summen der Bienen klang wie fernes Glockenläuten.

Golizhin fiel das ferne Glockenläuten in der leeren Straße von Petersburg ein, als Rylejew zu ihm gesagt hatte:

„Und doch müssen wir anfangen!“

Damals hatte er noch gezweifelt, jetzt mußte er aber bestimmt, daß sie anfangen würden.

III.

Das 2. Bataillon des Tschernigowschen Infanterieregiments, das Murawjow kommandierte, galt als das beste im ganzen III. Armeekorps. General Roth schlug Murawjow zweimal für den Posten eines Regimentskommandeurs vor, der Kaiser wollte ihn aber nicht bestätigen, denn sein Name stand auf der Liste der Verschwörer.

„Ich hatte mich ganz meinem Bataillon gewidmet und lebte mit den Soldaten wie mit meinen Kindern,“ erzählte später Murawjow von seiner Tätigkeit in Wassilkow. Alle Körperstrafen — Prügel, Knuten und Spießruten — waren abgeschafft; die Disziplin wurde aber dadurch nicht gelockert, denn an Stelle der Angst trat Liebe. „Der Kommandeur ist unser Vater: er klärt uns auf,“ sagten von ihm die Soldaten.

Im Tschernigowschen Regiment dienten viele Soldaten vom Ssemjonowschen Garderegiment, die nach der Meuterei von 1819 degradiert und in die Armeeregimenter gesteckt worden waren. Metternich hatte diese zufällige Meuterei, die durch die Grausamkeit des Kommandeurs hervorgerufen war, dem Kaiser als eine Folge der die ganze Welt umfassenden Verschwörung der Karbonari und als den Beginn der russischen Revolution dargestellt.

Der Kaiser wollte den Ssemjonowern jene Meuterei nicht verzeihen; er vergaß auch nicht, daß sie die Hauptbeteiligten am Zarenmord vom 11. März waren. Offiziere wie Soldaten wurden für die geringfügigsten Vergehen hart bestraft.

„Lieber den Tod, als solch ein Leben!“ murrten die Soldaten. Auf diese Unzufriedenen setzten die Verschwörer ihre größte Hoffnung.

Auch Murawjow hatte früher im Ssemjonowschen Regiment gedient.

„Erinnert ihr euch noch, Kinder, an das alte Regiment? Kennt ihr mich noch?“ fragte er die Soldaten.

„Zu Befehl, Euer Hochwohlgeboren,“ erwiderten jene. „Wir wollen unter dem Kommando von Euer Hochwohlgeboren gerne unser Blut vergießen!“

Als Golizjin die Soldaten betrachtete, überzeugte er sich, daß ein Aufstand nicht nur möglich, sondern auch unausbleiblich war.

„Bei den Ssemjonowern herrscht ein solcher Geist, daß der Gemeine Apojtschenko den Schwur leistete, das ganze Ssaratowsche Regiment ohne Offiziere herzubringen und bei der ersten Truppenrevue den Kaiser zu erschießen. Auch in den andern Regimentern werden sich die Soldaten uns anschließen, und es genügt eine einzige Kompagnie, um ein ganzes Regiment fortzureißen,“ behauptete Bestuschew.

„Der russische Soldat ist wie ein schwer mißhandeltes Tier,“ erklärte er Golizjin. „Wir haben uns nun entschlossen, auf die Soldaten einzuwirken und ihre Unzufriedenheit mit dem Dienst und mit den Vorgesetzten zu schüren; vor allen Dingen wollen wir aber den Soldaten Mut machen und ihnen die Hoffnung einflößen, daß ihr Los sich noch ändern kann.“

Er zeigte an Beispielen, wie man es machen sollte. Solange er ihnen von der Abkürzung des Militärdienstes von 25 auf 15 Jahre sprach oder ihnen erklärte, daß die Prügelstrafe der menschlichen Natur widerspräche, konnten ihn die Soldaten noch gut verstehen. Sie hörten ihm auch noch aufmerksam, doch ohne besonderes Verständnis zu, wenn er ihnen predigte:

„Bald ziehen wir, Kinder, nach Moskau, wo sich die ganze Armee versammeln wird, um vom Kaiser Erleichterungen für das Heer zu fordern; denn euer Dienst ist heute viel zu schwer: ihr werdet tyrannisiert, geprügelt und malträtirt. Den Drill haben die Vorgesetzten eigens dazu erfunden, um euch zu peinigen; die Vorgesetzten sind zum größten Teil Deutsche. Für euch, wie auch überhaupt für alle Menschen niederer Stände, wirken aber mehrere hochstehende Persönlichkeiten, die euer Los erleichtern wollen. Es gibt Menschen, die gerne ihr Leben opfern wollen, um sich selbst, vor allem aber euch, aus den Fesseln der Sklaverei zu befreien. Wenn ihr den nötigen Mut findet, so wird sich bald euer Schicksal wenden. Ihr dürft nicht verzagen, sondern müßt Mut fassen und bereit sein, wenn nötig, euer Leben für eure Rechte zu lassen.“

Als er ihnen aber zu beweisen suchte, daß „nicht jede Obrigkeit von Gott“ sei, verstanden sie ihn schon gar nicht.

„Zu Befehl, Euer Hochwohlgeboren,“ riefen sie ganz unerwartet: „Es gibt nur einen Gott im Himmel und einen Zaren auf

Erden. Gegen Gott und gegen den Zaren darf man sich nicht auflehnen!"

Und alles, was er ihnen sagte, prallte von ihnen zurück wie Erbsen von der Wand. Wenn er sie aber fragte:

„Kinder, werdet ihr mir folgen, wohin ich euch auch führe?“

„Zu Befehl, Euer Hochwohlgeboren!“ riefen sie wie aus einem Munde: sie dachten sich, daß die Kommandeure mit ihnen nach Oesterreich ziehen wollten, wo sich alle ehemaligen Sjemjonower versammeln sollten, um den Zaren um Begnadigung zu bitten, und sie waren überzeugt, daß der Zar sie begnadigen und in die Garde zurückversetzen werde.

Um zu beweisen, „daß die Natur alle Menschen gleich geschaffen habe“, schnupfte Bestuschew Tabak mit dem Feuerwerker Sjunin und küßte den Wachtmeister Schwatschka, der sich dabei jedesmal verlegen den Mund mit dem Ärmel abwischte.

Den Gemeinen Zhubulenko unterrichtete er im Lesen und Schreiben und mühte sich entsetzlich ab, bis jener mit seinen krummen Fingern nach der Vorlage abschreiben konnte: „Brutus. Cassius. Mirabo. Lafayette. Konstitution.“

Fürst Valerian wohnte zuweilen diesen Unterrichtsstunden bei.

„Was ist die Freiheit?“ fragte Bestuschew.

„Die Freiheit ist eine Gabe Gottes,“ antwortete Zhubulenko.

„Sind alle Menschen frei?“

„Zu Befehl, ja, Euer Hochwohlgeboren.“

„Nein, eine kleine Anzahl von Menschen hat die Mehrzahl geknechtet. — Ist Rußland frei?“

„Zu Befehl, nein, Euer Hochwohlgeboren.“

„Warum nicht?“

Zhubulenko schwieg, errötete, schwitzte und glözte mit den Augen.

„Idiot! Du bist wirklich ein Idiot, mein Lieber!“ fuhr ihn Bestuschew an. „Was soll ich nun mit dir machen?“

„Verzeihung, Euer Hochwohlgeboren!“ Zhubulenko machte Front und zwinkerte mit den Augen, als ob er sagen wollte: haben Sie doch Erbarmen!

„Geh. Heute werde ich von dir wohl keine geschickte Antwort bekommen können. Komm morgen wieder.“

Um ihn zu trösten, schenkte er ihm fünf Kopeken für das Dampfbad.

„Sag's auch den anderen, sie möchten immer zu mir kommen, wenn sie etwas auf dem Herzen haben.“

„Es ist ja die reinste Komödie!“ spottete Gorbatschewskij. „Wissen Sie, Bestuschew, nach dem französischen Feldzug pflegte ein Gardegeneral sein Regiment mit den Worten: ‚Bon jour, ihr Leute!‘ zu begrüßen. Sie erinnern mich lebhaft an ihn. Die Leute werden Ihr Bon jour nie verstehen.“

„Nein, sie werden alles verstehen!“ Bestuschew verlor den Mut nicht.

Damit sie es besser begriffen, tat auch der Regimentskommandeur Gebel, ein Schüler des gefürchteten „Prüglers“ General Roth, das Seinige.

Gustav Iwanowitsch Gebel war polnischer Abstammung und haßte die Russen, als ob er es an ihnen rächen wollte, daß er seinem eigenen Volke untreu geworden war.

Auf dem Hauptplatze von Wassilkow, wo die Landstraße von Berditschew nach Kiew vorbeiführte, konnten die reisenden polnischen Herren sehen, wie ihr Stammesgenosse die russischen Soldaten prügelte. Am Prügeln beteiligten sich der Kommandeur, wie die Feldwebel und die Gefreiten; man prügelte so, daß die Stöcke entzwei gingen.

Gebel legte sich platt auf die Erde, um festzustellen, ob die Soldaten die Fußspitzen richtig streckten; er betastete ihre Gesichter, um festzustellen, ob der Schnurrbart aus Ermangelung eines natürlichen auch regelrecht mit Kohle gezeichnet sei; er ließ sie die Gürtel so eng zuschnallen, daß sie ohnmächtig wurden; wenn sie aber ohnmächtig wurden, prügelte er sie erst recht; er prügelte sie auch, wenn sie in der Front husteten und sich räusperten. Er ließ sie einander ins Gesicht spucken. Alte Veteranen, die viele Tausende von Meilen bei Feldzügen zurückgelegt hatten, und deren Körper von Wunden bedeckt waren, drillte er zugleich mit jungen Rekruten.

Wir sind unseres Landes Wehr,
 Doch die Rücken schmerzen sehr.
 Wer am grausamsten sich zeigt,
 Schneller auch im Range steigt . . .

klagten sie in einem Liede; sie erzählten sich auch ein Märchen, von einem Soldaten, der seine Seele dem Teufel verschrieben hatte, damit dieser seine Zeit abdienete; der Teufel hielt es aber auf die Dauer nicht aus und verzichtete auf die Seele.

In den letzten Tagen schien Murawjow sehr aufgeregt. Als Golizhin dies merkte, fragte er Bestuschew nach dem Grunde. Bestuschew erzählte ihm folgendes:

Der Flügelmann des 1. Bataillons, Antifejew, ein Mann, der in vielen Schlachten seinen Mut bewiesen hatte, unternahm einen Desertionsversuch nach dem anderen. Als er nach einem neuen Versuch wieder einmal grausam gezüchtigt wurde, redete ihm sein Kompagniechef ins Gewissen, rühmte seine alten Verdienste und bat ihn, sich doch nicht immer wieder neuen Strafen auszusetzen. Der Alte sagte aber, daß er auch bei der nächsten Gelegenheit versuchen werde, zu desertieren, denn er wolle durchaus nach Sibirien verschickt werden. Es kam vor, daß Soldaten harmlose Passanten und selbst Kinder töteten, um aus dem Heere ausgestoßen und nach Sibirien verschickt zu werden. Antifejew erreichte auch wirklich seinen Zweck: als er wieder einmal weglief, sich betrank und einem Bauern zwei Silberrubel raubte, wurde er zur Knutenstrafe und Zwangsarbeit in Sibirien verurteilt.

Murawjow verwendete sich für ihn beim Generalmajor Fürst Sfergej Wolkonskij, der ein Mitglied der Geheimen Gesellschaft war und gute Verbindungen hatte, und bat den Regimentskommandeur, den Vollzug der Strafe aufzuschieben. Der Kommandeur erstattete aber eine Anzeige beim Korpskommando und bekam den Befehl, die Strafe sofort zu vollziehen und Murawjow einen strengen Verweis zu erteilen.

Die Exekution sollte auf dem Truppenübungsplatz beim Boguslawer Tor in Gegenwart des ganzen Regiments stattfinden. Am Vorabend des angelegten Tages schickte Bestuschew durch einen Unteroffizier dem Büttel 25 Rubel, damit er die Knutenstrafe möglichst schonend vollziehe.

Am nächsten Morgen saß Fürst Valerian Golizhin bei Murawjow, der ihm seine gute Bibliothek zur Verfügung gestellt hatte. Golizhin saß am Fenster und las eine französische Abhandlung Murawjows über Raum und Zeit.

Golizhin war ganz in die metaphysischen Fragen vertieft, als vor dem Hause ein Wagen hielt, dem Murawjow, Bestuschew und noch mehrere Offiziere des Tschernigowschen Regiments entstiegen. Murawjow war leichenblass und so schwach, daß man ihn aus dem Wagen heben mußte. Golizhin glaubte anfangs, daß er vom Pferde

gefallen sei oder sich sonst irgendwie verletzt habe. Bestuschew erzählte ihm später, wie sich alles bei der Exekution zugetragen hatte.

Solange Antifejew unter der Knute noch sein Bewußtsein bewahrte, gab er keinen Ton von sich; erst als er das Bewußtsein verlor, begann er zu stöhnen. Murawjow, der bis dahin vollkommen ruhig schien, wurde plötzlich blaß und fiel in Ohnmacht. Alles kam in Unordnung. Die Offiziere und Soldaten, die in der Nähe standen, hörten nicht auf Gebels Befehle und Drohungen, vergaßen die Disziplin und stürzten zu Murawjow, um dem geliebten Kameraden und Vorgesetzten zu helfen. Die Soldaten murrten, und es schien, daß jeden Augenblick eine Meuterei ausbrechen könne. Murawjow kam aber zu sich, man setzte ihn in einen Wagen und brachte ihn nach Hause. Die Ordnung wurde wieder hergestellt, und Antifejew bekam seine ganze Strafe.

Murawjow war krank. Er bekam einen Herzkrampf; er war auch sonst herzleidend. Bestuschew wollte einen Arzt holen lassen, doch der Kranke wollte es nicht haben.

„Es ist nichts, es ist schon vorbei,“ wiederholte er mit einem verschämten, gleichsam schuldigen Lächeln.

Gegen Abend fühlte er sich etwas besser und ließ Bestuschew und Golizhin zu sich kommen. Er lag auf dem Sofa und hatte wohl noch Fieber: sein Gesicht war blaß und seine Augen brannten. Golizhin kam wieder der seltsame Vergleich in den Sinn, wie bei seiner ersten Begegnung mit Murawjow: der Vergleich mit den Frühlingsblättern im grimmigen Frost.

„Was haben Sie heute gelesen, Golizhin?“ fragte Murawjow und brachte so das Gespräch auf das abstrakte Thema von Raum und Zeit im Sinne der Kantischen „Kritik der reinen Vernunft“; über ähnliche metaphysische Probleme konnte er stundenlang sprechen, wobei er alles andere in der Welt vergaß. Als Bestuschew das Zimmer verließ, sah er Golizhin in die Augen und sagte:

„Wie dumm, mein Gott, wie dumm! Diese Schande! Wir sind wirklich nette Verschwörer: wie junge Mädchen werden wir bei jeder Kleinigkeit ohnmächtig!“

„Das kann einem jeden passieren,“ entgegnete Fürst Valerian.

„Ich glaube, daß ich es auch nicht aushalten könnte.“

„Wir beide haben schon manche Schlacht miterlebt und da ging es ja doch viel schlimmer zu.“

„Nein, Murawjow, eine Schlacht ist doch besser...“

„Es mag sein. Wissen Sie was, Golizhin? Es war nicht der Anblick der Strafe und auch nicht das Stöhnen Antifejews, was auf mich solchen Eindruck machte; es war etwas ganz anderes. Als er zu stöhnen anfang, blickte ich flüchtig auf Gebel; haben Sie schon einmal im Traume den Teufel gesehen?“

„Ja, es kam vor.“

„Ich meine nicht den Anblick des Teufels,“ fuhr Murawjow fort, „sondern das schwere beklemmende Gefühl, das man dabei empfindet und das uns sagt, daß er gegenwärtig ist. Dasselbe habe ich auch gestern empfunden: als Antifejew zu stöhnen anfang, blickte ich Gebel an und fühlte plötzlich... Wir sprechen ja immer vom Töten und wissen davon ebensowenig wie von Raum und Zeit, d. h. gar nichts. Es ist aber auch eine Kantsche ‚Kategorie‘: ‚Du sollst nicht töten‘ — ist eine Kategorie, und ‚Du sollst töten‘ ist auch eine Kategorie. Und es ist möglich, von der einen in die andere zu gelangen. Diese Wandlung habe ich nun durchgemacht. Ich begriff plötzlich, daß man töten darf. Ich glaubte immer, daß man es nicht dürfe; jetzt bin ich aber vom Gegenteil überzeugt. Ich meine es gar nicht so, daß ich es später einmal tun werde; nein, ich bin bereit, sofort auf der Stelle...“

Er richtete sich auf, sein Gesicht verzerrte sich und er erinnerte plötzlich an den besessenen Juden Baruch.

„Ich will Ihnen noch folgendes sagen, Golizhin,“ flüsterte er schwer keuchend. „Ich werde ihn sicher einmal töten, wie einen tollen Hund!“

„Sferjoscha, Lieber, laß es, laß es, um Gottes willen!“ rief Bestuschew ins Zimmer stürzend.

Murawjow bekam einen neuen Anfall, der aber schnell verging. Die Nacht verbrachte er gut und war am anderen Morgen wieder ganz wohl. Auf Bestuschews Drängen blieb er noch zwei Tage zu Hause und lag meistens auf dem Sofa.

Einige Soldaten, die Bestuschew „aufgeklärt“ hatte, besuchten ihn. Gorbatschewskij lachte sie wie gewöhnlich aus.

„Nun, warst du im Dampfbade?“ fragte er Sjubulenko.

„Zu Befehl, nein, Euer hochwohlgeboren.“

„Was hast du denn mit den fünf Kopeken gemacht, die Herr Leutnant dir neulich geschenkt hat? Hast sie wohl wieder vertrunken?“

Žubulenko schwieg, errötete, schwitzte, glözte mit den Augen und trat verlegen von einem Fuß auf den anderen.

„Er hat der heiligen Gottesmutter eine Kerze für das Wohl des Herrn Leutnants gestiftet, Euer Wohlgeboren, und den Rest P. Danilo für eine Messe gegeben,“ antwortete für ihn Grigorij Krajnikow, ein aufgeweckter, junger Soldat mit klugem und lustigem Gesicht.

„Ist es wahr, Žubulenko?“ fragte Murawjow.

„Zu Befehl, ja, Euer Hochwohlgeboren.“

„Ich danke dir, lieber Freund. Komm einmal näher her.“

Žubulenko kam näher, und Murawjow reichte ihm die Hand. Der Soldat wurde noch verlegener, plötzlich erstrahlte sein Gesicht, als ob ihm ein Licht aufgegangen wäre; er ergriff mit seiner plumpen schwieligen Bauernhand die feine, blasser Hand Murawjows, wandte sich ab, verzog seltsam das Gesicht und wischte sich eine Träne aus den Augen.

Alle verstanden es. Man sah allen an, daß sie ihm wirklich mit Leib und Seele ergeben waren.

„Dieser Händedruck bleibt in alle Ewigkeit; wenn nicht jetzt, so werden beide Hände sich später einmal vereinigen und alles, was nötig ist, vollbringen,“ sagte sich Fürst Valerian.

Während Murawjows Krankheit begann er auch Bestuschew zu verstehen.

„Wer nicht hazardiert, niemals profitiert, pflegt eine Polin zu sagen, mit der ich manchmal Karten spiele,“ sagte Bestuschew. „Auch wir, Verschwörer, müssen diese Regel befolgen.“

Er selbst beobachtete diese Regel immer: alles was er hatte, ob viel oder wenig, setzte er immer aufs Spiel.

Als seine alte Mutter im Sterben lag und ihn zu sich berief, hatte er große Seelenqualen, denn er liebte seine Mutter zärtlich; da ihn aber die Geschäfte der Gesellschaft zurückhielten, reiste er schließlich doch nicht hin, und die Mutter starb, ohne ihn vor dem Tode gesehen zu haben.

„Um die Freiheit zu erringen, braucht man weder Sekten, noch Statuten, noch Zwang; man braucht nur Begeisterung: die Begeisterung macht den Pygmäen zu einem Riesen, sie zerstört das Alte und schafft das Neue!“ rief er einmal aus, und Golizhin begriff, daß sich sein ganzes Wesen in diesen Worten spiegelte.

Er war klein, hager, rothhaarig und erinnerte an das Wappentier Franz I.: den flammenden Salamander mit der Inschrift „Ich brenne und verbrenne nicht.“

Golizhin begriff auch, woher dieses Feuer herrührte.

„Murawjow und Bestuschew sind unzertrennliche Zwillinge, eine Seele in zwei Körpern,“ sagten die Kameraden.

Bestuschew, der früher ein hohler Geß gewesen war, wurde, sobald er sich Murawjow angeschlossen hatte, plötzlich klug und blühte auf wie ein verliebtes junges Mädchen.

Um jene Zeit kam der Bruder Ssergej Murawjows, Matwej Iwanowitsch, nach Wassilkow. Matwej war auch ein Mitglied der Geheimen Gesellschaft; er verlor aber seinen Glauben, und dies quälte ihn so sehr, daß er sich sogar mit Selbstmordgedanken herumtrug.

Die beiden Brüder glichen einander, wie die rechte Hand der linken gleicht: beide Hände sind gleich und entgegengesetzt und können sich in der gleichen Ebene nie decken. Bestuschew fürchtete und haßte Matwej Iwanowitsch; er hielt ihn für eine Karikatur auf den Bruder, für seinen teuflischen Doppelgänger, für eine verzerrte Spiegelung in einem Vertierspiegel: was bei dem einen in die Höhe ging, ging bei dem anderen in die Breite; der eine war leicht, schlank und schnell; der andere — schwer, breit und behäbig.

Golizhin hatte einmal von Katrussja das Märchen von „Wij“ gehört; so hieß ein unterirdisches Ungeheuer mit eisernem Gesicht und langen, bis an die Erde reichenden Augenlidern. „Matwej Iwanowitsch ist — Wij, Sserjoschas Dämon, der Dämon der Schwere; das ist es, was Bestuschew so fürchtet,“ dachte zuweilen Golizhin.

„Ich kann die beiden nicht zusammen ansehen: Matwej ist die Spinne und er die Fliege; er saugt sein Blut aus,“ sagte Bestuschew.

Er begriff wohl, daß Matwej in vielen Dingen recht hatte; dies vergrößerte aber noch seinen Haß.

Sergej schien zuweilen wirklich von der schweren Last seines Bruders erdrückt, während Matwej lebendiger und lustiger wurde und sich wie eine Spinne regte; in solchen Augenblicken hätte ihn Bestuschew auf der Stelle totschlagen können.

Matwej Iwanowitsch verbrachte in Wassilkow etwa acht Tage; Ssergej fühlte sich die ganze Zeit krank.

Endlich hielt es Bestuschew nicht mehr aus und fragte Matwej in Golizhins Gegenwart ziemlich schroff:

„Gedenken Sie noch lange hier zu bleiben?“

„Ich weiß nicht. Je nachdem es mir hier behagt,“ erwiderte er. Er hob seine schweren Augenlider und blickte Bestuschew unverwandt und gehässig an. Vielleicht hielt er Bestuschew für Sserjoschas Dämon, den Dämon der Leichtigkeit.

„Warum?“ fügte er herausfordernd hinzu.

„Ich finde Ihre Anwesenheit schädlich.“

„Für wen? Vielleicht für Sie?“

„Nein, nicht für mich, sondern für Ihren Bruder.“

„Sind Sie vielleicht seine Wärterin?“ Matwej Iwanowitsch erblickte etwas und suchte die Achseln. „Welches Recht haben Sie, mein Herr, sich zwischen mich und meinen Bruder zu stellen?“

„Ich will keinen Streit, Matwej Iwanowitsch,“ entgegnete Bestuschew. „Gestatten Sie, daß ich Ihnen den Ratschlag erteile, möglichst bald abzureisen.“

„Gestatten Sie, daß ich Ihren Ratschlag ablehne. Ich werde abreisen, wann es mir paßt.“

„Sie werden also nicht abreisen?“

„Scheren Sie sich zum Teufel!“ schrie Matwej auf. Er zitterte nicht vor Aufregung, sondern regte, wie es Bestuschew schien, alle seine Glieder wie eine häßliche Riesenspinne.

„Ruhig Blut, Murawjow,“ sagte Bestuschew, gleichfalls erbleichend. „Reisen Sie also ab, wann es Ihnen paßt. Ich bleibe aber doch bei meiner Ansicht. Wissen Sie, wie es in der Schrift heißt: Was du tust, das tue bald?“

Matwej Iwanowitsch wußte, daß diese Worte sich auf Judas den Verräter bezogen. Er sprang auf und ergriff Bestuschew bei der Hand. Golizhin dachte, daß sie sich gleich in die Haare fahren würden, und er sprang auf, um es zu verhindern. In diesem Augenblick kam aber Ssergej. Als beide Gegner sein krankes, unglückliches Gesicht sahen, kamen sie gleich zur Besinnung. Bestuschew bedeckte das Gesicht mit den Händen und lief aus dem Zimmer.

Am nächsten Tage erklärte Matwej, daß er abreisen wolle. In der Nacht vor seiner Abreise hatte er die letzte Unterredung mit seinem Bruder, die Fürst Valerian zufällig belauschte.

Golizhin las wieder in Murawjows Bibliothek. Die beiden Brüder gingen im Garten immer auf dem gleichen Wege von der Haustür bis zum Fischweiher auf und ab und sprachen miteinander.

Die Nacht war still. Der Mond schien so hell, daß die weißen Lehnhütten das Auge blendeten. In dieser Stille schien eine Vorahnung, eine Erwartung zu schweben. Die Sterne flimmerten, und die Wipfel der Pappeln wiegten sich kaum hörbar. Je höher der Mond stieg, um so blendender wurde sein Licht, um so lautloser wurde die Stille. In allen Dingen lag aber eine Erwartung, eine Sehnsucht, eine fast unerträgliche Spannung.

Golizhin saß am offenen Fenster und hörte Bruchstücke der Unterredung.

„Ja, Sserjoscha, unser Vorhaben geht über unsere Kraft, über unsere Zeit und über jede Wahrscheinlichkeit hinaus,“ sagte Matwej Iwanowitsch. „Wenn mich auch vierzigtausend Pestels davon überzeugen wollten, daß das, was sie anstreben, in Erfüllung gehen wird, würde ich es doch nicht glauben; denn ich weiß, daß in der Welt nur das geschieht, was Gott will, und nicht was die Menschen wollen...“

Weiter hörte Golizhin nicht, denn die Sprechenden entfernten sich vom Fenster; nach einer Weile hörte er wieder:

„Wir werden nichts erreichen, denn es ist ja überhaupt nichts zu erreichen. Haben wir, die wir nur ein winziger Teil der großen Gesamtheit sind, überhaupt das Recht, unsere Ideen gewaltsam auch jenen aufzudrängen, die vielleicht mit dem gegenwärtigen Zustande einverstanden sind und sich nichts Besseres wünschen?“

Sie setzten sich beide vor die Haustüre, und jetzt konnte Golizhin sie nicht nur hören, sondern auch sehen. Ssergej hörte schweigend zu, den Kopf erschöpft in die Hände gestützt, während Matwej Iwanowitsch immer lebhafter wurde und sich wie eine Spinne regte.

„Was können wir uns auch versprechen?“ sagte er fortfahrend. „Es sind ja nur metaphysische Betrachtungen zwanzigjähriger Säbner, die ihre freiheitliche Gesinnung zeigen wollen. Und diese Leute wollen das Land regieren und über das Schicksal des Volkes entscheiden! Wenn ich nicht wüßte, daß das einsame Leben die Begeisterung begünstigt, würde ich euch alle für verrückt erklären. Es gibt keinen Zweck, der die Mittel heiligt: wer einen unzweifelhaften Frevel wagt, um ein zweifelhaftes Wohl zu erreichen, der ist ein Verbrecher. Es kann dabei nichts Gutes herauskommen. Selbst im Falle eines Erfolges würden wir Rußland in ein Unglück stürzen, das wir uns heute noch gar nicht vorstellen können...“

Jrgendwo in der Ferne tönte ein Lied und es kam immer, näher:

Sag' mir, du Mutter, sag' mir, mein Täubchen,
Wie soll ich leben, was soll ich treiben?

Golizhin erkannte Katrussjas Stimme. Omelkos Garten lag ganz in der Nähe. Katrussja besuchte Ssergej Iwanowitsch oft in seinem Garten; er war immer freundlich zu ihr, und sie kokettierte mit ihm, doch unschuldig und harmlos; vielleicht gefiel er ihr. Im dunklen Gesträuch regte sich etwas, man sah ein weißes Hemd, und am Zaune erschien ein schlankes Mädchen mit einem Kranze aus Mohlblumen und Immergrün auf den dunklen Haaren. Im Mondlichte konnte man gut die Stückeri ihres Hemdes und jedes Blättchen des Kranzes unterscheiden. Der Zaun knarrte. Ssergej Iwanowitsch blickte auf, erkannte Katrussja und lächelte ihr zu. Auch sie nickte ihm zu und gab ihm ein Rätsel auf:

„Schwalbe oder Spatz?“

„Spatz! Spatz!“ rief er lachend.

„Du bist mein Schatz!“ erwiderte sie lachend, sprang in den Garten und verschwand aus dem Mondlichte in den Schatten, wie eine Nixe im schwarzen Wasser verschwindet.

„Sserjoscha, hörst du mir zu?“ fragte Matwej Iwanowitsch.

„Gewiß, mein Freund. Alles, was du sagst, ist wahr, ist bei nahe wahr. Ich denke mir ja oft dasselbe...“

Er wollte noch etwas sagen, doch der Bruder ließ ihn nicht zu Worte kommen. Er sprach trübsinnig und eintönig und wiederholte immer dasselbe: „Wir werden zugrunde gehen! Es wird dabei nichts herauskommen! Wir werden nichts erreichen!“

Wir haben einen schweren Fehler begangen,“ schloß er, „als wir ins Wasser gingen, ohne uns zuerst nach der Surt zu erkundigen: wir dachten, daß das Volk auf unserer Seite sei; das Volk ist aber gar nicht auf unserer Seite, — ich weiß es, Sserjoscha, widerspricht mir nicht, ich weiß, daß es so ist! Man erzählt sich ja, daß bei der letzten Reise des Kaisers das Volk aus allen Ecken und Enden zusammenströmte, vor ihm niederkniete, sich vor die Hufe seiner Pferde warf, so daß er jeden Augenblick halten mußte, um diese zukünftigen Republikaner nicht zu überfahren! Wenn wir den Kaiser auch nur anrühren, wird uns das Volk in Stücke reißen, denn das Volk liebt ihn, glaubt an ihn wie an den Gesalbten Gottes, wie an Gott selbst!“

Er schwieg, umarmte den Bruder mit einer Hand, neigte sich zu ihm, blickte ihm ins Gesicht und sagte zärtlich, beinahe einschmeichelnd:

„Weißt du noch, Sserjoscha, wie wir nachts auf dem Schlachtfelde von Borodino zusammen unter einem Mantel lagen, weinten, beteten und schworen, für das Vaterland zu sterben? Weißt du noch, wie wir beide zugleich in Annette verliebt waren und du zu mir sagtest: ‚Ich liebe sie, dich aber noch mehr; denn du bist mein Freund von der Wiege auf.‘ Bin ich denn nicht mehr dein Freund? Ist denn alles Gewesene für immer dahin? Sserjoscha, Brüderchen, höre mich doch um Christi willen an, ich bitte dich darum im Namen unserer verstorbenen Mutter. Stürze dich nicht ins Verderben und reiße auch die anderen nicht mit! Habe doch Mitleid mit mir. Ich kann nicht mehr. Es ist so häßlich, so schrecklich, ich fürchte nicht das menschliche Gericht, ich fürchte das Gericht Gottes. Verlasse sie doch, gib sie auf, solange es noch nicht zu spät ist...“

Ssergej schwieg noch immer, den Kopf in die Hände gestützt. Endlich begann er zu sprechen, und seine Stimme klang zuerst dumpf, wie von einer schweren Last erstickt, wurde aber immer fester und lauter:

„Was soll ich dir sagen? Du magst ja recht haben. Wenn man das Ganze auch von vorne wieder beginnen müßte, würde ich es beginnen. Es ist ja eine schreckliche, eine teuflische Lüge, wenn man einen Menschen zu Gott macht. Verderblich ist, nicht daß das Volk ungebildet, arm, hungrig und unterjocht ist, sondern daß es seine Seele dem Teufel verschrieben hat und den Menschen zu Gott gemacht hat. Es ist der Untergang Rußlands, es ist ewige Verdammnis!“

„Was kann aber der Zar dafür? Du sagst ja selbst, daß es das Volk getan hat...“ unterbrach ihn Matwej Iwanowitsch. Ssergej ließ ihn aber nicht mehr zu Worte kommen.

„Nein! Das Volk wußte nicht, was es tat, der Zar wußte es aber. Er sprach von einem ‚Reich Gottes im Himmel wie auf Erden‘; was hat er aber erreicht? Was hat er, der Benedeite, der Erlöser Rußlands, der Befreier Europas, was hat er mit Rußland, was hat er mit Europa gemacht? Er hatte doch selbst in unseren Herzen das Licht der Freiheit angezündet, um es später so grausam zu erstickten! Er hat alles in den Kot gezerrt, alles geschändet, alles entweiht, er hat das Erhabenste zum Lächerlichsten, das Heiligste zu

einer Blasphemie gemacht. Es ist das Reich des Tieres statt des Reiches Gottes! Dies kann man nie verzeihen. Möge es jemand verzeihen, der es kann; ich habe aber nicht die Kraft... Dafür verdient er ja wenigstens den Tod!... Ja, schweige, ich weiß es selbst: ‚Du sollst nicht töten.‘ — Und doch würde ich ihn töten, hier gleich auf der Stelle, in Stücke reißen, erdrosseln, zertreten wie einen häßlichen Wurm!“

Golizgin konnte sein Gesicht nicht sehen, konnte aber aus seiner Stimme schließen, daß es ebenso schrecklich war, wie beim Gespräch über Gebel. Der Gedanke, daß dieses liebe, kindliche Gesicht sich so entstellen konnte, war ihm schrecklich.

„Sferjoscha, Sferjoscha! Was hast du? Du glaubst doch an Christus und redest solche Dinge!“ rief Matwej Iwanowitsch aus.

Sfergej bedeckte das Gesicht mit den Händen und ließ sich erschöpft auf die Bank nieder. Er schien wieder von der schweren Last seines Bruders erdrückt.

Beide schwiegen eine Weile und setzten dann das Gespräch im Flüsterton fort. Matwej Iwanowitsch weinte, und Sfergej tröstete ihn so zärtlich, daß man kaum glauben konnte, er sei derselbe Mensch, der eben erst vom Töten sprach.

Es war Mitternacht; der Mond stand im Zenit; sein Licht war noch greller, die Stille noch lautloser, die Spannung noch unerträglicher.

Wieder erklang das Lied:

Sag' mir, du Mutter, sag' mir, mein Täubchen,
Wie soll ich leben, was soll ich treiben? . . .

Das wehmütige Lied brach plötzlich ab, und es erklang ein neues lustiges Lied, ausgelassen wie das Lachen einer Nixe.

Der Himmel und die Erde schienen nur darauf gewartet zu haben. Plötzlich sang, klang und lachte alles, und das helle Mondlicht wurde zu einem silbernen, klingenden Lachen.

„Es wird nichts daraus werden! Wir werden nichts erreichen!“ weinte der Weinende.

„Es wird werden! Es wird werden! Wir werden alles erreichen!“ lachte alles über dem Weinenden.

Auch Fürst Valerian sagte sich so froh, wie noch nie:

„Es wird werden! Es wird werden! Wir werden alles erreichen!“

IV.

Die bevorstehende Zusammenkunft mit dem Kaiser ließ dem Fürsten Valerian keine Ruhe. Als er endlich den langersehnten Urlaub bekam und aus Petersburg abreiste, war er beinahe davon überzeugt, daß die Zusammenkunft nicht zustande käme. Kaum war er aber in Kiew angelangt, als ihn General Witt, der Kommandeur der Militärischen Siedlungen des Südens, sofort aufs Korpskommando kommen ließ und ihm im allerhöchsten Auftrage mittheilte, daß er sich ohne Erlaubnis des Gouverneurs nicht aus dem Kiew'schen Gouvernement entfernen dürfe, da der Kaiser ihn jeden Augenblick zu sich berufen könne; die Zusammenkunft werde — fügte Witt in eigenem Namen hinzu — wahrscheinlich während der bevorstehenden Herbstreise des Kaisers nach dem Süden stattfinden.

Hätte ihm jemand gesagt, daß diese Zusammenkunft die beste Gelegenheit für ein Attentat biete, so hätte er nichts darauf zu sagen gewußt. Zu sagen, und selbst zu denken: „Möge es jemand anderer tun, ich kann es nicht“, wäre ja zu schändlich; doch er fühlte, daß er seine Hand gegen den Kaiser nie würde erheben können: er konnte nie die Blicke vergessen, die er mit dem Kaiser in Sophies Sterbezimmer wechselte; er fühlte, daß hier ein Hemmnis lag, und konnte sich gar nicht denken, wie sich die Dinge weiter entwickeln sollten.

Bald nach dem nächtlichen Gespräch Ssergej Murawjows mit seinem Bruder, kam nach Wassilkow die Nachricht, daß Sherwood alle denunziert habe und daß die Verschwörung aufgedeckt sei. Murawjow und Bestuschew ersuchten Golizkin, nach Tultschin, einem Städtchen im Podolischen Gouvernement, wo sich das Stabsquartier der 2. Armee befand, zu reisen, um die beiden Leiter der dortigen Sektion, Pestel und Juschnewskij, zu warnen.

Golizkin reiste nach Tultschin. Pestel war abwesend. Juschnewskij sagte, als er von der Denunziation hörte:

„Es geht von General Witt aus. Kennen Sie ihn?“

„Ja.“

„Was können Sie von ihm sagen?“

„Eine durchtriebene Bestie.“

„Ganz meine Meinung. Ich kenne ihn ja auch gut. Er macht große Anstrengungen, um in die Gesellschaft aufgenommen zu werden; um seine Aufrichtigkeit zu zeigen, hat er uns bereits mehrere Spione genannt, darunter den Hauptmann Maiboroda, der bei Pestel dient.“

„Um Gottes willen, Juschnewskij, sagen Sie doch Pestel, daß er Witt aus dem Wege geht. Es ist ja unser Verderben!“

„Das habe ich ihm schon hundertmal gesagt. Gehen Sie doch selbst zu ihm hin, Golizhin, und erzählen Sie ihm alles. Vielleicht wird er Ihnen mehr Glauben schenken.“

Golizhin wollte sofort nach Litzyn reisen, wo Pestel sich mit seinem Regiment aufhielt; Juschnewskij sagte ihm aber, daß Pestel augenblicklich in Berditschew sei, und versprach, ihm zu schreiben, er möchte sofort nach Tultschin kommen. Fürst Valerian Golizhin sollte so lange warten.

Juschnewskij gefiel ihm; sein feines Gesicht mit den feinen Zügen zeugte von unerschütterlicher Ruhe, einem stillen gleichmäßigen Charakter und Freundlichkeit. Seine Kameraden nannten ihn „Der tugendsame Republikaner, der alte Stoiker“; Golizhin sagte sich: „Man kann sich auf ihn verlassen wie auf eine Mauer aus Stein.“ Alle übrigen Mitglieder der Gesellschaft hielt er für Kinder; Juschnewskij allein kam ihm als Erwachsener vor. Jetzt empfand er so deutlich wie noch nie, wie reif und ernst und durchaus nicht kindlich die ganze Sache war.

Juschnewskij war bei allen sehr beliebt. Mit dreißig Jahren war er bereits Generalintendant der 2. Armee. Der Stabschef General Kisseljow war sein intimer Freund; der Oberbefehlshaber Graf Wittgenstein zeichnete ihn oft für seine Tüchtigkeit und Ehrlichkeit aus. Eine glänzende Karriere erwartete ihn.

Golizhin wohnte bei Juschnewskij. Das Haus war von Gärten umgeben; vor den Fenstern standen junge Pappeln, und ihr Laub wirkte wie grüne Fenstervorhänge; an den heißesten Tagen war es hier frisch, gemütlich und angenehm. Diese Frische schien der Hausfrau, Maria Kasimirowna, die selbst so frisch wie eine Maiblume war, zu entströmen.

Juschnewskij besaß alles, was einen Menschen glücklich macht: Liebe, Freundschaft, Reichthum und Ehren; doch er wollte alles freudig der großen Sache opfern.

„Wissen Sie, übrigens, Golizhin,“ sagte er einmal, als er einige Violinstücke gespielt hatte (er war guter Musiker) und noch ganz von der Musik begeistert war, „ich freue mich eigentlich über diese Denunciation: jetzt werden wir doch endlich anfangen müssen, denn man darf es nicht länger aufschieben. Wir müssen ja sowieso sterben;

es ist immerhin besser, mit der Waffe in der Hand zu sterben, als in Eisenketten zu schmachten.“

„Glauben Sie an einen Erfolg?“ fragte Golizhin.

„Die Vernunft sagt mir, daß ein Erfolg ausgeschlossen ist,“ entgegnete Juschnewskij. „Doch nicht alles geschieht so, wie es die Vernunft vorschreibt. Man sagt, es gäbe keine Wunder. War denn das Jahr Zwölf kein Wunder? Es war ja kein Krieg, sondern eine wirkliche Volkserhebung. Wir werden nur das fortsetzen, was schon begonnen ist. Wir stehen weder am Anfang, noch am Ende der Ereignisse; wir müssen einfach das Angefangene fortsetzen..“

Golizhin dachte wieder an Rylejew's Worte: „Und doch muß man anfangen!“ — „Ja, hier werden sie wirklich anfangen,“ sagte er sich.

Juschnewskij sagte ihm gleich am ersten Tage, daß eines der ältesten Mitglieder der Gesellschaft, Michail Ssergejewitsch Lunin, ihn in einer wichtigen Sache sprechen wolle.

Vor acht Jahren, als Golizhin noch beim Preobraßenski-Regiment diente, kam er manchmal mit dem glänzenden Rittmeister der Gardesavallerie, Lunin, zusammen. Man erzählte sich damals wahre Wunder von seiner Waghalsigkeit, seinen Streichen, Duellen und Trinkgelagen: bald wechselte er nachts in lustiger Gesellschaft auf dem Newskij sämtliche Ladenschilder um; bald wettete er, am helllichten Tage nach durch die Straßen von Petersburg zu reiten (es wurde behauptet, er habe diese Wette auch gewonnen); bald sprang er auf Wunsch irgendeiner schönen Dame vom Balkon des 2. Stockes auf die Straße. Das größte Aufsehen erregte jedoch sein Duell mit Alexej Orlow. Bei Tisch ließ jemand im Scherze die Bemerkung fallen, daß Orlow noch kein einziges Duell in seinem Leben gehabt habe. Lunin erklärte sich bereit, ihm diese Sensation zu verschaffen. Nach dem Ehrenkodex durfte man selbst eine im Scherze ergangene Forderung nicht abschlagen. Als sich die beiden Gegner gegenüberstanden, bewahrte Lunin auch vor der Barriere seine gute Laune und lehrte Orlow, wie er schießen solle. Orlow wurde nervös und schoß daneben. Lunin schoß in die Luft und schlug seinem Gegner vor, noch einmal das Glück zu probieren, und riet ihm, bald höher und bald tiefer zu zielen. Die zweite Kugel durchbohrte Lunins Hut. Er schoß wieder in die Luft und ermutigte Orlow zu einem dritten Versuch. Die Sekundanten konnten es aber nicht länger mit ansehen und verhinderten die Fortsetzung dieses unsinnigen Zweikampfes.

In Lunins Waghalsigkeit steckte viel Kinderei; Leute, die ihn näher kannten, behaupteten aber, daß er mit seinem Mute nie prahle. Im Feldzuge von 1812 stieg er oft vom Pferde, nahm irgendeinem Soldaten das Gewehr weg und stellte sich in die Schützenlinie, wo die Kugeln der Franzosen nur so hagelten, um sich, wie er sagte, an der Gefahr zu berauschen. Zu Friedenszeiten langweilte er sich entsetzlich; er betrank sich, verübte tolle Streiche, ging aufs Land, wo er oft einem Wolfe, nur mit einem Dolche bewaffnet, und einem Bären, mit einem Spieß in der Hand, entgegentrat. Er nahm es auch mit einem gefährlicheren Tiere auf.

Einmal ließ Großfürst Konstantin Pawlowitsch eine beleidigende Äußerung über die Offiziere des Gardékavallerieregiments, bei dem Lunin diente, fallen, und alle Offiziere reichten Abschiedsgesuche ein. Der Kaiser war darüber so ungehalten, daß er den Großfürsten veranlaßte, sich vor dem ganzen Regiment zu entschuldigen und seinem Bedauern Ausdruck zu geben, daß seine Worte als Beleidigung aufgefaßt werden konnten; der Großfürst sagte noch, daß er bereit sei, wenn dies nicht genüge, „Satisfaktion“ zu geben. Lunin ritt sofort zu Konstantin heran, schlug mit der Hand auf den Degenkorb und rief: „Trop d'honneur, votre altesse, pour refuser!“

Im Jahre 12 war er Ordonanzoffizier beim Kaiser und genoß anfangs sein Wohlwollen; später fiel er wegen einer freigeistigen Äußerung über die Bourbonische Monarchie in Ungnade. Als die Garde nach Petersburg zurückgekehrt war, erwartete er als der älteste Rittmeister des Regiments die Beförderung zum Obersten; die Beförderung blieb aber aus. Als er dies erfuhr, schiffte er sich in Kronstadt ein und ging nach Frankreich.

In Paris litt er mehrere Jahre große Not. Sein Vater war zwar sehr reich, doch geizig und mochte den Sohn nicht recht leiden. Nach dem Tode des Vaters erbte er ein Vermögen, das ihm eine Rente von 200 000 Rubel einbrachte. In Paris verkehrte er mit Karbonari und Jesuiten, die der russischen Regierung ihre Ausweisung aus Rußland nicht verzeihen konnten.

„Wir brauchen gerade solche Menschen wie Sie,“ sagten die Jesuiten zu Lunin. „Sie müssen der Rächer für Rom werden.“

Er kehrte ebenso plötzlich und unerwartet nach Rußland zurück, wie er abgereist war. Der Kaiser versetzte ihn mit dem gleichen Rang in die Linie und schickte ihn nach Warschau zum Thronfolger.

In Warschau gewann er bald durch seine große Tüchtigkeit das

Wohlwollen des Großfürsten, der ihn zu seinem intimsten Freunde machte.

„Ich könnte mich nicht entschließen, mit Lunin in einem Zimmer zu schlafen; ich würde dann immer Angst haben, daß er mich ermordet. Doch auf sein Wort kann man sich immer verlassen; er ist ein Ehrenmann, und ich liebe solche Menschen!“ pflegte Konstantin Pawlowitsch zu sagen.

Unter vier Augen sagten sie sich oft höchst merkwürdige Dinge.

„Sie sind ein typisches Mitglied Ihrer Familie. Vous êtes bien de votre famille: tous les Romanoff sont révolutionnaires et niveleurs,“ sagte Lunin zu ihm.

„Ich danke dir, mein Lieber, du hältst mich also für einen Jakobiner? Voila une réputation qui me manquait!“

Bald nach seiner Rückkehr nach Rußland trat Lunin in die geheime Gesellschaft ein und erklärte sich bereit, eine „totgeweihte Kohorte“ (cohorte perdue), mehrere Bewaffnete in Masken, auf die Straße zwischen Petersburg und Zarstoje Sijelo zu schicken. Pestel gefiel dieser Plan sehr gut; einem jeden, der Lunins Mut kannte, erschien der Plan durchaus ausführbar.

„Was will er denn eigentlich von mir haben?“ fragte Fürst Valerian Juschnewskij.

„Ich weiß es wirklich nicht, er will es mir nicht sagen. Um eines muß ich Sie aber bitten, Golizhin: schenken Sie seinen Sonderbarkeiten keine Beachtung. Wissen Sie, was er dem Kaiser antwortete, als dieser zu ihm sagte: ‚Ich habe gehört, Sie sind nicht ganz bei Trost, Lunin?‘ — ‚Majestät, von Kolumbus wurde dasselbe behauptet!‘ Das war natürlich ein Scherz, doch Spaß beiseite: Lunin ist ein Mensch von großem Verstand und einer schier grenzenlosen Geistesstärke: alles, was er will, kann er auch vollbringen. Wir brauchen gerade solche Menschen,“ wiederholte Juschnewskij zufällig die Äußerung der heiligen Väter. „In der letzten Zeit ist seine Begeisterung für die Gesellschaft etwas abgeflaut; er hat andere Dinge im Kopfe: es heißt, daß er in eine polnische Gräfin, eine verheiratete Dame, verliebt sei. Die Beichtväter bearbeiten nun die Dame, daß sie ins Kloster gehe, und ihn, daß er zur Gesellschaft zurückkehre. Wissen Sie, Golizhin, Sie können wirklich ein gutes Werk tun, wenn Sie ihn darin unterstützen.“

Juschnewskij schlug ihm vor, ihn sofort zu Lunin zu begleiten, und Golizhin willigte ein.

Lunin wohnte in Nesterwarf, einer Vorstadt von Tultschin. Das Städtchen Tultschin gehörte dem Grafen Potocki und lag in einer Mulde am Flüßchen Ssilniza, von den letzten Ausläufern der Karpathen und Steppenhügeln eingeschlossen. Außer Militär und Beamten gab es hier fast keine Russen; die Bevölkerung bestand aus Polen, Juden, Moldauern, Armeniern, Griechen und einer Menge katholischer Mönche. Es sah aus wie ein Militärlager in Feindesland. Die weißen, von Pappeln überragten Hütten waren in Kasernen umgewandelt; überall sah man Zelte, Artilleriefuhren, Pferde, Gewehre und marschierende Soldaten. Hier funkelte ein Bajonett, dort leuchtete ein Lämpchen vor einer Madonna in einer Mauer- nische. Man hörte bald Trommelwirbel und bald Glockengeläute der alten Kirchen und Klöster.

Die Straßen waren ungepflastert; im Frühjahr und im Herbst waren sie so schmutzig, daß oft Menschen und selbst Pferde einsanken. Doch jetzt, nach der langen Trockenheit, schwebten über der Stadt dichte Staubwolken, durch die die Sonne wie eine rote trübe Kupferkugel durchschimmerte. Die von der Hitze ermatteten Menschen schlichen herum wie träge Fliegen; die Hunde liefen mit herausgestreckten Zungen umher, und alle gingen ihnen aus dem Wege: tolle Hunde waren hier eine wahre Landplage.

Golizhin und Juschnewskij gingen am Marktplatz, an der Synagoge, dem katholischen Dom, dem Hause des Oberbefehlshabers und dem prunkvollen von einer marmornen Säulenhalle geschmückten Palast der Grafen Potocki vorbei und gelangten zum Teich, der von schattigen hundertjährigen Weiden eingefast war. Man hörte hier das Klappern einer Mühle. Gleich hinter dem Teiche begann die Vorstadt Nesterwarf. Hier ging die Poststraße von Brazlaw und Nemirow vorbei. An der Landstraße stand ein hölzernes Häuschen, das Wirtshaus des Juden Sruł-Moschko, mit dem Schild: „Grünes Gasthaus“. Auf dem schmutzigen Hofe, der ganz mit Salzfuhrn, jüdischen Wagen und polnischen Kaleschen angefüllt war, pußte ein geschneigelter Husar vom Grodno-Regiment eine neue elegante englische Dormeuse.

„Ist der Oberst zu Hause?“ fragte ihn Juschnewskij.

„Zu Befehl, Erzellenz. Darf ich anmelden?“

„Nein.“

Auf der finsternen schmutzigen Stiege begegneten sie einem katholischen Pater.

„Pater Tiburtius Pawlowski, der Beichtvater Lunins,“ raunte Juschnewskij Golizjin zu.

Sie kamen an eine unverschlossene Türe und klopften an. Niemand antwortete. Sie machten die Türe etwas auf und sahen ein großes leeres Zimmer, das an eine Tenne erinnerte. Sie blieben verlegen stehen: in der an das große Zimmer anstoßenden Kammer kniete vor einem katholischen Kruzifix ein großgewachsener Mann im langen schwarzen Schlafrock, der wie eine Sutane ausah, und betete laut nach dem römischen Brevier:

„Ave Maria, ave Maria, gratia plena, ora pro nobis...“

Ein Dielenbrett knarrte, der Betende wandte sich um und rief:

„Treten Sie doch ein!“

„Stören wir denn nicht?“ fragte Juschnewskij.

„Was fällt Ihnen ein? Meine Gebete wachsen wohl dem lieben Gott zum Halse heraus, und Er wird froh sein, wenn ich Ihn einen Augenblick in Ruhe lasse,“ entgegnete jener lächelnd.

„Fürst Valerian Michailowitsch Golizjin — Michail Ssergejewitsch Lunin,“ stellte Juschnewskij vor.

„Endlich bekomme ich Sie zu sehen, Fürst!“ sagte Lunin, Golizjins Hand mit seinen beiden Händen schüttelnd. Er lächelte ununterbrochen, bot den Gästen Stühle an, wobei er feierlich, die berühmte Tragödin Rocour imitierend, deklamirte:

„Asseyez vous, Néron, et prenez votre place... Nein, nein, nicht diesen Stuhl: dieser hat ein zerbrochenes Bein.“

„Ich verstehe Sie wirklich nicht, Lunin, warum wohnen Sie in diesem Loch?“ sagte Juschnewskij, um sich blickend.

„Es ist kein Loch, mein Lieber, sondern das Grüne Gasthaus. Das Zimmer ist ja gar nicht so schlecht. Es erinnert mich an meine Jugend, an die Mansarde in der rue de Bac in Paris, bei Madame Eugénie, wo wir, sechs hungrige, doch glückliche Burschen, zusammen hausten und das Liedchen sangen:

Die kleinste Hütte wird mir

Mit dir zum Paradies . . .

Im übrigen habe ich hier alles, was ich brauche: Einsamkeit, Ruhe, Schwarzbrot und die jüdische Rettichspeise; die letztere kann ich Ihnen sehr empfehlen, es ist ein hervorragend schmackhaftes Gericht...“

„Sie töten wohl Ihr Fleisch ab?“

„Das ist es eben. Ich faste. Nur durch Fasten befreit man seinen Geist; die Herren Einsiedler haben vollkommen recht.“

„Worauf schlafen Sie denn? Ich sehe ja gar kein Bett.“

„Das Bett ist ein Vorurteil, mein Bester. Anfangs schlief ich auf dem Sofa, die Wanzen ließen mir aber keine Ruhe. Jetzt liege ich auf diesem Tisch, wie eine Leiche vor der Einsargung: es erinnert mich ständig an den Tod, und dies ist dem Seelenheil sehr dienlich. Es ist ja sonst alles sehr schön, nur gibt es zuviel Spinnen: Araignée du matin—chagrin.“

„Sind Sie abergläubisch?“

„Sehr. Ich habe mich schon längst davon überzeugt, daß im Unglauben weniger Logik und mehr Unsinn enthalten ist, als im unsinnigsten Glauben.“

In diesem Scherz klang etwas, was durchaus kein Scherz war.

„Meine Herren, darf ich Ihnen ein Pfeifchen anbieten? Der Tabak ist hervorragend und kommt direkt aus Konstantinopel.“

Bald füllte eine aromatische Rauchwolke das ganze Zimmer.

„Sie essen jüdische Rettichspeise und rauchen teuren Tabak: so töten Sie Ihr Fleisch ab!“ rief Zushnewskij lachend aus.

„Ich weiß, daß es sündhaft ist, doch ich kann nicht ohne Pfeife leben!“ entgegnete Lunin und lachte so gutmütig und kindlich, daß Golizhin staunte: ihm schien anfangs, daß Lunin gar nicht imstande sei, so kindlich zu lachen. Lunin gefiel ihm überhaupt nicht, und doch betrachtete er ihn mit solchem Interesse, daß er sich seine Züge für immer einprägte.

Lunin war schon in den Vierzigern, sah aber noch wie ein Jüngling aus. Er war groß, schlank, von jener muskuligen Schlankheit, die sehr starken und gewandten Menschen, die wenig im Zimmer sitzen, eigen ist. Seine Stimme klang scharf und durchdringend, auch wie bei einem Menschen, der wenig im Zimmer sitzt. Die kleinen braunen Augen blickten etwas mißtrauisch und scharf, wie bei einem guten Schützen und Jäger. Das ständige Lächeln hatte zwei Furchen, die sehr lustig schienen, am Munde eingegraben; doch zwischen den ungleichen Brauen — die linke war etwas höher als die rechte — lagen zwei traurige ernste Furchen, die von denen am Munde ganz verschieden waren. Sein Gesicht veränderte sich jeden Augenblick: bald war es ungewöhnlich lebhaft, bald unbeweglich wie bei einem Toten. Der starre Blick war schwer, und zugleich freundlich und anziehend. Golizhin fühlte diesen Blick immer auf sich ruhen und konnte dieses Gefühl gar nicht los werden: er glaubte, daß er Lunins Blick auch im Rücken fühlen würde.

Lunin ging auf und ab, rauchte seine Pfeife, scherzte, lachte, plauderte unermüdtlich, oder sang mit heiserer Stimme:

Plaisir d'amour ne dure qu'un moment.

Das Gespräch kam auf die soeben in Moskau erschienene französische Gedichtsammlung „Mußestunden von Tultschin“, die der Autor, der Stabsrittmeister Fürst Barjatinskij Lunin dediziert hatte, und dann auf die Dichtkunst überhaupt.

„Ich liebe Verse nicht,“ sagte Lunin, „sie lügen und bezaubern wie gemeine Betrüger. Die Gedanken bewegen sich wie die Soldaten bei der Parade, zum Kriege taugen sie aber nicht: nur Prosa kann kämpfen und siegen. Napoleon schrieb und siegte in Prosa. Doch wir Russen, wie überhaupt alle kindlichen Nationen, haben viel zu viel Poesie und zu wenig Prosa; wir sind alle Dichter, und unsere Autokratie ist nichts anderes als Poesie von schlechtem Geschmaç.“

„Haben Sie, Lunin, nie Verse gemacht?“ fragte Juschnewskij.

„Nein, Gott hat mich bisher davor bewahrt. In Prosa habe ich schon einmal etwas verbrochen. In Paris begann ich eine Erzählung von Demetrius.“

„Schrieben Sie sie russisch?“

„Was fällt Ihnen ein? Wir träumen ja sogar französisch.“

Er sprach geistreich, fein und etwas altmodisch: dieser Ton war im vergangenen Jahrhundert sehr beliebt.

„Die Alten, Corneille und Moliere, liebe ich sehr: ihre Verse sind nüchtern und vernünftig, fast wie Prosa. Die heutigen Romantiker kann ich dagegen gar nicht verstehen. Vielleicht bin ich vom Alter zu dumm geworden?“

„Sie sind ja gar nicht alt. Kokettieren Sie nicht mit Ihrem Alter!“

„Ich fühlte mich schon mit zwanzig Jahren als Greis. Sie wissen ja, was Napoleon von den Russen gesagt hat: ‚Sie sind noch nicht reif und schon verfault.‘ — In uns allen liegt ja noch die Säulnis des 18. Jahrhunderts, wie sich Karamsin ausdrückt.“

Golizhin sagte sich geärgert: „Er spielt Komödie und will um jeden Preis originell sein. Ich kenne solche Salonlöwen, die gar zu gerne den Lord Byron spielen wollen.“

Vom nächsten Kloster läuteten die Abendglocken. Lunin trat zum Fenster und begann Gebete zu murmeln.

Die Gäste wollten gehen. Lunin hielt sie zurück.

„Nein, es ist Zeit, daß wir gehen. Der Fürst ist noch müde von der Reise,“ sagte Tuschnewskij. „Aber wissen Sie was, Lunin, kommen Sie doch morgen zu uns zum Abendessen; sie sollen sich von Ihrem jüdischen Fasten erholen...“

„Führen Sie mich nicht in Versuchung! Vor Moschkos Rettich und Kwas revoltiert mein Magen. Ich will aber kommen. Die Sünde tragen Sie, Versucher.“

Als er Golizhin zum Abschied die Hand reichte, sagte er mit jener herzlichen Innigkeit, an der man Leute von guter Erziehung erkennt, doch vollkommen ernst:

„Ich habe mit Ihnen etwas zu besprechen, Fürst. Ich habe von Ihnen so viel gehört und Sie so sehnsüchtig erwartet... Es war nicht bloße Neugierde, glauben Sie es mir. Wenn Sie mir eine Stunde widmen wollen...“

„Wann beliebt es Ihnen?“

„Sagen wir übermorgen, um sieben Uhr abends.“

„Was will er von mir?“ fragte sich Golizhin, nach Hause zurückgekehrt, abends beim zu Bette gehen, morgens beim Aufstehen und den ganzen folgenden Tag. Es war ihm, als ob auf ihm noch immer der schwere und zärtliche Blick ruhte.

Abends kamen Gäste: Stabsrittmeister Fürst Barjatinskij, der Autor der „Mußestunden von Tultschin“, Major Lohrer, Leutnant Bobrischtschew-Puschkin, Leutnant Bassargin und noch andere Mitglieder der Tultschiner Sektion.

Zuletzt kam Lunin. Er lachte, scherzte und plauderte wie gestern. Er gefiel Golizhin wieder nicht: das ständige Lachen, das Knistern kleiner Geistesfunken — sie waren wie die Funken, die vom Kamm im trockenen Haar hervorgerufen werden — ermüdete und irritierte ihn. Wenn er aber ernst sprach, so schien er über den Gesprächspartner, über sich selbst und selbst über das, was er sprach, zu lachen.

„Sie trinken ja nichts, Barjatinskij,“ bemerkte der Hausherr.

„Und dabei will er Dichter sein,“ fiel ihm Lunin ins Wort.

„Wissen Sie, was der Kosakengeneral Platow sagte, als man ihm Karamsin vorstellte? ‚Es freut mich,‘ sagte er, ‚Sie kennen zu lernen. Ich liebe die Dichter, denn sie sind alle Säufer!‘“

„Die Ärzte verbieten mir das Trinken,“ entschuldigte sich Barjatinskij, „höchstens noch Wein mit Wasser...“

Lunin benützte auch diese Gelegenheit, um einen Witz zu machen: „Als bei einer Feuersbrunst alle nach Wasser schrien, rief einer aus: ‚Sie sollen nur nach Wasser schreien, ich ziehe Kirschwasser vor!‘ Das war wohl auch so ein Dichter.“

Das Gespräch kam auf die Politik.

„Das Wohl Rußlands...“ begann jemand französisch an dem einen Tischende.

„Wissen Sie, meine Herren,“ rief Lunin vom anderen Tischende dazwischen, „wie ein sehr kluger Mensch die Worte ‚Le bien-être général en Russie‘ übersetzte?“

„Wie?“

„Es ist gut, in Rußland General zu sein.“

Er riß immerzu Witze, doch zwischen den Witzen suchte er Barjatinskij, einen eingefleischten Atheisten, von der Wahrheit des katholischen Glaubens zu überzeugen. Barjatinskij ärgerte sich, Lunin quälte ihn aber immer weiter mit unerschütterlicher Geduld:

„Sie sind, mein Lieber, zu eigensinnig. Eine Viertelstunde genügt, um Sie gänzlich zu bekehren...“

Gleich darauf erzählte er aber den Witz von einem Gutsbesitzer, einem überzeugten Voltairianer, welcher glaubte, daß die Dreifaltigkeit aus Gott Vater, Gott Sohn und der Mutter Gottes bestehe; von einem Kutscher, der viel von den Voltairianern gehört hatte, und seinen Pferden: „Hü, ihr Voltaires!“ zurief; vom Grafen Besborodko, der einmal badende Mädchen durch ein Lognon betrachtete und sich in eines von ihnen verliebte, obwohl er das Gesicht gar nicht sah (denn das Mädchen kehrte ihm den Rücken); der Zopf erschien ihm aber wunderbar. Was stellte sich aber heraus? Es war der Proto-diakon P. Wosdwißchenskij.

Nach drei Flaschen Lafitte und zwei Flaschen Cliquot erklärte Lunin, er trinke zwar nach dem Rate des Dichters Jermil Kostrow immer so mäßig, daß er sich noch gerade auf den Beinen halten könne, doch bekomme er bei Moschko nur Kwas zu trinken und sei daher aus der Übung gekommen. Er brach die dritte Flasche Champagner an und intonierte mit heiserer Stimme das Lied:

Neulich saßen wir beim Weine,
Tranken manchen Becher aus:
Amor, ich und meine Kleine.
Doch die Weisheit mußte raus! . . .

Plötzlich hörte er das Abendläuten, verließ den Tisch, ging schwanke-
den Schrittes ins Nebenzimmer, holte aus der Tasche sein Brevier
und begann zu beten.

„Sie wollen uns zum Katholizismus bekehren, und treiben selbst
solche Dinge?“ neckte ihn Zschnewskij.

„Was habe ich denn getan?“

„Das ist wirklich nicht der passende Ort zum Beten!“

Golizhin ging auf die beiden zu und lauschte dem Gespräch:

„Ja, mein Lieber, ich demütige mich vor Gott, da ich so schwach
und so betrunken bin!“ sagte Lunin mit dem gleichen gutmütigen,
kindlichen Lachen wie neulich; dann fügte er aber vollkommen ernst
hinzu:

„Glauben Sie es mir: die Menschen sind nur dann erträglich,
wenn sie schwach sind. Der Mensch kann alles vertragen, nur keine
Kraft. Gott schafft aus nichts; solange wir etwas wollen und an-
streben, will Er in uns nichts schaffen. Man muß vor allen Dingen
den Hochmut der Vernunft durch den Wahnsinn des Glaubens
brechen...“

„Wie wollen Sie denn bei solcher Demut Revolution machen?“

„Revolution ist die heiligste Pflicht des Menschen; die Demüti-
gung vor Gott ist Aufruhr gegen die Menschen,“ entgegnete Lunin
noch immer ernst. Dann ging er aber zum Tisch und begann wieder
seine Witze zu reißen.

„Was bedeutet dieses ewige Lachen?“ fragte sich Golizhin.
„Lunin bewahrt in der Tiefe seiner Seele die ganze Bitternis seines
lächerlichen Daseins,“ sagte von ihm einmal Zschnewskij. Lachte
er vielleicht, um nicht lächerlich zu sein? Vielleicht lachte er auch
nur aus Angst, um sich so zu beruhigen, zu ermutigen, genau so
wie ein Kind im finsternen Zimmer zu lachen beginnt. Doch was
sollte er fürchten? Fürst Valerian stand vor einem Rätsel, und dieses
Rätsel nahm ihn gefangen.

Am nächsten Morgen kam Lunin wieder zu Zschnewskij. Dies-
mal war er aber ernst und lachte nicht. Er sagte einige artige Worte
zur Hausfrau, setzte sich ans Klavier und spielte eine Sonate von
Beethoven. Er spielte so, daß alle hingerissen waren. Sein Gesicht
war ruhig und feierlich. Als er die Sonate zu Ende gespielt, stand
er auf, nahm Abschied und ging.

Am Abend begab sich Golizhin wieder zum Grünen Gasthaus.
Lunin saß auf dem Hofe, von einer Schar Judenkinder umringt; er

zeigte ihnen ein Bilderbuch und fütterte sie mit Lebkuchen. Die Kinder ließen ihm keine Ruhe, nannten ihn Onkelchen, zerrten ihn an den Silberschnüren seiner Husarenuniform, kletterten ihm auf die Knie und die Schultern und hängten sich ihm an den Hals; ein kleines, schmutziges Mädchen mit roten Locken und hübschem Gesichtchen, setzte ihm besonders zu. Sie war wohl sein Liebling.

Als Lunin den Gast sah, schüttelte er die Judenkinder von sich ab und ging ihm entgegen.

„Entschuldigen Sie, Fürst, daß ich Sie nicht ordentlich aufnehmen kann. Bei meinem verehrten Hausherrn Sruł-Moszkō wird anläßlich eines jüdischen Festtages ein riesengroßer Hecht, ein wahrer Leviathan, gebraten, und im ganzen Hause ist so ein Rauch, daß man unmöglich im Zimmer sitzen kann. Wollen wir vielleicht einen kleinen Spaziergang machen?“

Sie gingen auf die Landstraße, kamen am Teich und am Palast der Potoci vorbei und gelangten in den Park.

Der Park war riesengroß und gleich einem Wald. In der Stadt war es heiß und staubig, doch hier, im Schatten der hundertjährigen Weißbuchen und Eschen, herrschte ewige Kühle. Die Alleen waren wie Durchhaue; es gab stille Wiesen, dunkle Weiherr mit Sumpfgäsern und Wildenten.

Lunin fragte Golizhin nach den Geschäften der Geheimen Gesellschaft, nach der Wassilkower Sektion, Ssergej Murawjow und seinem Katechismus; sprach aber von seiner eigenen Sache kein Wort. Golizhin schien es, daß er einige Male die Rede auf seine Angelegenheit bringen wollte, doch jedesmal zurückschrať. Über diese Schüchternheit wunderte er sich noch mehr als über alle anderen Eigentümlichkeiten Lunins.

„Sehen Sie, ich habe mich der Gesellschaft entfremdet, bin beinahe aus ihr ausgetreten,“ fing er schließlich an, ohne Golizhin anzublicken. „Und doch möchte ich gerne zurückkehren. Helfen Sie mir.“

„Von Herzen gerne, Lunin. Wie kann ich Ihnen dabei behilflich sein?“

„Das sollen Sie gleich erfahren. Es soll aber unter uns bleiben.“

Er machte wieder eine Pause, faßte sich Mut und sagte, immer noch Golizhins Blicken ausweichend:

„Was glauben Sie, würde die Gesellschaft die Hilfe...“

Er hielt inne, blickte Golizhin an und sprach den Satz entschlossen zu Ende:

„Würde die Gesellschaft die Hilfe der heiligen Väter von der Gesellschaft Jesu annehmen?“

„Der Jesuiten?“

„Ja, der Jesuiten. Sie wundern sich wohl, daß ein gelehrter Mensch solchen Unsinn sagen kann? Warten Sie nur und überlegen Sie sich Ihre Antwort. Ihre Ansicht ist mir außerordentlich wertvoll. Viel wertvoller, als Sie vielleicht glauben. Beantworten Sie mir zunächst die Frage: warum sprechen wir alle so viel und tun nichts?“

„Was tun wir nicht?“

„Wir tun die Hauptsache nicht, mit der die Revolution einzig und allein beginnen kann.“

„Das sollten Sie besser wissen, Lunin. Sie allein könnten...“

„Warum ich allein? Warum nicht alle? Sie wollen es nicht? Oder sie wollen es und können nicht? Sie wissen es nicht? So will ich es Ihnen sagen. Gegen einen Menschen kann man die Hand erheben, gegen Gott aber nicht. Sie wollen alle Freidenker und Atheisten sein, wenn es aber zum Handeln kommt, sind sie alle ebenso gläubig und orthodox wie ihre Väter. Die Orthodoxie ist aber ein Schisma, ein Abfall von Christo, von der weltumfassenden, katholischen Kirche, Rußland ist von Christo, vom himmlischen König abgefallen, und verehrt einen irdischen König, einen irdischen Gott-Cäsar...“

„Sie meinen, daß Rußland von Christo abgefallen und daß Rom Ihm noch treu sei, nicht wahr?“ fragte Fürst Valerian.

„Ja, Rom ist treu, wenn das Wort des Herrn: ‚Du bist Petrus, und auf diesen Felsen will ich bauen‘ wahr ist. Rom ist die Freiheit der Welt, eine ewige Empörung gegen alle irdischen Könige. Dort, wo Brutus Cäsar getötet, ist der Tyrannenmord im Namen Gottes gerechtfertigt, und wissen Sie durch wen? Durch den großen Lehrer Thomas von Aquino. Im ‚Dictatus Papae‘ des Papstes Gregor VII. heißt es: ‚Der römische Pontifex stürzt die Tyrannen und entbindet ihre Untertanen vom Treueid‘. Dies ist der Stein in der Schleuder Davids, der den Riesen Goliath niederwerfen wird, und dieser Stein heißt Petrus...“

„Glauben Sie denn wirklich, Lunin...“

„Warten Sie noch, Sie werden mir später widersprechen können; jetzt lassen Sie mich aber ausreden. — Um die zukünftigen Schicksale der Welt kämpfen jetzt zwei große Mächte; ich meine den noch kom-

menden gewaltigen Aufstand der Arbeiterarmeen, le socialisme... ich weiß nicht, wie ich es übersetzen soll. Haben Sie etwas von Saint-Simon gehört?"

„Ja, einiges.“

„Ich habe ihn in Paris kennen gelernt,“ fuhr Lunin fort. „Wir sprachen von Rußland und von der Geheimen Gesellschaft. Auch er ist bereit, uns zu helfen, und rechnet auch auf unsere Hilfe. Dies ist eine menschliche Macht; die andere Macht ist aber göttlich: es ist der erhabene Gedanke, welcher das Königtum mit dem Priestertum in einem Menschen vereinigt hat. ‚Es soll nur einen König im Himmel wie auf Erden — Jesum Christum — geben,‘ wie es in Ihrem Katechismus heißt. Es ist aber unser Gedanke, Golizyn, der Gedanke Roms...“

„Nein, Lunin, der Gedanke Roms kann nicht unser Gedanke sein: unser König ist Christus und nicht der Papst.“

„Ist es denn nicht das Gleiche? Der Papst ist die Kirche, und die Kirche ist Christus... Lassen Sie mich ausreden... Hören Sie also: diese beiden Mächte wollen sich mit uns verbinden. Werden wir denn ihre Hilfe zurückweisen?...“

Er sprach noch lange von seinem Plan: beide Kirchen sollten sich vereinigen und der Papst der Führer der russischen und der universellen Revolution werden, als Haupt der befreiten Menschheit auf ihrem Wege zum Reiche Gottes.

Golizyn war so sehr erstaunt, daß er nicht mehr widersprach. Er hörte Lunin schweigend zu und blickte ihm manchmal ins Gesicht, um sich zu vergewissern, ob er nicht scherze. Sein Gesicht war ebenso ernst und feierlich, wie neulich, als er die Beethoven-Sonate spielte. Seine Augen brannten, als ob von ihnen eine Eistruste abgefallen und ein flammender Kern zum Vorschein gekommen wäre.

Sie verließen den Park und stiegen auf einen der Hügel, die die Stadt im Westen umschlossen. Der Pfad führte durch eine Schlucht. Der von der Abendsonne beleuchtete rote Lehm auf den vom Regenwasser abgespülten Abhängen erinnerte an Blut. Auch die über den ganzen Himmel verstreuten roten Wölkchen erschienen blutig; es war, als ob im Himmel eine Hinrichtung vollzogen würde. Ein großes schwarzes katholisches Kreuz auf dem Gipfel des Kalvarienhügels erinnerte daran, daß auch auf Erden die gleiche Hinrichtung vollzogen worden war.

Hinter den Hecken bellten die Schäferhunde, die die Schafe zu den Hürden trieben. Es roch nach Schafsdünger, Rauch, Minze und Wermut.

Ein alter Schaffhirt beugte sich über die Hecke und rief den beiden etwas zu; sie konnten ihn nicht verstehen, denn er vermischte russische Worte mit polnischen, moldauischen und türkischen: alle diese Völker zogen einmal über diese Hügel und hinterließen Spuren ihrer Sprache in der ganzen Gegend. Er zeigte mit seinem krummen Schäferstabe bald auf seinen bösen Hund, der sie wütend anbellte, bald auf die Straße, auf der sie gingen, als ob er sie vor irgendeiner Gefahr warnen wollte.

„Was sagt er eigentlich? Verstehen Sie ihn, Golizhin?“

„Kein Wort.“

„Ich verstehe auch nichts. Er will uns wohl vor irgendeinem Tiere warnen, scheint es mir... Daß ihn der Kuckuck! Er will wohl einfach ein Trinkgeld.“

Sie warfen ihm einige Münzen hin und gingen weiter. Der Alte hörte aber nicht auf zu schreien, und seine Stimme klang so überzeugend, daß Golizhin Angst bekam: die wilde Schlucht, der einsame Weg, die roten Lehmbahänge, der rote Himmel und das schwarze Kreuz erschienen ihm unheimlich und unheildrohend. „Sollen wir nicht umkehren?“ ging es ihm einmal durch den Kopf, doch er schämte sich, seine Angst dem furchtlosen Lunin zu zeigen.

„Entschuldigen Sie, Golizhin. Ich habe mich von unserem Gespräch so hinreißen lassen, daß ich alle Anstandsregeln vergaß. Sind Sie nicht müde?“

„Nein, nicht im geringsten.“

„Dann wollen wir noch etwas weiter gehen. Ich will Ihnen eine Stelle mit einer wunderbaren Aussicht zeigen.“

Sie erklimmen den Hügel, auf dem die Ruine eines türkischen Wachturmes stand: Podolien hatte einmal den Türken gehört. Sie stiegen auf steilen Stufen eine halbzerstörte Treppe zur Turmspitze hinauf. Von oben bot sich eine Aussicht auf niedere Steppenhügel, die sich wellenförmig bis zum Horizont hinzogen; im Westen, in den feurigen Wolken, schwebte das Gesicht einer gigantischen Stadt, des kommenden Zions.

Lunin blickte schweigend in das Abendrot.

„Ich weiß nicht, was Sie vorziehen, Golizhin, ich liebe aber das Ende des Tages mehr als seinen Anfang. Der Westen ist größer

als der Osten," sagte er nach einer Weile. „Bei der Abendmesse wird in russischen Kirchen gesungen: ‚Stilles Licht, Licht des Heils... Wenn ich mich zum Abendrot wende und das Abendlicht sehe...‘ Einst kam das Licht vom Osten; heute kommt der letzte Abendstrahl von Westen. Ich glaube, daß mein Europa..."

„Wie haben Sie eben gesagt: mein Europa?..."

„Warum?"

„Und nicht: mein Rußland?"

„Ja, auch Rußland... Ich habe also die Vorahnung, daß Europa am Vorabend einer neuen frohen Botschaft, die die Schicksale der Menschheit entscheiden wird, steht, und daß Rußland, mein Rußland, vor allen anderen Völkern diese frohe Botschaft vernehmen wird und sagen wird: Dein Reich komme..."

„Adveniat regnum tuum," fiel Golizhin das lateinische Gebet Tschadajew's ein. „Tschadajew und Lunin; wie verschieden sie sind und wie ähnlich: Beide haben Rußland verraten, doch in diesem Vertrat liegt etwas Rührendes, durchaus Russisches."

„Ich glaube," sagte Lunin, und in seinem Gesicht leuchtete wie der Widerschein des verglimmenden Abendrots eine grenzenlose Trauer und eine grenzenlose Hoffnung. „Ich weiß nicht, woher ich diesen Glauben habe, doch ich glaube, daß Gott Rußland erretten wird; wenn es auch zugrunde geht, wird sein Untergang die Rettung Europas bedeuten, und der Widerschein des Brandes, in dem Rußland zu Asche verbrennen wird, wird zum Morgenrot der Befreiung für die ganze Welt..."

Das Abendrot erlosch, und eine neue trübe Röte ergoß sich über die Steppe; es war wie das Licht, das in ein finsternes Zimmer von außen durch einen roten Vorhang fällt. Es war der Mond, der hinter einer Wolke aufging.

„Nun, Golizhin, haben Sie mich verstanden?"

„Ja."

„Und sind mit mir nicht einverstanden?"

„Nein. Sie haben sich, Lunin, gegen den Zaren aufgelehnt, Ihr Papst ist aber auch ein Zar. Sie sind aus dem Zarentum ins Papsttum geraten, aus dem Regen in die Traufe. Als Napoleon sich mit Pius VII. wegen der Oberherrschaft über die Kirche stritt, wissen Sie, was er da sagte? — ‚Ich bin selbst Papst!‘ Ist es denn nicht ganz gleich, ob wir einen Papst-Zar, oder einen Zar-Papst haben?"

„Sie meinen wohl, wie es, wenn ich nicht irre, bei Scarron heißt:

Don Pascal Zapata,
Ou Zapata Pascal: il n'importe guère,
Que Pascal soit devant ou qu'il soit derrière?“

Lunin lachte plötzlich durchdringend und scharf.

„Das ist es eben,“ bemerkte Golizhin. „Der Zar und der Papst sind einander ähnlich und entgegengesetzt wie die rechte und die linke Hand.“

Lunins Lachen brach ebenso plötzlich ab, wie es begonnen. Er fragte:

„Wessen Hände sind es?“

„Vielleicht dessen,“ erwiderte Golizhin, „von dem der Heiland zum Apostel Paulus sagte: ‚Ein anderer wird dich gürtet und führen, wo du nicht hin willst?‘“

„Vielleicht sind es keine Hände, sondern Tazen?“

„Ja, die Tazen des Tieres...“

„Das reimt sich ja: Lapa — Papa! (Lapa — russisch Tazze; Papa — Papst)“ lachte Lunin wieder unheimlich auf. Nach einer Pause fügte er hinzu: „Wenn die wahre Kirche weder bei euch noch bei uns ist, wo ist sie denn? Oder gibt es überhaupt keine wahre Kirche?“

„Vielleicht ist sie noch nicht da,“ antwortete Fürst Valerian.

„Sie ist noch nicht da; wird sie aber einmal kommen?“ fragte wieder Lunin.

Golizhin schwieg; er wollte nicht mehr sprechen und fühlte, daß ihn Lunin sowieso nicht verstehen würde.

„Wie steht es aber heute?“ fragte Lunin weiter. „Worauf soll man denn in der Leere ohne Stützpunkt bauen? Doch nicht auf ein Erdbeben? Haben Sie denn gar keine Angst, Golizhin?“

Golizhin dachte an die Worte Juschnewskijs: „Lunin ist ein Mensch von einer schier grenzenlosen Geistesstärke“ und an die Worte Lunins: „Der Mensch kann alles vertragen, nur keine Kraft.“ Daher kam also seine Angst, daher lachte er immer: um sich zu beruhigen und zu ermutigen, wie es die kleinen Kinder im Finsternen tun.

Sie gingen den gleichen Weg zurück. Vom schwarzen Kreuze führte der Weg wieder durch die Schlucht. Der Mond war jetzt nicht mehr rot, sondern gelb.

Plötzlich hörten sie hinter der Hecke Hundegebell, Schreie und

Stimmen vieler laufender Menschen; gleich darauf blißte etwas auf und es krachte ein Schuß.

Vom Gipfel des Hügels herab sauste ihnen etwas Kleines, Schwarzes, Rundes, so schnell wie eine Kanonenkugel, entgegen.

Wieder fiel ein Schuß. Man schoß wohl auf dieses Schwarze, doch immer fehl.

„Was ist es?“ fragte Golizhin, gespannt in die Dämmerung blickend.

„Der Schaffhirt hatte doch recht,“ sagte Lunin. „Haben Sie keine Waffen bei sich, Golizhin?“

„Nein.“

„Ich auch nicht. Das kommt davon, wenn man nicht in vor-schriftsmäßiger Uniform ausgeht. Können Sie gut klettern? Reichen Sie mir die Hand.“

Er ergriff seine Hand und zog ihn zu der Hecke am Abhang hinauf. Golizhin versuchte, hinaufzuklettern, doch der Lehm bröckelte unter seinen Füßen ab, er fiel hinunter und zerbrach seine Brille.

Lunin stand schon oben vor der Hecke, über die er sich retten wollte. Als er aber Golizhin wieder unten auf dem Wege stehen sah, sprang er zu ihm hinunter, riß ihn zum Kreuz und pflanzte sich vor ihm auf. Den linken Arm umwickelte er mit seinem Mantel; in der Rechten hielt er einen langen spitzen Pfahl, den er aus der Hecke gerissen hatte. Alle seine Bewegungen waren blißartig, wohl berechnet und ruhig. Er schien berauscht, wie neulich nach der dritten Flasche Champagner; es war wohl der gleiche Zustand, in dem er einst die Forderung des Thronfolgers angenommen hatte: „Zuviel Ehre, Hoheit, als daß ich es ausschlagen könnte!“

Nun konnte Golizhin auch schon ohne Brille sehen, was auf sie heransauzte: er sah gesträubtes Fell, einen eingezogenen Schwanz, eine heraushängende Zunge und eine schaumbedeckte stumpfe Schnauze.

Er schloß die Augen, um es nicht zu sehen, und drückte sich mit dem Rücken ans Kreuz. Was nachher kam, sah er nicht; er hörte nur ein Heulen, Winseln, Brüllen und glaubte auf seinem Gesicht den stinkenden heißen Atem des Tieres zu spüren.

Als er die Augen öffnete, sah er viele Menschen, die sich um einen großen toten Hund drängten, in dessen Gurgel Lunins Pfahl steckte. Die Schäfer rühmten Lunins Mut.

„Ihr schießt ja vorzüglich!“ spottete er.

„Wir schießen, wohlgeborener Herr, nicht schlechter als die anderen; alle Christenmenschen wissen aber, daß man ein tolles Tier nur mit einer besprochenen Kugel treffen kann. Wer die richtigen Beschwörungsworte kennt, kann das Tier auch mit einem Stecken töten, wie es Euer Gnaden eben gezeigt haben.“

Lunin wollte sofort Wasser haben, um sich zu waschen. Die Schafhirten führten sie zu einer Hürde, wo sich am Feuer die erschrockenen Schafe drängten und aus einer Holzrinne Wasser rieselte.

Lunin warf seinen Mantel ab, den das Tier durchgebissen hatte, zog sich den Rock aus, krepelte die Ärmel auf und untersuchte sorgfältig seinen Arm. Golizhin standen vor Entsetzen die Haare zu Berge, Lunins Gesicht blieb aber ruhig. An den Armen fand er keine Bißwunden. Er warf seinen Mantel ins Feuer, wusch sich, zog den Rock wieder an, gab den Hirten ein Trinkgeld, nahm Golizhin am Arm und führte ihn auf die Straße zurück.

„Sind Sie erschrocken, Fürst?“

„Gewiß.“

„Das ist nicht zu verwundern. Auch ich war wohl nicht weniger erschrocken.“

„Man sieht es Ihnen gar nicht an.“

„Das hat nichts zu sagen! Wenn Ihnen jemand sagt, daß es in der Welt furchtlose Menschen gibt, so glauben Sie ihm nicht: alle Menschen können erschrecken; die einen können aber ihre Angst überwinden, die anderen nicht. In der Überwindung der Angst liegt ja auch der herrliche Rausch der Gefahr. Ich glaube, es gibt kein Gefühl, das sich mit diesem messen könnte. In solchen Augenblicken gleicht der Mensch Gott. Die Ähnlichkeit ist natürlich trügerisch, es steht aber fest: der Mensch ist so beschaffen, daß er immer und überall ein Gott sein will.“

Golizhin sah ihm aufmerksam in die Augen: ob er nicht prahlte? Nein, er war durchaus ruhig und natürlich. Wenn er ein anderes, viel schrecklicheres Tier töten würde, würde er wohl die gleiche Ruhe bewahren.

„Dem richtigen Jäger läuft das Tier selbst in den Weg,“ lächelte Lunin, als ob er seinen Gedanken erriete. „Wir sprachen eben vom Tier, und sofort war es zur Stelle. Wie soll man da nicht abergläubisch werden? Merken Sie sich noch das eine: wir haben das Tier im Schatten des römischen Kreuzes besiegt. Gegen das Tier



PAWEL IWANOWITSCH PESTEL

erhebt man das Kreuz; vielleicht ist dies unsere Beschwörungsformel?"

Als sie wieder am Grünen Gasthaus waren, wollte Golizhin Abschied nehmen; Lunin hielt ihn aber zurück und bewog ihn, auf sein Zimmer mitzukommen. Im trüben Lichte einer Talgkerze erschien das große Zimmer noch finsterner. Auf dem Tische war das Bett gerichtet, und Golizhin stellte sich vor, wie Lunin darauf wie eine Leiche vor der Einsargung liegen mochte. Die Koffer waren gepackt: Lunin wollte am frühen Morgen abreisen.

Er bot dem Gast Platz an, stopfte sich eine Pfeife und begann, wie neulich, im Zimmer auf und ab zu gehen, wobei er mit heiserer Stimme sang:

„Plaisir d'amour ne dure qu'un moment.“

„Wissen Sie, Golizhin, ich will nicht glauben, daß wir uns gar nicht einigen könnten. In der Hauptsache sind wir uns doch einig?“

„Gewiß. Aber...“

„Aber zwei Parallelen können sich nie treffen, nicht wahr?“

„Oder sie treffen sich in der Unendlichkeit,“ entgegnete Golizhin.

„Ach, mein Lieber, die Unendlichkeit liegt zu weit; lieber einen Sperling in der Hand als einen Storch auf dem Dache!“ lachte Lunin wieder auf.

Er schwieg eine Weile, blieb vor dem Fürsten Valerian stehen und blickte ihm starr in die Augen.

„Hören Sie einmal, Golizhin, dies ist mein letzter Versuch, in die Gesellschaft zurückzukehren. Ich weiß, daß ich nützlich sein kann: ich besitze das, was Ihnen allen fehlt, nämlich den Stützpunkt für den archimedischen Hebel, mit dem man die ganze Welt umkehren kann. Wenn es nur die geringste Aussicht auf eine Einigung gibt, so bin ich der Ihrige; und was ich gesagt, werde ich auch tun: gegen das Tier erhebe ich das Kreuz. Entschließen Sie sich gleich. Hier auf der Stelle und nicht in der Unendlichkeit! Ja oder nein?“

Seine Stimme klang flehend; es war jene Schwäche eines Starken, die oft stärker als seine Stärke ist.

„Nein, Lunin. Wenn ich Ihnen auch folgen würde, die anderen täten es nicht.“

„Wo nichts ist, ist auch nichts zu holen. Wenn wir uns nicht vereint retten können, werden wir getrennt zugrunde gehen. Leben Sie wohl, Golizhin. Ich reise weit fort.“

„Nach Warschau?“

„Vielleicht auch weiter. Ich will mir auf der Erde einen Platz suchen; und wenn ich ihn auf der Erde nicht finde, so gehe ich zu den Menschen, die unter der Erde wohnen.“

„Unter der Erde?“

„Ja, ich meine die Mönche vom Trappistenorden, l'ordre de la Trappe, Sie wissen doch?“

„Wollen Sie wirklich zu den Trappisten gehen?“

„Ja, wenn ich mir keine andere Zuflucht finde.“

„Sie haben nicht mehr Zeit dazu, Lunin.“

„Warum?“

„Weil es bei uns bald losgeht. Und wenn es losgeht, werden Sie sich uns doch anschließen?“

„Gewiß werde ich mich anschließen. In Rußland kann man nicht leben, doch man kann da sterben. Ich sage Ihnen also nicht Lebewohl, sondern auf Wiedersehen. Warten Sie, ich habe noch eine letzte Frage, die vielleicht recht unbescheiden ist. Wenn Sie nicht wollen, brauchen Sie mir darauf keine Antwort zu geben. Oder noch besser so: ich will die Frage zuerst selbst beantworten, und Sie nach mir. Für mich ist das Höchste im Leben — die Liebe, die Liebe zu ihr...“

Sie wechselten wie Verschwörer rasche Blicke, und Fürst Valerian begriff, von wem er sprach.

„Und was ist für Sie das Höchste, Golizhin?“

„Daselbe.“

„Auch die Liebe zur Freiheit geht durch sie?“ fragte Lunin.

„Ja, durch sie.“

Lunin stand schweigend vor ihm und schien noch auf etwas zu warten.

Ein sinnloser Gedanke durchzuckte ihn: wie, wenn er wieder, wie neulich, in sein unheimliches Lachen ausbrechen würde? Husarenoberst — und Ritter der schönsten Dame; Verschwörer — und Adjutant des Thronfolgers; Freund der Freiheit und Freund der Jesuiten — ja, wie sollte man da nicht lachen, um nicht lächerlich zu erscheinen?

„Warum verstehen Sie denn nicht, daß ich zu ihnen gegangen bin?“ sagte Lunin wieder ernst und feierlich. „Ave Maria, gratia plena — dieses Gebet zu ihr haben doch nur die Katholiken. Die Fremde wurde mir zu einer Heimat, denn die Heimat ist immer dort,

wo man liebt. Ich habe den Glauben meiner Väter verlassen. Ich liebe den fremden Glauben mehr als den meinigen, ich liebe meine Braut mehr, als meine Mutter, wie es auch in der Schrift heißt: ‚Darum wird ein Mann seinen Vater und Mutter verlassen...‘ Verstehen Sie mich nicht? Wenn Sie mich aber verstehen, wenn wir beide der einen dienen, die eine lieben, warum sollen wir dann getrennte Wege gehen?...”

Er blickte Golizhin in die Augen, und Golizhin geriet ganz in den Bann dieses schweren und zärtlichen Blickes.

„Warum wollen Sie dann nicht mit mir gehen? Sie ruft Sie doch jetzt durch meinen Mund. Und Sie wollen nicht?...”

„Ich kann nicht,“ antwortete Golizhin, sich mit einer ungewöhnlichen Willensanstrengung aus dem Bann losreißend. „Man soll davon lieber nicht sprechen, Lunin: wenn man es ausspricht, ist gleich alles dahin,“ sprach er Borissows Worte nach.

Beide schwiegen. Es war unheimlich. Wie bei seinem ersten Gespräch mit Murawjow hatte Golizhin wieder das Gefühl, daß sie, Sophie, bei ihm stand; warum war es ihm aber damals so leicht und freudig zumute, und jetzt so schwer und so unheimlich?

Beide schwiegen.

„Vielleicht haben Sie auch recht,“ sagte endlich Lunin. „Also auf Wiedersehen, auf Wiedersehen in der Ewigkeit, mein Freund. Ich darf doch Freund sagen?“

„Ja, Lunin.“

Golizhin reichte ihm die Hand. Lunin behielt sie lange in der seinigen und blickte ihn so an, als ob er noch immer hoffe.

Unter diesem Blicke verließ ihn Golizhin.

V.

„Entschuldige, lieber Juschnewskij, daß ich Dir nicht schon aus Berditschew geschrieben habe. Du weißt, daß ich schreibfaul bin; außerdem hatte ich keine Gelegenheit, den Brief jemand mitzugeben; der Post wollte ich ihn nicht anvertrauen. Sage Golizhin, daß es mich freuen wird, ihn zu sehen; dagegen wird es mich weniger freuen, mit ihm von unseren Geschäften zu sprechen; denn ich weiß im voraus, daß alle solche Gespräche zu nichts führen.

Du fragst mich, was ich hier treibe. Ich schreibe tägliche Berichte an die Behörde und lehre die Soldaten marschieren. Vor Einsamkeit bin ich ganz stumpffinnig geworden, denn außer Front-

Soldaten und Regimentschreibern bekomme ich keinen Menschen zu sehen. Ich habe mir ein Zimmer eingerichtet, das ich fast nie verlasse. Mein Leben ist wenig amüßant; es ist schwer und trocken. Auch meine Gesundheit läßt zu wünschen übrig. Bitte Doktor Wolf, daß er mir Chinin schickt.

Ich bin Barjatinskij für seine ‚Mußestunden von Tultschin‘ sehr dankbar. Seine Widmung kenne ich bereits auswendig:

Sans doute il te souvient des tranquilles soirées,
Où par l'épanchement, nos âmes resserrées
Trouvaient dans l'amitié tant de charmes nouveaux...

Was Du mir von meinen ‚erhabenen Gedanken‘ sagst, fasse ich als Schmeichelei eines Freundes auf. Erhabenen Gedanken entspringen große Taten. Wo sind aber unsere Taten?

Sei glücklich, küsse für mich Deiner lieben Maria Kasimirowna, die uns voneinander getrennt hat, die Hände, und vergiß nicht deinen

Pestel.“

Linzn, den 5. September 1824.

„P. S. Überlege Dir, ob es wirklich nötig ist, daß Golizhin zu mir herkommt. Wenn man nichts tut und nur von dem, was man tun will, spricht, drischt man leeres Stroh. Im übrigen tue was Du willst.“

Als Juschnewskij den Brief Golizhin zeigte, wußte dieser anfangs nicht, ob er hinreisen sollte. Juschnewskij bestand aber darauf, und er fuhr noch am gleichen Tage nach Linzn.

Das Städtchen Linzn, die Garnison des Wjatkinschen Regiments, dessen Kommandeur Pestel war, lag etwa sechzig Werst von Tultschin entfernt, im Lipowezschen Kreise des Kiewschen Gouvernements, beinahe an der Grenze des Podolischen. Die Poststraße ging zuerst durch das Bugtal und von Kropiwna ab durch einen uralten Fichten- und Eichenwald, der früher einmal die Zuflucht zahlreicher Räuberbanden gewesen war. Der Wald zog sich bis dicht vor Linzn; weiterhin kam eine kahle Steppe, auf der nur hie und da alte Grabhügel ragten. Linzn war ein Mittelding zwischen einem kleinen Städtchen und einem großen Dorf. Am Ufer des wasserreichen, durchsichtigen Flusses Sobj lagen gemütlich im Grünen niedere Bauernhäuser mit spitzen Dächern, die alte, kleine Kirche, die Synagoge, der katholische Dom, ein Mehlspeicher, der Marktplatz mit jüdischen

Kaufläden, das Stabsquartier des Wjatkinschen Regiments, das Exerzierhaus und die gestreifte Hauptwache mit dem Schlagbaum; dahinter kam die kahle Steppe und schien die Welt aufzuhören. Alle Zugänge zu diesem von Gott vergessenen Nest schienen im Süden von der Steppe und im Norden vom Wald abgeschnitten.

Der Abend war trüb. Ein Gewitter, das wohl irgendwo in der Ferne niedergegangen war, hatte dem Sommer ein Ende gemacht; die Luft wurde auf einmal kühl und herblich. Es regnete nicht, doch ein feuchter Wind trieb über den Himmel stoßweise schnelle Wolken, die so tief hingen, daß man glauben konnte, ihre Sehen würden sich in den Baumwipfeln verfangen.

Es dämmerte bereits, als Golizins Wagen vor einem alten einstöckigen Hause, dem Palais der Fürsten Sanguszko, denen das ganze Städtchen gehörte, hielt. Das Haus war unbewohnt: die Fenster waren vernagelt, und auf dem Hofe wucherten Brennessel und Kletten. Hinter dem Hause lag ein alter Garten. In den Wipfeln der großen Bäume brauste es; eine Schar schwarzer Krähen trieb sich mit unheilrohendem Schreien unter dem trüben Himmel umher.

Pestel wohnte in einem Seitenflügel, den ihm der fürstliche Verwalter zur Verfügung gestellt hatte.

„Treten Sie ein, Durchlaucht,“ rief Pestels Bursche, Swawenko, Golizin wie einem alten Bekannten entgegen. Swawenko, ein Kleinarosse mit einem gutmütigen und etwas spitzbubenhaften Gesicht, ging sofort zu seinem Herrn, um den Gast anzumelden.

Pestels Arbeitszimmer war ein großes finsternes Zimmer, dessen beide Fenster in den Garten hinausgingen. Eine ganze Wand wurde vom Boden bis zur Decke von Büchern eingenommen. Auf dem Schreibtisch lagen unordentliche Haufen von Schriftstücken. Es gab hier noch einen großen Kamin mit einer Backsteinüberdachung, wie man sie in alten polnischen Herrensitzen findet. Die Großväter und Urgroßväter der Fürsten Sanguszko blickten von den dunklen Bildnissen starr und unfreundlich herab, und ihre Augen schienen einen jeden, der durch die Räume ging, zu verfolgen.

Es roch nach Mäusen und Feuchtigkeit. Wie traurig und einsam mochte es hier an langen Herbstabenden sein, wenn der Wind im Kamine pfiff, der Regen gegen die Fensterscheiben prasselte und im Garten die uralten Bäume rauschten. „Mein Leben ist wenig amüßant; es ist schwer und trocken.“ Dieser Passus aus dem Briefe Pestels fiel Golizin ein, als er sich im Zimmer umsah.

„Wie war die Reise, Fürst? Wollen Sie sich vielleicht etwas waschen und Ihre Kleider abbürsten? Hier ist Ihr Zimmer.“

Der Hausherr führte den Gast in sein eigenes Schlafzimmer, eine kleine Kammer, die hinter dem Arbeitszimmer lag.

„Sie werden doch bei mir übernachten?“

„Ich weiß wirklich nicht, Pawel Iwanowitsch. Ich habe eigentlich Eile und möchte nachts wieder abreisen.“

„Was fällt Ihnen ein! Ich werde Sie nicht fortlassen. Wollen Sie etwas essen?“

„Ich danke. Ich habe schon auf oer letzten Station genachtmahlt.“

„Dann müssen Sie Tee trinken. Swawenko, den Samowar!“

Pestel tat sehr höflich, Golizhin fühlte aber, daß sein Besuch ihm ungelegen war.

Als er sich gewaschen hatte und in das Arbeitszimmer zurückkehrte, war es schon recht dunkel. Pestel saß in einer Ecke des Sofas, in einen alten Mantel, der ihm als Schlafrock diente, gehüllt, mit gekreuzten Armen, gesenktem Kopf und geschlossenen Augen. Sein Gesicht war unbeweglich, und er schien zu schlafen. „Bestuschew hat ja recht: er sieht wirklich Napoleon ähnlich; Napoleon bei Waterloo,“ ging es Golizhin durch den Kopf. Die Ähnlichkeit lag weniger in den Zügen, als in der steinernen Schwere, Schläfrigkeit und Unbeweglichkeit des ganzen Gesichts.

Der Bursche brachte eine Lampe. Pestel rührte sich und blickte Golizhin an. Golizhin sah erst jetzt bei Licht, wie sehr Pestel sich verändert hatte: er war abgemagert und sah leidend aus.

„Sind Sie krank, Pestel?“

„Ja, es fröstelt mich. Ich habe wohl Fieber.“

„Ich habe Ihnen Chinin mitgebracht. Doktor Wolf hat es mir mitgegeben.“

„Ich danke. Geben Sie es her, ich will gleich einnehmen.“

Er füllte ein Glas mit Wasser und schüttete das Pulver hinein; dann lächelte er kindlich und hilflos:

„Muß ich es auf einmal einnehmen?“

„Ja, auf einmal.“

Er trank aus und verzog das Gesicht.

„Wie ekelhaft! Jetzt kommt noch etwas Ekelhaftes, das ich auch gerne auf einmal erledigen möchte. Was gibt es Neues, Fürst?“

Golizhin erzählte ihm von der Denunziation Sherwoods, durch

die wahrscheinlich die ganze Verschwörung aufgedeckt war, und vom Verdacht gegen den Hauptmann Maiboroda und den General Witt.

Pestel hörte schweigend zu und blickte Golizhin starr mit unbeweglichem, steinernem Gesicht an. Golizhin hatte dasselbe Gefühl, das auch einst Rysjew empfand: daß Pestel ihn gar nicht sähe und in sein Gesicht wie ins Leere blicke.

„Nun, alles ist ja in Ordnung,“ sagte er, als Golizhin fertig war. „Wir haben lange genug darauf gewartet. Es war ja kindlich zu glauben, daß es keine Denunzianten geben werde. ‚Bei jeder Verschwörung kommt auf je zwölf Verschwörer ein Verräter‘, sagte mir einmal der alte Pahlen, der Mörder des Kaisers Paul; er verstand sich auf solche Dinge.“

„Was gedenken Sie nun zu tun, Pawel Iwanowitsch?“

Pestel zuckte die Achseln.

„Was soll man tun? Wem es vorbestimmt ist, gehenkt zu werden, der kann nicht ertrinken. Ich warte schon seit einem halben Jahre darauf, daß man mich verhaftet, und habe mich an dieses Gefühl gut gewöhnt. Der Mensch kann sich an alles gewöhnen. — Finden Sie es denn nicht langweilig, Golizhin?“

„Was soll ich langweilig finden?“

„Nun, immer an das gleiche zu denken: an Anzeigen, Verhaftungen und Spione, oder ‚Spigone‘, wie mein Sjawenko sagt.“

„Es ist langweilig, doch was soll man tun? Davon hängt ja unser ganzes Unternehmen ab.“

„Glauben Sie denn überhaupt noch an unser Unternehmen?“

„Was wollen Sie damit sagen, Pestel?“

„Nichts. Es war nur ein Scherz, entschuldigen Sie. Doch im Ernst: was Maiboroda betrifft, so sind Sie alle im Irrtum. Glauben Sie denn, daß ich ihn in die Gesellschaft aufgenommen hätte, wenn ich nicht überzeugt wäre...“

„Haben Sie ihn denn aufgenommen?“

„Ja, beinahe.“

„Um Gottes willen, Pawel Iwanowitsch, seien Sie doch vorsichtig!“

„Sie können ruhig sein: ich kenne die Menschen.“

„Sie kennen die Menschen und sehen nicht, daß er ein abgefeimter Schurke ist...“

„Ja, er ist ein Schurke, — was hat es aber zu bedeuten? Ich glaube, daß wir Schurken nötiger brauchen, als ehrliche Men-

ſchen. Die Menſchen werden ja nur beim Jüngſten Gericht in Schafe und Böcke eingeteilt; doch in dieſem irdiſchen Jammertal kann man ſie gar nicht recht unterſcheiden; ein Menſch kann heute ein Schurke und morgen ein Ehrenmann ſein, und auch umgekehrt. Die Schurken haben den großen Vorzug, daß man im vorhinein weiß, was man von ihnen erwarten kann; bei ehrlichen Menſchen weiß man es aber nie. „Wo iſt der ehrliche Menſch, der nicht eine Ohrfeige verdient?“ Das hat, glaube ich, Shakeſpeare geſagt. Ich bin ein ſchlechter Chriſt, doch ich kann mich noch darauf beſinnen, daß im Himmel eine größere Freude über einen reuigen Sünder herrſcht, als über zehn Gerechte. Auch General Witt iſt ſo ein reuiger Sünder. Wir vertrauen ihm nicht ... Vielleicht irren wir uns aber? Er hat ja 40 000 Mann unter ſeinem Kommando, das iſt keine Kleinigkeit!“

„Was ſagen Sie da, Pawel Iwanowiſch!“

„Sie finden es nicht edel? Gewiß! Wir denken nur an Edelmut und gehen daran zugrunde. Das iſt ja wirklich keine Politik! In der Politik gibt es nichts Edles und nichts Gemeines, ſondern nur Vernünftiges und Dummes. Wir haben uns für das Dumme entſchieden. Wir wollen Revolution in weißen Handschuhen machen. Wir müſſen töten, doch niemand will es tun, niemand will ſeine Handschuhe beſchmutzen; ein jeder verſteckt ſich hinter den anderen, ein jeder wartet. Der Kaiſer kann ruhig ſchlafen, er wird uns alle überleben. Ja, Golizhin: Worte ſind noch lange keine Taten. Wir Menſchen können leicht ſprechen; wenn es aber zum Handeln kommt, denken wir immer an die Gefahr, wenn nicht für das Leben, ſo doch für die Ehre und das Gewiſſen. Wir ſind tapfer und wollen unſer Leben opfern; ja, das Leben kann man leicht opfern; doch das Gewiſſen? ‚Wer da ſucht, ſeine Seele zu erhalten, der wird ſie verlieren‘, — iſt das nicht auf uns gemünzt? ...“

Er ſchlug die Augen nieder. Als er ſie wieder hob, brannten ſie vor Haß.

„Sie ſuchen überall und immer nach Verrätern; wiſſen Sie aber, wer der größte Verräter iſt? Ich wache oft ganze Nächte und zerbreche mir den Kopf, was wir tun ſollen. Wiſſen Sie, zu welchem Beſchluß ich gekommen bin? Wir haben keine andere Rettung, als zum Kaiſer zu gehen und ihm alles zu beichten. Er iſt ein edler Menſch, wir ſind auch edle Menſchen; warum ſollten wir uns denn nicht einigen können? Wir müſſen ihm alles ſagen und ihn

davon überzeugen, daß er die Revolution ersticken kann, wenn er Rußland alles gewährt, wonach wir streben. Ich will nach Petersburg gehen und ihm alles sagen. Was sagen Sie dazu, Golizjin? Es ist eine Gemeinheit, nicht wahr?"

„Es ist keine Gemeinheit, sondern Wahnsinn.“

„Waren Sie denn nie von diesem Wahnsinn befallen?"

„Wenn es auch je der Fall war, so ist es längst vorbei.“

„Ist es ganz vorbei?"

„Ja, vollständig.“

„Schade! Ich dachte, wir würden es zusammen tun. Dies wäre viel leichter.“

„Sie dachten doch, daß ich es für eine Gemeinheit halte, und erwarteten von mir, daß ich Sie darin unterstütze?"

„Sie haben mich jetzt wirklich in die Enge getrieben. Ich habe mich verrannt..." Pestel lächelte und blickte ihm herausfordernd in die Augen.

„Worüber wollen Sie also mit ihm sprechen?"

„Mit wem?"

„Mit dem Kaiser. Sie werden doch mit ihm bald eine Unterredung haben?"

„Wer hat es Ihnen gesagt?"

„Man bekommt manches zu hören. Sie wollten wohl nicht, daß ich es erfahre?"

— Er verdächtigt mich, er will mich vielleicht auf die Probe stellen! — sagte sich Fürst Valerian empört.

„Vielleicht verliere ich wirklich den Verstand," fuhr Pestel fort. Sein Lächeln wurde noch giftiger. „Die Verrückten haben ja auch ihre Logik. Nach meiner verrückten Logik gibt es nur zwei Auswege: entweder vernichtet man die Verschwörung, oder den Kaiser... Wenn Sie das eine nicht wollen, so müssen Sie sich für das andere entschließen... Über den Zarenmord waren wir uns doch, wenn ich nicht irre, einig. Sie wissen noch, bei Rnjejew?"

„Ja, ich weiß es noch.“

„Sind Sie auch jetzt noch der gleichen Ansicht?"

Golizjin gab keine Antwort. Trotz seiner Empörung fühlte er, daß Pestel irgendwie recht hatte.

„Was soll nun werden, Golizjin? Ihre Zusammenkunft mit dem Kaiser findet in einem Augenblicke statt, wo fast alles verloren

ist. Sie verstehen es ja selbst... Oder wollen Sie mir darauf keine Antwort geben?"

„Nein, ich will Ihnen keine Antwort geben. Dies geht nur mein eigenes Gewissen an. Erlauben Sie also, daß ich es mit meinem Gewissen ausmache...“ Golizhin erbleichte und kam nicht weiter.

Pestel sah ihn unverwandt an. Golizhin mußte an seine Worte: „Wo ist der ehrliche Mensch, der nicht eine Ohrfeige verdient?“ denken. Das Blut stieg ihm in den Kopf wie nach einer Ohrfeige. Pestel hatte ja wieder recht, und darin lag eben jenes Finstere, Schreckliche und Unlösliche, woran Golizhin in den letzten Monaten gar nicht denken wollte: „Man muß töten; es muß es aber jemand anderer tun, denn ich kann es nicht.“

Vor dem Hause ertönten die Schellen der Troika. Golizhin hatte die Pferde noch auf der Station bestellt, denn er glaubte nicht, daß er bei Pestel übernachten würde.

„Der Wagen ist bereit, Durchlaucht,“ meldete Sjawenko.

Golizhin erhob sich und errötete: seine Abreise kam ihm wie eine Flucht vor.

„Auf Wiedersehen, Pestel.“

„Wo wollen Sie denn hin?“

„Ich reise ab.“

Pestel erhob sich und sagte mit veränderter Stimme, mit einem seltsamen stillen Lächeln:

„Ich bitte Sie, Golizhin, bleiben Sie noch da!“

„Nein, Pestel, unsere Unterredung ist zwecklos und fällt uns beiden zur Last. Sie hatten recht, als Sie mir von diesem Besuche abrieten.“

„Ich bitte Sie, Golizhin, bleiben Sie noch da,“ wiederholte Pestel mit der gleichen Stimme und dem gleichen Lächeln. Golizhin blickte ihn aufmerksam an und sah in diesem Lächeln einen solchen Schmerz, daß ihm das Herz stillstand.

„Wenn ich Sie irgendwie verletzt habe, Golizhin, so verzeihen Sie es mir um des Himmels willen. Sehen Sie denn nicht, daß ich in einem Zustande bin, daß man mir gar nicht zürnen darf?...“

Durch sein unbewegliches Gesicht ging ein Zittern; es war, als ob eine Larve abfallen wollte.

„Einen Wehrlosen schlägt man nicht,“ fügte er hinzu, ließ sich erschöpft ins Sofa sinken und bedeckte das Gesicht mit den Händen.

Golizhin überlegte es sich noch eine Weile, ging dann ins Vorzim-

mer und sagte dem Burschen, daß man wieder ausspannen solle. Er kehrte zu Pestel zurück, setzte sich an seine Seite und legte ihm seine Hand auf die Schulter.

„Ich will Ihre Frage beantworten, Pawel Iwanowitsch. Ich weiß, was man tun soll, doch ich kann es nicht tun; ich weiß auch, daß es eine Gemeinheit ist. Wie Sie sehen, ist meine Lage nicht besser als die Ihrige...“

Pestel sah ihn so an, als ob er erst jetzt sein Gesicht entdeckte.

„Ich bitte Sie, Pestel,“ fuhr Golitzin fort, „beantworten Sie mir auch eine Frage. Warum haben Sie mir eben gesagt, daß Sie einen Verrat vorhaben? Sie wußten ja, daß ich es Ihnen nicht glauben würde. Warum haben Sie es gesagt? Oder wollten Sie mich nur auf die Probe stellen?“

„Nein, Golitzin, ich wollte mich selbst auf die Probe stellen.“

„Und was kam dabei heraus?“

„Sie haben recht: ich werde es niemals tun. Wollen Sie wissen, wie ich darauf gekommen bin?“

„Lassen Sie es lieber, Pestel. Sie können es mir ein anderes Mal sagen, jetzt wird es Ihnen zu schwer fallen...“

„Sie glauben wohl, daß ich mich schäme? Nein, nicht im geringsten. Nach alledem, was Sie von mir wissen, brauche ich mich nicht mehr zu schämen...“

Er schwieg eine Weile und sagte:

„Sie wissen doch, was Hamlet sagt: ‚So macht Gewissen Feige aus uns allen.‘ Ich habe für meine Tapferkeit zwar einen goldenen Degen bekommen, doch ich bin feig. Nicht den Tod fürchte ich, sondern mein Gewissen. Wenn man etwas vollbringen will, muß man möglichst wenig denken. ‚Der angeborenen Farbe der Entschließung wird des Gedankens Blässe angefränfelt‘; dies hat auch Hamlet gesagt; ich lese jetzt immer Hamlet. Ich kann aber ohne Gedanken nicht leben. Ich liebe den Gedanken um seiner selbst willen, den reinen Gedanken, ohne Ziel und Nutzen. Ich lebe nur in Gedanken, im Leben bin ich tot. Ich bin weder Verbrecher, noch Held; ich bin ein durchaus gewöhnlicher Mensch, ein braver, ehrlicher Deutscher. Ich liebe auch die Bücher. Ich lese viel, auch schreibe ich ab und zu. Zwölf Jahre lang habe ich an meiner ‚Russischen Wahrheit‘ geschrieben, und könnte noch weitere zwölf Jahre daran schreiben. Ich mache wie Archimedes in der belagerten Stadt meine Berechnungen und sage mir: mag alles zugrunde gehen, nur meine Berechnungen

müssen stimmen. Ich sage mir, wenn ich nicht denke: ‚Ja, man muß den Zaren töten‘. Ich glaube sogar, daß ich ihn wirklich hasse. Wenn ich aber darüber nachdenke, so sage ich mir gleich: Wofür soll man ihn hassen? Wofür soll man ihn töten? Er ist ja ein gewöhnlicher Mensch wie wir alle; ein Durchschnittsmensch, der sich in einer verzweifeltsten Lage befindet. Dann fühle ich weder Haß, noch den Willen dazu. Und so geht es mir mit allen meinen Gefühlen. Ich habe überhaupt keine Gefühle, alles wird von der Vernunft beherrscht. Mein Kopf ist voller Gedanken, doch mein Herz ist wie eine hohle Ruß...“

„Sie verleumdten sich selbst, Pestel: Sie sind doch von einem großen Gefühl erfüllt...“

„Welches Gefühl meinen Sie? Die Liebe zum Vaterlande? Ich habe ja auch selbst geglaubt, daß ich es liebe. Doch nein, ich liebe es nicht. Was ist denn überhaupt Liebe? Wenn ich einen so lieb gewinne, daß ich aus meinem eigenen ‚Ich‘ heraustrete und im anderen aufgehe? Wenn ich es so anstelle, daß ich nicht mehr ‚Ich‘ bin, sondern ‚Er‘? Sie meinen doch so ein Kunststück? Oder den Glauben? Ein Wunder? Nach der Logik kann man weder glauben, noch lieben. Die Logik sagt, daß zweimal zwei vier ist; die Liebe ist aber ein Wunder und behauptet, daß zweimal zwei fünf ist. Im Evangelium heißt es: ‚Liebet einander‘. Wie soll man es aber anstellen, wenn man keine Liebe im Herzen hat? Es ist genau so, als wenn man einem Ertrinkenden sagte, er solle sich selbst an den Haaren herausziehen. Es ist ein böser Scherz. Sie können mich totschiagen, ich weiß aber wirklich nicht, was Liebe ist. Und je mehr ich mich anstrenge, zu lieben, um so weniger liebe ich. Sagen Sie mir doch im Ernst, Golizhin, was soll man tun, wenn man nicht lieben kann? Soll man beten? Glauben Sie übrigens an Gott?“

„Ja.“

„An welchen Gott? Was ist Gott? Man sagt, Gott sei die Liebe. Bei uns in Litzyn hat neulich ein Schwein einem zweijährigen Mädchen den Kopf abgenagt. Das Kind ist unschuldig, das Schwein ist unschuldig, und Gott soll trotz alledem die Liebe sein? Mein Freund Barjatinskij ist zwar ein schlechter Dichter, doch eines hat er viel besser, als Voltaire gesagt:

En voyant tant de mal couvrir le monde entier
Si Dieu même existait, il faudrait le nier.

Wissen Sie noch, was ich Ihnen in Petersburg gesagt habe: meine Vernunft weiß von Gott, doch mein Herz lehnt Ihn ab. Auch ohne Gott gibt es genug Leid. Ich sah in der Schlacht bei Leipzig die Qualen der Verwundeten: es überläuft mich kalt, noch jetzt, wenn ich daran denke. Und doch hatte ein jeder von ihnen gewußt, daß auch kein einziges Haar gegen den Willen des Himmlischen Vaters von seinem Haupte fallen werde. Nach der Einnahme von Leipzig fand ich in einer Apotheke Gift. Ich kaufte mir ein Fläschchen und trage es immer bei mir."

Er holte aus einer Schublade ein Fläschchen hervor und zeigte es Golitzin.

"Dies Fläschchen enthält mehr Freiheit, als alle Republiken; es ist die Befreiung von allen Dingen und, was das Wichtigste ist, von uns selbst. Ich habe eben gesagt: entweder muß man die Verschwörung vernichten, oder den Zaren; es gibt aber noch einen dritten Ausweg: man kann auch sich selbst vernichten. Cicero sah im Selbstmord die größte Geistesstärke. Auch Voltaire sagt in *Méropé*:

Quand on a tout perdu, quand il n'y a plus d'espoir.
La vie est une honte et la mort un devoir.

Ja, ein würdiger Tod ist die höchste Pflicht. Glauben Sie auch an die Unsterblichkeit der Seele, Golitzin?"

"Ja."

"Ich verstehe noch, daß man daran glauben kann, doch ich kann unmöglich begreifen, wie man sich diese Unsterblichkeit wünschen kann," sagte Pestel fortfahrend. "Das Leben ermüdet uns so, daß man glauben sollte, der Tod genüge nicht, um davon auszuruhen. Der Tod ist wie eine Herberge, nach der man sich sehnt, wenn man an einem heißen Tage im Postwagen herumgeschüttelt wurde: es ist so schön, sich in ein sauberes Bett zu legen, sich zu strecken, tief Atem zu holen und sofort einzuschlafen..."

Er schloß die Augen, stützte den Kopf in die Hände und preßte sich die Schläfen zusammen.

"Was wollte ich noch? Warten Sie, etwas sehr Wichtiges habe ich noch vergessen; ich vergesse immer alles. Meine Gedanken kommen wohl vor Sieber so durcheinander. Ich habe zwanzig Jahre lang geschwiegen und jetzt spreche ich auf einmal. Ich spreche zu Ihnen, Golitzin, weil Sie gut zuhören können. Das Zuhören ist sehr

schwer, viel schwerer als das Sprechen; Sie können es aber gut. Wenn Sie einen so durch Ihre Brille anblicken, gleichen Sie einem Arzt oder einem gutmütigen lutherischen Pastor. Ich bin ja selbst lutherisch. In Dresden hatte ich einmal einen Lehrer; er hieß von Seidel, war ein gutmütiger alter Deutscher, Herrnhuter und großer Mystiker. Er trug eine Brille wie Sie und sah Ihnen auch sonst ähnlich. Er las meistens die Apokalypse und behauptete, darin alles zu verstehen. Er sang oft das Lied: ‚Eine feste Burg ist unser Gott‘; er sang es so schön, daß mir jedesmal Tränen in die Augen traten... Wissen Sie, Golizhin, wenn man Fieber hat, allein im Zimmer sitzt und immer in eine finstere Ecke blickt, kommt es einem vor, als ob dort jemand stehe. Man sieht genau, daß die Ecke leer ist, und doch kommt es einem so vor... Dasselbe ist jetzt auch mit mir. Sie glauben, ich phantasie? Nein. Man soll nicht in die Ecke schauen... Ich habe dort auf dem Tisch ein Bild stehen. Es ist meine Schwester Sophie. Ein schönes Mädchen, nicht wahr? Ich sagte soeben, daß ich niemand liebe. Die Schwester liebe ich aber. Es ist doch nicht die richtige Liebe. Christus sagt: ‚Wer ist meine Mutter? Und wer sind meine Brüder?‘ — Sagen Sie, übrigens, Golizhin, haben Sie in Tultschin Lunin kennen gelernt?“

„Ja.“

„Hat er Ihnen erzählt, daß ihm sein sterbender Vater in der Todesstunde erschienen sei? Das ist wohl Magnetismus. Vielleicht auch Scharlatanerie. Lunin will daran um jeden Preis glauben. Er zwingt sich, daran zu glauben, und doch ist sein Glaube nicht sehr groß... Fieberfranke sehen Dinge, die es nicht gibt. Kant behauptet es auch von den Gesunden: die ganze Welt sei ein Gespenst. Wie gern möchte ich doch auch einmal ein Gespenst sehen, wenn auch ein ganz kleines Gespenstchen. Wenn man es sich durchaus wünscht und seinen Willen sehr anspannt, kann man vielleicht auch eines sehen. Ich spreche aber immer noch nicht von dem, was ich wollte... Wissen Sie nicht, Golizhin, was hat Aristoteles zuerst geschrieben: die Politik oder die Metaphysik? Ich glaube, er sollte zuerst die Metaphysik schreiben. Eine feste Burg ist unser Gott. Beim heiligen Augustin ist die Politik der Gottesstaat. Bei mir ist sie ein Staat ohne Gott. Nach meiner ‚Russischen Wahrheit‘ sind die Popen gewöhnliche Beamte. Vielleicht ist es doch nicht das Richtige? ... Ich bin zwar Deutscher und Lutheraner, doch ich liebe den orthodoxen Gottesdienst, den Weihrauch und die Gefänge. Wenn ich das Kiewer

Kloster besuche, beneide ich immer die Mönche. O beata solitudo, sola beatitudo! Nach der Revolution gehe ich ins Kloster und werde Mönch. Im Ernst, so werde ich enden... Es ist aber noch immer nicht das, was ich Ihnen sagen wollte..."

Er hielt inne, rieb sich die Stirne, lächelte und verzog das Gesicht ebenso kindlich und hilflos, wie vorhin, als er das Chinin hinunterschluckte.

„Sie sollten sich doch hinlegen, Pestel, Sie sind krank,“ sagte Fürst Valerian.

„Es macht nichts. Es ist nur ein leichtes Fieber. Die Gedanken kommen dabei allerdings etwas durcheinander, dafür sind sie aber viel klarer. Wollen Sie Tee? ... Ach ja, endlich fällt es mir ein! Kennen Sie den Murawjowski'schen ‚Katechismus‘?“

„Ja, ich kenne ihn.“

„Sonderbar. Murawjow glaubt, daß wir gegen den Zaren und mit dem Heiland sind. Der Zar glaubt aber, daß er gegen uns und gleichfalls mit dem Heiland ist. Mit wem ist nun der Heiland? Oder mit wem ist er nicht? ‚Mein Reich ist nicht von dieser Welt?‘ Und wie ist es dann mit dem Gottesstaate? Hier stimmt etwas nicht. Dann ist vielleicht meine Auffassung besser: die Popen sind Beamte, die Politik ist der Menschenstaat und fertig... Ich glaube, Murawjow will seinen Katechismus im Volke verbreiten. Er ist um das Volk, um die Geringen besorgt. Was ist das Volk? Ich glaube, daß das Volk immer das Gesicht haben wird, das seine Führer gerade haben wollen. Sie werden mir darauf sagen, ich sei ein schlechter Demokrat? Ja, solche Dinge soll man nicht laut sagen... Was glauben Sie, Golizhin, ist Murawjow imstande, zu töten?“

„Ich glaube ja.“

„Merkwürdig! Er liebt alle, er liebt seine Feinde, er kann keiner Fliege etwas zuleide tun, und doch ist er imstande zu töten. Er wird aus Liebe töten. Napoleon sagte: ‚Ein Mann wie ich, spuckt auf das Leben einer Million Menschen!‘ Das ist begreiflich und einfach, viel zu einfach, beinahe dumm. Man sagt, daß ich gerne den Napoleon spielen will. Ich würde aber nie so sprechen, und wenn ich es auch gesagt hätte, ich würde nie damit prahlen. Auch dies ist begreiflich. Doch ein Mord aus Liebe? Seine Seele verlieren, um sie zu erhalten, nicht wahr? ... Können Sie deutsch lesen?“

„Ja, Pestel, doch wozu dies alles? ...“

„Nein, nein, hören Sie nur zu ...“

Auf dem Tische lag eine große alte Lutherbibel in Ledereinband mit Messingschließen. Pestel schlug sie auf.

„Ich lese jetzt immer die Bibel; Shakespeare und die Bibel. Man sagt, daß einer, der die ganze Bibel durchliest, verrückt werden muß. Vielleicht werde ich auch davon verrückt. Hören Sie: ‚Kannst du den Leviathan ziehen mit dem Haken? Kannst du ihm einen Angel in die Nase legen, und mit einem Stachel ihm die Backen durchbohren? Seine stolzen Schuppen sind wie feste Schilde, fest und enge ineinander. Auf seinem Halse wohnt die Stärke, und vor ihm her hüpfet die Angst. Er achtet Eisen wie Stroh, und Erz wie faul Holz. Auf Erden ist ihm niemand zu gleichen. Er ist ein König über alles stolze Wild.‘ — Der Leviathan war auch in Napoleon, als er sagte: ‚Ich spucke auf das Leben einer Million,‘ und im Schwein, als es dem Kinde den Kopf abnagte. Dies ist also das Ziel der Wege Gottes? Da kann man wirklich verrückt werden! Der englische Philosoph Hobbes nannte seinen Staat — Leviathan, und der heilige Augustin nannte den seinigen — Gottesstaat. Mein Lehrer, Herr von Seidel, glaubte dagegen, daß der Leviathan das Tier der Apokalypse sei. Man kann wirklich nicht klug werden, wo Gott und wo das Tier ist. Alles geht durcheinander. Daraus kann man wohl auch ableiten, daß man im Namen Gottes und aus Liebe töten kann, nicht wahr? ...“

„Nein, Pestel, es ist doch nicht so. Warum lachen Sie darüber? Warum quälen Sie sich?“

„Ich lache gar nicht, Golizhin, ich quäle mich nur; oder jemand quält mich, tötet mich aus Liebe... Ich werde wohl die Hauptsache nicht verstehen. Murawjow hat einmal von mir gesagt: ‚Es gibt Dinge, die man nur mit dem Herzen begreifen kann und die selbst für den schärfsten Verstand ein ewiges Rätsel bleiben müssen.‘ Ich verstehe nichts mit dem Herzen. Mit dem Herzen bin ich dumm. Sagen Sie es ihm, wenn Sie ihn sehen... Er liebt mich übrigens nicht...“

„Er liebt Sie nicht, weil er Sie nicht kennt,“ entgegnete Golizhin.

„Kennen Sie mich?“

„Ja, jetzt kenne ich Sie.“

Golizhin lächelte. Auch Pestel lächelte; dies Lächeln ließ sein Gesicht plötzlich jünger und schöner erscheinen: es war, als ob eine tote Maske von einem lebendigen Gesicht herabgefallen wäre. Jetzt

hatte er große Ähnlichkeit mit dem sechzehnjährigen Mädchen, dessen Bildnis auf seinem Tische stand.

„Sie kennen sich selbst nicht, Pestel,“ fuhr Golizhin fort. „Sie sind Murawjow sehr ähnlich und zugleich sehr unähnlich.“

„Ich könnte also auch aus Liebe töten?“

„Nein, Sie könnten es nicht. Sie töten nur sich selbst. Dies ist ja übrigens ganz gleich. Sie verlieren ja auch Ihre Seele, Sie haben sie beinahe schon verloren, um sie zu erhalten... Hören Sie:“

Fürst Valerian schlug das Evangelium Johannis auf und las:

„Ein Weib, wenn sie gebieret, so hat sie Traurigkeit; denn ihre Stunde ist kommen. Wenn sie aber das Kind geboren hat, denket sie nicht mehr an die Angst um der Freude willen, daß der Mensch zur Welt geboren ist. Und ihr habt auch nun Traurigkeit; aber euer Herz soll sich freuen...“

Pestel hörte schweigend und lächelnd zu; er war aber so blaß geworden, daß Golizhin fürchtete, er werde in Ohnmacht fallen.

„Nun wollen wir schlafen gehen, Pawel Iwanowitsch. Ich muß morgen sehr früh abreisen.“

Golizhin rief den Burschen und sagte ihm, daß man beim Sonnenaufgang einspannen solle.

„Wo reisen Sie hin?“ fragte Pestel.

„Ins Leschtschiner Lager bei Schitomir. Dort finden Verhandlungen der Wassilkower Sektion mit der Gesellschaft der Vereinigten Slawen statt.“

„Worüber wollen sie verhandeln?“

„Sie wollen entscheiden, wann man anfangen soll.“

„Glauben Sie, daß sie auch anfangen werden?“

„Ja, ich glaube es.“

„Wie zweimal zwei fünf ist?“

„Ich weiß nicht,“ entgegnete Golizhin. „Sie sagen ja selbst, daß man nicht zu viel nachdenken soll, wenn man etwas tun will.“

„Und wenn sie anfangen, werden Sie mittun?“ fragte Pestel.

„Gewiß,“ erwiderte Golizhin.

„Sagen Sie ihnen, sie mögen nur anfangen; wir werden nicht zurückbleiben. Vom Leschtschiner Lager kommen Sie aber wieder zu mir; ich möchte Sie gerne wiedersehen.“

„Wenn es geht, werde ich kommen.“

„Nein, Sie müssen es mir versprechen.“

„Gut, Pestel, mein Wort darauf.“

„Danke, danke für alles! Gute Nacht, Golizhin.“

Pestel legte sich auf das Sofa im Arbeitszimmer und trat dem Gast sein eigenes Bett ab. Wie sehr sich auch Golizhin dagegen wehrte, wie sehr er ihn zu überzeugen suchte, daß er, der Kranke, mehr der Ruhe bedürfe, Pestel setzte doch seinen Willen durch.

Über dem Bett hing der goldene Degen, mit dem Pestel für seine Tapferkeit bei Borodino ausgezeichnet worden war. Im Schlafzimmer stand auch ein eisenbeschlagener Koffer mit großem Vorhängeschloß. Golizhin schien es, daß dieser Koffer die „Russische Wahrheit“ enthalte. Am Kopfende des Bettes hing ein Kruzifix und ein zweites kleineres Bild der Schwester; auf diesem Bilde war Sophie jünger, etwa zwölfjährig, und hatte ein kindliches Gesicht mit aufgeworfenen Lippen und großen schwarzen Augen, die wie bei Pestel etwas hervorstanden und schwer und gar nicht kindlich blickten. Auf dem Bilde stand eine französische Widmung, schulmäßig hingeschrieben: „Meinem lieben Pawel. — Wassiljewskoje, den 13. Juli 1819.“

Auf dem Nachttischchen lag ein Evangelium in Kirchenlawisch mit einer Widmung des Vaters. Zwischen den Blättern lagen trockene Blumen; auf der ersten vergilbten Seite stand mit Pestels Handschrift geschrieben: „Heute, an meinem Geburtstage, d. 2. Mai 1824, hat mir Sophie ein Kreuzchen und Mütterchen einen Ring zum Andenken geschenkt. Von diesen beiden Gegenständen werde ich mich nie trennen, ich werde sie bis zu meinem letzten Atemzuge bei mir tragen, als das Wertvollste von allem, was ich habe. Sophie war mit mir, als ich verwundet auf dem Schlachtfelde lag und auf den Tod wartete. Ich weiß, daß sie auch in meiner letzten Stunde mit mir sein wird.“

Die einzige Türe verband das Schlafzimmer mit dem Arbeitszimmer. Um fünf Uhr früh kam der Bursche Ssawenko zu Golizhin barfuß, auf den Fehenspitzen geschlichen, brachte ihm ein Glas Tee, weckte ihn, indem er leise seine Schulter berührte, und meldete, daß der Wagen vor dem Hause warte. Während sich Golizhin ankleidete, erzählte er ihm flüsternd, daß der Herr Oberstleutnant ihm befohlen habe, ihn heute früh zu wecken, denn er wolle sich noch von dem Fürsten verabschieden; er, Ssawenko, bringe es aber nicht übers Herz: es sei die erste Nacht, daß der Herr Oberstleutnant gut schlafe; bisher habe er viele Nächte nicht geschlafen. Er teilte auch Golizhin seine Befürchtungen über die „Spigone“ und den Hauptmann Maiboroda mit. Offenbar war er seinem Herrn sehr zugetan.

Der Bursche trug das Gepäck hinaus. Golizhin mußte durchs Arbeitszimmer und bemühte sich, ebenso unhörbar aufzutreten, wie vorhin Sjawenko. Pestel schlief auf dem Sofa. Golizhin blieb im Vorbeigehen stehen und blickte ihm ins Gesicht. Im trüben Morgenlichte erschien es leichenblaß; die feinen Brauen zuckten ab und zu — er schien auch im Schlafe zu denken.

Golizhin beugte sich über ihn und küßte ihn leise auf die Stirne. Die Augenlider des Schlafenden zuckten. Golizhin glaubte, daß er erwachen würde; doch nein: er lächelte nur, ohne die Augen zu öffnen, und bei diesem Lächeln erschien sein Gesicht wieder jünger und schöner. Vielleicht träumte er wie damals, auf dem Schlachtfelde von Borodino, daß Sophie mit ihm sei.

Sürst Valerian fühlte, daß auch seine Sophie mit ihm sei.

VI.

Das Leschtschiner Lager lag fünfzehn Werst abseits von der großen Poststraße, die von Schitomir nach Berditschew führte; die 8. Artilleriebrigade stand im Dorfe Mlinischtsche, 3 Werst von Leschtschino entfernt. Die Quartiere waren schlecht: alle Bauernhäuser waren überfüllt, so daß die meisten Offiziere in Zelten und in Baracken wohnen mußten.

In einer dieser Baracken lagen auf ihren Betten zwei blutjunge Leutnants der 8. Brigade: der neunzehnjährige Sascha Frolow und der etwas ältere Mischä Tschernoglasow. Mischä lag auf dem Rücken, mit übergeschlagenen Beinen, rauchte eine Pfeife und sang mit unnatürlich heiserer Stimme:

Bin geboren für den Krieg,
Meinem Zaren treu zu dienen . . .

Die Baracke war aus Strauchwerk erbaut und mit Lehm bestrichen. Innen sah es wie auf einem Dachboden aus; die Betten standen auf dem Erdboden eng beieinander. Fenster gab es keine, das Licht kam durch die Türe herein. Jetzt war die Türe geschlossen und im Schuppen war es dunkel: ein einzelner Sonnenstrahl drang durch eine Ritze im Dache über Saschas Bett und malte an der Wand ein kleines lebendes Bild, das wie in einer Camera obscura auf dem Kopfe stand: unten sah man den blauen Himmel mit runden weißen Wolken und oben ein gelbes Roggenfeld, grüne Bäume, Windmühlen, weiße Zelte und Soldaten, die auf dem Kopfe mar-

scherten. Ab und zu trübte sich das Bild, floß auseinander, wurde dann wieder hell und verbreitete im Dunkeln ein märchenhaftes Regenbogenlicht. Sascha betrachtete es entzückt. „Es wäre schön,“ sagte er sich, „wenn auch in der Wirklichkeit alles auf dem Kopfe stünde: es ist so unheimlich und so lustig...“

„Wir wollen doch zu den Slawen gehen,“ sagte Tschernoglasow.

Wenn er gesagt hätte: „Gehen wir zu den Zigeunern“ oder: „zu den Mädchen“, so hätte ihn Sascha verstanden. Was aber die Slawen bedeuteten, wußte er nicht; er wollte aber nicht zeigen, daß er es nicht wußte, denn er schämte sich, etwas nicht zu wissen, was alle wußten und was wohl notwendig war, um als flotter Offizier zu gelten.

„Nein, Mischka, beim Hauptmann Pnchatschow spielt man heute Bank. Ich muß versuchen, meinen Verlust zurückzugewinnen: neulich spielte ich nach der zweiten Taille Mirandole, es kam aber Route heraus und so verspielte ich alles,“ entgegnete Sascha mit geheuchelter Gleichgültigkeit. Er warf seine Beine ebenso empor, wie Tschernoglasow, den er in allen Dingen nachahmte, und sang:

Ich werde mich betrinken
Wie ein gemeines Schwein . . .

„Pnchatschow wird nicht zu Hause sein: er ist bei den Slawen.“

„Dann wollen wir nach Schitomir ins Theater gehen: im Thor gibt es Eine, die gar nicht übel ist...“

Sascha fielen die Anzeigen ein, die in der Stadt von geschminkten Zirkusreiterinnen verteilt wurden: „Um sieben Uhr abends werden Pantomimen, gymnastische Spiele und Balancierkünste gezeigt werden.“ Das Theater, das zugleich als Zirkus diente, war ein langer Bretterschuppen, mit stinkenden Talglichtern statt Lampen, Holzbänken statt Stühlen, und vier Juden, die Geige und Zimbel spielten, statt eines Orchesters. Doch die Herren Offiziere besuchten gerne dieses Theater, denn man konnte dort leicht Bekanntschaft mit hübschen polnischen Provinzdamen machen.

„Mag das Theater der Teufel holen! Gehen wir doch lieber zu den Slawen,“ entgegnete Tschernoglasow.

„Wer sind eigentlich die Slawen?“ fragte Sascha, der es schließlich doch nicht aushielt.

„Weißt du es denn nicht? Das wissen ja alle. Es ist aber ein großes Geheimnis...“

„Wie ist das möglich? Ein Geheimnis, das alle wissen?“

„Nun ja, für die Vorgesetzten ist es ein Geheimnis, die Kameraden wissen es aber alle. Die Slawen sind Verschwörer...“

Sascha richtete sich auf einem Ellenbogen auf und riß vor Erstaunen die Augen weit auf.

„Verschwörer? Wie die Freimaurer?“

„Es sind keine Freimaurer, sondern Mitglieder der Geheimen Gesellschaft Wohlgefinnter Männer, die den Eid geleistet haben, das Los ihres Vaterlandes zu verbessern,“ sagte Mišča wie aus einem Buche lesend. Dann schwieg er höchst geheimnisvoll.

„Im Ernst? Du lügst doch nicht?...“

„Warum sollte ich lügen? Komm doch mit, dann kannst du es mit eigenen Augen sehen.“

„Geht es denn so ohne weiteres? Niemand kennt mich ja dort...“

„Es macht nichts, ich werde dich dort vorstellen. Alle Unsrigen sind dort. Es ist ja längst Zeit, daß du als guter Kamerad... Oder hast du Angst? Ja, mein Lieber, so ungefährlich ist die Sache nicht. Was werden wohl Mamachen und Papachen dazu sagen? ... Wenn du Angst hast, dann...“

Sascha errötete, Tränen traten ihm in die Augen.

„Schämst du dich nicht, Mišča? Habe ich denn je anders als ein guter Kamerad gehandelt, habe ich etwas nicht mitgemacht, wo alle dabei waren? Selbstredend gehe ich mit!“

Die Versammlung der Slawen und des Südbundes sollte um 7 Uhr abends in der Wohnung des Artillerieleutnants Andrejewitsch II stattfinden. Das Haus stand ganz einsam am Rande des Dorfes auf dem steilen Abhange über dem Flößchen Gujwa, von Fichtenwald umgeben. Hier lag ein alter Uniatenfriedhof mit einer baufälligen Kapelle. Das Haus gehörte dem Küster dieser Kapelle. Er hatte es Andrejewitsch vermietet und wohnte selbst im Badhause; Andrejewitsch war also im Hause ganz allein; selbst seinen Burschen hatte er für diesen Abend nach Schitomir geschickt. Die Verschwörer, die aus dem Leschtschiner Lager geritten kamen, ließen ihre Pferde im Dorfe zurück und gingen durch den Wald zu Fuß und einzeln, um keinen Verdacht zu erregen.

Als Sascha und Mišča sich dem Hause näherten, herrschte selbst in der Natur eine Verschwörerstimmung. Der Abend war schwül; der Himmel und die Erde hielten vor dem Gewitter den Atem an.

Ab und zu kam ein Windhauch, leise wie ein Seufzer; die Wipfel der Fichten tuschelten geheimnisvoll miteinander, und dann wurde alles noch stiller, noch geheimnisvoller.

Als sie ins Haus traten, kamen Sascha selbst die ihm bekannten Kameraden unbekannt vor. „So sehen also Verschwörer aus!“ sagte er sich. Die Talgkerzen auf dem langen Tisch flackerten unheilverheißend, und die weißen Wände schienen zu flüstern: Seid vorsichtig, denn auch die Wände haben Ohren! In den dunklen Fenstern zuckte ein Wetterleuchten nach dem anderen: himmlische Verschwörer gaben den irdischen Verschwörern geheimnisvolle Zeichen.

Die Sitzung hatte noch nicht begonnen. Tschernoglasow stellte Sascha Pjotr Iwanowitsch Borissow, Gorbatschewskij und dem Major des Pensenschen Infanterieregiments Spiridow, der eben erst zum Vermittler zwischen den Slawen und dem Südbunde gewählt worden war, vor.

„Sie sind uns willkommen,“ sagte Gorbatschewskij. „In welche Gesellschaft wollen Sie eigentlich eintreten, in die unsrige oder in den Südbund?“

Sascha wußte nicht, was er darauf sagen sollte.

„In den Südbund,“ sagte für ihn Tschernoglasow.

„Hier, lesen Sie dies, um sich über die Ziele der Gesellschaft zu orientieren.“ Gorbatschewskij reichte ihm ein blaues Heft, das mit einer engen Schreiberhandschrift vollgeschrieben war. Es war das „Testament des Staates“, ein kurzer Auszug aus der Pestelschen „Russischen Wahrheit“ für die neueintretenden Mitglieder.

Sascha setzte sich an den Tisch und versuchte zu lesen. Er konnte es aber nicht recht verstehen, auch kam ihm das Ganze sehr langweilig vor. Er hatte noch nie im Leben an Politik gedacht. Er wußte gar nicht, was die Worte Konstitution, Revolution und Republik bedeuteten. Er verstand nur den einen Passus: „Das Ziel der Gesellschaft ist die Einführung der republikanischen Staatsform in Rußland durch einen bewaffneten Aufstand und die Vernichtung aller Mitglieder des regierenden Hauses.“ — „Ja, so ungefährlich ist die Sache nicht,“ sagte er sich, und plötzlich war es ihm so lustig zumute, lustig und unheimlich.

Er stellte sich so, als ob er das Heft studiere; in der Tat lauschte er aber den Gesprächen und musterte die Anwesenden. Es gab viele Vorgesetzte: Kompagniechefs, Brigade-, Bataillons- und Regimentskommandeure. Der Blick eines jeden von ihnen in der Front ge-

nügte, um über Saschas Schicksal zu entscheiden; ein jeder von ihnen durfte ihn anschreien, schelten und vors Gericht stellen; das durften sie dort; — hier durften sie es nicht: hier waren alle gleich, als ob die Republik schon proklamiert wäre. Hier war alles verkehrt: die Vorgesetzten wurden zu Untergebenen, und die Untergebenen zu Vorgesetzten. Alles war so neu und so ungewohnt, so verkehrt, wie auf dem kleinen Bildchen, das der Sonnenstrahl an der Wand malte: die Erde war oben, und der Himmel unten. Der Kopf schwindelte dabei, doch es war so schön, so unheimlich und so lustig. Es tat ihm gar nicht leid, daß er auf die Karten und die Pantomimen verzichtet hatte.

„Wollen wir etwas trinken,“ rief ihm Tschernoglasow zu.

Sie gingen in die Cäe, wo ein kleiner Tisch gedeckt war.

„Alle Wohlgesinnten haben beschlossen, das Joch der Autokratie von sich abzuschütteln. Wir haben genug gelitten, es ist eine Schande, die vielen Erniedrigungen über sich ergehen zu lassen!...“ sagte mit seiner ans Befehlen gewöhnten Baßstimme der Kommandeur des 8. Husarenregiments von Achtrka, Oberst Artamon Sacharowitsch Murawjow, ein ungewöhnlich dicker Mann mit blaurotem Gesicht. Er trank ein Glas Brantwein, dem er ein Stück Hering folgen ließ. Er zählte eine Reihe von Namen der hervorragendsten Staatsmänner auf und fügte nach je zwei oder drei Namen hinzu:

„Diese Kanailen!“

Er rollte seine Augen, das fette Kinn zitterte, die Halsadern blähten sich ebenso, wie wenn er in der Front seine Husaren anschrie: „Das siebte Peloton! Kanailen! Schlast ihr alle? Paßt auf, daß ich euch nicht wecke!...“

Er schimpfte auf alle, besonders aber auf den Kaiser.

„Man sollte einen Galgen bauen und ihn zu allererst aufhängen; an seinen Beinen aber alle seine Brüder!...“

Sascha konnte vor Aufregung kaum atmen; er erinnerte sich noch, wie der gleiche Artamon Sacharowitsch neulich auf einem Ball beim Polen Pan Poljanowski mit der Anhänglichkeit aller Russen an den Zaren und das Vaterland prahlte und den Ausspruch wiederholte, den er angeblich vor der Schlacht bei Borodino gemacht hatte: „Wenn ich falle, öffnet meine Brust; ihr werdet dann auf meinem Herzen den Abdruck des Doppeladlers mit der Chiffre A. P. (Alexander Pawlowitsch) sehen.“ Und jetzt redete er ganz anders! Darüber wunderte sich Sascha übrigens ebensowenig, wie über den Um-

stand, daß auf dem umgekehrten Bilde die Menschen auf den Köpfen standen.

„Lieber Wedenjapin, schenk mir ein Glas Pfefferschnaps ein,“ wandte sich Artamon Sacharowitsch an den Leutnant Wedenjapin, den er erst vor wenigen Minuten kennen gelernt hatte und den er bereits duzte.

Er trank aus, räusperte sich, verschlang einen gesalzenen Pfefferling und ging von der Politik auf die Frauen über:

„Neulich hat mir Panna Jadwiga Sigismundowna erzählt, daß man in Paris ganz durchsichtige Hemden erfunden hätte; wenn man so ein Hemd anhat, ist alles wie durch Glas zu sehen...“

Er erzählte im Anschluß daran einen unanständigen Witz und lachte; es klang wie das Poltern eines schwerbeladenen Wagens auf schlechtem Pflaster.

Ušernoglasow stellte Sascha Artamon Sacharowitsch vor. Der Husarenoberst sagte zu ihm schon nach fünf Minuten „du“, klopfte ihm auf die Schulter und traktierte ihn mit Schnaps.

„Du bist so jung, willst aber schon dein Leben für das Wohl des Vaterlandes opfern! Ja, die Jugend, die Jugend! Ich liebe die Jugend! Trinken wir noch eins, Sascha!“

Er umarmte und küßte ihn. Er roch entsetzlich nach Schnaps, Hering und Lavendelwasser, das er in großen Mengen gebrauchte; er hatte schmutzige Fingernägel und trug an allen Fingern Ringe mit Steinen, die unecht ausfahen; auch in seinem ganzen Äußeren war etwas durchaus Unehntes. Sascha glaubte aber, daß ein richtiger Verschwörer gerade so aussehen müsse.

„Ich kann gar nicht sagen, wie sehr mir dieses fette Vieh mißfällt!“ sagte eine Stimme so laut, daß Sascha sich umwandte; Artamon Sacharowitsch überhörte aber die Bemerkung, oder stellte sich nur so, als ob er sie überhört hätte.

Der Leutnant im Ušernigowschen Regiment und Mitglied des Südbundes, Anastassij Dmitrijewitsch Kusmin, oder, wie ihn die Soldaten nannten, Nastassej Mitritsch, oder noch kürzer — Nastasjusčka, war stachelig und rauh wie ein Igel; seine schwarzen Haare waren struppig, der Schnurrbart ungepflegt und der Backenbart so zerzaust, als ob ihn von hinten immer ein starker Wind anblies; die schwarzen Augen standen weit und etwas schief auseinander und blickten so wütend, daß ihn die Kameraden aus diesem Grunde oft den „Räuber

von Murom“ nannten; das Lächeln war aber mild und rechtfertigte den Frauennamen „Nastasjusčka“.

Neben Kusmin stand ein junger schlanker Offizier mit blassem schönem Gesicht, das etwas an das Gesicht Lord Byrons erinnerte; es war der Leutnant vom gleichen Regiment, Masilewskij.

Als Artamon Sacharowitsch sich so stellte, als ob er die Bemerkung überhört hätte, und die Rede wieder auf die Politik brachte, schielte Kusmin wütend zu ihm herüber und sagte noch lauter:

„Dieser Aufschneider!“

„Laß es, Nastassej Mitritsch,“ suchte ihn Masilewskij zu besänftigen, indem er ihm wie einem bösen Hunde den Kopf streichelte. „Du bist doch wirklich ein Stachelschwein! Was wütest du so, was fällst du so über die Menschen her, du Räuber?..“

„Laß mich in Ruhe, Masilewskij! Ich kann solche Aufschneider nicht leiden...“

„Wissen Sie, meine Herren, unsere Nastasjusčka hätte neulich um ein Haar einen Menschen umgebracht,“ begann Masilewskij, um die Aufmerksamkeit abzulenken und einem Streit vorzubeugen.

Die Sache verhielt sich so. Kusmin setzte sich einmal aus irgendeinem Grunde in den Kopf, daß der Aufstand von heute auf morgen ausbrechen müsse; er rief seine Soldaten zusammen und erzählte ihnen von der Verschwörung. Die Soldaten, die ihm sehr ergeben waren, schworen, ihm überallhin zu folgen. Darauf erschien er in einer Versammlung der Gesellschaft und meldete, daß seine Kompagnie vollkommen bereit sei und nur noch auf einen Befehl warte. „Wann soll denn der Aufstand beginnen?“ fragte er einen jeden. — „Du kommst zu früh, mußt dich noch eine Zeitlang gedulden,“ antwortete man ihm. — „Schade, ich glaubte, daß es schon losgehe. Das leere Geschwätz führt ja zu nichts. Meine Soldaten können übrigens schweigen, ich fürchte aber, daß uns der Fährnich Boguslawskij anzeigt: ich habe ihn nach Schitomir geschickt, um die Unfrigen vom Ausbruch der Revolution zu benachrichtigen.“ — „Was hast du angestellt!“ riefen alle entsetzt aus. „Boguslawskij ist ein Dummkopf und Schwächer; er wird alles seinem Onkel, dem Kommandeur der Artillerie im 3. Armeekorps hinterbringen. Wir sind verloren!“ — „Was macht das! Kann man es denn nicht mehr ändern? Ihr werdet ihn morgen tot in seinem Bette finden!“ erklärte Kusmin. Er nahm seinen Hut und ging. Alle stürzten ihm nach. Man holte ihn ein und überredete ihn mit großer Mühe, sein Vorhaben aufzugeben.

und den Dummkopf, dem man ja leicht einreden könnte, daß es nur ein Scherz gewesen sei, zu verschonen.

„Ich werde ihn noch töten, wenn er nur muß!“ schrie Kusmin auf, als Masilewskij mit seiner Erzählung zu Ende war.

„Niemanden wirst du töten, Nastasjuschtscha! Du bist ja zu gutmütig!“

„Daß euch alle der Teufel!“ schrie Kusmin noch wütender. „Wenn man auch heute noch nicht beschließt, mit dem Aufstand zu beginnen, so trommle ich morgen meine Kompagnie zusammen und gehe allein hin!“

„Wo wirst du denn hingehen?“

„Nach Petersburg, nach Moskau, zu Teufels Großmutter, länger will ich aber nicht warten...“

Als Sascha dies alles sah und hörte, stand sein Herz still: es war ebenso wie in seiner Kindheit, wenn er auf einem Schlitten einen Eisberg hinuntersauste, oder wenn er träumte, daß ihm plötzlich jemand erlaubt habe, tolle Streiche zu verüben, Sachen zu verderben und Fenster Scheiben einzuschlagen; alles war straflos, alles war erlaubt.

„Wo wollen wir das Geld hernehmen, um die Armee zu versorgen, meine Herren?“ fragte Oberst Wassilij Karlowitsch Tiefenhäusen, ein eleganter blonder Deutscher, der immer sein Gesicht verzog, als ob er überall schlechten Geruch witterte.

„Man könnte es aus der Regimentskasse nehmen,“ schlug jemand vor.

„Und die Keller der Gräfin Branicka?“ rief Artamon Sacharowitsch aus. „Dort finden wir genug: es heißt, daß dort 50 Millionen in Gold verwahrt werden, das ist wirklich keine Kleinigkeit!“

„Ein edler Rat!“ sagte Tiefenhäusen, das Gesicht verziehend. „Wenn wir mit Raub und Diebstahl beginnen, wie wollen wir dann enden?! Nein, meine Herren, in diesem Falle tue ich nicht mit: fremdes Geld rühre ich nicht an...“

„Ja, das wissen wir, ihr Deutschen seid ehrlich,“ brummte Kusmin.

„Ich schwöre bei meiner Ehre,“ fuhr Wassilij Karlowitsch fort, „ich werde lieber mein letztes Hemd hingeben, die Röcke meiner Frau verkaufen...“

„Andere opfern ihr Leben, er will aber die Unterröcke seiner Frau opfern!“

Tiesenhausen hörte die Bemerkung und fühlte sich verletzt.

„Lassen Sie sich sagen, Herr Leutnant, daß ich Ihre Bemerkung unpassend finde...“

„Was wollen Sie machen, Herr Oberst! Wir sind hier nicht in der Front und ich spucke auf Ihre Anstandsregeln! Wenn Sie aber Satisfaktion haben wollen, ...“

„Beruhige dich, Mitritsch, laß es!...“

Andere Offiziere mischten sich ein und brachten sie mit großer Mühe auseinander. Gleich darauf entstand aber ein neuer Streit. Die Rede kam darauf, wie man die Soldaten auf den Aufstand vorbereiten sollte.

„Diese Dummköpfe braucht man nicht lange vorzubereiten,“ sagte Hauptmann Pnchatschow, der Chef der 5. berittenen Kompagnie. „Ich werde ihnen ein Faß Branntwein spendieren, die Sänger vor der Front aufstellen und kommandieren: ‚Mir nach, Kinder!‘“

„Und ich werde ihnen etwas Speck in die Suppe legen lassen, und sie werden mir folgen, wohin ich will. Ich kenne den russischen Soldaten!“ sagte Tiesenhausen mit seiner Grimasse.

„Wenn mein Regiment mir nicht folgt, so werde ich die Leute mit Stockhieben hinjagen!“ dröhnte Artamon Sacharowitsch. Es klang wieder, als ob ein Lastwagen auf schlechtem Pflaster poltere.

„Ihr wollt das Volk durch Stockhiebe befreien, — das ist eine nette Demokratie!...“ rief Gorbatschewskij aus. „Schämen Sie sich, meine Herren!“

„Aristokraten! Junker!“ zischte vor Haß erbleichend Leutnant Ssuschinow, wobei sein kränkliches boshaftes Gesicht einen solchen Ausdruck annahm, als ob ihm jemand auf ein Hühnerauge getreten wäre. „Mit solchen Leuten sollen wir uns verbinden! Jetzt sehen Sie es, meine Herren!...“

Wieder sahen alle, wie einst in Wassilkow, den tiefen Abgrund, der die beiden Gesellschaften voneinander trennte; sie konnten sich in der Tat ebensowenig vereinigen, wie Wasser und Öl.

„Worauf warten wir noch?“ fragte Ssuschinow. „Die Sitzung ist für 8 Uhr anberaumt, jetzt ist es aber bald zehn...“

„Sergej Murawjow und Bestuschew müssen gleich eintreffen,“ antwortete Spiridow.

„Sieben warten doch nicht auf einen,“ entgegnete Ssuschinow.

„Was soll man denn machen? Ohne sie kann man doch nicht anfangen...“

„Wir wollen dann einfach auseinandergehen und fertig!“

„Wie können wir auseinandergehen, ohne etwas beschlossen zu haben? Und lohnt es sich denn wegen einer solchen Bagatelle...“

„Die Ehre ist keine Bagatelle, mein Herr!“ schrie Ssuchinow. „Wer den Sakaien spielen will, der mag es tun; ich bin aber für diese Rolle nicht zu haben, merkt es euch!...“

„Sie kommen, sie kommen!“ erklärte Gorbatschewskij, nachdem er zum Fenster hinausgeblickt hatte.

Draußen hörte man Schritte und Stimmen, die Türe ging auf, und ins Zimmer traten Ssergej Murawjow, Bestuschew, Fürst Golizhin und noch mehrere Mitglieder des Südbundes; sie waren soeben aus dem Leschtschiner Lager eingetroffen.

Murawjow bat um Entschuldigung: er sei so spät gekommen, weil man ihn unerwartet aufs Stabsquartier zitiert hätte.

Alle nahmen Platz; die einen am Tisch, der mitten im Zimmer stand, die anderen auf Bänken längs der Wände. Viele fanden keinen Platz und mußten stehen. Zum Vorsitzenden wurde der Major des Penfenschen Regiments Spiridow gewählt. Er hatte ein angenehmes, ruhiges und kluges Gesicht, das zweierlei Ausdruck haben konnte: solange er sprach, schien er gar keine Zweifel zu haben; wenn er aber schwieg, drückten seine Augen Schwäche, Trägheit und Unentschlossenheit aus.

Er erklärte mit wenigen Worten den Zweck der Versammlung: die Frage von der Vereinigung der beiden Gesellschaften sollte an diesem Abend endgültig entschieden werden. Dann gab er das Wort Bestuschew.

Bestuschew sprach undeutlich, verworren und zu weitschweifig. Doch im Zittern seiner Stimme, in seinen Gebärden, im Glanze seiner Augen, in seinem bleichen Gesicht und im roten Haarschopf, der auf seinem Scheitel wie eine Flammenzunge bebte, lag eine unbesiegbare Überzeugungskraft. Er war der große Volkstribun, der Führer und Bezauberer aller Herzen. Der kleine, schwache und leichte Bestuschew flog im Sturmwinde seiner Worte empor, ohne selbst zu wissen, wohin er flog und in welche Höhen er stieg. „Die Begeisterung macht den Pygmäen zu einem Riesen,“ fiel es Golizhin ein.

Was Bestuschew sagte, läßt sich ebensowenig mit Worten wiedergeben wie Musik. Seine Rede hatte etwa folgenden Sinn:

Der Südbund verfüge über ungeheurere Kräfte. Moskau und Petersburg seien schon für den Aufstand bereit, ebenso die 2. Armee und viele Regimenter des 3. und 4. Armeekorps. Wenn man nur den richtigen Augenblick nicht versäume, könne man sofort mit dem Aufstande beginnen. Die Gesellschaft habe ihre Sektionen in Tultschin, Wassilkow, Kamenka, Kiew, Wilna, Warschau, Moskau, Petersburg und in vielen anderen Städten des Reiches. Die Polnische Gesellschaft, die über eine große Mitgliederzahl nicht nur im Königreich Polen, sondern auch in Galizien und Posen verfüge, sei bereit, mit den Russen die Gefahren des Umsturzes zu teilen und ihnen alle ihre Kräfte zur Verfügung zu stellen. Die Russische Geheime Gesellschaft stehe in Verbindung mit verschiedenen Geheimbünden Europas. Fürst Trubezkoj sei schon im Jahre 1816 im Ausland gewesen, um den Verfassungsentwurf den größten Gelehrten zur Begutachtung vorzulegen; dieser habe auch allgemein Anerkennung gefunden. Graf Polignac sei beauftragt worden, die Liberalen Frankreichs zu benachrichtigen, daß die Umwälzung in Rußland bald vor sich gehen werde. Fürst Wolkonskij, General Rajewskij, General Orlow, General Kisseljow, Juschnewskij, Pestel, Dawydow und viele andere Korps-, Divisions- und Regimentskommandeure gehörten der Gesellschaft als Mitglieder an. „Alle diese edlen Männer haben geschworen, ihr Leben für das Vaterland zu lassen!“ schloß der Redner.

Golizhin wußte, daß der Verfassungsentwurf noch keinem Menschen im Auslande gezeigt worden war, daß weder General Kisseljow, noch General Rajewskij der Gesellschaft angehörten, daß Polignac sich um die Gesellschaft ebensowenig kümmerte, wie um den vorjährigen Schnee, und daß auch fast alles andere, was Bestuschew von der ungeheueren Bedeutung der Gesellschaft gesagt, erlogen war. „Wie kann er nur so gewissenlos lügen?“ wunderte sich Golizhin.

„Das Wort hat Gorbatschewskij,“ sagte der Vorsitzende.

„Wir, die Vereinigten Slawen, haben geschworen, unser Leben der Befreiung der slawischen Völker zu weihen, und dürfen diesen Schwur nicht verletzen,“ begann Gorbatschewskij. „Werden wir denn unsere ursprünglichen Ziele verfolgen können, wenn wir uns mit dem Südbunde vereinigen? Werden unsere Ziele dem Südbunde nicht zu gering vorkommen, und wird er uns nicht verbieten, mit den übrigen slawischen Völkern Beziehungen zu unterhalten? Auf diese Weise würde er allerdings der Gegenwart die Zukunft opfern. Sind

auch die Kräfte des Südbundes wirklich so bedeutend, wie Sie behaupten?“

„Alles was er sagte, war durchaus klug, ehrlich und wahr; doch seine Wahrheit klang nach der Lüge Bestuschew's so, wie das Kraken eines Nagels auf Glas nach Musik klingt.“

„Nein, Gorbatschewskij, Sie irren. Die Umgestaltung Rußlands wird allen slawischen Völkern den Weg zur Freiheit ebnen. Wenn Rußland einmal von den Tyrannen befreit ist, wird es auch Polen, Böhmen, Mähren, Serbien, Transilvanien und die übrigen slawischen Länder befreien, überall Republiken errichten und sie zu einem Bundesstaat vereinigen,“ entgegnete Bestuschew, und es klang wieder wie Musik.

„Wir verfolgen ja dasselbe Ziel; unsere Kräfte stehen euch zur Verfügung, doch unter der einzigen Bedingung, daß ihr euch in allen Dingen der Regierenden Duma des Südbundes fügt,“ sagte er ganz nebenbei.

„Was für eine Duma? Wo ist sie? Aus wem besteht sie?“ fragte Ssuchinow.

„Das darf ich Ihnen nach dem Statut der Gesellschaft nicht sagen,“ erwiderte Bestuschew. „Sehen Sie sich aber, bitte, folgendes an...“

Er nahm einen Bleistift und ein Blatt Papier zur Hand und zeichnete einen Kreis. In den Kreis schrieb er: „Regierende Duma“. Vom Mittelpunkt des Kreises zog er mehrere Radien und zeichnete am Ende eines jeden von ihnen einen kleinen Kreis.

„Der große Kreis oder sein Mittelpunkt ist die Regierende Duma; die Radien sind die Vermittler, und die kleinen Kreise — die Sektionen, die mit der Duma nie direkt, sondern immer durch die Vermittler verkehren.“

Alle drängten sich um Bestuschew, lauschten seinen Erklärungen und betrachteten die Zeichnung mit solcher Ehrfurcht, als ob es ein Zauberzeichen wäre. Sascha reckte den Hals und blickte mit weit aufgerissenen Augen aufs Papier.

„Verstehen Sie es jetzt?“ fragte Bestuschew Ssuchinow.

„Nichts verstehe ich,“ sagte jener wieder mit solchem Gesichtsausdruck als ob ihm jemand auf ein Hühnerauge getreten wäre. „Zum Teufel Ihre Hieroglyphen! Wollen Sie mir doch die Sache ordentlich erklären, mein Herr! Wir brauchen Beweise...“

„Nein, wir brauchen keine Beweise! Wir glauben Ihnen auch so!“ riefen alle aus.

„Ja, wir glauben auch so!“ rief Sascha lauter als alle anderen. „Wozu diese Neugierde? Ihr müßt euch glücklich schätzen, daß ihr an einer so nützlichen Sache mitwirken dürft...“

Alle sahen ihn an, und er errötete.

„Was den bewaffneten Aufstand betrifft... Ich weiß wirklich nicht,“ begann ganz unerwartet Borissow. Er hatte bisher bescheiden in der Ecke gesessen und schien nichts zu sehen und nichts zu hören. Er rauchte stumm seine Pfeife und fing ab und zu Nachtfalter, die in die Flamme der Kerze flogen; er bemühte sich, ihnen die Flügel nicht zu verletzen, und ließ einen nach dem andern zum Fenster hinaus. „Sie sagten eben etwas von einem bewaffneten Aufstand, Bestuschew. Was heißt aber ein bewaffneter Aufstand? Ich weiß wirklich nicht...“

„Bewaffneter Aufstand heißt die Empörung der Armee,“ antwortete ihm Bestuschew. „Wenn die Armee genügend vorbereitet ist, kann man leicht jede beliebige Regierung stürzen. Wir haben zwei Arten von Revolution im Auge: erstens die französische, die vom Pöbel gemacht wurde und alle Schrecken der Anarchie mit sich brachte, und zweitens — die spanische, die von einer bewaffneten Macht sorgfältig vorbereitet war, doch den König belassen hat. Wir werden es besser machen, denn wir fangen damit an, daß wir den Zaren beseitigen...“

„Wenn man einen Zaren beseitigt, kommt gleich ein anderer,“ wandte Gorbatschewskij ein.

„Einen anderen Zaren wird es nicht geben!“

„Doch nach dem Gesetz von der Thronfolge...“

„Es wird auch keine Thronfolge geben: wir werden dies alles vernichten!“ Bestuschew strich mit der Hand über den Tisch, als ob er Staub abwische.

„Und die Dynastie?...“

„Wir werden sie alle in Kronstadt auf ein Schiff setzen und ins Ausland abschieben.“

„Auch den Kaiser sollte man einfach ausweisen,“ schlug Oberst Tiefenhausen vor. „Man muß jedes Blutvergießen vermeiden.“

„Es wird dabei fast kein Blut vergossen werden,“ beruhigte ihn Bestuschew.

„Warum dieser Unsinn? ... Ich weiß wirklich nicht... Gewiß wird Blut fließen!“ sagte Borissow. Er fing wieder einen Nachtfalter und ließ ihn so vorsichtig zum Fenster hinaus, daß auch kein Stäubchen von seinen Flügeln herabfiel.

„Nach Ihren Worten zu schließen, Bestuschew,“ begann wieder Gorbatschewskij, „wird die Revolution ausschließlich vom Militär, unter Ausschaltung des Volkes gemacht werden. Was für Garantien können Sie uns bieten, daß nicht eines der von der Armee erwählten Mitglieder Ihrer zukünftigen Regierung, von Bajonetten unterstützt, die autokratische Gewalt an sich reißt?“

„Schämen Sie sich nicht, so zu sprechen?“ rief Bestuschew aus. „Wie können Sie annehmen, daß wir, die wir im Kampfe um die Freiheit unseren Kaiser töten wollen, das Joch eines Thronräubers dulden werden?!...“

„Meine Herren, wir wollen doch auf die Hauptsache zurückkommen! Es ist spät, und wir haben noch immer nicht beschlossen, ob wir uns mit dem Südbunde vereinigen sollen,“ sagte Spiridow. „Wollen Sie abstimmen?“

„Nein, nicht abstimmen! Wir nehmen den Vorschlag an!“ riefen alle einstimmig, und Sascha schrie wieder lauter als alle anderen.

„Herr Sekretär,“ wandte sich Spiridow zu einem stillen und bescheidenden jungen Mann in einem abgetragenen grünen Zivilrock; es war der Beamte der Intendantur, Ilja Iwanowitsch Iwanow, der Sekretär der Slawen. „Tragen Sie ins Sitzungsprotokoll ein: die beiden Gesellschaften vereinigen sich.“

Bestuschew bat ums Wort und sagte sehr feierlich:

„Meine Herren! Die Regierende Duma macht Ihnen einen Vorschlag, und ich beehre mich, ihn Ihnen zu unterbreiten: der Aufstand soll im nächsten Jahre, 1826, beginnen und in keinem Falle aufgeschoben werden. Im August wird der Kaiser der Truppenrevue des 3. Armeekorps beiwohnen, und bei dieser Gelegenheit soll das Schicksal der Autokratie entschieden werden: der Tyrann wird fallen, wir werden das Banner der Freiheit erheben, nach Moskau marschieren und die Konstitution proklamieren. Vornehme Gefinnung soll einen jeden von uns zur Vollbringung der großen Tat befeelen. Es ist zu beschämend, daß 50 Millionen von einem einzigen Menschen abhängen und sein Joch tragen. Man muß das Böse vernichten und frei werden. Wir werden die Freiheit und das Glück Rußlands begründen und für alle Ewigkeit besfestigen. Die Befreier erwartet

ewiger Ruhm bei den Nachkommen und ewiger Dank des Vaterlandes!"

Er ließ seine Blicke über die Zuhörer schweifen und blieb unwillkürlich auf Saschas Gesicht haften: es war so schön, wie das Gesicht eines sechzehnjährigen Mädchens, welches zum ersten Male im Leben Worte der Liebe hört, ohne noch zu wissen, was Liebe bedeutet. „Ist nicht Bestuschews Lüge schon durch dieses Gesicht allein gerechtfertigt?“ dachte sich Fürst Valerian.

„Meine Herren, wollen Sie den Antrag der Regierenden Duma annehmen?“ fragte der Vorsitzende.

„Wir nehmen ihn an! Wir sind einverstanden!“ antworteten alle.

„Ich bin nicht einverstanden!“ schrie Kusmin auf, mit der Faust auf den Tisch schlagend.

„Was wollen Sie denn?“

„Sofort anfangen!“

„Was fällt Ihnen ein, Kusmin, ist es denn möglich?“

„Keine Übereilung, Nastasjuschkas, gut Ding will Weile haben,“ suchte ihn Masilewskij zu beruhigen.

„Was zieht ihr es noch hinaus, daß euch alle der Teufel! Frisch gewagt, ist halb gewonnen! Freunde, Brüder, bestimmt doch den Tag, setzt doch um Christi willen den Tag für den Aufstand fest!“ schrie Kusmin wie ein Wahnsinniger.

„Den Tag, die Stunde und die Minute nach der Uhr!“ bemerkte lachend Oberst Tiesenhäusen.

Die anderen lachten aber nicht. Kusmin steckte sie alle mit seinem Wahnsinn an. Es war, als ob ein Sturmwind in die Versammlung gefahren wäre. Alle sprangen auf und schrien laut durcheinander. Der Vorsitzende schwang die Glocke, um den Lärm zu besänftigen, mußte es aber aufgeben. Im allgemeinen Geschrei hörte man nur einzelne Ausrufe:

„Kusmin hat recht!“

„Man soll sofort anfangen!“

„Das Eisen schmieden, solange es heiß ist!“

„Das ewige Aufschieben ist unser Verderben!“

„Wenn ich nur meine Soldaten um mich habe, kann mir niemand beikommen!“

„Wir wollen auf den Bajonetten sterben!“

„Das ganze Regiment, die ganze Division aufwiegen!“

„Die Generäle Roth und Toll verhaften!“

„Das Korpsquartier besetzen!“

„Auf Schitomir marschieren!“

„Auf Kiew!“

„Auf Petersburg!“

„Die 8. Kompagnie beginnt!“

„Nein, ich werde es niemand anderem erlauben! Ich werde anfangen, ich!“

„Wer an der gemeinsamen Sache nicht teilnimmt, bekommt zehn Kugeln in den Kopf!“ schrie der kleine, volle, runde Sähnrich Bestschasnni mit dem Gesicht eines Wachsengels.

„Eine Kugel tut's auch,“ bemerkte Masilewskij.

„Ich schwöre, die Freiheit mit meinem Blute zu erkaufen! Ich schwöre, die Freiheit mit meinem Blute zu erkaufen!“ dröhnte ununterbrochen, alle Stimmen übertönend, Artamon Sacharowitsch. Plötzlich hielt er inne, suchtelte mit den Händen, schlug sich auf den Bauch und rief noch lauter:

„Wenn Sie wollen, meine Herren, will ich gleich beim Evangelium schwören, daß ich morgen nach Taganrog gehe und ihm den Todesstreich versehe!“

„Hört, hört! Ssergej Murawjow spricht!“

Murawjow sprach fast nie in Versammlungen, und als er jetzt plötzlich anfing, waren alle so sehr erstaunt, daß es auf einmal ganz still wurde.

„Meine Herren, morgen werden wir nicht anfangen,“ sagte Murawjow sehr ruhig. „Wenn wir morgen anfangen, verderben wir die ganze Sache. Man sagt, daß die Soldaten bereit sind... Es soll aber ein jeder von uns sich fragen, ob er auch selbst bereit ist. Viele sprechen ja jetzt von ihrer Entschlossenheit; wenn es zum Handeln kommt, wo bleibt dann ihr Mut? Wenn meine Worte verletzend sind, verzeihen Sie es mir, doch wenn man in den Tod geht, muß man seine Würde bewahren; was wir aber jetzt tun, ist vernünftiger Menschen unwürdig. Nein, morgen können wir nicht anfangen; doch das eine können wir morgen tun: den Eid leisten, daß ein jeder von uns beim ersten Signal zu den Waffen greift. Sind Sie damit einverstanden?“

Er schwieg. Es wurde auf einmal so still, daß man hören konnte, wie die Wipfel der Bäumen im Walde rauschten; die stummen Wetterleuchten schienen noch stummer. Alles, was soeben, als alle laut sprachen und schrien, so leicht erschien, wurde jetzt, da alle plötzlich

ſchwiegen, ſchwer und unheimlich. Es war, als ob alle erſt jetzt begriffen, daß ihre Worte in Thaten umgesetzt werden ſollten und daß ſie für jedes Wort eintreten müßten.

Der Vorſitzende fragte, ob der Antrag Murawjows angenommen oder abgelehnt ſei.

„Angenommen! Angenommen!“ riefen nur wenige Stimmen; man ſah es aber allen Geſichtern an, daß alle damit einverſtanden waren.

Man beſchloß noch, morgen zum letzten Male im gleichen Hauſe zuſammenzukommen, um den von Murawjow vorgeschlagenen Eid zu leiſten; dann gingen alle auseinander.

„Wie herrlich, mein Gott, wie herrlich! Ich hatte es mir gar nicht ſo vorgestellt! Bei dem ſtumpfsinnigen Leben weiß man gar nicht, was es für herrliche Dinge in der Welt gibt...“, ſagte Saſcha. Man konnte ſein Geſicht in der Dunkelheit nicht ſehen, ſeiner Stimme hörte man aber an, daß er lächelte; er wußte wohl ſelbſt nicht, was er ſagte: er war wie im Rauſche.

Über dem hellen Kreiſe, der ſich um eine einzelne Laterne auf dem Waldwege breitete, hing die dunkle Nacht, ſchwarz wie Ruß. Es wetterleuchtete noch immer; himmlische Verſchwörer gaben den irdiſchen Verſchwörern geheimnisvolle Zeichen. Sooft ein Wetterleuchten aufflackerte, ſah man alles wie am Tage: die weißen Häuſer von Mliniſchtsche an dem einen Ende des Durchhaues, und am anderen Ende, am Abhänge über der Gujwa — die weißen Zelte des Lagers, in der Ferne Wiefen, Hügel, Waldungen und ſchwere Gewitterwolken, die ſehr tief über der Erde dahinzogen. Nach jedem Wetterleuchten erſchien die Dunkelheit noch ſchwärzer, noch undurchdringlicher. Die kurzen Lichtblicke waren wunderbar und ſchrecklich, wie die erſten Lichtſtrahlen, die ein geheilter Blindgeborener empfängt.

Vor Golizhin gingen einige blutjunge Fähnriche der 8. Artilleriebrigade, die eben erſt in die Geſellſchaft eingetreten waren; darunter auch Saſcha. Sie ſprachen miteinander, und Golizhin konnte einzelne Bruchſtücke ihres Geſprächs hören; er hatte den Eindruck, daß ſie alle nicht wußten, was ſie ſagten, und wie im Traume phantaſierten.

„Das Ziel der Geſellſchaft iſt, allen Menſchen die gleichen Vorteile zu verſchaffen; es ſind dieſelben Vorteile, die der Schöpfer dem ganzen Menſchengeschlecht zugedacht hat.“

„Nicht der Schöpfer, ſondern die Natur.“

„Nur eine solche Regierung kann gut und glücklich sein, die die Menschenrechte achtet.“

„Die republikanische Regierung ist die beste.“

„Wenn wir in Rußland die Republik haben, wird sofort alles zur höchsten Blüte gelangen: Wissenschaften, Künste, Handel und Gewerbe.“

„Die ganze bestehende Ordnung wird verändert werden.“

„Alles wird neu gestaltet.“

Golizhin mußte unwillkürlich an die Worte der Apokalypse denken: „Und ich sah einen neuen Himmel und eine neue Erde.“

Ssergej Murawjow, Bestuschew und Golizhin gingen den Abhang hinunter, trafen auf der Landstraße ihre Burschen, die mit den Pferden warteten, und ritten ins Leschtschiner Lager.

Bestuschew schwieg. Wie es mit ihm oft nach Augenblicken der Begeisterung war, schien er plötzlich wie erloschen. Man mußte an ein Glühwürmchen beim Tageslicht denken: statt des märchenhaften Lichtes sieht man nur ein unansehnliches graues Würmchen. Auch Murawjow schwieg. Als Golizhin bei einem Wetterleuchten sein Gesicht ansah, mußte er wieder über den Ausdruck von Wehrlosigkeit und Todgeweißtheit, den er bei der ersten Zusammenkunft an ihm bemerkt hatte, staunen: ein Zweig mit zarten Frühlingsblättern in grimmigem Frost.

Sascha konnte in dieser Nacht lange nicht einschlafen; er dachte immer an die bevorstehende Versammlung, und als er endlich einschlief, träumte er seinen glücklichsten Traum: er sah eine runde Glasvase mit klarem Wasser, in dem Goldfische herumschwammen; die Goldfische blickten ihn so an, als ob sie zu ihm sagen wollten: „Wußtest du denn nicht, daß alles neu ist?“ Er erwachte glücklich und dieses Gefühl verließ ihn auch den ganzen Tag nicht.

Die Versammlung war für eine späte Nachtstunde vor dem Morgengrauen angelegt, denn die Verschwörer glaubten bemerkt zu haben, daß man sie beobachte. Die Nacht war wieder schwarz und schwül; statt der Wetterleuchten zuckten jetzt aber Blitze, von leisem, gleichsam unterirdischem Grollen eines fernen Donners begleitet; die Fichten stöhnten und brausten, von plötzlichen Windstößen geschüttelt; dann trat eine lautlose Stille ein, in der sich das Krähen der ersten Hähne ungewohnt und unheimlich anhörte.

Als Sascha zu Andrejewitsch kam, und die Gesichter der Verschwörer sah, glaubte er, daß alle ebenso glücklich seien, wie er

selbst. Das Haus war aufgeräumt, die Stube sauber gefeiert, die Bänke und die Fenster gewaschen. Auf dem Tische lag ein reines weißes Tischtuch. In den sorgfältig geputzten Messingleuchtern brannten statt der Talgkerzen Wachslichter; auf dem Tische lag ein altes Freimaurer-Evangelium, in karmesinroten Samt gebunden, und ein bloßer Degen: die Slawen pflegten bisher auf das Evangelium und den Degen zu schwören; Andrejewitsch wußte nicht, nach welchem Ritual der heutige Eid geleistet werden sollte, und legte für jeden Fall Degen und Evangelium bereit.

Major Spiridow hatte seine Paradeuniform mit sämtlichen Orden angelegt; der Sekretär Iwanow trug einen neuen kirschroten Frack mit weißem Jabot. Der Wachsengel Bestschasnni roch nach „Pariser Maiglöckchenparfüm“, das aus Berditschew stammte. Kusmins Haare standen zwar noch immer nach allen Seiten, man konnte ihnen aber ansehen, daß er versucht hatte, sie zu kämmen. „Die liebe Nastasjuscha, der gekämmte Igel!“ sagte sich Sascha gerührt, als er Kusmin anblickte.

Alle sprachen leise, wie in der Kirche vor der Messe. Man bewegte sich langsam und scheu, vermied es, einander in die Augen zu sehen; man schämte sich, ohne selbst zu wissen warum, und wußte nicht, wie man sich benehmen sollte. Alle blickten so still und feierlich drein wie Kinder an großen Festtagen. Der Abgrund, der die beiden Gesellschaften voneinander trennte, war gleichsam verschwunden; sie waren alle wie durch eine neue Verschwörung, die viel schrecklicher und geheimnisvoller als alles Frühere war, neu verbunden.

Alle waren versammelt. Artamon Sacharowitsch und Hauptmann Pnchatschow fehlten noch. Oberst Tiefenhausen war zwar erschienen, erklärte aber, daß er nicht schwören werde.

„Der Eid ist ganz überflüssig: wenn es nötig ist, anzufangen, fange ich auch ohne Eid an; im Evangelium heißt es: Ich aber sage euch, daß ihr allerdinge nicht schwören sollt . . .“

Man widersprach ihm nicht, doch ersuchte ihn, sich zu entfernen.

„Ich habe durchaus nicht die Absicht, irgendwie zu stören. Machen Sie nur, was Ihnen beliebt . . .“

Dies bedeutete: „Wenn ihr durchaus eure Narrenpossen treiben wollt, so tut es nur ungeniert!“

„Gehen Sie fort!“ sagte Ssuchinow leise, doch so bestimmt, daß

Tiefenhausen ihn erstaunt anblickte. Er wollte ihm zuerst etwas erwidern, suchte aber nur die Achseln, lächelte und verließ das Haus.

Sfergej Murawjow saß, den Kopf in die Hände gestützt, mit geschlossenen Augen. Er warf, als Tiefenhausen sich entfernt hatte, Golizhin einen stummen Blick zu, als ob er fragen wollte: „Sind Sie es schön?“ — „Ja,“ erwiderte Golizhin, gleichfalls mit einem stummen Blick.

Bestuschew machte sich irgendwelche Notizen, kaute an den Nägeln und blickte finster drein. Er bereitete sich wohl auf eine Rede vor.

„Ist es nicht Zeit, daß wir anfangen, meine Herren?“ sagte jemand.

Bestuschew sah sich noch einmal seine Notizen durch, stand auf und begann:

„Das Zeitalter Napoleons, das Zeitalter des Kriege ruhs ist zu Ende; jetzt bricht die Zeit der Befreiung der Völker an. Werden denn die Russen, die sich durch glänzende Heldentaten im Kriege ausgezeichnet haben, die Europa vom Joch Napoleons befreit haben, nicht auch ihr eigenes Joch von sich werfen und sich durch edlen Eifer auszeichnen, wenn es die Befreiung und die Umgestaltung des Vaterlandes gilt? ...“

— Es ist nicht das Richtige! — sagte er sich. Er vermied es, seine Zuhörer anzublicken, denn er wußte, daß sie dasselbe fühlten. Er schämte sich: hatte Tiefenhausen vielleicht doch recht?

Plötzlich vergaß er, was er sagen wollte, und las nach dem Konzept weiter:

„Schauen Sie nur hin, wie arg bedrückt unser Volk ist; der Handel ist heruntergekommen, die Gewerbe sind vernichtet, die allgemeine Verarmung ist so groß, daß das Volk selbst die Steuerrückstände nicht aufbringen kann; die Soldaten murren. Unter diesen Umständen kann unsere Gesellschaft mit großem Nachdruck auftreten. Sie wird bald mit ihrer Tätigkeit beginnen und Rußland, vielleicht auch ganz Europa, befreien. Die nach Freiheit lechzenden Völker Europas werden nur von der russischen Armee im Zaume gehalten; sobald diese Armee selbst die Freiheit proklamieren wird, werden sich auch alle Völker erheben...“

— Es ist noch immer nicht das Richtige! — Er fühlte sich aus der Fassung gebracht und befangen, wie ein durchgefallener Schauspieler auf der Bühne, oder wie ein schlechter Schüler im Examen.

Er warf seinen Zettel weg, fuchtelte mit den Händen wie ein Ertrinkender und rief aus:

„Im nächsten Jahre muß alles ein Ende nehmen! Die Autokratie wird von ihrer Höhe stürzen, Rußland wird von Sklaverei erlöst werden, und Gott wird uns helfen!...“

Er sprach die Worte: „Gott wird uns helfen“ ganz zufällig, beinahe unbewußt; und plötzlich fühlte er, daß dies eben das Richtige war.

„Gott wird uns helfen! Gott wird uns helfen!“ wiederholten alle wie ein Mann. Alle erhoben sich, als ob sie plötzlich begriffen hätten, was zu tun war. Auch Bestuschew hatte es begriffen. Er knöpfte seinen Rock auf und holte das kleine Heiligenbild hervor, das er auf der Brust trug. Seine Hände zitterten so sehr, daß es ihm nicht gelingen wollte, die Schnur zu lösen. Der Sekretär Iwanow, der neben ihm stand, half ihm dabei.

Bestuschew blickte auf das dunkle in Gold gefaßte Antlitz der schmerzhaften Mutter Gottes. Er mußte an seine alte Mutter denken und an die Stunde, als sie ihn vor dem Tode zu sich rief. Etwas schnürte ihm die Kehle zusammen, und er konnte nicht sprechen. Endlich sagte er:

„Ich schwöre... Mein Gott, mein Gott... Ich schwöre, für die Freiheit zu sterben!“

Er wollte noch viel mehr sagen, doch er brachte nur die Worte heraus:

„Rußland ist die Mutter... Die schmerzhafteste Mutter!...“ Er kam nicht weiter. Er weinte, bekreuzigte sich, küßte das Heiligenbild und reichte es Iwanow. Das Bild ging von Hand zu Hand, und alle schworen.

Viele hatten sich schöne Worte für den Schwur vorbereitet, vergaßen aber alles im letzten Augenblick; sie begannen hochtrabend wie Bestuschew, kamen nicht weiter und begannen zu stottern.

„Ich schwöre, mein Vaterland über alles zu lieben!“

„Ich schwöre, euch, meine Freunde, von diesem für mich so heiligen Augenblicke an, in allen Dingen beizustehen!“

„Ich schwöre, daß ich immer tugendhaft sein werde!“ stammelte Sascha schluchzend.

„Ich schwöre: die Freiheit oder der Tod!“ sagte Kusmin; seinem Gesicht sah man an, daß es sein Ernst war.

Als die Reihe an Borissow kam, nahm sein Gesicht einen selt-

samen Ausdruck an; Golizhin mußte an das Gespräch in Wassilkow denken: „Wenn man es ausspricht, ist gleich alles dahin.“ Er bekreuzigte sich, reichte das Heiligenbild, ohne es zu küssen, weiter, nahm den bloßen Degen, küßte ihn und sprach den Eid der Slawen:

„Ich schwöre, meinen letzten Atemzug der Freiheit zu weihen! Und wenn ich diesen Eid breche, möge die Spitze dieser Waffe sich gegen mein Herz wenden!“

„Behüte und errette uns, reine Himmelkönigin, und sei uns gnädig!“ wiederholte Fürst Valerian die Worte der sterbenden Sophie.

„Es soll nur einen König im Himmel wie auf Erden geben — Jesum Christum!“ zitierte Ssergej Murawjow seinen Katechismus.

Die Schwüre wechselten mit Ausrufen ab:

„Es lebe die Konstitution!“

„Es lebe die Republik!“

„Nieder mit den Standesunterschieden!“

„Nieder mit den Tyrannen!“

Und alle Rufe schlossen mit der gleichen Beteuerung:

„Wir sterben, wir sterben für die Freiheit!“

„Warum soll man sterben?“ rief Bestuschew aus, der ganz vergessen hatte, daß er selbst soeben geschworen, sein Leben zu lassen.

„Das Vaterland ist immer dankbar: es belohnt freigebig seine treuen Söhne. Ihr seid noch jung, und euer Lohn wird nicht der Tod, sondern Ruhm und Glück sein!“

„Nein! Nein!“

„Wenn Sie von einer Belohnung sprechen, beleidigen Sie uns!“

„Nicht um der Belohnung willen, nicht um des Ruhmes willen wollen wir Rußland befreien!“

„Wir wollen bis zum letzten Blutstropfen kämpfen, — dies sei unser Lohn!“

Man umarmte und küßte sich; alle weinten.

„Bald werden wir alle glücklich sein! Bald werden wir alle glücklich sein!“ sprach Sascha wie im Rausche.

Golizhins Herz war von einer solchen Freude ergriffen, als ob schon alles in Erfüllung gegangen wäre, als ob sich die Prophezeiung erfüllt hätte:

„Es soll nur einen König im Himmel wie auf Erden geben — Jesum Christum.“

Sechster Teil.

I.

„Einen Dreß werdet ihr bekommen!“ rief der Dompropst aus, indem er sich ein Stück Fischpirogge auf den Teller legte.

„Hört nicht auf ihn, meine Herren! Wenn er zuviel getrunken hat, wird er immer melancholisch,“ entgegnete der Polizeimeister Absentow, ein ehemaliger Husarenoffizier.

„Unsinn,“ fuhr der Dompropst fort, „ich leide nie an Melancholie, doch wenn ich trinke, überkommt mich ein prophetischer Geist und dann kann ich alles voraussagen. Merkt euch meine Worte: Einen Dreß werdet ihr bekommen!“

„Wenn er sich einmal etwas in den Kopf setzt, hört er überhaupt nicht mehr auf! Was haben Sie nur, P. Alexej? Es klingt fast wie eine Beleidigung: Wir alle erhoffen uns das Beste, und Sie prophezeien uns einen Dreß,“ mischte sich der Gastgeber, Stadthauptmann Tit Nifanorowitsch Dunajew ein.

Seine Frau hatte Namenstag. Aus diesem Grunde versammelte sich bei ihm die ganze Beamtenerschaft von Taganrog. Sie sprachen von den Auszeichnungen, die ihnen anlässlich des bevorstehenden Aufenthaltes des Kaisers in dieser Stadt zuteil werden sollten.

„Ich trinke auf das Wohl Seiner kaiserlichen Majestät!“ rief der Stadthauptmann feierlich aus, sich von seinem Platze erhebend.

„Hurrah! Hurrah!“

Sie tranken donischen Champagner und ausländischen Wein und gerieten schließlich in eine sehr fröhliche Stimmung. Der Stadthauptmann begann sein Lieblingslied zu singen:

Russen fürchten keine Feinde,
Kühnheit ist des Sieges Pfand . . .

Dieses patriotische Lied ging allmählich in eine ausgelassene Tanzweise über. Die Gäste umringten den Hausherrn, hoben ihn auf die Arme und warfen ihn vor Begeisterung einige Male in die Luft.

Der Herr Dompropst wollte den Nationaltanz tanzen, was zu seinem ehrwürdigen Äußeren und seinem langen weißen Bart gar nicht paßte; er hob bereits seine Kutte, glitt aber gleich beim ersten Tanzschritt aus und fiel dem Polizeimeister in den Schoß. Er begann ihn zärtlich abzuküssen.

„Wassenjka, sag mir doch, Wassenjka, warum heißt du eigentlich Absentow? Absens heißt ja lateinisch der Abwesende: in unserer Stadt herrscht eine so wunderbare Ordnung, als ob der Polizeimeister immer abwesend wäre. Stimmt es?“

Er war so betrunken, daß er kaum sprechen konnte; er musterte die Anwesenden mit seinen trüben Augen und rief wieder so laut, daß es allen ganz unheimlich zumute wurde:

„Einen Dreck werdet ihr bekommen!“ —

„Geehrter Herr Bruder,“ schrieb in diesen Tagen der Vorsitzende des Taganroger Handelsgerichts, Sjodor Romanowitsch Martos, „der Kaiser geruhte, am 13. September nach Taganrog zu kommen. Es vergeht fast kein Tag, daß ich nicht einen Befehl vom Hoflager bekomme, Schnallenschuhe anzuziehen und das Haar zu pudern; ich bin davon so müde, daß ich mich kaum auf den Beinen halte. Man sagt, daß Seiner Majestät dem Kaiser bei uns in Taganrog alles so gut gefällt, daß er hier den ganzen Winter und vielleicht auch länger bleiben will. Man hat eine Extrapost eingerichtet. In der Moskauer und in der Griechischen Straße sind 63 Laternen aufgestellt worden; es ist eine wirklich festliche Beleuchtung. Gestern kam hier General Kleinmichel an, bald soll auch Graf Araktschjew kommen. Was aus alledem herauskommt, weiß Gott allein. Der unerwartete Besuch dieser hochstehenden Persönlichkeiten macht uns aber allen großen Mut.“

Das Martos'sche Haus lag auf dem Festungsplatz, dem Hause des früheren Stadthauptmanns Papkow, das in ein Palais für den Kaiser umgewandelt worden war, gerade gegenüber. Sjodor Romanowitsch hatte allen seinen Familienmitgliedern verboten, aus den Fenstern zu schauen; doch Frau Ujana Andrejewna Martos war sehr neugierig; sie stieg zuweilen auf den Dachboden und beobachtete durch ein kleines Fernrohr das Haus gegenüber. Da die Witterung sehr warm war, standen die Fenster im kaiserlichen Palais meistens offen, so daß Frau Martos alles gut sehen konnte. Der Kaiser richtete die Zimmer für die Kaiserin selbst ein. Er packte eigenhändig das sorgfältig in Stroh verpackte Glas und Porzellan aus und gab sich

die größte Mühe, nichts entzweizuschlagen; er stellte selbst die Möbel um, ging nach jeder Umstellung zur Türe, um sich die Wirkung aus der Ferne anzusehen; er schlug selbst die Nägel für die Spiegel und die Bilder ein und brachte selbst die Fenstervorhänge an.

„Er stieg auf eine Leiter, hielt einige Nägel in den Zähnen und hämmerte drauf los, wie ein echter Tapezierer,“ erzählte später Ulfjana Andrejewna. „Er hatte ein so gutmütiges und liebes Gesicht, daß mir jedesmal Tränen der Rührung in die Augen traten. Ein wahrer Engel!“

„Wir nannten ihn nie anders, als unseren Engel,“ berichteten andere Bürger von Taganrog. „Jeden Morgen ging er pünktlich von 7 bis 9 Uhr zu Fuß in der Stadt spazieren, wobei er die Leibhusarenuniform, Reitstiefel und eine Feldmütze trug; um 1 Uhr nachmittags ritt er regelmäßig in Chevaliergardeuniform mit Federhut aus; bei jedem dieser Spaziergänge leistete er irgendeiner armen Familie, die er selbst ausuchte, Hilfe oder verrichtete sonst irgendein gutes Werk. Er war immer bestrebt, allen Menschen Freude und Glück zu verschaffen.“

Man erzählte sich auch, daß der Kaiser bei diesen Spazierritten oft einfache Leute — Soldaten, Matrosen, Bauern und selbst arme Pilger, die auf den Landstraßen Geld zur Erbauung von Kirchen sammeln, ins Gespräch zu ziehen pflegte. An einem dieser Bettler, dem heimatlosen Vagabunden Siodor Kusmitsch, fand er so großes Gefallen, daß er mit ihm oft unter vier Augen sprach.

Taganrog ist eine Kreisstadt am Ufer des Asowschen Meeres; im Westen liegt die Miusser Bucht, im Osten die Mündung des Donez. Die Stadt liegt auf einer Landzunge, an drei Seiten vom Meere umspült; fast jede Straße bietet einen Ausblick auf das Meer, das grün und blau wie Flaschenglas schimmert.

Ein langweiliges Nest. Baupläße, Warenlager, Packhäuser, niedere, wie die Steine auf einem Damenbrett verstreute Häuschen mit abgebröckeltem Verputz und immer geschlossenen Läden. Im Rücken der Stadt liegt die Steppe, die sie von der Welt abschneidet.

Doch dem Kaiser gefiel hier alles ebenso gut, wie im glückseligen Traum, den er am Anfang seiner Reise sah: es war die gleiche Herbst- und Frühlingsstimmung; sein ständiger Begleiter, der Komet, schien hier am südlichen Himmel noch strahlender, und in seinem jähen Sturz lag derselbe geheimnisvolle Ruf, dieselbe grenzenlose Hoffnung.

Am 23. September fuhr er der Kaiserin Jelisaweta Alexejewna bis zur Poststation Korowij-Brod entgegen. Er setzte sich zu ihr in die Dormeuse und brachte sie gegen 7 Uhr abends nach Taganrog. Nachdem die Majestäten einer Messe in der Griechischen Kirche beigewohnt, begaben sie sich ins Palais.

Das Palais war ein einfaches Haus mit gelber Fassade und grünem Dach und sah eher wie ein recht bescheidenes Landhaus aus. Aus den Fenstern, die auf den Hof und den Garten gingen, konnte man das Meer sehen; die Fenster, die auf die Straße gingen, boten Ausblick auf den Platz und auf die Wälle der alten noch zur Zeit Peters des Großen erbauten Festung.

Ein großer Durchgangssaal, der als Audienz- und Speisezimmer diente, trennte das Haus in zwei Teile. Rechts lagen die Gemächer des Kaisers: ein größeres Eckzimmer war das Arbeits- und Schlafzimmer, und ein halbrundes kleines einfenstriges Zimmerchen das Toilettezimmer; dahinter befand sich ein halb finsterner Raum für den Kammerdiener und eine Treppe, die in das im Keller gelegene Garderobezimmer führte. Links lagen die Gemächer der Kaiserin — acht ebenso kleine, doch etwas besser ausgestattete Räume. Alle Zimmer hatten niedrige Decken, kleine Fenster und riesengroße Kachelöfen, wie man sie in Kaufmannshäusern sieht.

„Gefällt es Ihnen hier, Eise, gefällt es Ihnen wirklich?“ fragte der Kaiser, ihr die Zimmer zeigend. „Ich habe ja alles selbst eingerichtet und immer Angst gehabt, daß es Ihnen nicht gefällt.“

„Wie schön, mein Gott, wie schön!“ rief die Kaiserin entzückt aus. „Dieses Schlafzimmer gleicht ja vollkommen dem roten Salon bei Mamachen.“

Jede Kleinigkeit freute sie und sagte ihr, wie sehr er für sie gesorgt: aus dem Arbeitszimmer in Zarstoj-Sjelo war ihr Lieblingssofa hierher geschafft; an den Wänden hingen alte Landschaftsbilder, die ihre heimatlichen Hügel von Karlsruhe und Baden darstellten; diese Bilder hatte sie sich schon seit langem gewünscht; auf einer Etagere aber standen Bücher: Memoiren von Janlis, Werke von Walter Scott und Puschkin, lauter Bücher, die sie schon längst lesen wollte.

„Da ist er ja! Wo haben Sie ihn denn gefunden? Ich dachte schon, er wäre verloren gegangen!“ Sie lachte und klatschte mit den Händen wie ein kleines Mädchen.

Es war ein Schäfer aus Porzellan, eine Tischuhr, die ihr die Mutter in ihrer Kindheit geschenkt hatte. Vor dreißig Jahren war an der Figur ein Arm abgebrochen; der Arm fehlte auch jetzt, doch die Uhr tickte noch immer so munter wie vor Jahren.

„Wie schön, mein Gott, wie schön!“ sagte sie, sich aufs Sofa niederlassend und vor Glück die Augen schließend. „Und was ist das?“ sagte sie, aufhorchend.

„Es ist das Meer; im Hafen ist es seicht, doch etwas weiter gibt es eine richtige Brandung. Sie werden noch sehen, wie schön man bei diesem Rauschen schlafen kann.“

Er saß an ihrer Seite und küßte ihr die Hände.

„Nun sind wir wirklich zusammen, meine Liebe, allein zusammen, wie ich es Ihnen versprochen habe... Wissen Sie es noch? ...“

„Sprechen Sie nicht davon...“

„Warum soll ich nicht davon sprechen?“

Sie gab keine Antwort, doch er erriet, daß sie noch etwas fürchtete und ihrem Glück nicht trauen wollte.

In dieser Nacht schlief sie so süß wie seit Jahren nicht; sie wachte nur einige Male von der ungewohnten Stille auf und schlief dann noch süßer ein, vom Rauschen der Wellen, wie von einem Wiegenlied eingelullt.

Bei ihrer Abreise aus Zarstøje-Sjelo hatte sie sich so krank gefühlt, daß sie fürchtete, die Reise nicht überstehen zu können. Doch hier blühte sie gleich in den ersten Tagen so plötzlich auf, daß die Ärzte, als sie diese wunderbare Heilung sahen, ihren Augen nicht trauen wollten.

Ende Oktober war die Witterung noch ganz sommerlich: stille warme Tage wechselten mit stillen sternklaren Nächten ab. Wenn sie die See- und Steppenluft einatmete, genoß sie jeden Atemzug wie ein Glück. Es war aber weder die Sonne noch die Luft, die diese Heilung bewirkt hatten, sondern einzig und allein das Bewußtsein, daß sie ihn in ihrer Nähe hatte und daß er so ruhig und glücklich war wie noch nie.

Er ließ sie keinen Augenblick allein; er schien nur an sie zu denken; es war, als ob nach dreißigjähriger Ehe der Honigmond angebrochen wäre. Er machte ihr den Hof, er fragte sie zehnmal am Tage: „Fühlen Sie sich auch wohl? Wünschen Sie etwas?“ Er erriet jeden ihrer Wünsche, noch bevor sie ihn aussprach.

Bei einem Spaziergange im Stadtpark sagte sie einmal, es sei schade, daß man von da aus das Meer nicht sehen könne; am nächsten Morgen brachte er sie wieder in den Park und zeigte ihr das Meer: nachts war auf seinen Befehl ein neuer Gartenweg mit der Aussicht auf das Meer angelegt worden. Ein anderes Mal gefiel ihr ein Plätzchen am Strande in der Nähe der Quarantänebaracken; er befahl sofort, an dieser Stelle eine Bank aufzustellen, entwarf selbst den Plan für einen Garten, der hier angelegt werden sollte, und ließ aus Ropscha einen tüchtigen Gärtner kommen.

Bei allen diesen Spaziergängen durfte sie niemand begleiten; wenn ein Herr aus dem Gefolge ihnen zufällig begegnete, stellte er sich so, als ob er sie nicht sähe, und grüßte nicht, um „die Jungvermählten“, wie man sie nannte, nicht zu stören.

Einmal saßen sie auf der neuen Bank bei der Quarantäne. Der Abend war heiter. Die Sonne war schon untergegangen, und auf dem rosigen Himmel schwamm wie ein schmelzender Schneeflocken die feine Sichel des Neumondes. Unten brauste das Meer; am Ufer zerschellten die grünen Wellen und über ihnen kreisten mit klagenden Schreien die Möwen.

Vom Abhang führte ein Pfad zum Meere. Zuweilen gingen sie an den Strand und sammelten Muscheln. Das Ufer war steil; vor ihnen lag das unendliche Meer, hinter ihnen die unendliche Steppe, und zwischen diesen beiden Wüsten fühlten sie sich wie am Rande der Welt, wie die einzigen Menschen.

„Wie gut steht Ihnen dieser Schmuck aus rosa Perlen, Eise,“ sagte der Kaiser.

Sie trug ein Kollier aus rosa Perlen, ein Geschenk des Schah von Persien. Seit vielen Jahren hatte sie es nicht getragen. Wozu hatte sie es jetzt angelegt? Um ihm zu gefallen? Glaubte sie denn wirklich an den Honigmond, sie, die so alt und krank war? Sie schämte sich und errötete bei diesem Gedanken.

„Abends sind die rosa Perlen noch schöner als am Tage; ganz wie Sie!“ Er lächelte ihr zu und sagte nach einer Pause:

„Wissen Sie übrigens, wie uns die Herren von der Suite nennen?“

„Wie?“

„Die Jungvermählten.“

Sie gab keine Antwort und errötete noch mehr: ihr blaßrosa Gesicht war wirklich so schön wie eine rosa Perle im Abendscheine.

„Sie sehen ja, man lacht uns aus,“ sagte sie. „Es ist Ihre Schuld: Sie verziehen mich. Sie werden mich noch so verziehen, daß Sie es später selbst bereuen werden.“

„Wann später?“

„Wenn Sie abreisen.“

„Denken Sie jetzt nicht daran, Lise.“

„Ich kann nicht anders. Ich muß mich darauf vorbereiten, wie sich ein Kranker auf eine Operation vorbereitet. Ich wollte Sie schon oft fragen: wann wollen Sie eigentlich abreisen?“

„Ich weiß es nicht. Ich sage allen, daß ich gegen Neujahr abreisen werde, doch ich glaube selbst nicht daran. Ich will ja meinen Abschied nehmen, das Gut Oreanda am Südufer der Krim kaufen und mich dort mit Ihnen für immer niederlassen.“

Sie blickte ihn stumm an, und in ihren weitgeöffneten Augen strahlte plötzlich wahnsinnige Freude. Doch das Licht erlosch; die ihr wohlbekannte Angst, die Angst vor dem Glück, überkam sie wie Todesangst. Die Worte aus ihrem Tagebuch fielen ihr ein: „Wenn ich glücklich bin, habe ich den Eindruck, daß ich mir etwas Fremdes aneigne, daß ich stehele; ich schäme und fürchte mich, denn ich weiß, daß ich dafür gestraft werde.“

„Sprechen Sie nicht davon!“ sagte sie wieder wie am ersten Tage. Und er fragte sie wieder:

„Warum soll ich nicht davon sprechen? Warum fürchten Sie, warum glauben Sie mir nicht, Lise? Wenn ich Ihnen alles sagen könnte! Doch ich kann es nicht mehr. Ich hätte es vor dreißig Jahren tun sollen. Ich habe aber erst jetzt . . . Sehen Sie es denn nicht selbst? Sehen Sie es nicht? Verstehen Sie mich nicht?“

Sie schwieg, und ihr stand vor Angst das Herz still; es war die Angst vor dem Glück — ihre ständige Todesangst. Er hielt mit einer Hand ihre Hände und umschlang mit der anderen ihre Taille.

Gott Amor wollte Pflücken einst
Im Spiele fangen . . .

„Oh, Lise, Lise, wie dumm war ich bisher! Ich lebte wie im Schlaf dahin und träumte, daß ich sie liebe, doch ich wußte nicht, wer sie war. Erst jetzt habe ich es erfahren . . .“

Hier ist ja alles Traum; doch kommt einst das Erwachen!
Ich sah dich schon einmal in einem Traume lachen:
Erkennen werd' ich dich, auch wenn der Traum verrinnt . . .

„Nein, nein, lassen Sie mich!“ Sie bedeckte das Gesicht mit den Händen und schluchzte. Die Tränen flossen unaufhaltsam, unerschöpflich, unendlich bitter, unendlich süß; es waren die Tränen der Liebe, die sie in ihrem ganzen Leben noch nicht geweint hatte.

Er sank vor ihr in die Knie, weinte und flüsterte, wie der sechzehnjährige Knabe, der dem vierzehnjährigen Mädchen die erste Liebeserklärung machte:

„Ich liebe, ich liebe...“

Er wiederholte immer das gleiche Wort und konnte nicht mehr sagen. Sie hörte plötzlich zu weinen auf, beugte sich über ihn, umschlang seinen Kopf mit den Händen, und ihre Lippen fanden sich zusammen. Nur die Steppe, das Meer, der Himmel und der Neumond sahen diesen ersten Kuß der Liebe.

Sie wollten noch nicht heimkehren. Sie setzten sich in den Wagen und fuhren weiter.

Um sie herum lag die Steppe mit grauem Wermut und trockenem Steppengras. Weder Baum noch Strauch. Am Horizont stand eine einsame Windmühle, und auf einem Hügel ging eine langbeinige Trappe langsam wie ein Wachtposten auf und ab, sich schwarz gegen den klaren Himmel abhebend. Auf der einsamen Landstraße schlepten sich einige Ochsenwagen hin mit trockenen Fischen vom Asowschen Meere und Salz aus der Krim; Tartaren trieben ihre Kamele, die mit Wassermelonen schwer beladen waren, vorbei; ein halb wilder nogaischer Hirt ritt ein ungezäumtes Pferd und trieb Schafe vor sich her; hoch am Himmel kreiste ein Steppenadler mit heiseren Schreien. Und dann war wieder alles leer und tot. Die Steppe beschützte sie wie eine treue Freundin vor dem Getümmel der Welt, an dem sie beide ihr ganzes Leben lang zugrunde gingen.

Es dämmerte. Vom Meere her kam ein kalter Wind.

„Haben Sie nicht kalt, Lise? Ich habe Ihnen ja gesagt, daß Sie den Pelzmantel mitnehmen sollen. Sie können sich leicht erkälten.“

„Nein, wirklich nicht, mir ist so warm... Sehen Sie nur, wie warm meine Hände sind! Es ist mir so wohlilig, so warm, ich kann es gar nicht besser haben.“

Er umarmte sie und hüllte sie in seinen Mantel. Sie fühlte die Wärme seines Körpers und schmiegte sich an ihn schüchtern und verschämt. Ja, es war ihr so wohlilig, sie konnte es gar nicht besser haben; wenn es nur immer so bliebe!



DAS PALAIS IN TAGANROG

„Ja, meine Liebe, ich wollte Sie schon längst fragen,“ begann er unvermittelt und staunte selbst über diese Frage, „wie denken Sie eigentlich über Araktschejew?“

„Über Araktschejew?“ Sie wunderte sich und erschrak, wie vor allem, was unerwartet kam. Sie beantwortete die Frage nicht direkt, sondern mit unwillkürlicher weiblicher List:

„Sie wissen ja, daß ich ein schlechter Politiker bin und von Staatsgeschäften nichts verstehe.“

Araktschejew flößte ihr immer unheimliche Angst ein. Bei Lebzeiten des Kaisers Paul I. pflegte er zu ihnen ins Schlafzimmer zu kommen, wenn sie noch im Bette lagen: der Vater wollte, daß der Thronfolger beim Sonnenaufgang aufstehe; Sascha blieb aber gerne lange liegen. Er unterschrieb im Bette die Papiere, die ihm Araktschejew brachte; sie verkroch sich indessen mit dem Kopf unter die Bettdecke und hatte immer das Gefühl, daß Araktschejew wie ein riesengroßer Tausendfüßler zu ihr ins Bett kommen würde.

„Nun, Lise, wollen Sie es mir nicht sagen?“

„Ich kenne ihn wirklich zu wenig...“

„Sagen Sie mir doch wenigstens, ob Sie ihn für einen guten oder schlechten Menschen halten?“

„Wollen Sie es unbedingt wissen?“

„Ja, unbedingt.“

„Sofort?“

„Sofort.“

„Mir scheint... Nein, ich kann es nicht. Sie müssen mir dabei helfen. Was wollten Sie eigentlich wissen?“

„Glauben Sie, daß er mich...“

Es fiel ihm schwer, das Wort „liebt“ auszusprechen. Er sagte:

„Ob er mir ergeben ist?“

„Ob er Ihnen ergeben ist? Ja... Nein... Ich weiß es nicht... Ich glaube, daß er Sie nicht liebt; er kann überhaupt niemand lieben...“

„Sollgleich ist er schlecht und falsch?“

„Nein, er ist weder schlecht noch gut, er ist überhaupt nichts... Ich weiß gar nicht, wie ich es sagen soll... Er ist nichts, er ist leer, er ist Luft... Sie werden mir doch deswegen nicht zürnen?“

Sie blickte ihn an: ein seltsames Lächeln huschte über sein Gesicht; sie begriff, daß er ihr nicht zürnte.

„Er stellt an sich nichts vor,“ fuhr sie etwas kühner fort. „Er ist Ihr Schatten: wohin Sie gehen, da geht er auch hin; was Sie tun, das tut auch er; es sieht nur so aus, als ob er existiere, in der That existiert er gar nicht. Nun sehen Sie, was ich für Unsinn spreche...“

„Nein, Lise, es ist gar kein Unsinn. Ich weiß nur nicht, ob Sie recht haben. Denn so ein Schattendasein ist ja auch ein großes Opfer...“

Er dachte: „Ja, er ist mein Schatten. Er hat alles Schlechte, Dunkle und Schreckliche, was in mir lag, in sich aufgenommen. Als die Sonne hoch stand, lag der Schatten zu meinen Füßen; und jetzt, da die Sonne untergeht, ist der Schatten ins Unermessliche gewachsen.“

Nicht umsonst fiel ihm Araktschejew ein; in den letzten Tagen mußte er oft an ihn denken.

Am 10. September war in Grusino Araktschejews Geliebte Nastasja Mintina ermordet worden.

„Väterchen, kaiserliche Majestät!“ schrieb ihm Araktschejew zwei Tage nach dem Morde. „Das große Unglück, das mir zugestoßen — ich habe eine treue Freundin, die in meinem Hause 25 Jahre gelebt hat, verloren —, hat so sehr meine Gesundheit und meinen Verstand zerrüttet und getrübt, daß ich mir nur noch den Tod wünsche und keine Kraft habe, mich mit irgendwelchen Staatsgeschäften zu befassen. Lebe wohl, Väterchen, gedenke Deines gewesenen treuen Dieners. Meine Freundin wurde nachts von Leibeigenen ermordet, und ich weiß noch nicht, wohin ich meinen verwaisten Kopf wenden soll; ich werde aber in jedem Fall diesen Ort für immer verlassen.“

Der Kaiser erhielt diesen Brief in Taganrog am 22. September, am Vorabend der Ankunft der Kaiserin, und beantwortete ihn noch am gleichen Tage:

„Lieber Freund, vor einigen Stunden erhielt ich Deinen Brief mit der traurigen Nachricht vom schrecklichen Ereignis, das Dich so hart getroffen hat. Mein Herz fühlt alles nach, was Dein Herz jetzt empfinden muß. Ich kann gar nicht sagen, wie sehr mir Dein empfindsames Herz leid tut. Doch die Verzweiflung, mein Freund, ist eine Sünde vor Gott. Ergib Dich Seinem heiligen Willen. Du schreibst mir, daß Du Grusino verlassen willst und nicht weißt, wohin Du Dich wenden sollst. Komme doch zu mir: Du hast keinen zweiten Freund, der Dich so aufrichtig liebt, wie ich. Doch ich beschwöre Dich bei allem, was heilig ist, denke an Dein Vaterland,

dem Deine Dienste nützlich und, ich kann es wohl sagen, unentbehrlich sind; das Vaterland setze ich auch immer über alles. Lebe wohl, verlasse Deinen Freund nicht, Deinen treuen Freund."

Als der Kaiser diesen Brief abgeschickt hatte, berief er nach Taganrog den General Kleinmichel, der sich um jene Zeit in den Militärischen Siedlungen des Südens aufhielt. Er befahl ihm, sich sofort nach Grusino zu begeben, alles zu erfahren und Araktschejew zu überreden, um jeden Preis nach Taganrog zu kommen.

Er zweifelte gar nicht daran, daß Araktschejew kommen werde; da er aber keine Antwort bekam, schrieb er gleich einen zweiten Brief:

„Denkst Du denn gar nicht daran, wie sehr ich um Dich in einem für Dich so wichtigen Augenblick besorgt sein muß? Es ist wirklich unrecht, wenn Du Deinen Dich so treu liebenden Freund vergißt; noch schlimmer ist es, wenn Du an seiner aufrichtigen Teilnahme zweifelst. Ich bitte Dich inständig: wenn Du selbst nicht die Kraft dazu hast, so beauftrage irgend jemand, mir ausführliche Berichte über Deinen Zustand zu schreiben. Ich bin in großer Unruhe.“

Er empfand wirklich große Unruhe, zugleich aber eine seltsame Gleichgültigkeit und Gefühllosigkeit. Wenn man einem Paralytiker eine Nadel ins unempfindliche Fleisch bohrt, empfindet er keinen Schmerz; es ist ihm nur unheimlich zu sehen, wie die Nadel in sein Fleisch dringt.

Endlich kam eine Antwort:

„Väterchen, Majestät! Nach dem Empfang des heiligen Abendmahles, erhielt ich unter heutigem Datum Ihren väterlichen Brief. Ich danke dafür von Herzen. Ich hoffe, selbstredend, auf Gott, doch meine Kräfte verlassen mich. Ich habe Herzklopfen, tägliche Fieberanfalle, und kann seit drei Wochen nicht schlafen; die ständige Verzweiflung und Trauer haben mich so geschwächt, daß ich mein Gedächtnis verloren habe und gar nicht weiß, was ich tue und was ich spreche; was für Folgen dies alles für mich haben kann, weiß Gott allein. Ach, Väterchen! Wenn Sie mich in meinem jetzigen Zustand sehen könnten, so würden Sie Ihren treuen Freund gar nicht wiedererkennen. So geht es eben dem Menschen in diesem Leben: Gott kann in einem einzigen Augenblick den ganzen Zustand des Menschen verändern.“

Von einer Reise zu Ihnen kann ich vorläufig nichts sagen; ich danke für die Einladung und bin mir Ihrer Gewogenheit voll be-

wußt. Ich bete zu Gott nicht um mich, sondern um Ihr Wohlergehen, das das Vaterland in diesen stürmischen Zeiten so notwendig braucht.

Den Bericht über das schreckliche Verbrechen werde ich Ihnen später schicken, wenn ich meine Kräfte wiedererlangt haben werde. Es ist möglich, daß bei diesem Ereignis auch fremde Einflüsse im Spiele waren: es gibt Leute, die ein Interesse daran haben, mich so zu schädigen, daß ich Ihnen nicht mehr dienen kann. Aus verschiedenen Umständen kann man schließen, daß die Mörder es auch auf mich abgesehen hatten; Gott hat es aber gefallen, mich für meine Sünden noch länger in diesem Jammertal leben zu lassen.

Ich umarme Ihre Knie, küsse Ihre Hände und bin Ihr unglücklicher, doch bis zum letzten Atemzuge ergebener Diener.“

Am nächsten Tage nach dem Gespräch mit der Kaiserin über Araktschejew saß der Kaiser allein in seinem Arbeitszimmer. Er las den letzten Brief Araktschejews noch einmal durch und wurde nachdenklich. Nein, er wird nicht kommen. Er möchte ihn noch so inständig bitten, ihn anflehen und sich vor ihm erniedrigen, Araktschejew wird doch nicht kommen. Unter seinen beiden Freunden — dem Kaiser und Nastasja Minkina — hatte er die endgültige Wahl getroffen. „Er kann überhaupt niemand lieben. Er ist weder schlecht noch gut, er ist überhaupt nichts, er ist leer, er ist Luft. Es sieht nur so aus, als ob er existiere, in der Tat existiert er gar nicht.“

Diesen Mann hat er also dreißig Jahre lang für seinen Freund gehalten! Nun, tut's weh? Nein, es tut gar nicht weh, es ist nur unheimlich, zu sehen, wie die Nadel ins gefühllose Fleisch dringt. Und wenn es doch plötzlich weh tut? Der Stich geht ja beinahe ins Herz...

Ja, die Zeiten sind stürmisch; das wußte auch Araktschejew. Auch Kleinmichel berichtete: „Majestät wollen besondere Aufmerksamkeit der Untersuchung zuwenden, die den Ursprung der verbrecherischen Pläne aufdecken kann; ich bin überzeugt, daß die Untersuchung viel Wichtiges zutage fördern wird. Mit der gestrigen Post erhielt ich aus Petersburg ein anonymes Schreiben mit der Überschrift: ‚Von gewissen und glaubwürdigen Dingen‘. Dieser Brief enthielt die Ansicht wohlgesinnter Menschen über die bewußten Ereignisse in Grusino und eine Mitteilung über frevelhafte Äußerungen des Oberstleutnants Batenkow.“

Batenkow war einer von ihnen, von den Mitgliedern der Ge-

heimen Gesellschaft. „Sie sind im Spiele, es geht los!“ sagte sich der Kaiser schon bei der ersten Nachricht vom Morde in Grusino.

Daß es losging, wußte er auch aus anderen Anzeichen. Er durfte nicht länger zögern: jeden Augenblick konnte der Aufstand ausbrechen. Er wollte die Verschwörung vernichten; zu diesem Zweck berief er Araktschejew; nun war Araktschejew selbst vernichtet.

Als er noch auf seine Ankunft rechnete, begann er für ihn eine Denkschrift über die Geheime Gesellschaft zu schreiben. Jetzt wollte er das Geschriebene noch einmal durchlesen. Er holte die Schrift aus der Schatulle und begann zu lesen.

Es war 4 Uhr nachmittags, der Tag war sonnig und heiter. Plötzlich wurde es so finster, als ob die Nacht angebrochen wäre. Vom Meere her zog ein dichter schwarzgelber Nebel. Im Zimmer wurde es auf einmal so dunkel, daß er gar nicht lesen konnte. Er läutete dem Kammerdiener und ließ die Kerzen anzünden.

Er merkte gar nicht, wie sich der Nebel verzog und es im Zimmer wieder hell wurde. Die Kerzen brannten noch immer.

Der Kammerdiener Anissimow trat ein.

„Was willst du, Jegorntsch?“

„Befehlen Majestät, die Kerzen wegzutun? Wenn es jemand von der Straße sieht, wird er sich etwas Schlechtes denken.“

Der Kaiser blickte auf die Kerzen, die bei Tageslicht so trüb brannten und schien sich auf etwas zu besinnen. „Ach ja, wenn Kerzen am Tage brennen, so bedeutet es, daß es im Hause bald eine Leiche geben wird.“

„Nun, trage sie meinetwegen hinaus.“

Jegorntsch blies die Kerzen aus und trug sie fort.

Der Kaiser versuchte weiter zu lesen, er konnte es aber nicht mehr. Er mußte plötzlich an die Petersburger Wunder und Zeichen, an die lächerlichen Schreckbilder denken.

„Haben Sie den Nebel gesehen? Ganz wie in Petersburg,“ sagte die Kaiserin, ins Zimmer tretend.

„Ja, ganz wie in Petersburg,“ wiederholte er nachdenklich. Er blickte sie an und fragte:

„Was haben Sie?“

„Nichts. Störe ich? Sind Sie beschäftigt?“

„Eise, was haben Sie? Ist Ihnen nicht wohl?“

„Nein, es ist nichts, wirklich nichts. Ich habe am Morgen einen Spaziergang zu Fuß gemacht und bin wohl etwas müde davon.“

Sie stand verlegen vor ihm, ganz blaß, mit gesenkten Augenlidern, ließ die Hände kraftlos hängen und sah ihn nicht an. Er ergriff ihre Hände, küßte sie, und blickte sie mit jener einschmeichelnden Zärtlichkeit an, der sie nie widerstehen konnte.

„Sagen Sie mir doch die Wahrheit, seien Sie vernünftig!“

„Sie reisen nach der Krim?“ sagte sie und errötete wie schuld-
bewußt.

„Nach der Krim? Ja, es ist möglich... Dies ist es also! Wer hat es Ihnen gesagt?“

„Wolkonskij.“

„Er ist ein Dummkopf und eine Klatschbase! Ich habe es Ihnen absichtlich nicht gesagt. Denn es ist noch gar nicht bestimmt. Jetzt werde ich aber selbstredend nicht abreisen!“

„Warum nicht? Doch nicht um meinetwillen?“

„Nein, ich habe keine Lust mehr. Ich weiß nicht warum, doch ich fürchte mich vor dieser Reise.“

Sie blickte ihn an und glaubte ihm. Eine Last fiel ihr vom Herzen.

„Wozu wollten Sie reisen?“

„Ich war so dumm, es Woronzow zu versprechen. Er hat alle Vorbereitungen getroffen, alle warten auf mich, die Pläne sind fertig, und die Marschrouten sind zusammengestellt...“

Kaum hatte er das bedeutungsvolle Wort „Marschrouten“ ausgesprochen, als sie begriff, daß seine Reise beschlossene Sache war.

„Reisen Sie doch, selbstredend müssen Sie hinreisen,“ sagte sie und versuchte zu lächeln.

Ihm zur Last fallen, ihm im Wege sein — nein, lieber alles andere, nur nicht das!

„Sie kommen doch bald zurück?“

„Ich dachte mir so in zehn, höchstens vierzehn Tagen...“

„Nun sehen Sie, es ist ja gar nicht der Rede wert... Sie waren ja oft Monate lang abwesend, und ich habe es ertragen; plötzlich soll ich eine Trennung von vierzehn Tagen nicht ertragen können? Das wäre ja Kinderei! Sie müssen reisen, ich will, daß Sie reisen, hören Sie?“

„Gut, Lise. Es ist aber das letztemal: ohne Sie werde ich nie wieder reisen!“

Ein Schatten huschte über ihr Gesicht: das Wort „das letzte-

mal“ flözte ihr wie alle ähnlichen Worte, die das Unwiederbringliche ausdrücken, namenloses Grauen ein.

„Wissen Sie übrigens, wozu ich unter anderem nach der Krim reisen wollte?“

„Wozu?“

„Um das Gut Oreanda zu kaufen und den Platz für ein Haus auszusuchen.“

„Wie schön! Reisen Sie doch in Gottes Namen!“

Sie legte ihm beide Hände auf die Schultern, beugte sich zu ihm und küßte ihn auf die Stirne. In ihren Augen glänzten Tränen. Er glaubte, daß sie vor Glück weine.

„Ich werde gehen, arbeiten Sie nur weiter.“

„Ich werde gleich zu Ihnen kommen, Lise. Ich muß nur einen Brief zu Ende schreiben.“

Er schrieb ja gar keinen Brief; er wollte nur seine Denkschrift über die Geheime Gesellschaft wegräumen. Er wollte sie nicht auf dem Tische liegen lassen, damit sie Dibitsch nicht zu Gesicht bekäme; er verheimlichte noch immer vor allen diesen wunden Punkt, wie eine schändliche Krankheit.

Als er die Papiere in die Schatulle tat, kam ihm ein plötzlicher Gedanke, über den er selbst erstaunte: Alles ihr, der Kaiserin, anzuvertrauen. Es fiel ihm ein, wie klug sie gestern von Araktschejew gesprochen hatte und wie tapfer sie in der schrecklichen Nacht vom 11. März gewesen war: als alle den Mut verloren und ihn im Stich ließen, bewahrte sie allein ihre Geistesgegenwart; sie hatte ihn damals errettet und wird ihn vielleicht auch jetzt retten. Wenn er nur nicht so allein sein müßte, wenn er nur mit irgend jemand seinen Schmerz teilen dürfte — dies allein wäre schon beinahe eine Rettung!

Er freute sich über den plötzlichen Einfall. Doch Angst und Scham unterdrückten gleich die Freude. „Nein, nicht jetzt, ich will es ihr lieber später sagen, sie soll sich noch etwas erholen!“ Er betrog sich, wie er sich immer zu betrügen pflegte.

Die Abreise des Kaisers nach der Krim war für den 20. Oktober angelegt. Die letzten Tage fühlten sie sich beide gleich bedrückt. Sie konnte sich keine Rechenschaft geben, was mit ihr vorging und was sie so sehr fürchtete; sie suchte sich zu überreden, daß ihre Krankheit an allem schuld sei. Die Vernunft ließ sich überzeugen, doch das Herz wollte nicht daran glauben. Das Schlimmste war aber, daß es ihr schien, auch er fürchte sich.

Am Vorabend der Abreise war ein solcher Sturm, daß die Kaiserin hoffte, die Abreise werde aufgeschoben werden. Mit diesem Gedanken ging sie zu Bett. Sie erwachte beim ersten Morgengrauen, sprang aus dem Bett und lief barfuß zum Fenster, um nach dem Wetter zu schauen. Vom Meere kam wieder ein schwarzgelber Nebel wie neulich; sonst war es aber windstill, und der Sturm hatte sich gelegt. Sie horchte hinaus, um nach den Geräuschen im Hause festzustellen, ob er abreise. Es war aber noch zu früh. Sie legte sich wieder hin und schlief ein. Sie hatte einen schweren Traum. Das Herz stand ihr plötzlich still und es träumte ihr, daß sie sterbe. Sie erwachte und blickte wieder zum Fenster hinaus: der Nebel hatte sich verzogen, am blauen Himmel strahlte die Sonne. Vor dem Hause klangen Schellen: die Troika stand wohl vor der Türe. Sie hörte seine Schritte. Die Türe ging auf. Er trat ein.

„Sie schlafen nicht, Eise?“

Sie gab keine Antwort; sie lag unbeweglich, totenbleich und starrte ihn mit weit geöffneten Augen an. Das Herz stand ihr wieder wie im Traume still.

„Was haben Sie?“ fragte er erschrocken.

Sie nahm sich zusammen, atmete auf und sagte lächelnd:

„Es ist nichts, ich habe etwas Kopfweh: nachts war es hier so schwül; das machte wohl der Nebel. Das Wetter ist ja heute herrlich!“

„Eise, um Gottes willen, erlauben Sie, daß ich Wylle hohle...“

„Nein, es ist nicht nötig, ich bitte Sie darum. Fürchten Sie nichts, ich will vernünftig sein. Gott beschütze sie. Kommen Sie her, ich will Sie betreuzigen. Geben Sie mir noch einen Kuß. So! Gehen Sie jetzt. Es ist die höchste Zeit. Ich will noch versuchen, einzuschlafen.“

„Eise, hören Sie doch auf mich, es wäre wirklich besser...“

„Nein, nein, gehen Sie!“

Sie riß sich aus seinen Armen los, stieß ihn zurück, fiel in die Kissen und schloß die Augen. Er blieb noch etwas stehen, sah sie an und dachte, sie sei eingeschlafen. Er ging ganz leise auf den Fußspitzen zur Türe, blieb noch einmal stehen und blickte zurück. Und plötzlich mußte er an den Augenblick denken, als er die sterbende Sophie verließ; als er Sophie zum letzten Male anblickte, fragte er sich: „Soll ich nicht doch dableiben?“

Als er fort war, fühlte sie sich etwas erleichtert. Sie kam gleich-

jam zur Befinnung und wunderte sich, daß alles schon vorbei war. „Es ist die Krankheit,“ sagte sie sich wieder und beruhigte sich allmählich. Die Angst hatte sich verflüchtigt, nur ihre gewohnte Trauer blieb zurück. Nach seiner Abreise wurde alles finster, farblos und matt. „Es ist wie eine Suppe ohne Salz,“ sagte sie im Scherze.

Erst jetzt merkte sie, daß Taganrog ein ekelhaftes Nest war. Auf den Straßen sah man nur verschlafene Beamte, zerlumppte Bettler, Soldaten in abgetragenen Uniformen, schwarze Griechen und türkische Matrosen mit Räubergesichtern. Die Fischtrockenschuppen verbreiteten einen Geruch von faulen Fischen. Im Hafen war das Meer so seicht, daß, wenn der Wind von der Steppe blies, der schlammige Grund zum Vorschein kam und die ganze Luft mit übelriechenden Ausdünstungen verpestete. Der Nordostwind war scharf wie Zugluft. Selbst an heiteren stillen Tagen kam plötzlich vom Meere her der schwarzgelbe Nebel, der nach Moder und Gräbern roch. Und auf der Kirche des Heiligen Konstantin und Helena läuteten die Glocken so traurig wie Sterbeglocken.

Auch das Palais war eigentlich gar nicht so schön, wie es ihr anfangs schien. Durch alle Fenster zog es, die Öfen rauchten. Es gab eine Unmenge von Mäusen und Ratten. Eine Maus sprang einmal der Hofdame Walujewa auf den Schoß; sie starb beinahe vor Schreck. Eine Ratte schleppte der Kaiserin ein Taschentuch fort. Nachts machten sie großen Lärm, als ob sie die ungebetenen Gäste vertreiben wollten. Vor den Fenstern heulten Hunde; man versuchte sie zu vertreiben, sie kamen aber immer wieder. Die Walujewa sah in allem schlimme Vorzeichen; sie hatte immer Angst, schmolte, weinte, heulte wie ein Hund und machte schließlich die Kaiserin so nervös, daß diese ihr unterlagte, ihr je wieder unter die Augen zu treten.

Zwei Tage nach der Abreise des Kaisers erhielt die Kaiserin die Nachricht vom Tode des Königs von Bayern, des Gemahls ihrer Schwester Karoline. Sie war ihrer Schwester sehr zugetan und der Tod des Schwagers machte ihr großen Kummer; doch in der Tiefe ihrer Seele war die gleiche Freude, die ein Soldat in der Schlacht empfindet, wenn eine Kugel dicht an seinem Kopf vorbeisaußt und seinen Kameraden trifft: „Gott sei Dank, es galt ihm und nicht mir!“ Sie erschrak vor dieser Freude. „Und wie wäre es, wenn...“ stieg in ihr ein Gedanke auf; doch sie konnte ihn nicht zu Ende denken; das Herz stand ihr plötzlich still wie damals im Traume.

Am nächsten Tag bekam sie einen Brief vom Kaiser aus Perekop:

„Der so unerwartete Tod des Königs von Bayern erinnert uns wieder daran, wie sehr ein jeder von uns auf das Ende bereit sein muß. Es ist traurig, daß Sie diese Nachricht gerade während meiner Abwesenheit erhielten. Ich weiß zwar, daß Sie vernünftig sind, es wäre aber besser, wenn ich an Ihrer Seite sein könnte. Schreiben Sie mir sofort, wie Sie sich befinden. Ich fürchte über alles, daß Sie sich mit Karoline identifizieren werden. (Que vous vous identifiez à Caroline.)“

„Ich werde mich erst dann beruhigen, wenn ich Sie wiedersähe, was, wie ich hoffe, schon in acht Tagen geschehen wird,“ schrieb er ihr am 30. Oktober aus Bachtschissaraj.

Sie verfolgte auf der Karte alle Etappen seiner Reise: Perekop, Simferopol, Alushta, Gursuf, Oreanda, Alupka, Bajdarn, Balaklawa, das Georgskloster, Sewastopol, Bachtschissaraj, Eupatoria und dann, auf der Rückreise, wieder Perekop. Je näher er kam, um so lebendiger und heller wurde alles; es war, als ob die Sonne aufginge; alles bekam wieder Farbe und Geschmack: „Man tat Salz in die Suppe.“

„Nein, man darf nicht so lieben; es ist eine Sünde, Gott wird mich dafür strafen!“ sagte sie sich voller Angst.

Der Kaiser sollte am 5. November nach Taganrog zurückkehren. Am 4. November war es wieder so sommerlich, wie es in Petersburg im August zu sein pflegt. Am Tage zogen am heiteren Himmel weiße Lämmchen, und die Sonne schien durch, bleich wie der Mond; gegen Abend verzogen sich die Wolken und die Nacht war so sternklar, wie man es nur im Süden im Spätherbst sieht.

Abends vor dem Schlafengehen machte sie noch das Fenster im Schlafzimmer auf und atmete gierig die frische Luft ein, die so still war, wie das Atmen eines Kindes im Schlafe. Sie atmete und atmete und konnte sich gar nicht satt trinken. Nicht nur ihre Seele, sondern auch ihr Körper empfand eine selige Ruhe. Sie mußte an den Psalm denken: „Darum freuet sich mein Herz, auch mein Fleisch wird sicher liegen.“ — „Wie schön, mein Gott, wie schön! Woher dieses Glück?“ Kam es daher, daß sie ihn morgen wiedersähen sollte? Nein, nicht dies allein! sondern alles machte sie so glücklich: die Stille, das Meer, der Himmel, die Sterne. Alles was gewesen, was war und was noch kommen sollte war schön. Auch das, daß sie sich ihr ganzes

Leben lang hatte so quälen müssen, und daß sie jetzt so glücklich war, war schön und sollte in alle Ewigkeit so bleiben.

Sie kniete nieder, hob die Augen zum Himmel, lächelte und weinte. Die Strahlen der Sterne brachen sich in ihren Tränen und schienen blau, lang und spitz. Es war ihr, als ob sie nicht vom Himmel, sondern aus ihrem Innersten kämen, als ob sie und die Sterne eins wären.

Sie weinte, betete und dankte Gott. „Karoline hat ihren Mann verloren,“ fiel es ihr plötzlich ein. „Nun, es ist Gottes Wille... Sie hat ihren Mann verloren...“ — „Und mein Mann ist noch am Leben,“ hätte sie sich beinahe gesagt. Sie erschraf wieder: „Mein Gott, mein Gott, was habe ich wieder! Wie schlecht bin ich! Es kommt nur daher, daß ich ihn zu sehr liebe; — man darf nicht so lieben, es ist eine Sünde, Gott wird mich dafür strafen. Vergib es mir, Gott, vergib es mir!“

Sie lächelte wieder und weinte: sie wußte, daß Gott es ihr vergeben werde, daß er es ihr schon vergeben hatte, und daß alles schön und gut war und in alle Ewigkeit so bleiben werde.

II.

„Ich habe ein leichtes Fieber, wahrscheinlich habe ich es mir in der Krim geholt.“

„Wie lange haben es Majestät?“

„Ich glaube, ich habe es noch von Bacht[schissaraj her. Ich kam dort spät abends an und hatte Durst; Sjodorow gab mir Berberitzen-saft zu trinken; ich fürchtete, daß er sauer geworden war, denn in der Krim war es sehr heiß. Sjodorow sagte aber, daß er noch ganz frisch sei. Ich trank ein Glas davon und legte mich zu Bett. Nachts bekam ich aber schreckliche Leibschmerzen. Dann hatte ich leichten Durchfall; ich glaubte, daß alles damit erledigt sei. In Perekop bekam ich Schüttelfrost, der mich auch noch jetzt quält.“

Er dachte etwas nach und fügte hinzu:

„Vielleicht habe ich es mir auch schon früher in Sewastopol geholt: ich bin ohne Überzieher zum Georgskloster geritten; am Tage ist es dort heiß, nachts weht aber von der Steppe her ein kalter Wind; ich habe mich wohl dabei erkältet.“

„Es sind also schon acht Tage, daß Majestät krank sind?“

„Ja, beiläufig. Ich weiß es übrigens nicht genau...“

„Geruheten Majestät Chinin einzunehmen?“

„Nein. Ich nehme ja nicht gerne Arzneien ein. Es wird von selbst vergehen.“

„Wie soll es von selbst vergehen, Majestät? Sie vergessen immer, daß Sie in den Vierzigern sind; das ist doch nicht dasselbe wie mit zwanzig Jahren...“

„Ja, mein Lieber, Alter ist ein schweres Malter, das weiß ich ebenso gut wie du. Was aber das Fieber betrifft, so kannst du unbesorgt sein, es wird bald vergehen.“

Der Kaiser kleidete sich um und wusch sich gleich nach seiner Ankunft im kleinen Toilettenzimmer, das neben seinem Arbeits- und Schlafzimmer lag. Er pflegte sich stets mit kaltem Wasser zu waschen, diesmal ließ er sich aber warmes geben, er fürchtete wohl, sich noch mehr zu erkälten. Wolkonskij stand neben ihm mit dem Handtuch auf der Schulter und goß ihm aus einem Krug Wasser auf die Hände. Der frühere Generalstabschef und jetzige Hofmarschall der Kaiserin, General-Adjutant Fürst Pjotr Michailowitsch Wolkonskij, versah beim Kaiser oft die Dienste eines Kammerdieners; seit fünf- unddreißig Jahren bemutterte er ihn wie eine zärtliche Wärterin, begleitete ihn auf allen seinen Reisen und sah ihn in allen Zuständen von Leib und Seele, wie in den feierlichsten, so auch in den erniedrigendsten. Der Kaiser ging mit dem Fürsten nicht besonders freundlich um. „Niemand kann sich vorstellen, was ich von ihm zu leiden habe,“ pflegte Wolkonskij zu sagen. Er wollte längst seinen Abschied nehmen, konnte sich aber doch nie dazu entschließen: er war schwach und gutmütig und liebte seinen kaiserlichen Herrn, wie eine alte Kinderfrau ihren Zögling liebt.

Der Kaiser tat ihm auch jetzt leid; er sah, daß er schwer krank war, doch wie immer seinen Zustand verheimlichte und zu überwinden suchte.

„Dieser Qualm!“ sagte der Kaiser, sich die Hände mit dem Handtuch abtrocknend und zum Fenster hinausblickend: die Stadt war illuminiert.

„Es ist anläßlich der Rückkehr Euerer Majestät.“

„Die treuen Untertanen!“ Der Kaiser verzog das Gesicht wie vor Ekel. „Und wie geht es hier?“

„Es geht Gott sei Dank gut, Majestät.“

„Wie geht es der Kaiserin?“

„Auch Ihrer Majestät geht es Gott sei Dank gut; sie hat sich nur schrecklich nach Ihnen gesehnt.“

Das Waschen hatte ihn ermüdet; er setzte sich hin und hielt das Handtuch noch immer in der Hand; er vergaß, es Wolfonskij zurückzugeben. Er saß, den Kopf in die Hände gestützt, und man konnte ihm ansehen, daß er wirklich krank war.

„Majestät sollten sich doch hinlegen, die Kaiserin werde ich zu Ihnen bitten.“

„Nein, um Gottes Willen nicht! Du wirst sie noch erschrecken. Ich bitte dich, mein Freund, sage ihr nichts.“

„Sie wird es ja selbst sehen...“

„Mag sie es nur sehen, du sollst ihr aber nichts sagen. Wozu soll man sie beunruhigen? Ich habe dir ja gesagt, daß es eine Kleinigkeit ist: ich werde mich ausruhen und bin morgen wieder gesund. Gib den Rock her. Ich muß zu ihr eilen, sie kann es wohl gar nicht mehr erwarten.“

Wolfonskij reichte ihm den Rock; der Kaiser zog ihn an, blickte in den Spiegel so flüchtig und unsicher, wie sich nur Kranke im Spiegel zu betrachten pflegen, fuhr sich mit der Bürste über die Haare, die von den Schläfen auf die kahle Stirne hinaufgekämmt waren, knöpfte den Rock zu, zupfte ihn zurecht, damit es keine Falten gab, und ging. Er ging in gebückter Haltung, und man konnte wieder sehen, daß er ernsthaft krank war. Wolfonskij sah ihm nach und brummte etwas in den Bart, wie eine um ihren kranken Zögling besorgte alte Kinderfrau.

Die Kaiserin erwartete den Kaiser für fünf Uhr, wie es nach der Marschroute festgesetzt war. Die Uhr schlug aber fünf, sechs, sieben, halb acht, und er war immer noch nicht da. Um drei viertel acht sah sie endlich aus dem Fenster den Wagen mit aufgestelltem Verdeck; er fuhr im Schritt. Sie dachte schon, der Wagen sei leer. Nein, der Kaiser war es doch; er hatte den warmen Mantel an, und auf den Füßen lag die Wagendecke aus Bärenpelz. Er pflegte sonst nie im Schritt zu fahren. War ihm vielleicht etwas zugestoßen? War er krank? Sie wollte hinauslaufen, um ihn gleich unten zu begrüßen, wagte es aber nicht zu tun: er liebte es nicht, wenn man ihn begrüßte, solange er sich noch nicht gewaschen hatte. Sie entschloß sich zu warten. Sie saß allein in ihrem Arbeitszimmer und tauschte dem Ticken ihrer Tischuhr mit dem einarmigen Schäfer aus Porzellan. Jede Minute kam ihr wie eine Ewigkeit vor. Endlich rief sie ihren Sekretär Longinow und beauftragte ihn, nachzuschauen, was eigentlich los sei. Longinow ging und kam nicht wieder. Sie

erinnerte sich, wie sie ihn während der Überschwemmung nach dem Kaiser geschickt hatte und wie er damals ebenfalls verschwunden war. Sie konnte nicht länger warten. Sie erhob sich und ging zur Türe. Im gleichen Augenblick hörte sie Schritte: Er! er!

Sie wußte nicht mehr, was mit ihr vorging, ihr verging Sehen und Hören, sie fühlte nur das eine: daß er mit ihr war.

„Lise, endlich! Ich bin so glücklich! Gott sei Dank, Gott sei Dank!“

In solchen Augenblicken des Wiedersehens fühlte sie sich gewöhnlich viel glücklicher als er, und in dieser Ungleichheit war stets ein Tropfen Bitternis enthalten; jetzt war es aber nicht der Fall: sie fühlte zum ersten Male in ihrem Leben, daß sie beide gleich glücklich waren.

Sie kam zu sich und sah ihn aufmerksam an:

„Sind Sie krank?“

„Unsinn, nicht der Rede wert: morgen bin ich wieder gesund... Und wie geht es Ihnen?“

Sie gab keine Antwort und musterte ihn noch aufmerksamer: ja, er sah abgemagert und zusammengefallen aus; das machte aber nichts: im vorigen Jahre, als er die Entzündung am Beine hatte, sah er ja noch viel schlechter aus; jetzt war es offenbar nichts Ernstes.

„Ich versichere Sie, Lise, es ist wirklich nichts Ernstes,“ sagte er, ihren Gedanken erratend; er lächelte ihr zu, und sie vergaß sich wieder, schmiegte sich an ihn und schloß die Augen mit selbigem Lächeln; sie durfte nicht unglücklich sein: sie hatte ja ihn an ihrer Seite, alles war gut, und sollte für alle Ewigkeit so bleiben.

„Ja, warum stehen wir? Setzen Sie sich doch!“ Sie hatte plötzlich bemerkt, daß es ihm schwer fiel, zu stehen. „Setzen Sie sich aufs Sofa. Legen Sie sich etwas hin; soll ich Ihnen ein Kissen bringen? Haben Sie Fieber? Hüllen Sie sich in diesen Schal. Es macht nichts, daß er so schäbig aussieht, niemand wird es sehen. Es ist der Schal meiner armen Amalie; er ist schäbig und komisch, ich liebe ihn aber doch: er ist so warm und lieb. Ich nenne ihn auch immer ‚mein liebes Tantchen‘. Ich hülle mich immer in ihn, wenn ich Fieber habe. Wollen Sie Tee?“

Sie wußte selbst nicht, was sie sprach. Sie fühlte nur, daß sie nicht schweigen durfte.

„Ja, eine Tasse heißen Tee mit Zitrone...“ sagte er mit weiner-

licher Stimme wie ein krankes Kind; in seinen Augen blitzte es plötzlich so seltsam auf. Was war es? Nein, nichts, nichts; nur nicht schweigen, nur nicht denken.

„Nun, erzählen Sie mir doch, wie Sie sich erkältet haben? Wann und wo haben Sie es sich geholt? Doch die Wahrheit, die reine Wahrheit!“

Er erzählte ihr dasselbe, was er schon Wolfkonstij erzählt hatte, stellte aber das Ganze noch harmloser hin; er bemühte sich, den Bericht über die Erkrankung möglichst abzukürzen und das Gespräch auf andere Dinge zu bringen.

„Ja, Eise, was wollte ich noch sagen... Ja, Oreanda: wissen Sie, ich habe das Gut gekauft.“

Er holte aus der Tasche den Plan eines kleinen Landhauses, das nur für sie beide bestimmt war, und breitete ihn vor ihr auf dem Tische aus. Er erklärte ihr:

„Die Zimmer sind klein, vielleicht noch kleiner als die hiesigen; sie sind aber gemütlich, weiß und hell; wir haben dort auch eine große Terrasse mit Säulen und eine Freitreppe, die zum Meere führt. Alles ist im griechischen Geschmack und paßt gut zu der Landschaft. Die Landschaft ist aber ein wahres Paradies! Zypressen, Lorbeer, immergrüne Myrten am blauen Meere, am Gestade des blauen Meeres, wie es in den Märchen heißt. Jetzt, im November, blühen dort noch Rosen.“

Er nahm aus seinem Marschroutenbuch eine getrocknete Tee-rose heraus und reichte sie ihr.

„Riechen Sie nur: die duftet noch jetzt. Und diese Stille, diese Einsamkeit! Wie schön werden wir es dort beide haben!“

Er schwieg und fügte mit stiller Trauer hinzu:

„Ich habe ja einmal gehofft, daß wir dort zu dritt glücklich sein werden. Die arme Sofotschka! Ja, bald...“

Er hätte beinahe die Worte der sterbenden Sophie wiederholt: „Bald werden wir zusammen sein.“

Er blickte die Kaiserin stumm an, und wieder blitzte etwas in seinen Augen auf. Sie bekam Angst. Sie wollte etwas sagen, das Schweigen brechen, sie konnte es aber nicht mehr; sie fühlte nur, wie das Glück aus ihrem Herzen entschwand, wie das Wasser aus einem gesprungenen Glas.

Fürst Wolfkonstij trat ins Zimmer und meldete den Leibarzt Wηllié.

„Was hast du wieder angestellt, mein Lieber! Ich habe dir ja gesagt, daß ich ihn nicht sehen will. Ich habe ihn und seine Arzneien wirklich satt,“ flüsterte der Kaiser. „Nun ist wohl nichts mehr zu machen, er soll nur kommen.“

Wyllié küßte der Kaiserin die Hand und fragte den Kaiser nach seinem Befinden.

„Es geht mir ausgezeichnet, mein Freund. Ich habe Tee getrunken und mich erwärmt. Ich habe jetzt, wie mir scheint, keinen Schüttelfrost mehr, höchstens etwas Fieber.“

Wyllié fühlte ihm den Puls und sagte nichts.

„Sei so gut, Jakow Wassiljewitsch, beruhige sie doch und sage ihr, daß es nur eine Kleinigkeit ist. Sie will es mir nicht glauben.“

„Gewiß ist es eine Kleinigkeit, und doch müssen Sie etwas dagegen tun, Majestät. Sie wollen keine Arzneien einnehmen...“

„Ich weiß es, mein Lieber, ich weiß es... Komm mal her,“ rief er den Fürsten Wolkonskij zu sich heran. „Was glaubst du, ist das?“ Er zeigte ihm den Plan.

„Es ist ein Haus.“

„Wem gehört das Haus?“

„Ich weiß es nicht.“

„Dem General a. D. Alexander Pawlowitsch Romanow. Ich nehme ja bald meinen Abschied.“

„Ist es nicht zu früh, Majestät?“

„Gar nicht zu früh: ich bin ja 25 Jahre im Dienst, und selbst der gemeine Soldat bekommt nach dieser Frist den Abschied. Nimm auch du den Abschied, Freund; ich will dich bei mir als Bibliothekar anstellen.“

Sie sprachen ruhig und schienen alle heiter. Die Kaiserin empfand aber unheimliche Angst vor dieser Ruhe: sie fühlte, daß das gesprungene Glas immer leerer wurde.

Wyllié sah auf die Uhr und erklärte, der Kaiser müsse zu Bett gehen.

„Ich wußte ja, daß du mich fortjagen wirst. Und ich fühle mich gerade jetzt so wohl. Also gut, sofort; ich will mich nur noch von ihr verabschieden...“

Wyllié und Wolkonskij verließen das Zimmer.

„Nun, Eise, haben Sie sich etwas beruhigt?“ fragte der Kaiser, sich erhebend.

Sie wollte etwas sagen und konnte es wieder nicht.

„Was haben Sie nur, Lise? So geht es nicht. Wir machen einander nervös: bald sind Sie krank, und ich bin außer mir, bald bin ich krank, und Sie sind außer sich. Es ist genau so wie mit dem Bären und der Ziege bei dem Spielzeug; kennen Sie es? Man zieht nach rechts, und der Bär fällt über die Ziege; man zieht nach links, und die Ziege fällt über den Bären...“

„Nein, es ist ja wirklich nichts... Ich war aber so glücklich...“ Sie kam nicht weiter; Tränen ersticken ihre Stimme.

„Und jetzt sind Sie unglücklich?“

Er umarmte sie und küßte sie so zärtlich, daß sie vor Glück kaum atmen konnte: das gesprungene Glas füllte sich wieder bis an den Rand.

„Lieber! Lieber!“ Sie schmiegte sich an ihn und weinte. Gott belohne Sie für Ihre ... für Ihre Freundschaft!“

Sie wagte nicht zu sagen: für Ihre Liebe.

„Gott segne Sie,“ sie wollte ihn zum Abschied bekreuzigen.

„Nein, Lise, später. Kommen Sie noch zu mir, wenn ich im Bett bin.“

Er ging in sein Arbeitszimmer, setzte sich an den Tisch und sah die eingelaufene Post durch. Er fand einen Bericht von General Kleinmichel: „Beschreibung des Verbrechens von Grufino.“

Der Kopf schmerzte ihm, und es war ihm finster vor den Augen; es war wohl ein neuer Fieberanfall. Er konnte nicht fortlaufend lesen und sah den Bericht nur flüchtig durch.

„Laut Geständnis des Mörders fiel die Verstorbene hin und fing an zu schreien; in diesem Augenblicke schnitt er ihr vollständig die Kehle durch, so daß der Kopf nur noch an einem Halswirbel hängen blieb.“

Zum Schlusse hieß es: „Es kann jetzt noch nicht die Rede davon sein, daß der Graf sich mit den laufenden Geschäften befaßt; ich bin aber fest davon überzeugt, daß er noch zu seiner gewohnten Tätigkeit zurückkehren wird. Es handelt sich jetzt nur darum, daß man ihn irgendwie in seiner Häuslichkeit tröstet und beruhigt.“

Der Kaiser lächelte und sagte sich: Wie kann man ihn beruhigen? Vielleicht ihm eine neue Dirne verschaffen? Nein, eine ähnliche wird sich wohl nicht finden lassen: P. Photius nannte ja dieses Tier in Menschengestalt „die Märtyrerin“; und doch hatte sie einmal einem Dienstmädchen, das ihr das Haar schlecht frisierete, mit einer glühenden Brennschere das Gesicht verstümmelt.

Er konnte nicht weiter lesen; es wurde ihm übel; es schien ihm, daß die Übelkeit von Kleinmichels Bericht kam.

Er fand auch einen Brief von Araktschejew vor; er entriegelte ihn und sah ihn durch.

„Ach, mein Väterchen, wie gerne möchte ich zu Ihnen nach Taganrog eilen, denn mein sehnlichster Wunsch ist jetzt, meinen Wohltäter wiederzusehen; die Schmerzen in der Brust sind aber so heftig, daß ich mich nicht entschließen kann, bei dieser Witterung die weite Reise zu unternehmen; ich fürchte, daß ich sie nicht überstehen würde. Ich umarme Ihre Knie und küsse Ihre Hände.“

Er lächelte wieder: wie würde er Araktschejew empfangen, wenn er tatsächlich nach Taganrog käme? Weshalb sollte er ihm übrigens zürnen? „Wohin Sie gehen, da geht er auch hin; was Sie tun, das tut auch er; er selbst existiert gar nicht: er ist nur Ihr Schatten.“ — „Ja, er ist mein Schatten. Als die Sonne hochstand, lag der Schatten zu meinen Füßen; und jetzt, da die Sonne untergeht, ist der Schatten ins Unermeßliche gewachsen.“ Ein riesiger Schatten, ein lächerliches Schreckbild. „Die militärischen Siedlungen sind das größte Unrecht, das ein wütender Tyrann erfinden konnte.“ Er dachte an die Anzeige Allilujews und an die Klage des Volkes: „Schütze, o Kaiser, dein christliches Volk vor Araktschejew!“ Er wollte ein Reich Gottes auf Erden schaffen und hatte das Reich Araktschejews, das Reich des Tieres, geschaffen. Ja, dafür verdiente er mindestens den Tod! Sie hatten recht.

Der Kopf schwindelte ihm und es wurde ihm finster vor den Augen. Er fürchtete, ohnmächtig zu werden. Er schleppte sich zum Sofa und legte sich hin. Er schloß die Augen. Er schlief nicht, doch sah er wie im Traum die Poststraße bei der Station Wassiljewka, 25 Werst vor Orehow, wo er vorgestern vorbeigefahren war; hier begegnete ihm der Feldjäger Maskow mit Depeschen aus Petersburg und Taganrog; der Kaiser befahl ihm, seinem Wagen zu folgen, denn er wollte ihn von der nächsten Station aus mit einem Briefe zur Kaiserin schicken; er setzte sich in den Wagen und fuhr weiter. Die Straße machte an dieser Stelle eine scharfe und steile Biegung zum Fluß. Er passierte auch glücklich die Brücke und fuhr im Schritt das gegenüberliegende Ufer hinauf. Auch Maskow setzte sich in seine Troika, sagte dem Kutscher „Los!“ und schwang über ihn den Säbel mit der Bravour, die allen Feldjägern eigen ist: er hatte wohl auf der Station zu viel getrunken.

Der Kutscher trieb die Pferde an. Die Troika raste den Berg hinunter; vor der Brücke konnte der Kutscher die Pferde nicht mehr anhalten, der Wagen geriet auf einen Erdhügel und Maskow flog hinaus. Er überschlug sich einmal in der Luft und fiel mit dem Kopf gegen einen Stein. Als der Kaiser dies sah, schrie er vor Schreck auf und befahl Tarassow, sofort zu dem Verunglückten zu eilen. Auf der nächsten Station meldete ihm Tarassow, daß Maskow auf der Stelle infolge der Gehirnerschütterung tot war; sein Schädel war zerschmettert. Der Kaiser hatte schon früher etwas Sieber gehabt, doch bei der Meldung Tarassows wurde es so stark, daß ihm die Zähne klapperten. „Wie wäre es,“ dachte sich der Kaiser, „wenn ich Maskow mit einem Brief an die Kaiserin vorausgeschickt hätte? Und wenn es im Briefe hieße: ‚Je vous envoye Maskow et je le suis de près?‘ Das hätte ja ebenso ausgesehen wie neulich die Kerzen am helllichten Tage...“

Als er jetzt auf dem Sofa mit geschlossenen Augen lag, sah er, wie Maskow aus dem Wagen fiel, und hörte, wie sein Schädel krachte. „Daher diese Kopfschmerzen! Von diesem Krachen tut mir der Kopf weh. Wie ekelhaft! Ich will lieber aufstehen.“

Er stand auf, ging zum Tisch und wühlte wieder in den Papieren. Er suchte lange. Endlich fand er, was er suchte: es war ein anonymes Brief, eine von den vielen unsinnigen Anzeigen, mit denen man ihn in der letzten Zeit überschüttete. Er kannte den Brief beinahe auswendig; er sollte ihn lieber nicht lesen; doch er konnte sich nicht enthalten.

„Kaiserliche Majestät! In der heiligen Schrift, und zwar im 82. Psalm heißt es von den irdischen Königen und Herrschern: ‚Ihr seid Götter und allzumal Kinder des Höchsten. Aber Ihr werdet sterben wie Menschen.‘ — Majestät! Ihre Untertanen wissen, daß Sie, obwohl Sie der große Selbstherrscher sind, sich nie als einen irdischen Gott anbeten lassen und es sogar durch einen Erlaß an den heiligen Synod verboten haben; denn Sie denken immer an Ihre Sterbestunde.

Majestät, als Ihr Untertan und als aufrichtiger, wenn auch geheimer Freund und Sohn meines Vaterlandes, beschwöre ich Sie beim Namen des Höchsten, denken Sie an diese Stunde; denken Sie an sie öfter als sonst, denn diese Stunde naht, und die höllischen Pläne Ihrer Feinde gehen bereits in Erfüllung.“

Bis zu dieser Stelle war der Brief russisch geschrieben; dann folgte in schlechtem Französisch:

„Die Mörder überlegten sich lange, welche Waffe sie wählen sollten: Kugel, Dolch oder Gift; endlich entschlossen sie sich für das letztere. Es ist vielleicht zu spät, vielleicht fließt das Gift bereits in Ihren Adern. Wenn es aber noch nicht zu spät ist, so nehmen Sie sich in acht vor allen Menschen, die Sie umgeben: vor Ihrem Kammerdiener, vor Ihrem Koch, vor Ihrem Leibarzt; trauen Sie niemand; alle sind Verräter, alle sind bestochen; Sie sind von gedungenen Mördern umgeben. Das Brot, das Sie essen, ist vergiftet; das Wasser, das Sie trinken, ist vergiftet; die Luft, die Sie atmen, ist vergiftet; die Arzneien, die man Ihnen gibt, sind vergiftet. Bevor Sie etwas essen oder trinken, zwingen Sie doch die Leute, die Ihnen Speise oder Trank reichen, selbst davon zu kosten. Denken Sie daran bei Tag und bei Nacht, jeden Tag, jede Stunde, jede Minute; vergessen Sie nicht, daß das Gift überall enthalten sein kann. Menschen sterben ja oft an den geringfügigsten Ursachen: Ofendunst, mangelhaft verzinnnes Kupfergeschirr, Glasplitter, die irgendwie ins Brot geraten sind, — alles kann die Ursache sein. Man wird Sie töten, man wird Sie mit einem langsam wirkenden Gift vergiften und hinterdrein sagen, sie seien eines natürlichen Todes gestorben.

Diesen Brief diktiert mir mein aufrichtiges und in treuer Untertanenliebe flammendes Herz, nachdem es von den höllischen Anschlägen erfahren hat. Gott helfe Ihnen!

Ein reuiger Verbrecher und von nun an

Ihr ewig treuer Untertan.“

Ja, er sollte ihn lieber nicht lesen. Es war so dumm, so eitelhaft, so abstoßend. Plötzlich fiel ihm etwas ein, und er erstaunte: er hatte diesen Brief doch verbrannt? Hatte er ihn auch wirklich verbrannt? Ja, gewiß, er wußte es ja noch ganz genau: nachdem er ihn erhalten, fand er am nächsten Morgen beim Frühstück im Brote ein kleines Steinchen. Er ließ sofort Dibitsch kommen, zeigte ihm das Brot und befahl ihm, festzustellen, wie das Steinchen hineingeraten sein konnte. Er sagte ihm noch: „Ich möchte nicht gerne Wolkonskij damit betrauen, denn er ist ein altes Weib und wird es nicht ordentlich machen können.“ Dibitsch rief Wollié herbei und zeigte ihm das Brot; Wollié erklärte, daß es ein ganz

harmloses Steinchen sei; und der Bäcker sagte zu seiner Entschuldigung, das Steinchen sei aus Versehen in den Teig hineingeraten. Der Kaiser wollte zuerst Dibitsch die Anzeige, die er erhalten, zeigen; doch er schämte sich und fürchtete, es zu tun: er fürchtete nicht, daß die Anzeige begründet sein könnte, sondern, daß Dibitsch ihr glauben würde. Er ging dann sofort in sein Arbeitszimmer und verbrannte den Brief.

Wieso bekam er ihn jetzt wieder in die Hand? „Werde ich verrückt?“

Er wendete den Brief nach allen Seiten, betastete ihn, betrachtete ihn, als ob er hoffe, daß er von selbst verschwinden würde. Doch nein, er verschwand nicht. Er führte ihn an die Kerze, er wollte aber nicht brennen. Er warf ihn auf den Fußboden, — er fiel nicht; er klebte an seinen Händen, als ob er mit Leim bestrichen wäre. Und die Kerzen brannten ebenso trüb wie damals am Tage, und der schwarzgelbe Nebel füllte wieder das Zimmer. Und jemand stand hinter seinem Rücken. Er wandte sich nicht um, denn er wußte, wer es war: der kleine kahle Greis mit den weißen Augenbrauen und Wimpern, mit den blauen Augen „eines Kälbchens“, wie er sie auch an sich selbst im Spiegel sehen konnte, der heimatlose Dagabund Sjodor Kusmitsch.

Er schrie auf, kam zur Besinnung und sah, daß er noch immer auf dem Sofa lag; er begriff, daß er gar nicht aufgestanden war und daß das Ganze nur ein Fiebertraum gewesen war.

Die Türe ging auf, die Kaiserin trat ein.

„Sind Sie noch nicht im Bett?“

„Nein, Eise, ich warte auf Sie.“

„Ich habe geklopft, haben Sie es nicht gehört?“

„Nein, ich bin wie taub. Wenn ich Fieber habe, bin ich immer schwerhörig. Sie wissen noch, im vorigen Jahre, als ich die Entzündung am Beine hatte, war ich ja auch taub. As dies as pots. Geben Sie mir einen Kuß. Ich werde mich gleich hinlegen. Mir ist jetzt wieder wohl, ganz wohl...“ Er lächelte so aufrichtig, daß sie ihm beinahe glaubte. „Beunruhigen Sie sich nicht, meine Liebe. Gute Nacht!“

Sie befreuzigte und küßte ihn.

Als sie fort war, klopfte Jegornitsch. Er klopfte lange, der Kaiser hörte es aber nicht. Schließlich kam er ohne Antwort bekommen zu haben ins Zimmer.

„Befehlen Majestät, Ihnen beim Auskleiden zu helfen?“

„Auskleiden? Ja... nein, später. Ich werde läuten.“

Jegorntsch ging zum Tisch und putzte die Kerzen.

„Weißt du, Jegorntsch, ich bin ja schwer krank,“ sagte der Kaiser.

„Majestät müssen sich behandeln lassen.“

— Er weiß immer, was ich muß, — dachte sich der Kaiser; doch die Ruhe Jegorntschs berührte ihn angenehm.

„Nein, mein Lieber, es ist wohl zu spät...“ sagte er nach einer Pause. „Kannst du dich noch auf die Kerzen besinnen?“

„Was für Kerzen?“

„Du hast es mir ja selbst gesagt: wenn Kerzen am Tage brennen, bedeutet es, daß es im Hause bald eine Leiche geben wird.“

„Gott behüte, Majestät!“ stammelte Jegorntsch erblickend und sich bekreuzigend.

„Was hast du nur, Narr? Darf ich denn gar nicht mehr scherzen? Ich werde dich gewiß überleben. Geh.“

Jegorntsch ging hinaus, sich noch immer bekreuzigend; er war leichenblaß: er liebte seinen Kaiser.

Der Kaiser stand aber auf und begann im Zimmer auf und ab zu gehen. Obwohl der Schüttelfrost immer stärker wurde, und jeder Schritt, den er machte, schmerzhaft in seinem Kopfe widerhallte, fürchtete er, sich hinzulegen, um nicht wieder so schrecklich zu träumen. Er mußte sich ja auch etwas überlegen, etwas endgültig beschließen. Was hatte er? Ja, er war krank, vielleicht lebensgefährlich krank. Was fürchtete er aber? Den Tod? Nein, nicht den Tod. Er glaubte auch nicht, daß er sterben werde. Er wollte Jegorntsch doch nur auf die Probe stellen und staunte, daß dieser es ihm so leicht glaubte. Nein, er fürchtete nicht den Tod, sondern etwas, was noch schrecklicher als der Tod war. „Das Brot, das Sie essen, ist vergiftet; das Wasser, das Sie trinken, ist vergiftet; die Arzneien, die man Ihnen gibt, sind vergiftet.“ Hatte er, übrigens, diese Anzeige auch wirklich bekommen? Ja, gewiß, das war kein Traum: das wußte er auch jetzt ganz genau, daß er den Brief verbrannt hatte, nachdem er im Brot ein Steinchen gefunden. Hatte er aber der Anzeige wirklich Glauben geschenkt und glaubte er noch jetzt an sie? Nicht umsonst war das Papier im Traume an seinen Fingern kleben geblieben; nun klebte es an seiner Seele. Wie ekelhaft!

Er blieb stehen und betrachtete seine Finger; die Nägel waren

vor Sieberfrost ganz blau geworden; vielleicht hatte es auch eine andere Ursache; er beleckte mit der Zunge den Gaumen: ja, er hatte noch immer den merkwürdigen metallischen Geschmack im Munde, Übelkeit und faules Aufstoßen. Er hatte auch die langsam saugenden Leibschmerzen, ganz wie damals in Bachtschissaraj, als er den verdorbenen Syrup getrunken hatte. „Vielleicht ist es schon zu spät; vielleicht fließt das Gift bereits in Ihren Adern...“ Er wurde wütend. War er denn schon wirklich so weit? Das Steinchen im Brot, der verdorbene Syrup, — das war ja heller Wahnsinn!

Ja, gewiß war er vergiftet. Wie langsam, wie langsam wirkte das Gift! Er hatte sich damit noch in der schrecklichen Nacht vom 11. März vergiftet. Das wußten sie auch. Sie hatten recht, und darin lag ihre Stärke, damit konnten sie ihn aus der Ferne töten. Es gibt ja auch solch eine Zauberei: man formt ein Männchen aus Wachs und durchsticht ihm das Herz mit einer Nadel; der Feind geht dann zugrunde. Ja, in seinen Adern floß Gift: dieses Gift war die Furcht. Wovor? Wenn es noch eine Furcht vor etwas wäre! Er hatte aber schon längst eingesehen, daß seine Furcht viel schrecklicher als das Allerschrecklichste war. Es war nicht die Furcht vor irgend etwas, sondern jene nackte, grundlose, sinnlose, gemeine tierische Furcht, vor der die Eingeweide kalt werden und sich umdrehen, von der der Schüttelfrost kommt. Es war die Furcht vor der Furcht. Zwei Spiegel stehen einander gegenüber, jeder spiegelt sich im anderen, und sie vertiefen sich beide bis in die Unendlichkeit. Und das Licht des Bewußtseins ist wie das Licht einer Kerze zwischen den beiden Spiegeln: es wird trübe, versinkt in der unendlichen Tiefe und erlischt, und dann kommt Finsternis, Finsternis und Wahnsinn...

Plötzlich fiel ihm ein, wie sein Bruder Konstantin als Kind im Spiele einen Hund tötete, indem er ihm ein Stück Brot, in dem eine Nadel steckte, zu schlucken gab. „Ein Hund verdient ja auch einen Hundetod!“ spottete er ruhig und verächtlich. Und in dieser tiefen Verachtung versank alles: Schmerz, Scham und Furcht.

Er läutete dem Kammerdiener, kleidete sich mit seiner Hilfe schnell aus und legte sich zu Bett. Die Nacht verbrachte er schlaflos, gegen Morgen schwißte er am ganzen Körper und schlief endlich ein.

Als er erwachte, hatte er fast kein Fieber. Er war nur sehr schwach und gelb; „gelb wie eine Zitrone“, schmerzte er, als er sich im

Spiegel sah. Er kleidete sich an, wusch sich und rasierte sich wie immer. Dann ging er ins Arbeitszimmer und wärmte sich am Kamin. Wolfonskij las ihm indessen die eingelaufenen Papiere vor; der Kaiser bat wiederholt, lauter zu sprechen: er war wieder ganz taub. „As dief as pots“, scherzte er wieder.

Den ganzen Tag blieb er auf den Beinen und in Uniform. Gegen Mittag bekam er wieder Fieber. Wjllié wollte ihm etwas eingeben, er erklärte aber, daß er die Arznei erst abends einnehmen werde. Als Wjllié noch immer darauf bestand, schrie er ihn an:

„Gehen Sie fort!“

Zu Mittag speiste er mit der Kaiserin. Zuerst gab es eine Graupensuppe. Er aß etwas davon und sagte:

„Ich habe doch mehr Appetit, als ich glaubte.“

Dann reichte man ein Zitronengelee. Er versuchte es und verzog das Gesicht:

„Es schmeckt so sonderbar! Versuchen Sie.“

„Ist es Ihnen zu sauer?“

„Nein, der Geschmack kommt mir so eigentümlich metallisch vor. Schmecken Sie es denn nicht?“

Er ließ den maître d'hôtel Miller kommen und befahl ihm, vom Gelee zu kosten.

„Es ist nicht das erstemal, daß ich diesen metallischen Beigeschmack merke. Sag' mir, mein Lieber, ist das Kochgeschirr auch ordentlich verzinnt?“

Nach dem Essen lag er im Halbschlummer auf dem Sofa. Die Kaiserin saß mit einem Buch an seiner Seite. Wjllié brachte die Rede wieder auf die Arznei.

„Morgen“, sagte der Kaiser.

„Sie haben versprochen, sie noch heute einzunehmen.“

„Du bist wirklich sonderbar, mein Bester! Was soll ich mit dir tun? Wenn ich sie jetzt einnehme, werde ich nachts nicht schlafen können.“

„Sie werden schlafen können. Bis zum Abend wirkt das Mittel.“

Die Kaiserin warf ihm einen flehenden Blick zu.

„Sie glauben, Lise? ...“

„Ja, ich bitte Sie darum.“

„Gut, gib das Zeug her.“

Wjllié ging hinaus, um das Mittel zu bereiten, und brachte nach einer halben Stunde acht Pillen.

„Was ist das?“

„Sechs Gran Kalomel und eine halbe Drachme Jalappenwurzel. Das Abführmittel, das Sie gewöhnlich zu nehmen pflegen.“

„Kalomel ist doch Quecksilber?“

„Ja, versüßtes Quecksilber.“

„Gift?“

„Alle Arzneien sind Gifte, Majestät. Nach dem russischen Sprichworte treibt ein Holz das andere...“

„Ein Keil treibt den anderen?“

„Das ist es eben: ein Gift wird durch ein anderes Gift herausgetrieben; das Gift der Krankheit durch das Gift der Arznei.“

Er nahm die Pillen ein und begab sich auf sein Zimmer. Den Abend verbrachte er wieder mit der Kaiserin. Sie waren beide in guter Laune, oder schienen es zu sein, und unterhielten sich von den neuesten Klatschgeschichten von Taganrog. Sie sprachen von der Gerichtspräsidentengattin Ujana Andrejewna, die man erwünscht hatte, als sie mit dem Fernrohr vom Dachboden aus ins Palais hinüberguckte; sie gedachten auch der Petersburger Überschwemmung, die sich morgen, am 7. November, zum ersten Male jährte. „So Gott will, wird dieses Jahr glücklicher sein!“

Er stand plötzlich auf und bat sie, hinauszugehen.

„Was haben Sie?“

„Nichts. Ich glaube, das Mittel wirkt.“

Es wirkte auch wirklich sehr prompt; er fühlte sich erleichtert, auch das Fieber nahm ab.

„Nun sehen Sie es selbst, Eise: das Ganze ist gar nicht der Rede wert und wird bald von selbst vergehen.“

„Gott sei Dank! Und Sie wollten die Pillen nicht einnehmen!“

Am nächsten Tag gestand er ihr aber, daß er sie gar nicht darum hinausgeschickt hatte, weil das Mittel wirkte, sondern weil ihn plötzlich ein so schweres Unlustgefühl überfallen hatte, daß er gar nicht wußte, was er mit sich anfangen sollte; er wollte nicht, daß ihn irgend jemand in diesem Zustand sähe.

Er war nach Taganrog an einem Donnerstag zurückgekehrt; am Freitag, Sonnabend und Sonntag war er noch immer krank: in seinem Zustand trat weder Besserung noch Verschlimmerung ein; oder er fühlte sich bald besser, und bald wieder schlechter. Wenn man ihn aber fragte, wie er sich fühle, antwortete er immer daselbe:

„Gut, sehr gut!“

Er änderte nichts an seiner gewohnten Lebensweise. Ganze Tage verbrachte er in Uniform und auf den Beinen; wenn aber das Fieber doch zu stark wurde, legte er sich aufs Sofa und hüllte sich in eine Bettdecke oder einen alten Pelzmantel. Zur gewohnten Stunde stand er morgens auf, ging abends zu Bett und aß zu Mittag und zu Abend. Wenn er sich an den Tisch setzte, um ein Glas Brot- oder Apfelwasser mit Johannisbeersyrup zu trinken, befreuzigte er sich, als ob es eine richtige Mahlzeit wäre; er trank und lobte das Wasser:

„Ein wunderbar erfrischendes Getränk! Wolfonskij hat es mir gegeben; er hat es von seiner Schwester, und diese von jemand, den sie auf einer Reise kennen gelernt hat. Man sagt, daß es bei Gallensucht besser als alle Arzneien sei.“

Wollie blickte er immer wütend an. Wenn ihm dieser das unschuldigste Abführmittel reichte, schwieg er, verzog das Gesicht oder fertigte ihn mit einem Scherze ab.

„Ach, Jakow Wassiljewitsch, dich habe ich ordentlich satt!“

Oder er wurde zornig:

„Lassen Sie mich doch in Ruhe! Sehen Sie denn nicht, daß ich von Ihren Arzneien krank bin? Wenn ich etwas einnehme, wird es mir gleich schlechter.“

Er befaßte sich auch mit den laufenden Geschäften, oder stellte sich so, als ob er es täte.

„Sie sollten weniger Papiere lesen, Majestät, es schadet Ihnen nur,“ sagte Wolfonskij.

„Ich wäre froh, wenn ich es lassen könnte, mein Freund. Was soll ich aber tun? Es ist eben meine Gewohnheit; wenn ich eine Zeitlang nichts tue, spüre ich gleich eine entsetzliche Leere im Kopf. Wenn ich in Pension gehe, werde ich wohl ganze Bibliotheken verschlingen; sonst werde ich vor Langeweile noch verrückt.“

Er schickte die Kaiserin täglich zur gewohnten Stunde spazieren.

„Warum sind Sie heute nicht ausgegangen? Das Weiter ist doch prächtig. Sie müssen viel an der Luft sein.“

Sie wagte ihm aber nicht zu gestehen, daß sie sich fürchtete, ihn allein zu lassen. Wenn sie einige Stunden nicht bei ihm gewesen, und dann wieder sein Gesicht sah, stach sie die Angst ins Herz; doch so stumpf, daß es nicht sehr weh tat: so stechen Herbstfliegen. Dann erwachte wieder die Hoffnung; Angst und Hoffnung wechselten miteinander ab, wie in einer windstillen Sommernacht

kalte und warme Luftströmungen. Doch auch in der Angst spürte sie ihr Glück, jenes eigentümliche Wohlgefühl, das sie immer während seiner Krankheit empfand: als ob er ein kleiner Junge wäre, und sie ihn bemutterte.

Sie brachte ihm Zeitungen und Zeitschriften. Er liebte besonders die Modezeitschriften: er verstand ziemlich viel von Damenmoden. Sie sahen sich zusammen die Bilder an und spielten mit den Muscheln, die sie einst am Strande vor der Quarantäne gesammelt hatten.

„Sie bringen mir immer neue Spielsachen, mein liebes Mama-chen!“ scherzte er.

Wenn er sich etwas besser fühlte, plauderte er, scherzte und machte Pläne, wie sie in Oreanda leben würden; oder er erzählte ihr die neuesten Taganroger Anekdoten: von den kalmückischen Fürsten, die beim Oberst Fredericks zum ersten Male in ihrem Leben ein Klavier zu hören bekamen; sie waren anfangs erschrocken, gerieten aber dann in solches Entzücken, daß alle, die es sahen, lachen mußten; vom Kreisarzt, dem Franzosen Meunier, einem großen Aufschneider, der irgendeinen persischen Orden mit grünem Bande trug und behauptete, den Schah und seinen ganzen Harem behandelt zu haben: „et peut-être on verra un jour un Schah de ma façon“.

Das Gespräch kam einmal auf Byron; die Kaiserin las gerade die letzten Gesänge des Don Juan, in denen der Dichter recht verächtlich vom russischen Zaren spricht.

„Sein Genie gleicht dem Glanze eines unheilbringenden Meteors,“ sagte der Kaiser. „Die Poesie eines Byron rief einen Sand und einen Louvel ins Leben. Ihn rühmen, heißt ein Mordwerkzeug, das zum Verderben der Menschheit erfunden ist, rühmen. Eine solche Anwendung des Talents verdient nicht die Ehre, die man einem Genie schuldig ist, und hat keinen Wert, besonders bei christlichen Völkern...“

Sie widersprach ihm und behauptete, daß Byron zwar ein Verirrter, doch kein schlechter Mensch sei.

„Übrigens gibt es ja jetzt auch bei uns Nachahmer von Byron,“ bemerkte er. „Ihr Puschkin...“

„Ja, mein Puschkin! Warum lieben Sie ihn nicht? Er ist die Ehre Rußlands, er ist der größte Ruhm Ihrer Regierung...“

„Lassen Sie es, meine Liebe. Gott möge mich vor solcher Ehre bewahren! Er hat ganz Rußland mit seinen empörenden Versen

überschwemmt. Dieser Mensch ist zu allem fähig. Mag sagt, daß er seinen leiblichen Vater beinahe umgebracht hat..."

„Es ist nicht wahr! Es ist nicht wahr! Gemeine Verleumdung! Wie können Sie es nur sagen? Sie wissen es ja selbst; Schufowskij hat Ihnen alles erzählt!..." schrie sie auf. Plötzlich erschrak sie: — Was tue ich? Ich schreie einen Kranken an! — Sie erschrak und freute sich zugleich: folglich war er doch nicht so sehr krank.

Wenn er sich aber schlecht fühlte, ging er in sein Arbeitszimmer und versteckte sich vor ihr; oder er legte sich aufs Sofa, bat sie zu lesen und auf ihn nicht zu achten. Sie stellte sich so, als ob sie läse, beobachtete ihn aber heimlich hinter dem Buche hervor; die Angst stach sie wieder ins Herz, stumpf wie eine Herbstfliege.

Einmal schlief er auf dem Sofa, und sie saß mit einem Buch an seiner Seite. Plötzlich öffnete er die Augen, blickte mit einem Lächeln, das heiter schien, auf, schloß sie sofort wieder und schlief ein. Erst später, in der schwersten Stunde, begriff sie, was dieses Lächeln bedeutet hatte.

In der Nacht von Sonntag auf Montag schwitzte er so stark, daß man einige Male die Wäsche wechseln mußte. Am nächsten Tag war er fieberfrei. Wpllié triumphierte und erklärte, daß man die Krankheit für überstanden betrachten dürfe: wenn das Fieber noch wiederkehre, so werde es ein intermittierendes sein und dann bald gänzlich vergehen. „Febris gastrica biliosa“ nannte er die Krankheit, und alle beruhigten sich dabei.

Der Kaiser verbot, nach Petersburg von seiner Krankheit zu berichten.

„Ich fürchte die Extraposten; daß man Mamachen nur nicht erschrickt!“

Die letzte Post wurde aufgehalten, und mit der nächsten, am Montag, als er sich besser fühlte, ließ er der Kaiserin Maria Sjodorowna und dem Thronfolger schreiben, daß er krank gewesen und jetzt auf dem Wege zur Besserung sei; er beauftragte Dibitsch, einen Kurier nach dem Fürsten Valerian Michailowitsch Golizjin zu schicken.

„Es geht ihm Gott Lob viel besser,“ schrieb die Kaiserin am gleichen Tage ihrer Mutter, der Großherzogin von Baden. „So Gott will, wird die Krankheit, wenn Sie diesen Brief erhalten, ganz über sein.“

Doch am Abend des gleichen Tages verschlimmerte sich sein Zustand wieder. Er beherrschte sich und begann die Anekdote von den Kalmücken zu erzählen; er hatte wohl vergessen, daß er sie ihr schon einmal erzählt hatte.

„Warum tragen Sie nicht Trauer um den König von Bayern?“ fragte er ganz unvermittelt.

„Ich habe am Tage Ihrer Rückkehr die Trauerkleidung abgelegt, und hatte später keine Lust, sie wieder anzuziehen...“

„Warum hatten Sie keine Lust?“ fragte er sie mit dem gleichen Blick, mit dem er Jegorntsch nach den Kerzen gefragt hatte.

Sie errötete. Sie wußte selbst nicht, warum sie die Trauerkleidung nicht wieder angelegt hatte; erst jetzt, als er sie danach fragte, begriff sie, warum sie sie nicht anlegte.

„Ich werde von morgen ab wieder Trauer tragen,“ sagte sie schnell.

„Nein, es ist ja ganz gleich...“

Willié trat ins Zimmer; als er den Kranken anblickte, nahm sein Gesicht einen sehr ernsten Ausdruck an, und sie erriet, daß es schlecht mit ihm stand.

Die Nacht verbrachte er ohne Schlaf und hatte starkes Fieber. Am Morgen nahm er wieder sechs Abführpillen ein. Er bekam heftige Magenkrämpfe, Übelkeit, Erbrechen und Durchfall; er wurde so schwach, daß er sich kaum auf den Beinen halten konnte.

Er lag auf dem Sofa, in seinen alten Mantel gehüllt, mit einer Flanellbinde auf dem Magen, mit geschlossenen Augen, und dachte, ob er noch einmal werde aufstehen müssen. Er dachte angestrengt nach und starrte auf das unbewegliche wie aus Erz gemeißelte Gesicht Napoleons, das im roten Nebel langsam vor den entzündeten Augenlidern auftauchte; es kam immer näher, und die feinen Lippen bewegten sich und schienen etwas zu sagen; er wußte, daß es etwas sehr Wichtiges und Notwendiges war, wovon seine Rettung oder sein Verderben abhing; er konnte aber kein Wort verstehen: er war „taub wie ein Topf“.

Plötzlich verschwand das Gesicht Napoleons, und an seiner Stelle erschien das Gesicht Jegorntschs. Er bewegte ebenso lautlos die Lippen.

Er kam zu sich und begriff, daß Jegorntsch wirklich vor ihm stand.

„Was willst du? Lauter, lauter! Warum flüstert ihr alle?“

„Es ist Oberst Nikolajew, Majestät. Befehlen Majestät, ihn vorzulassen?“ schrie Jegoritsch.

Der Kaiser erinnerte sich, daß er gestern, als er sich besser fühlte, Nikolajew zu sich befohlen hatte. Jetzt fühlte er sich wieder zu schwach. Endlich sagte er zu Jegoritsch:

„Er soll kommen.“

Schon in den ersten Tagen seines Aufenthalts in Taganrog war ihm Oberst Nikolajew vom Leibgarde-Kosakenregiment, der Kommandeur der Taganroger Schloßwache aufgefallen: ihm gefiel sein Gesicht, das zwar weder besonders schön, noch besonders klug war, dafür aber große Ehrlichkeit, Offenheit und Güte ausdrückte. Als er sich bei dem Kaiser meldete und ihn nach Soldatenart begrüßte: „Ich wünsche Wohlergehen Euerer kaiserlichen Majestät!“, mußte dieser lächeln; er sagte sich: „ein braver Bursche!“ Auch später, so oft er ihm begegnete, lächelte er ihm zu, und Nikolajew sah ihm immer ergeben, begeistert und verliebt in die Augen, was der Kaiser bei allen Menschen über alles schätzte.

Ende September erhielt er durch Araktjeschew einen Brief Sherwoods; dieser ersuchte, nach Charkow jemand Zuverlässigen zu schicken, um die endgültigen Maßnahmen zur Aufdeckung der Verschwörung zu ergreifen. Der Kaiser beschloß, eben diesen Nikolajew hinzuschicken. Er schob es aber immer hinaus; als er bereits krank war, fürchtete er, den bereits festgesetzten Termin, den 15. November, zu verpassen, und dies quälte ihn. Daher empfing er ihn jetzt trotz seines Zustandes: man schrieb bereits den 10. November, es blieben also nur noch fünf Tage bis zum 15.

Als Nikolajew erschien, befahl ihm der Kaiser, die Türe abzuschließen und an seiner Seite Platz zu nehmen. Er erkundigte sich, wer seine Eltern seien, wo er seine Erziehung genossen, in welchen Regimentern er gedient und an welchen Feldzügen er teilgenommen habe. Je länger er mit ihm sprach, um so mehr gefiel ihm der Offizier.

„Ich will dich mit einer wichtigen Sache betrauen, Nikolajew.“

„Ich bin glücklich, Euerer Majestät dienen zu können!“

Der Kaiser schloß die Augen und fühlte plötzlich, daß er gar nicht sprechen konnte. Das Blut hämmerte in seinen Schläfen, und vor den Augen wurde es ihm so finster, daß er fürchtete, ohnmächtig zu werden. Er schwieg eine geraume Weile; schließlich begann er

mit der gleichen Anstrengung, mit der ein tödlich Verwundeter den Stahl aus seiner Wunde zieht:

„In Rußland besteht eine politische Verschwörung.“

Und er erzählte alles, was Nikolajew von der Geheimen Gesellschaft zu wissen brauchte.

„Reise sofort nach Charkow. Du mußt dort unbedingt vor dem 15. eintreffen, um die Papiere abzufangen, die Fjodor Wadkowstij mit dem Leutnant Grafen Nikolai Bulgari nach Petersburg geschickt hat. Unter diesen Papieren findest du ein Verzeichnis der Verschwörer. Was du weiter tun sollst, wird dir Sherwood sagen...“

Er dachte nach und fügte hinzu:

„Alle Ratschläge und Erklärungen Sherwoods mußt du mit der größten Vorsicht aufnehmen... Was wollte ich noch sagen? Ja. Paß auf, daß es niemand erfährt. Du sollst niemand ein Wort davon sagen, hörst du?“

„Zu Befehl, Majestät.“

Der Kaiser erhob sich und wankte. Nikolajew stützte ihn, und mit seiner Hilfe ging der Kaiser zum Tisch. Er entnahm der Schatulle eine Geldsumme, einen Reisepaß und einen Befehl des Generalstabschefs General Dibitsch für den Unteroffizier Sherwood. Alle diese Papiere lagen seit gestern bereit. Dibitschs Befehl lautete:

„Laut Ihres an den General der Artillerie Grafen Araktschejew gerichteten Schreibens vom 20. September begibt sich im allerhöchsten Auftrage Oberst Nikolajew vom Leibgarde-Kosakenregiment nach Charkow mit der Vollmacht Seiner Majestät, in die bewußte Angelegenheit einzugreifen.“

Er handigte ihm die Schriftstücke ein und legte sich wieder aufs Sofa.

„Hast du es verstanden?“

„Zu Befehl, ja, Majestät,“ erwiderte Nikolajew. Er dachte eine Weile nach und fragte noch:

„Befehlen Majestät die Verschwörer zu verhaften?“

Der Kaiser gab ihm keine Antwort und schloß wieder die Augen. Er wußte, daß es genügte, nur das eine Wort „verhaften“ auszusprechen, um allem ein Ende zu machen und den Stahl aus der Wunde herauszuziehen; dies eine Wort würde ihn retten und heilen. Er wußte es, und doch konnte er das Wort nicht aussprechen; er fühlte, wie sich der Stahl in der Wunde umdrehte, doch nicht herauskam.

„Befehlen Majestät die Verschwörer zu verhaften?“ wiederholte Nikolajew die Frage; er glaubte, der Kaiser habe sie vorhin überhört.

Der Kaiser hob die Augenlider und blickte Nikolajew so an, daß dieser erschraf.

„Wie du willst. Ich verlasse mich ganz auf dich...“

„Zu Befehl,“ stammelte Nikolajew erbleichend.

„Also reise in Gottes Namen... Nein, warte, gib mir die Hand.“

Nikolajew reichte ihm die Hand, und der Kaiser behielt sie lange in der seinen. Er blickte ihm lange schweigend in die Augen.

„Bist du ein treuer Diener?“ fragte er schließlich.

„Zu Befehl, ja, Majestät!“ antwortete Nikolajew, und seine Augen strahlten begeistert und verliebt. „Ich flehe Gott nur um das eine an: daß ich für Euere Majestät mein Leben lassen könnte!“

„Du bist wirklich ein braver Bursche! Ich danke dir, mein Lieber. Gott möge dir helfen. Komm her, ich will dich bekreuzigen.“

Nikolajew kniete vor ihm nieder und begann zu weinen. Der Kaiser umarmte ihn; auch ihm traten Tränen in die Augen. —

Am Abend lag er wieder auf dem Sofa in seinem Arbeitszimmer. Die Kaiserin saß wie immer an seiner Seite mit einem Buch in der Hand und beobachtete ihn wie immer verstoßen, ohne zu lesen.

„Warum sind Ihre Augen so rot, Eise?“

„Ich habe Kopfweh. Es kommt wohl vom Ofendunst: man hat den Ofen im Schlafzimmer zu früh geschlossen...“

Sie wurde verlegen, denn sie konnte nicht lügen: sie hatte rote Augen, weil sie geweint hatte. Er blickte sie an und dachte: — Soll ich ihr vielleicht doch alles sagen? Nein, es ist zu spät. Warum soll ich sie noch damit quälen? Sie hat wieder die Augen des tothekten Pferdes, das damals mit blutigem Schaum auf den Lefzen auf der Landstraße verendete. Die Arme! Die Arme! —

„Geben Sie mir Ihre Hand.“

Er küßte ihr die Hand und lächelte.

„Beruhigen Sie sich, seien Sie doch vernünftig!“

Wyllié mischte etwas in einem Glase; dann reichte er es dem Kaiser.

„Was ist das?“

„Einige Tropfen acidum muriaticum. Majestät geruhen

immer über einen schlechten Geschmack im Munde zu klagen. Das wird Ihnen helfen."

Der Kaiser stieß seine Hand sanft zurück. Wyllic reichte ihm aber wieder das Glas.

„Geruhen Majestät, es auszutrinken.“

„Ich will nicht.“

„Ich bitte, trinken Sie es doch aus!“

„Ich will nicht! Geh fort!“

Wyllic hielt ihm noch immer das Glas vors Gesicht. Der Kaiser ergriff das Glas und warf es auf den Fußboden.

„Zum Teufel! Schert euch alle zum Teufel! Mörder! Mörder! Giftmischer!“ schrie er außer sich. Sein Gesicht verzerrte sich vor Wut und erinnerte in diesem Augenblick an das Gesicht des Kaisers Paul I.

Die Kaiserin lief hinaus. Wyllic ging auf die Seite und bedeckte sein Gesicht mit den Händen. Jegoritsch kroch auf allen Vieren herum und sammelte die Glassplitter auf.

Der Kaiser fiel erschöpft in die Kissen zurück und blieb einige Minuten unbeweglich liegen; dann blickte er Wyllic an und sagte:

„Jakow Wassiljewitsch!... Wo bist du denn, Jakow Wassiljewitsch? Komm einmal her. Zürne mir nicht. Wir wollen wieder Freunde sein. Siehst du denn nicht selbst, daß ich meine Gründe habe, mich so zu benehmen?“

„Was für Gründe, Majestät? Wenn Sie mir nicht vertrauen, berufen Sie doch einen anderen Arzt. Doch ich kann es nicht, ich kann nicht sehen, wie Sie sich selbst morden...“

Er weinte. Der Kaiser sah ihn erstaunt an: er hatte ihn noch nie weinen sehen.

„Höre einmal, mein Freund. Ich weiß mindestens ebenso gut wie du, was mir nützt und was mir schadet. Ich brauche jetzt nur Ruhe.“

Er schwieg eine Weile und fuhr französisch fort:

„Berücksichtigen Sie doch, bitte, meine zerrütteten Nerven. Reizen Sie mich nicht mit Ihren wirkungslosen Mitteln...“

Wyllic gab keine Antwort und wurde nachdenklich.

„Ich habe dich wohl tot gequält, Jakow Wassiljewitsch,“ sagte der Kaiser mit seinem alten herzlichen Lächeln zu ihm und drückte ihm die Hand. „Sage doch Tarassow, daß er dich ablöst. Geh, ruh', dich etwas aus.“

— Er traut mir nicht! — dachte sich Wηllié und fühlte sich anfangs verletzt; er konnte ihm aber nicht zürnen, denn er liebte ihn ebenso zärtlich wie Wolkonskij und Anissimow.

„Majestät, lassen Sie sich doch von irgend jemand anderem behandeln, von wem Sie wollen, doch hören Sie um Gottes willen auf den Arzt! Wenn Sie keine Arzneien wollen, kann man Sie ja auch zur Ader lassen...“

„Zur Ader lassen?“ wiederholte der Kaiser und blickte ihn mit einem seltsamen Lächeln an. „Fürchtest du dich denn nicht?“

„Was sollte ich denn fürchten? Es ist ja etwas ganz Gewöhnliches...“

„Blut ist etwas Gewöhnliches?“ fragte der Kaiser mit dem gleichen Lächeln. „Es ist doch schrecklich, Menschenblut zu sehen; ist es nicht noch schrecklicher, das Blut eines Zaren zu sehen? Oder ist es ganz gleich, ob Menschenblut oder Zarenblut?... Ich weiß, mein Lieber, du bist ein Meister im Aderlassen. Das Werk lobt den Meister; doch es gibt Werke, die der Meister selbst fürchtet... Nein, ich will kein Blut!“

Er faltete die Hände und flüsterte:

„Errette mich vom Blut, Gott, der du mein Gott und Heiland bist!“

Er blickte ihn wieder an.

„Welch ein Werk, mein Freund, Welch ein schreckliches Werk!“ sagte er so, daß Wηllié glaubte, er phantasiere; er ging leise hinaus und schickte Tarassow zu ihm hinein.

„Ich kann für nichts mehr stehen,“ sagte Wηllié zu Wolkonskij. „Es steht mit ihm sehr schlecht, und man muß auf das Schlimmste gefaßt sein. Er will auf niemand hören. Er ist eigensinnig...“

Er hätte beinahe die Worte Napoleons wiederholt: „eigensinnig wie ein Maulesel“.

„Er ist der mächtigste Selbstherrscher, doch die Krankheit ist noch mächtiger als er. Was hat er nur? Was hat er nur?“ fügte er nachdenklich hinzu, „wenn ich nur wissen könnte, was er hat...“

„Sie glauben, daß es nicht das Fieber ist?“ fragte Wolkonskij.

„Nein, ich denke an etwas anderes,“ entgegnete Wηllié: „es ist nicht die Krankheit, jedenfalls nicht die Krankheit allein.“

Wηllié und Wolkonskij führten dieses Gespräch im großen Audienzsaal, neben dem Arbeitszimmer des Kaisers. Im Saale war

es finster, und in der finstersten Ecke stand die Kaiserin mit dem Gesicht zur Wand und weinte. Sie konnten sie nicht sehen. Sie lauschte dem Gespräch und hörte plötzlich zu weinen auf. Sie ging leise hinaus, warf sich in ihrem Zimmer aufs Sofa und vergrub das Gesicht in den Kissen. In ihr war alles erstarrt, versteinert, erstorben.

„Was hat er nur? Was kann es sein? Die Verschwörung, die Geheime Gesellschaft, das ist es wohl! Ich habe es aber ganz vergessen, ich habe nur an mich und nicht an ihn gedacht. Er stirbt daran, und ich kann nichts, nichts, nichts dagegen tun!“

Sie erinnerte sich plötzlich, wie glücklich sie in der letzten Nacht vor seiner Rückkehr aus der Krim gewesen war, als sie vor den Sternen kniete, weinte, betete und Gott dankte. Ja, Gott strafte sie jetzt dafür, daß sie ihn so sehr liebte. Warum aber gerade jetzt, da sie so glücklich war? Warum? Wofür?

Die nächsten drei Tage vom 11. bis zum 13. November blieb sein Zustand unverändert. Weder besser noch schlimmer. Die Krankheit spielte mit ihm wie eine Katze mit der Maus. Er stand noch immer jeden Morgen auf und machte Toilette, konnte aber nicht mehr herumgehen und verbrachte den größten Teil des Tages auf dem Sofa. Seine Kräfte nahmen sichtlich ab. Das Fieber hörte nicht auf. Es war kein intermittierendes Fieber, wie es die Ärzte erhofften, sondern ein kontinuierliches. Die Ärzte sprachen nicht mehr von Febris gastrica biliosa und fürchteten, daß er ein hitziges Fieber bekommen werde; am meisten beunruhigte sie seine ständige Schläfrigkeit. Sie erlaubten ihm nicht viel zu schlafen, und weckten ihn mehrere Male am Tage.

„Weckt mich doch nicht, laßt mich schlafen!“ flehte er. „Laßt mich in Ruhe, laßt mich um Gottes willen in Ruhe! Ich brauche nichts als Ruhe. Mir ist so wohl, ich fühle mich so ruhig...“

Und er schlief wieder ein.

— Es ist doch der Tod? — fragte er sich einmal. — Nun, wenn es auch der Tod ist, Gott sei Dank! —

Es war keine Angst, sondern eine Erlösung, eine letzte Befreiung; es war eine grenzenlose Hoffnung, jener geheimnisvolle Ruf, den er einst in den Schreien der Kraniche und im jähen Sturze des Kometen wahrgenommen hatte.

In einem der seltenen Augenblicke, da er bei vollem Bewußtsein war, rief er Dibitsch zu sich heran und fragte ihn:

„Hast du den Kurier nach dem Fürsten Valerian Golizyn abgeschickt?“

„Zu Befehl, ja, Majestät,“ antwortete Dibitsch. Er wollte noch etwas sagen, doch der Kaiser schien so schwach, daß er es unterließ und schweigend aus dem Zimmer ging.

III.

Am Samstag, den 14. November, stand der Kaiser wie gewöhnlich um halb sieben Uhr früh auf; er kleidete sich an, ging von Jegorntsch gestützt aus dem Schlafzimmer ins Toilettezimmer, setzte sich vor das kleine Tischchen mit dem runden Spiegel und ließ sich das Rasierzeug geben. Jegorntsch brachte ihm warmes Wasser, die Seifenschale und die Rasiermesser. Der Kaiser rasierte sich selbst. Die Hände zitterten ihm vor Schwäche, und er schnitt sich ins Kinn. Als er das Blut sah, erbleichte er, wannte und fiel vom Stuhl auf den Boden. Das Tischchen fiel um und der Spiegel zerbrach.

Jegorntsch, der etwas stürzen hörte, eilte herbei und sah den Kaiser bewußtlos auf dem Boden liegen. Er lief ins Arbeitszimmer, in den Saal, lief durch alle Zimmer und schrie:

„Zur Hilfe! Zur Hilfe! Der Kaiser stirbt!“

Das ganze Haus geriet in Aufruhr. Alle schrien und liefen wie wahnsinnig umher.

Wyllié eilte herbei. Als er am Kinn und am Hals des Kaisers Blut sah, glaubte er, daß dieser sich die Kehle durchschnitten habe. Er erschrak so sehr, daß er selbst beinahe ohnmächtig wurde.

Der Kaiser lag aber noch immer auf dem Boden, und niemand half ihm; alle stöhnten nur. Anissimow bekreuzigte sich und schluchzte. Der Leibarzt der Kaiserin, der alte Stoffregen, bemühte sich, eine Flasche mit kölnischem Wasser zu entkorken, und konnte mit ihr nicht fertig werden. Wolkonskij stand in Unterhosen und Schlafrock in der Türe, vor Schreck erstarrt, und versperrte den Durchgang. Als die Kaiserin ins Zimmer trat, mußte sie ihn zurückstoßen. Sie war soeben aus dem Bette gesprungen und hatte nicht Zeit gehabt, sich halbwegs anzukleiden; die Nachthaube saß ihr schief auf dem Kopf. Als sie den Kaiser erblickte, glaubte sie, daß er sterbe. Doch sie verlor nicht den Kopf wie die anderen. Ihr Gesicht drückte plötzlich Ruhe und große Entschlossenheit aus. Sie befahl, ihn aufzuheben und ins Schlafzimmer zu tragen.

Man legte ihn auf sein schmales Feldbett, auf dem er immer schlief. Als Wyllic ihm den Seifenschäum vom Kinn abwischte, sah er, daß das Blut aus einer ganz unbedeutenden Schramme kam, die er sich beim Rasieren beigebracht hatte. Er beruhigte sich sofort und beruhigte auch die Kaiserin: es sei eine gewöhnliche Ohnmacht, die bald vergehen werde. Der Kaiser kam auch bald wieder zu sich.

„Was war es, Eise?“ fragte er, die Augen öffnend.

„Es war nichts, mein Freund. Sie fielen in Ohnmacht und wir brachten Sie ins Bett.“

„Habe ich euch erschreckt? Wie dumm... Wozu?“ Er wußte offenbar gar nicht, was er sprach. „Und wo ist er?“

„Wer?“

Der Kaiser gab keine Antwort und blickte sich um. Er kam wohl erst jetzt ganz zum Bewußtsein.

„Geht, geht alle hinaus. Sagen Sie ihnen, Eise, daß sie alle hinausgehen. Ich will niemand sehen. Ich will schlafen.“

Er schloß die Augen und wurde wieder bewußtlos. Dieser Zustand hielt den ganzen Tag an. Er hatte starkes Fieber. Er atmete schwer, stöhnte und klagte über unerträgliche Kopfschmerzen, besonders in der linken Schläfe. Die Haut im Nacken und hinter den Ohren war ganz rot; sein Gesicht zuckte wie im Krampfe; er konnte nur mit Mühe schlucken.

Die Ärzte fürchteten, daß es eine Gehirnentzündung sei. Sie wollten ihm hinter den Ohren Blutegel ansetzen; er wehrte sich dagegen und schrie:

„Laßt mich, laßt mich, quält mich nicht, um Gotteswillen!“

Am gleichen Abend traten die Ärzte im Audienzsaal in Gegenwart der Kaiserin und des Fürsten Wolkonskij zu einem Konzilium zusammen.

„Er weiß selbst nicht, was er sagt und was er tut. Man muß Gewalt anwenden; sonst wüßte ich kein Mittel,“ sagte Wyllic.

„Es gibt doch noch ein Mittel,“ entgegnete Wolkonskij.

„Und das wäre?“

„Man muß Seiner Majestät vorschlagen, zu beichten und zu kommunizieren; der Beichtvater muß ihn dabei überreden, seinen Widerstand gegen die Ärzte aufzugeben.“

Alle blickten fragend auf die Kaiserin.

„Sie glauben, Wyllic...“ begann sie und kam nicht weiter.

„Ja, wenn Majestät wollten...“

„Sofort?“

„Je schneller, um so besser.“

Ihr Gesicht wurde wieder ebenso ruhig und entschlossen wie am Morgen. Sie bekreuzigte sich, ging ins Krankenzimmer und setzte sich zu ihm auf den Bettrand. Er sah sie gespannt an:

„Was haben Sie, Eise?“

„Ich möchte Sie um etwas bitten,“ sagte sie französisch. „Da Sie alle ärztlichen Mittel zurückweisen, werden Sie sich vielleicht doch zu einem Mittel entschließen, das ich Ihnen vorschlagen will.“

„Und das wäre?“

„Beichte und Kommunion.“

Er wußte zwar, daß er starb, doch er erstaunte:

„Steht es denn so schlecht mit mir?“

„Nein, mein Freund,“ erwiderte sie, und ihr Gesicht schien noch ruhiger. „Doch jeder Christ greift bei schwerer Krankheit zu diesem Mittel...“

„Rufen Sie Wnllié,“ sagte der Kaiser.

Wnllié kam.

„Bin ich denn wirklich so krank, daß ich kommunizieren muß? Sage mir die reine Wahrheit, fürchte dich nicht.“

„Ich kann es nicht verhehlen, Majestät, daß Ihr Zustand höchst bedenklich ist.“

„Gut, der Geistliche soll kommen.“

Man schickte nach dem Dompropst P. Alexej Sedotow; es war derselbe, der bei der Namenstagsfeier beim Stadthauptmann Dunajew prophezeit hatte: „Einen Dreß werdet ihr bekommen!“

P. Alexej war ein arger Trinker; am vergangenen Tage hatte er vier Hochzeiten bei Kaufleuten mitgemacht und war ordentlich betrunken. Als man ihn zum Kaiser holen wollte, konnte ihn die Frau nur mit großer Mühe wecken. Als er endlich erwachte und begriff, wohin man ihn berief, erschrak er so sehr, daß ihn beinahe der Schlag traf. Er goß sich einen Kübel kaltes Wasser auf den Kopf, kam einigermaßen zur Besinnung und eilte ins Palais.

Um diese Zeit hatte der Kranke einen starken Schweißausbruch, der ihn so sehr schwächte, daß die Ärzte mit der Kommunion noch etwas warten wollten.

Um fünf Uhr früh fragte er:

„Wo ist der Geistliche?“

Man führte P. Alexej zu ihm herein.

„Betrachten Sie mich als einen gewöhnlichen Christen und vergessen Sie ganz meine Majestät,“ sagte ihm der Kaiser, was er allen seinen Beichtvätern zu sagen pflegte.

Er begann zu beichten.

Er hatte früher so oft an diesen Augenblick gedacht und sich immer vorzustellen versucht, was er bei dieser letzten Beichte empfinden werde; nun war der Augenblick da, und er spürte nichts. Er sprach von dem Schrecklichsten, Geheimsten und Beschämendsten, was in seinem Leben war, betrachtete dabei den ehrwürdigen grauen Bart des Geistlichen und sah, wie sorgfältig er gekämmt war; er sah sein aufgedunsenes Gesicht mit den kleinen, sonst immer so lustigen und verschmizten und jetzt so erschrockenen Augen, und sagte sich: „Nein, er wird meine Majestät nicht vergessen.“ Er bemerkte auch, daß die dunkelviolette, seidene Soutane falsch zugehaßt war: der oberste Haken bieb ohne Öse; der Geistliche hatte sich wohl in großer Hast angekleidet. Er sah seine Nase mit den rotblauen Äderchen und sagte sich: „Wahrscheinlich ist er ein Säufer.“ Und dann erschrak er wieder: „Mein Gott! Was denke ich in einem solchen Augenblick?!..“ Er wollte sich entsetzen, spürte aber nichts als Langeweile und das Verlangen, die Sache schneller zu erledigen.

Als die Beichte zu Ende war, kamen alle ins Zimmer zurück, und der Kaiser kommunizierte.

Alle gratulierten ihm. Er sah die feierlichen Gesichter und fühlte, daß er etwas sagen müsse, um den Anstand zu wahren. Er blickte sich um, und als seine Augen die Kaiserin trafen, sagte er deutlich, russisch, damit es alle verstehen konnten:

„Ich fühlte mich noch nie so getröstet wie jetzt. Ich danke Ihnen, meine Liebe.“

— Das ist doch alles? — fragte er sich. — Nein, ich wollte noch etwas... —

P. Alexej kniete vor ihm nieder; in der einen Hand hielt er den Kelch, in der anderen das Kreuz. Der Kaiser sah ihn bestürzt an.

„Was ist das? Was fällt Ihnen ein? Stehen Sie doch auf, stehen Sie sofort auf! Darf man denn mit dem Kelche in der Hand knien?“

Wenn Geistliche vor ihm niederknieten, empörte er sich jedesmal über die Blasphemie. Er hatte es ihnen oft verboten; und gerade in einem solchen Augenblicke mußte er es wieder sehen.

„Sie haben Ihre Seele geheilt, Majestät; im Namen der ganzen Kirche und des ganzen Volkes flehe ich Sie an: tun Sie auch etwas für die Heilung Ihres Körpers,“ sprach P. Alezej die ihm offenbar von jemand anderem beigebrachten Worte nach.

„Stehen Sie auf, stehen Sie sofort auf,“ wiederholte der Kaiser angeekelt.

Doch P. Alezej wollte nicht aufstehen.

„Weisen Sie die Hilfe der Ärzte nicht zurück, Majestät. Lassen Sie sich Blutegel ansehen...“

„Nein, nein, lassen Sie mich!“ begann der Kaiser. Er winkte gleichgültig mit der Hand und sagte: „Gut, tut, was ihr wollt...“

Der Beichtvater zog sich zurück, und die Ärzte gingen ans Werk. Sie setzten ihm 35 Blutegel auf den Nacken und hinter den Ohren; auf Arme und Hüften — Senfpflaster; auf den Kopf — kalte Umschläge; man setzte ihm auch ein Klystier und gab ihm noch innere Mittel ein. Man arbeitete zwei Stunden an ihm herum. Er ließ sich alles gefallen. Als die Ärzte fertig waren, war er so müde und schwach, daß er wieder die Besinnung verlor.

In einer späten Nachtstunde ging der diensthabende Leibarzt Tarassow aus dem Krankenzimmer, um Wyllicé nach etwas zu fragen; beim Kranken blieb nur der Kammerdiener Anissimow zurück. Der Kaiser kam zu sich und befahl Anissimow, die Senfpflaster zu entfernen.

„Die Ärzte wollen es nicht haben, Majestät. Sie müssen sich noch ein wenig gedulden...“

„Du kannst dich selbst gedulden!“ schrie ihn der Kaiser erobst an und begann selbst die Senfpflaster herunterzureißen.

Jegorntsch half ihm dabei. Der Kaiser wurde wieder bewußtlos, machte plötzlich die Augen auf und sagte mit veränderter Stimme:

„Jegorntsch, wo ist er?“

„Wen meinen Majestät?“

„Kusmitsch, Siodor Kusmitsch, kennst du ihn denn nicht?“ flüsterte der Kaiser. „Auf dem Markte gibt es so einen alten Pilger: er irrt auf den Landstraßen herum und sammelt Geld zur Erbauung von Kirchen; Siodor Kusmitsch heißt er. Geh einmal schnell hin und stelle fest, wo er ist. Doch sofort, sonst wird es zu spät. Ich muß mit ihm sprechen. Tue es um Gottes willen, Jegorntsch! Daß es nur niemand erfährt, hörst du? Wenn es, Gott behüte, Dibitsch

erfährt, wird er ihn zu Tode peitschen lassen: er wird sagen, es sei ein Vagabund ohne Ausweispapiere . . .“

Jegorntsch war leichenblaß und bekreuzigte sich in einem fort; er sah, daß der Kaiser phantasierte; es schien ihm aber, daß seine Worte doch einen Sinn haben mußten, und daß in diesem Phantasieren doch nicht alles Phantasie war.

„Nun, was fürchtest du denn?“ fuhr der Kaiser fort. „Ich sage dir ja: er ist ein Mann Gottes, ein heiliger. Viel, viel besser als wir beide. Wenn doch dieser auf den Thron käme! Wahrlich, ein Gesalbter Gottes! Er wird es aber nie wollen; was ist ihm der Thron? Er ist auch ohne Kaiserreich Kaiser! Ein Bettler und dabei ein Zar. Und wenn ihn jemand mit Knuten züchtigen ließe?! Einen Zaren mit Knuten! Das wäre ja daselbe, wie wenn man mich peitschen ließe. Er sieht mir ja auch ähnlich. Die Ähnlichkeit ist nicht sehr groß, doch fällt sie immerhin auf. Er hat weiße Augenbrauen und Wimpern, eine kleine Glaze, blaue Augen wie bei einem Kälbchen, wie ich sie auch an mir selbst im Spiegel sehe. Als ich mich neulich rasierte und vom Stuhle fiel, weißt du, wen ich damals im Spiegel sah? — Ihn, Sjodor Kusmitsch, wirklich! Erzähle es aber niemand, mein Lieber, ich sage es dir unter strenger Verschwiegenheit . . .“

„Majestät! Majestät!“ stammelte Jegorntsch entsetzt.

Der Kaiser wollte noch etwas sagen, richtete sich auf, fiel aber gleich in die Kissen zurück und schloß erschöpft die Augen. Nach einer Weile öffnete er sie wieder und blickte Jegorntsch erstaunt an.

„Was gibt's? Was siehst du mich so an? Was habe ich eben gesagt?“

„Ich weiß nicht, Majestät. Von irgendeinem Sjodor Kusmitsch . . .“

„Unsinn! Ich habe wohl phantasiert? Was hörst du auch zu, Dummkopf! Geh hinaus und rufe Tarassow.“

Er phantasierte die ganze Nacht, stöhnte und warf sich nach allen Seiten. Er fragte nach Sophie, als ob sie am Leben wäre, und nach dem Fürsten Valerian Michailowitsch Golizhin, ob er bald käme.

Gegen Morgen stand es mit ihm so schlecht, daß alle glaubten, es sei das Ende. Seit vier Tagen hatte er keine Nahrung zu sich genommen, denn es war ihm ununterbrochen übel; er nahm nur einige Löffel Zitroneneis zu sich. Er sprach fast nichts, wenn aber die Kaiserin zu ihm kam, lächelte er ihr zu, nahm ihre Hand, küßte sie und drückte sie sich an die Stirne oder ans Herz.

„Sie sind müde? Warum gehen Sie nicht aus?“ fragte er sie einmal um zwei Uhr nachts: er unterschied wohl nicht mehr die Tage von den Nächten.

Manchmal faltete er die Hände und flüsterte Gebete.

Am Dienstag, den 17. November, setzten ihm die Ärzte ein Spanischfliegenpflaster auf den Nacken. Er schrie vor Schmerz; als er nicht mehr schreien konnte, begann er zu stöhnen. Er stöhnte ununterbrochen und eintönig:

„Oh—oh—oh—oh!“

Seine Stimme kam der Kaiserin fremd vor; in diesem Stöhnen war etwas, was an das Heulen eines Hundes erinnerte. Sie hielt sich die Ohren zu und stürzte aus dem Zimmer. Sie hörte es aber auch durch die Wände hindurch und lief in den Garten.

Es war ein heiterer Morgen. Am blauen Himmel strahlte die Sonne, auf dem blauen Meere schimmerte ein weißes Segel. Die Luft war still, klar und durchsichtig wie Kristall. Sie sah auf alles voller Erstaunen. Der Widerspruch zwischen diesem heiteren Morgen und jenem furchtbaren, unmenschlichen Stöhnen war zu schrecklich. Sie hob die Augen gen Himmel und dachte an die Worte: Bittet, so wird euch gegeben. — „Ich bitte, bitte, bitte! Tue es, tue es, tue es!“ Sie betete nicht, sie forderte.

Als sie ins Haus zurückkehrte, war das Stöhnen verstummt. Im Audienzsaal traf sie Willié, der etwas mit den beiden diensthabenden Ärzten Tarassow und Dobbert besprach. Sie lauschte ihrem Gespräche. Willié sagte:

„Ich glaube, das Spanischfliegenpflaster beginnt zu wirken. Seht zu, daß er es nicht herunterreißt wie neulich die Senfpflaster. Im äußersten Falle müßte man...“

Er schloß im Flüsterton. Sie hörte es nicht, doch sie verstand. „Man wird ihm wohl wie einem Verrückten die Arme binden. Nein, nein, ich will lieber selbst...“

Sie ging zu ihm hinein. Sein Gesicht hatte den gleichen Ausdruck wie bei einem Kinde, das man schwer gekränkt hat und das eben aufgehört hat, zu weinen. Als er sie erkannte, lächelte er ihr wie immer zu.

„Est-ce que cela ne vous fatiguera pas, chère amie?“

Die Stores an den Fenstern waren heruntergelassen. Er sah hin und sagte:

„Zieht doch die Stores auf.“

Man zog sie sofort auf. Das Zimmer wurde von Sonnenlicht überflutet.

„Wie schön das Wetter ist,“ sagte er laut und deutlich, beinahe mit seiner gewöhnlichen Stimme.

Er führte die Hand an den Nacken. Die Kaiserin hielt sie zurück.

„Was ist das?“ fragte er. „Warum tut es so weh?“

„Es ist ein Spanischfliegenpflaster, es soll das Blut wegziehen.“

Er hob wieder die Hand, und sie hielt sie wieder zurück; und das wiederholte sich mehrere Male. Sie flehte ihn an, liebteste ihn, kämpfte mit ihm. In diesem liebevollen Kampfe war etwas, was an ihre ersten Liebkosungen erinnerte:

Gott Amor wollte Psyche einst
Im Spiele fangen...

Er erkannte Jegoritsch und lächelte ihm zu.

„Du bist wohl müde, mein Lieber? Geh, ruhe dich aus.“

„Es macht nichts, Majestät. Wenn es nur Ihnen besser geht...“

„Es geht mir auch besser, siehst du es denn nicht?“

„Gott sei Dank!“ Jegoritsch bekreuzigte sich. „Die Krankheit geht zurück, er wird bald gesund werden!“ flüsterte er der Kaiserin mit solcher Überzeugung zu, daß auch sie plötzlich daran glaubte.

Sie betete: „Tue es! Tue es! Tue es!“ Und sie wußte, daß es schon in Erfüllung ging.

„Liebes Mütterchen,“ schrieb sie an diesem Tage der Kaiserinmutter Maria Sjodorowna, „heute trat in seinem Befinden eine sichtbare Besserung ein, tausend Dank dem Höchsten! Mein Gott, was für Augenblicke habe ich durchgemacht! Ich kann mir auch Ihre Unruhe vorstellen. Sie bekommen ja täglich ärztliche Berichte und werden folglich wissen, wie es mit ihm gestern und heute nacht stand. Heute sagt aber auch Wjllie, daß sein Zustand befriedigend sei. Ich bin ganz außer mir und kann Ihnen nichts mehr sagen. Beten Sie mit uns.“

Um fünf Uhr nachmittags saß sie bei ihm und hielt seine Hand. Sie wollte sich nicht eingestehen, daß seine Hand glühte: er hatte wieder Fieber. Er verlor einige Male das Bewußtsein und sprach mit großer Mühe:

„Ne pourrait-on pas, dites-moi un peu?“ Und dann fuhr er russisch fort:

„Geben Sie mir...“

Man reichte ihm Tee, Limonade, Eis; seinen Augen konnte man aber ablesen, daß es immer nicht das Richtige war. Schließlich winkte er Wolfonskij zu sich heran und sagte:

„Mach mir...“

„Was befehlen Majestät?“

Der Kaiser blickte ihn an und jagte:

„Mundwasser.“

Wolfonskij bereitete das Mundwasser, obwohl er wußte, daß der Kranke zu schwach war, um sich den Mund spülen zu können. Auch war er wieder bewußtlos.

Er begann noch einige Male:

„Ne pourrait-on pas? Il faudrait...“

Schließlich sagte er ganz leise:

„Renvoyer tout le monde?...“

Im Zimmer war aber niemand außer der Kaiserin und Wolfonskij, der in der Ecke stand, so daß ihn der Kranke gar nicht sehen konnte.

„Bitte, bitte!...“ Er flehte so inständig, als ob man ihm das, was er haben wollte, verweigerte.

Plötzlich sagte er laut und deutlich, beinahe mit seiner gewöhnlichen Stimme:

„Ich will schlafen.“

Dies waren seine letzten Worte, die sie noch hören konnte. Die Kopfkissen waren hoch aufgerichtet, so daß er mehr saß als lag. Als er sagte: „Ich will schlafen“, ließ er den Kopf sinken und schloß die Augen; er versuchte, die Hände wie zu einem Gebet zu falten, konnte es aber nicht mehr: die Hände fielen kraftlos auf die Bettdecke herab. Er lächelte wieder wie am Anfang seiner Krankheit, als sie noch nicht wußte, was dieses Lächeln bedeutete; jetzt wußte sie es. Sein Gesicht war ruhig, strahlend und so schön, wie sie es bei ihm noch nie gesehen hatte. „Ein Engel, den man peinigt“, sagte sie sich. „Wie kann ich ihn noch mehr lieben, wenn er nicht mehr ist?...“ Sie wollte eigentlich sagen: „Wenn er wieder gesund wird,“ doch sie hatte jetzt zum ersten Male begriffen, daß er nie wieder gesund werden würde, daß es der Tod war.

Er schlug die Augen auf und blickte sie an; sie sah, daß er ihr noch etwas sagen wollte, und sie beugte sich über ihn.

„Es ist nicht schrecklich, Lise, es ist nicht schrecklich...“ flüsterte er so leise, daß sie es gar nicht verstand. Er wollte sagen: „Es ist

nicht schrecklich, in die Hand des lebendigen Gottes zu fallen.“ Er sah ihr aber an, daß er es gar nicht zu sagen brauchte und daß sie es schon von selbst begriffen hatte.

Um diese Zeit hatten Wolkonskij und Dibitsch im Audienzsaal eine Unterredung.

„Meine Lage ist sehr schwierig, Fürst: als Generalstabschef muß ich wissen, an wen ich mich im Falle des Ablebens Seiner Majestät zu wenden habe,“ sagte Dibitsch.

„Ich glaube, an den Thronfolger Konstantin Pawlowitsch,“ erwiderte Wolkonskij.

Von der Verzichtleistung Konstantins wußten sie beide nichts; doch es stiegen ihnen, wie auch allen, bei diesem Namen unklare Zweifel auf.

„Ja, an Konstantin Pawlowitsch,“ fuhr Dibitsch fort. „Doch der letzte Wille Seiner Majestät ist uns immerhin unbekannt...“

„Gehen Sie also hin und fragen Sie ihn... Warum haben Sie, übrigens, nicht schon früher daran gedacht?“ sagte Wolkonskij gereizt.

„Belieben sich Durchlaucht daran zu erinnern, daß ich schon mehreremal die Ehre hatte, es Eurer Durchlaucht zu sagen,“ entgegnete Dibitsch ebenfalls gereizt.

„Warum haben Sie es nur mir gesagt und selbst nichts unternommen?“

„Ich hielt es für unpassend...“

„Und Sie wollten, daß ich für Sie das Unpassende tue?“

Sie standen einander gegenüber wie zwei kampfbereite Hähne. Wolkonskij sah auf Dibitsch von oben herab, weil er es nicht anders konnte: Dibitschs Kopf reichte ihm kaum an die Schulter. Dibitsch war ein kleines dickes Männchen mit großem Kopf und krummen Beinen; wenn er in der Front marschierte, mußte er laufen, um nicht hinter den anderen zurückzubleiben; er bewegte sich plump und ungelent wie eine Krabbe; er sah immer verschlafen aus, und an seiner Uniform war meistens etwas nicht in Ordnung; sein rotes Haar war zerzaust, sein Gesicht rot und aufgedunsen; man behauptete, er trinke. Das Äußere war aber trügerisch: er war unermüdet, eifrig, hitzig, schlau und aufbrausend; nicht umsonst nannten ihn die Soldaten später im türkischen Feldzuge: „Samowar-Pascha.“ Zugleich war er aber kaltblütig, raffiniert, klug und scharfsinnig. Dem Kaiser gab er in allen Dingen nach, und dieser

hatte oft vor ihm Angst. Er pflegte zu sagen: „Dibitsch soll man nicht den Finger in den Mund legen.“

Dibitsch und Wolkonskij haßten einander; der eine war russischer Fürst, Aristokrat vom Kopf bis zu den Füßen; der andere — ein Emporkömmling, der Sohn eines armen Korporals aus Preußisch-Schlesien, und war nach Rußland, wie es hieß, zu Fuß mit einem Ranzen auf dem Rücken, gekommen. Dibitsch nannte den Fürsten „alte Galosche“, und dieser nannte ihn „Araktschejews Kreatur“ und „Schlangenbrut“. Wie sehr er auch Dibitsch verachtete, ahnte er doch in der Tiefe seiner Seele, daß die Zukunft nicht ihm, dem russischen Fürsten, sondern diesem preußischen Emporkömmling gehörte.

„Was wollen Sie eigentlich von mir, Erzellenz?“ fragte endlich Wolkonskij, sich nur mit Mühe beherrschend.

„Wollen Sie nicht die Güte haben, Fürst, es Ihrer Majestät der Kaiserin zu melden?“

„Nein, ergebenster Diener! Wollen Sie es nur selbst tun.“

Die stahlgrauen Äuglein Dibitschs flammten vor Zorn, sein Gesicht wurde rot, der „Samowar“ kochte.

„Ganz wie Sie wollen, Fürst, doch wenn etwas passiert, ist es nicht meine Schuld. Als ich mich an Euere Durchlaucht wandte, glaubte ich, daß man in einem solchen Augenblick alles Persönliche vergessen und nur an seine Pflicht gegen den Zaren und das Vaterland denken müsse. Offenbar habe ich mich getäuscht... Ich habe die Ehre!“

„Warten Sie noch,“ hielt ihn Wolkonskij zurück. „Wollen wir es so machen: wir begeben uns zusammen ins Krankenzimmer, und Sie werden es in meiner Gegenwart der Kaiserin melden.“

Dibitsch dachte nach und stimmte zu. Sie gingen beide hinein. Der Kranke war bewußtlos. Die Kaiserin kniete vor ihm, den Kopf an den Bettrand gedrückt und das Gesicht mit den Händen bedeckend. Als sie eintraten, stand sie auf; sie sah, daß sie ihr etwas sagen wollten, und ging auf sie zu.

Sie konnte anfangs gar nicht verstehen, was ihr Dibitsch sagte:

„Gott allein kann dem Kaiser helfen und ihn erretten; doch das Wohl und die Sicherheit Rußlands verlangen, daß wir für alle Fälle die nötigen Maßnahmen ergreifen. Ich bitte Ihre Majestät, mir zu sagen, an wen wir uns im Falle einer Katastrophe zu wenden haben?“

Endlich begriff sie es. Sie fühlte sich so beleidigt, daß sie mit den Füßen stampfen, ihn anschreien und aus dem Zimmer jagen wollte: es war ihr, als ob er noch am lebenden Kaiser Maß für einen Sarg nehmen wollte.

„Selbstredend an den Thronfolger Konstantin Pawlowitsch,“ sagte sie ganz gedankenlos, nur um ihn schneller abzufertigen. Als sie den Namen Konstantins aussprach, stiegen auch ihr dunkle Zweifel auf; sie konnte jetzt aber gar nicht daran denken: dies alles erschien ihr viel zu nichtig.

„Zu Befehl, Majestät,“ sagte Dibitsch. Er wollte noch etwas sagen, sie ließ ihn aber nicht zu Worte kommen.

„Ich bitte Sie, General, lassen Sie mich jetzt.“

Sie ging wieder zum Kranken. Dibitsch stand noch immer da, blickte den Kaiser erwartungsvoll an, und es schien ihm, daß auch der Kaiser ihn anblicke. „Soll ich ihn nicht selbst fragen?“ ging es ihm durch den Kopf; er ließ es aber sein und ging hinaus.

Seit fünf Nächten hatte im Palais kein Mensch ein Auge zugeedrückt. Wyllic war krank vor Müdigkeit, Wolkonskij fiel einige Male in Ohnmacht. Jegorntsch hielt sich kaum auf den Beinen. Die Kaiserin allein schien rüstig: sie, die immer krank und schwach gewesen war, war jetzt stärker als alle.

In den Fenstern wurde es hell, in den Fenstern wurde es dunkel; die Lampen wurden angezündet, die Lampen wurden ausgelöscht; für ihn gab es aber keine Zeit mehr.

Der Kaiser fühlte immer ihre Gegenwart; er konnte nicht mehr sprechen, doch wenn er lautlos die Lippen bewegte, wußte sie gleich, was er wollte: sie legte ihm ihre Hand auf die Stirne oder aufs Herz und hielt sie stundenlang in dieser Lage. Einmal fühlte sie auf ihrer Wange zwei schwache Zuckungen seiner Lippen: dies war sein letzter Kuß.

Ein anderes Mal erkannte er Wolkonskij und lächelte ihm zu; als dieser ihm die Hände zu küssen begann, bedeutete er ihm mit den Augen, daß er es nicht haben wolle.

Von Minute zu Minute erwartete man das Ende. Am Mittwoch, dem 18. November, bekam er morgens wieder Krämpfe im Gesicht. Er atmete so schwer und heiser, daß man es aus dem Nebenzimmer hören konnte. Sein Gesicht schien leblos, die Nase hatte sich zugespitzt, die Augen waren eingefallen und vom Spinnwebgewebe des Todes überzogen. Man dachte, es sei das Ende. Man rief den

Geistlichen herbei, um die Sterbegebete zu lesen. Die Krämpfe hörten aber allmählich auf. Die Uhr schlug neun. Er sah auf die Uhr, und sein Blick schien wieder lebendig; dann erkannte er den diensthabenden Hofarzt Dobbert, den er sonst nie in seinem Zimmer gesehen hatte, und blickte ihn lange erstaunt an, als ob er fragen wollte, was er bei ihm zu suchen habe.

Plötzlich begannen alle wieder zu hoffen. Er konnte schon lange nicht mehr schlucken; um ihn etwas zu stärken, setzte man ihm zwei Klüstierte mit Bouillon und Graupen.

Die Hoffnung währte jedoch nicht lange: um Mitternacht begann der Todeskampf.

Die Kaiserin hielt seinen Kopf in den Händen, benezte sich ab und zu die Finger mit kaltem Wasser und strich dann über seine entzündeten Lippen, um sie etwas zu erfrischen. Er sog an ihren Fingern, und sie lächelte ihm zu, wie die Mutter ihrem Kinde, das sie stillt.

Der Todeskampf währte die ganze Nacht bis zum Morgen. Am Donnerstag, den 19. November, war das Wetter trüb. In allen Kirchen wurden Bittgottesdienste für den Kaiser abgehalten. Auf dem Plage vor dem Palais drängte sich das Volk.

Der Sterbende war bei vollem Bewußtsein. Er öffnete oft die Augen und blickte bald auf das kleine Kruzifix im goldenen Medaillon, das an der Wand hing und das ihm einst sein Vater geschenkt hatte, und bald auf die Kaiserin. Sein Atem ging immer schwächer; manchmal stockte er ganz, kam aber nach einigen Augenblicken wieder; endlich atmete er zum letzten Male Luft ein und atmete sie nicht wieder aus.

Wyllié fühlte ihm den Puls und warf der Kaiserin einen stummen Blick zu. Sie bekreuzigte sich. Die Uhr zeigte 10 Uhr 47 Minuten früh.

Alle weinten. Nur die Kaiserin nicht. Sie kniete nieder, verbeugte sich tief vor dem Verstorbenen, stand auf, drückte ihm die Augen zu und behielt die Finger lange auf seinen Lidern, damit sie sich nicht wieder öffneten; sie faltete sorgfältig ihr Taschentuch, band damit dem Toten die Unterkiefer fest, bekreuzigte ihn und küßte ihn auf die Stirne, wie sie es immer abends vor dem Schlafengehen zu tun pflegte; sie machte noch eine tiefe Verbeugung und verließ das Zimmer.



FJODOR KUSMITSCH

IV.

„Schenke, Gott, ewige Ruhe der Seele deines verstorbenen Knechtes, des frömmsten Kaisers Alexander des Ersten!“ sang man über der Leiche, und niemand wunderte sich, daß man den Zaren einen Knecht nannte.

Sorgfältig gewaschen und frisirt, mit reiner Wäsche und weißem Schlafrock bekleidet, lag er auf dem schmalen eisernen Feldbett im gleichen Zimmer, wo er gestorben war. Zu Häupten stand das Bild des Heilands, zu Füßen ein Betpult mit dem Evangelium. Vier Kerzen brannten mit ebenso trüber Flamme, wie vor einem Monat die Kerzen auf seinem Tisch, als er die Denkschrift der Geheimen Gesellschaft las. In den schrägen Sonnenstrahlen (das Wetter hatte sich inzwischen aufgeheitert) wirbelten blaue Wehrauchwolken.

Der Unterkiefer des Verstorbenen war noch immer festgebunden, damit sich sein Mund nicht öffnete; die Kaiserin hatte das Tuch sorgfältig und fest verknüpft, und auf dem Scheitel ragten zwei weiße Enden. Das Gesicht schien jünger und schöner und hatte einen solchen Ausdruck, als ob er etwas vollbracht hätte, was er vollbringen mußte, und als ob es ihm nun sehr wohl wäre. — „Alles ist gut und wird es in alle Ewigkeit bleiben.“

Der ersten Seelenmesse wohnte auch die Kaiserin bei; sie weinte noch immer nicht, und ihr Gesicht drückte ebensolche Ruhe aus, wie das Gesicht des Verstorbenen.

Am nächsten Tag, Freitag, den 20. November, um 7 Uhr abends, wurde in Gegenwart des Generalstabschefs Dibitsch und des Generaladjutanten Tschernyschow von neun Ärzten, darunter Wjllie, Stoffregen und Tarassow, die Sektion der Leiche vorgenommen.

Die Ärzte fanden, daß das Gehirn auf der linken Seite, gerade an der Stelle, wo der Kaiser Schmerzen gehabt hatte, schwarz geworden war. Im Protokoll hieß es: „Als die Schädeldecke abgesägt wurde, kamen von der Rückenseite zwei Unzen venöses Blut heraus; als man das Gehirn herausnahm, fand man in der Gehirnschale etwa zwei Unzen durchsichtiges Blutserum (serositas). Diese anatomische Untersuchung beweist, daß unser erhabener Monarch an einer akuten Krankheit litt, die zuerst die Leber und die anderen zur Sekretion der Galle dienenden Organe betroffen hatte; dieses innere Leiden führte allmählich zu einem heftigen hitzigen Fieber und zu

einer Gehirnentzündung, die als Todesursache Seiner Kaiserlichen Majestät anzusehen ist.“

Die Leiche mußte nach Petersburg verbracht werden; damit sie diese etwa zweitausend Werst weite Reise überstehen konnte, sollte sie einbalsamiert werden. Dibitsch betraute mit dieser Arbeit den Leibchirurgen Tarassow; als er es aber „aus kindlicher Liebe und Ehrfurcht vor dem verstorbenen Kaiser“ ablehnte, wurden mit der Arbeit die Hofärzte Dobbert und Reinhold betraut.

Mit der Einbalsamierung begann man gleich nach der Sektion im Sterbezimmer. Die Ärzte hatten den Befehl, die Arbeit in einer Nacht zu beendigen.

Gegen zwei Uhr nachts schickte Dibitsch seinen Adjutanten, den jungen Stabsoffizier Nikolai Iwanowitsch Schönig, ins Palais, um zu sehen, wie die Arbeit vorwärts schreite.

Schönig traf im Palais niemand außer einem Kosakenoffizier, der vor dem Eingang Wache stand. Die Kaiserin war für die Zeit der Einbalsamierung und Aufbahrung der Leiche ins Nebenhaus, das einem gewissen Schichmatow gehörte, umgezogen.

Schönig ging durch eine Reihe leerer und finsterner Räume und klopfte an die Türe des kaiserlichen Arbeitszimmers. Die Türe war von innen verschlossen. Man fragte, wer er sei und was er wolle, und ließ ihn endlich herein.

Ein schwerer Geruch von Arzneien, aromatischen Kräutern, Essig und Weingeist schlug ihm entgegen; er spürte noch einen anderen eigentümlichen Geruch, und begriff erst später, daß es Leichengeruch war. In der Mitte des Zimmers stand ein großer Küchentisch; um ihn herum machten sich mehrere Männer mit blutbefleckten Schürzen zu schaffen; etwas Langes und Weißes lag auf dem Tisch. Er wußte, was es war, und wollte nicht hinsehen. Er kniff die Augen zusammen, hielt den Atem an und wandte sich an die Hofärzte Reinhold und Dobbert. Sie saßen vor dem Kaminfeuer und kochten etwas in zwei Töpfen; sie rührten die Flüssigkeit mit Zinnlöffeln und nahmen den Schaum ab. Beide rauchten Zigarren. Reinhold war hager und lang, Dobbert klein und dick. Im roten Scheine des Kaminfeuers sahen sie wie zwei Zauberer aus, die irgendeinen Hergentranke bereiten.

„Ich habe die Ehre, im Auftrage Seiner Erzellenz des Herrn Generals Dibitsch anzufragen, wie die Einbalsamierung des Leichnams des hochseligen Kaisers vor sich geht,“ fragte Schönig.

Reinhold gab keine Antwort und fuhr fort, zu rühren; Dobbert nahm die Zigarre mit dem Daumen und dem Mittelfinger aus dem Mund — seine Hände waren beschmutzt — und blickte Schönig mürrisch unter der Brille hervor an.

„Wie die Einbalsamierung vor sich geht? Wollen Sie doch selbst hinsehen.“ Er wies auf den Tisch, wo das Lange und Weiße lag.

Schönig stellte sich so, als ob er hinsähe, schloß die Augen und senkte den Kopf.

„Verstehen Sie deutsch?“

„Jawohl.“

„Sehen Sie also, Herr Offizier, General Dibitsch verlangt von uns, daß wir es in einer Nacht fertig machen: ein, zwei, drei — wie in der Front. Dies ist aber ganz unmöglich und widerspricht allen Anforderungen der Wissenschaft. Das Einbalsamieren ist eine schwierige Sache: um es ordentlich zu machen, muß man die ganze Leiche für einige Tage in Spiritus legen. Wo nehmen wir aber das notwendige Quantum Spiritus her? — Schlechten russischen Schnaps gibt es in Fülle, guten Spiritus können wir aber gar nicht bekommen, von den anderen Drogen gar nicht zu reden. Wir können hier überhaupt nichts bekommen, nicht einmal reine Leintücher und Handtücher. Im Palais ist kein Mensch: alle sind davongelaufen. Gestern zitterten sie noch alle vor seinem Blick; kaum hat er aber die Augen geschlossen, so haben sie ihn alle verlassen...“

„Russische Schweine!“ sagte Reinhold durch die Zähne und sog wie wütend an seinem stinkenden Zigarrenstummel.

„Ich will es unverzüglich Seiner Exzellenz melden,“ sagte Schönig. Er wollte sich entfernen, denn der Leichengeruch benahm ihm den Atem.

„Nein, warten Sie noch, wollen Sie es sich nur selbst ansehen.“

Dobbert nahm Schönig beim Arm und führte ihn zum Tisch. Schönig mußte also sehen, was er nicht sehen wollte: den schamlos entblößten Leichnam des Kaisers. Die abgesägte Schädeldecke war schon wieder an ihrer Stelle befestigt; da die Kopfhaut beim Zusammennähen gespannt wurde, schien der Gesichtsausdruck etwas verändert; Schönig erkannte sofort den Kaiser, wollte aber nicht glauben, daß er es wirklich sei.

Dobbert hielt ihm einen gelehrten Vortrag über das Einbalsamieren. Bei der Sektion hatte man das Herz, das Gehirn und die

übrigen inneren Organe herausgenommen und in eine verschließbare runde, silberne Dose, die ganz wie eine Zuckerdose aussah, getan. Dobbert drehte den kleinen Schlüssel um und reichte ihn Schönig, damit er ihn General Dibitsch überbringe.

„Der Schlüssel zum Herzen Seiner Majestät,“ scherzte er. Er sah aber sofort das Unpassende dieser Bemerkung ein, wurde wieder ernst und fuhr in seinem Vortrag fort.

Nach der Entfernung der Eingeweide schnitt man alle Fleischteile heraus, stopfte in die dadurch entstandenen Höhlungen aromatische Kräuter, — die eben auf dem Kaminfeuer kochten, — und umwickelte die Gliedmaßen mit breiten Leinenbändern, wie mit Windeln.

Als Dobbert und Schönig an den Tisch traten, hielten die Feldscherer, die an der Leiche hantierten, in ihrer Arbeit inne.

„Etwas schneller, meine Herren!“ schrie sie Dobbert an. „Du, Wassiljew, ziehe die Bänder fester zusammen: zweitausend Werst sind doch keine Kleinigkeit für eine Leiche!“

Die Feldscherer machten sich wieder an die Arbeit und umwickelten die Leiche mit den Windeln.

„Sehen Sie doch nur hin, wie schön der Körper ist!“ sagte Dobbert.

„Ja, der Verstorbene war ein schöner, kräftiger Mann,“ bemerkte Reinhold, ebenfalls an den Tisch tretend: „gebaut wie ein Athlet; wenn nicht dieses dumme Fieber gewesen wäre, hätte er noch gut vierzig Jahre leben können.“

„Ich habe noch nie einen so schön gebauten Menschen gesehen,“ fuhr Dobbert fort: „Arme, Beine und alle Teile des Körpers könnten einem Bildhauer als Modell dienen. Und die Haut! Sie ist zart wie bei einem jungen Mädchen!“

Als Schönig länger hinsah, verflüchtigte sich das unheimliche Gefühl: der nackte, sauber gewaschene Leichnam flößte ihm durchaus kein Grauen ein; lebende Menschen in schmutziger Kleidung mit unruhigen Gesichtern sind oft viel grauenvoller.

Beim Umwenden der Leiche war eine Hand vom Tisch herabgeglitten; sie hing kraftlos herunter. Als Schönig die Hand sah, erinnerte er sich, wie er einmal den Kaiser bei einer Parade vor der Front vorbeireitend sah; als die dreißigtausend Soldaten begeistert „Hurra!“ schrien, führte der Kaiser die Hand an den Hutrand, wobei er bezaubernd lächelte. Mit welcher Liebe blickte damals Schönig auf diese

Hand, wie gerne würde er ihrem Winkte folgen, wenn sie ihn und alle in den Tod schicken würde! Und nun war diese Hand tot...

Tränen traten ihm in die Augen. Er verabschiedete sich schnell von den Ärzten und verließ das Zimmer.

Im finsternen Vorzimmer blieb er in einer Ecke stehen, bedeckte sein Gesicht mit den Händen und begann zu weinen. Er weinte nicht vor Gram und nicht, weil ihm der Verstorbene leid tat, sondern vor Rührung, Verzückung, Verliebtheit.

Niemand von den Höflingen kannte das Zeremoniell, nach dem die Kaiser beerdigt werden. Zum Glück fand man unter den Papieren des Verstorbenen das Zeremoniell, das für die Beerdigung der Kaiserin Katharina II. verfaßt worden war; der Kaiser hatte es vor seiner Abreise nach Taganrog aus dem Hofmeisteramt heimlich mitgenommen. Glaubte er, daß die Kaiserin in Taganrog sterben werde, oder ahnte er seinen eigenen Tod voraus?

Im großen Audienzsaal, der mit schwarzem Tuch ausgeschlagen worden war, richtete man einen hohen Katafalk auf, zu dem wie zu einem Thron Stufen hinaufführten, und stellte darauf den Sarg. Der innere Sarg war aus Blei: da man nicht genügend Blei aufstreiben konnte, machte man ihn aus den Bleiblechen, die der Verstorbene zur Ausbesserung des Daches angeschafft hatte: das Dach des Hauses diente ihm nun als letztes Obdach; der Außensarg war aus Eichenholz, mit Goldbrokat, dessen Muster aus Doppeladlern bestand, ausgeschlagen.

Nach der Einbalsamierung kleidete man die Leiche in die Galauniform eines Generals mit dem Stern des Andreasordens und den übrigen Ordenszeichen im Knopfloch, doch ohne Ordensband und Degen; auf die Schultern legte man den purpurnen Kaisermantel und auf das Haupt setzte man die Kaiserkrone. So angekleidet wurde die Leiche in den Sarg gelegt und mit Tüll bedeckt.

Tag und Nacht hielten am Sarge ein General, ein Stabsoffizier und zwei Oberoffiziere vom Donischen Leibgarde-Kosakenregiment mit bloßen Degen Wache. Geistliche lasen ununterbrochen das Evangelium. Jeden Morgen und jeden Abend wurden Seelenmessen vom Bischof von Jekaterinoslaw im Beisein des Archimandriten des griechischen Barbatus-Klosters und der übrigen Geistlichkeit abgehalten.

Nach jeder Messe führte Hofmarschall Fürst Wolkonskij alle bis auf den Geistlichen und zwei Offiziere, die unbeweglich mit gesenkten

Blicken stehen mußten, hinaus. In den Saal kam dann die Kaiserin in Trauerkleidern und schwarzem Schleier vor dem Gesicht, unhörbar wie ein Schatten; sie stieg die Stufen zum Katafalk hinauf, betete und küßte den Verstorbenen durch die Tülldecke hindurch. In den wenigen Tagen war sie so abgemagert und zusammengebrochen, daß ihr lebendiges über die Leiche gebeugtes Gesicht toter als das Gesicht des Toten erschien.

In diesen Tagen schrieb sie ihrer Mutter, der Großherzogin von Baden:

„Ich schreibe, nur um Ihnen zu sagen, daß ich noch lebe; doch ich kann nicht beschreiben, was ich jetzt empfinde. Zuweilen scheint es mir, daß mein Glaube an Gott nicht mehr lange halten kann. Ich sehe nichts, ich begreife nichts und weiß nicht, ob nicht doch alles ein Traum ist. Ich bleibe hier, solange er hier bleibt. Wenn man ihn wegführt, werde ich ihm folgen, ich weiß noch nicht wann und wohin. Beunruhigen Sie sich nicht: ich bin gesund. Und wenn sich Gott meiner erbarmen wollte und mich zu sich nähme, würde es für Sie, liebes Mütterchen, nicht einen allzu harten Schlag bedeuten? Ich weiß, daß ich nicht um ihn, sondern nur um mich selbst trauere; ich weiß, daß er es jetzt gut hat; doch dieses Bewußtsein kann mir nicht helfen; nichts kann mir helfen. Ich bete zu Gott um Hilfe; ich verstehe aber wohl nicht richtig zu beten...“

Als sie aus dem Schichmatowschen Hause wieder ins Palais zog, überfiel sie solcher Gram, daß sie glaubte, sie werde es nicht ertragen können und wahnsinnig werden. Sie ging durch die Zimmer, wie sie am ersten Tage nach ihrer Ankunft an seiner Seite durch die Zimmer gegangen war: „Gefällt es Ihnen hier, Eise, gefällt es Ihnen wirklich? Ich habe ja alles selbst eingerichtet und immer Angst gehabt, daß es Ihnen nicht gefällt.“ Da stand ihr liebes altes Sofa aus Jarstkoje-Sjelo, auf dem sie Seite an Seite gefessen hatten: „Nun sind wir zusammen, Eise, allein zusammen!“

Auch die Tischuhr mit dem einarmigen Porzellanschäfer tickte noch immer. Sie lauschte dem Ticken und vergaß plötzlich alles: er ist am Leben, er ist gesund, er hat soeben das Zimmer verlassen und kommt gleich wieder herein. Sie sah sein Gesicht, sie hörte seine Stimme: „Süßeln Sie sich wohl, Eise? Haben Sie alles, was Sie brauchen? Wollen Sie etwas?“

„Schenke, Gott, ewige Ruhe der Seele deines verstorbenen Knechtes!“ hörte sie plötzlich den Totengesang, und es war ihr, als

ob sie schlief und einen bösen Traum sähe; als ob sie gleich aufschreien und erwachen werde.

Nachts im Bette starrte sie mit weitgeöffneten Augen in die Finsternis und dachte: „Nun habe ich schon wieder diesen bösen Traum! Wann werde ich endlich erwachen?“

Sie staunte ebenso wie ein Mensch staunt, dem man ein Bein amputiert hat und der es beim Erwachen plötzlich vermißt; von diesem Staunen wurde sie beinahe wahnsinnig. Sie verlor jedoch keinen Augenblick das Bewußtsein; im Gegenteil: je größer der Schmerz war, um so klarer war ihr Bewußtsein; und je klarer das Bewußtsein, um so größer der Schmerz, — und so in die Unendlichkeit. Es fiel ihr ein, was sie in ihrem Tagebuch geschrieben hatte: „Das ist eben so schrecklich: man weiß nie, was für Leiden einem noch bevorstehen, wie groß die Leiden noch sein können und ob sie eine Grenze haben.“ Jetzt wußte sie, daß sie keine Grenze hatten.

Den Leichnam küssen, seine Kälte durch die Tülldecke auf den Lippen fühlen, — das war alles, was ihr noch hier auf Erden von ihm übrig blieb; was sie dort, im Jenseits erwartete, daran wollte sie gar nicht denken: sie wußte aus Erfahrung, daß es nicht half.

Manchmal wollte sie die Tülldecke lüften, um sein Gesicht zu sehen, doch sie wagte nicht es zu tun: es schien ihr, daß er, der im Leben so viel auf sein Äußeres hielt und immer so elegant war, es unangenehm empfinden müßte, wenn jemand sähe, wie er sich verändert hatte. Er hatte sich aber so sehr verändert, daß man ihn kaum wieder erkennen konnte, — das war auch durch die Tülldecke zu sehen. „Was hat man mit ihm gemacht?“ dachte sie. „Er ist es nicht! Er ist es nicht!“

Als sie einmal wieder vor den Sarg trat und neben dem ihr bereits vertrauten Geruch von Weingeist, Essig und aromatischen Kräutern noch einen anderen fremden Geruch spürte, konnte sie anfangs gar nicht begreifen, was es war; plötzlich begriff sie es. Sie verlor nicht die Besinnung und wurde nicht wahnsinnig; es schien ihr aber, daß, wenn sie wahnsinnig geworden wäre, sie es leichter hätte ertragen können.

Am gleichen Abend saß sie allein in ihrem Schlafzimmer. Sie hörte, wie der Wind im Kamine heulte, wie der Regen gegen die Fenster Scheiben prasselte, wie die Bäume im Garten rauschten und irgendwo in der Nähe, wahrscheinlich auf dem Dache eines Gartenhäuschens, eine eiserne Windfahne knarrte, winselte und stöhnte;

„comme une âme en peine“, sagte sie sich, und plötzlich fiel ihr der seltsame Geruch von vorhin ein. Ebenso wie sie vorhin lange nicht begreifen konnte, was dieser Geruch bedeutete, so hörte sie auch jetzt erst lange verständnislos dem eisernen Knarren zu, bis sie plötzlich begriff, was es war.

„Gleich! Gleich! Gleich!“ antwortete sie auf den Ruf. Sie ging hastig zum Tisch, machte eine Schublade auf, holte zwei Schlüssel heraus, riß sich den langen schwarzen Schleier vom Kopf, warf sich den alten Schal, den sie „Tantchen“ nannte, über, nahm die Kerze, ging aus dem Zimmer und blieb eine Weile horchend stehen: alles war still, aus dem Nebenzimmer hörte sie ein leises Schnarchen — wahrscheinlich war es die Hofdame Walujewa —, und aus dem Trauersaal die eintönige Stimme des das Evangelium lesenden Geistlichen, die wie das Summen einer Biene klang; sie ging durch einige Zimmer und kam ins Vorzimmer, aus dem eine eigens für sie durchgebrochene Türe in den Garten führte; sie stellte die Kerze auf das Fensterbrett, suchte sich unter den auf dem Kleidergestell hängenden Mänteln den ältesten und abgeschabtesten Pelzmantel eines ihrer Kammermädchen heraus, zog ihn an, machte die Türe auf und trat in den Garten. Ein wütender Windstoß warf sie beinahe um. Die rostige eiserne Windsfahne knarrte nun beinahe vor ihren Ohren. Sie stolperte im Finstern über Blumenbeete, stieß gegen Bäume und Sträucher, gelangte zur Gartenpforte, fand tastend das Schloß, sperrte es auf und wollte bereits die Schwelle überschreiten, als sie plötzlich jemand am Arme packte.

„Majestät! Majestät!“ Sie erkannte die Stimme des Fürsten Pjotr Michailowitsch Wolkonskij.

Die Knie wankten ihr, sie schrie leise auf und fiel Wolkonskij in die Arme.

Als sie zu sich kam, saß sie wieder allein in ihrem Schlafzimmer, als ob nichts vorgefallen wäre. Wolkonskij hatte sich gleich wieder entfernt; als er sie ins Haus zurückführte, oder vielmehr auf seinen Armen hineintrug, sprach er kein Wort und fragte sie nach nichts. Hatte er denn begriffen, wohin sie gehen wollte? Es ist ja gleich: wenn es nicht sofort geschieht, so geschieht es später einmal; jedenfalls ist es unvermeidlich. Sie wird es nicht hier in der Nähe seines Sarges tun, sondern irgendwo abseits, wo es niemand sieht und wo sie niemand stören kann. Es wäre gut, in einer Nacht wie diese, oder später, wenn der Winter mit seinen Schneestürmen be-

ginnt, immer weiter und weiter ohne Weg über die kahle schneeberwehte Steppe zu gehen, vor Müdigkeit umzufallen und irgendwo in einem Graben, unter einem Schneehügel, wo sie niemand findet und erkennt, zu erfrieren; oder vom steilen Abhang kopfüber in die tobende Brandung zu springen. Ja, es ist ganz gleich, wann und wo und wie, doch irgendwo und irgendwann wird sie ihren Beschluß ausführen. Das war das einzige, woran sie ohne Schrecken denken konnte; dies allein konnte sie vor dem, was viel schrecklicher als Wahnsinn, als Tod, als sein Tod war, retten: vor dem Gedanken, daß alles, woran sie glaubte, Lüge, eine verfluchte Lüge war, und daß die einzige Wahrheit in jenem Geruch und in diesem Stöhnen, Heulen und Klappern des rostigen Eisens lag: „Da wird sein Heulen und Zähneklappern“, — hier wie dort — ewige Qual, ewiger Tod . . .

Sie starrte lange in die Kerzenflamme, blickte dann auf den Tisch und sah etwas liegen: ein altes Buch in abgewetztem Leder einband, ein Buch, das sie gut kannte, — eine französische Bibelübersetzung.

Der Kaiser hatte in den letzten Jahren dieses Buch immer und überall, auf allen seinen Reisen und Feldzügen bei sich gehabt; täglich las er ein Kapitel aus dem Alten und ein Kapitel aus dem Neuen Testament, nach dem Leseplan, den für ihn Fürst Alexander Nikolajewitsch Golizhin zusammengestellt hatte.

Es fiel ihr ein, daß Wolkonstij ihr neulich versprochen hatte, diese Bibel zu suchen und ihr zu bringen. Wahrscheinlich hatte er vorhin, als er zur späten Stunde zu ihr ins Zimmer kam, ihr das Buch bringen wollen: er glaubte wohl, daß sie es möglichst schnell haben wolle.

Sie schlug das Buch auf und sah hinein. Die Ede der Seiten waren vom vielen Umbältern vergilbt; auf den Rändern standen Bemerkungen von seiner Hand, und einzelne Zeilen waren unterstrichen. Sie las diese unterstrichenen Zeilen, ohne ein Wort zu verstehen und ohne sich etwas dabei zu denken.

„Wahrlich, wahrlich, ich sage euch: Es kommt die Stunde, und ist schon jetzt, daß die Toten werden die Stimme des Sohnes Gottes hören; und die sie hören werden, die werden leben.“

„Was ist das? Was ist das?“ Sie wollte sich an etwas erinnern und konnte es nicht; sie schloß die Augen, lauschte dem ferneren Summen des Geistlichen, und plötzlich wußte sie es.

Er lag damals schon im Sarge, doch nicht im Saal auf dem Katafalk, sondern noch in seinem Zimmer; man las eine Totenmesse; der Tag war heiter, und die Sonnenstrahlen fielen ins Zimmer ebenso wie zwei Tage vor seinem Tode, als er zu sich gekommen war und gesagt hatte:

„Welch ein prächtiges Wetter!“

Bei der Seelenmesse blickte sie zum Fenster hinaus und sagte sich: „Der Himmel strahlt so festlich ihm zu Ehren!“ Sie lauschte den Worten des Geistlichen:

„Wahrlich, wahrlich, ich sage euch: Es kommt die Stunde, und ist schon jetzt, daß die Toten werden die Stimme des Sohnes Gottes hören; und die sie hören werden, die werden leben.“

Und plötzlich bemerkte sie, daß sie zwischen dem Sarg und dem Sargdeckel, der an der Wand lehnte, stand: sie war also mit ihm im Sarge, im Tode, wie im Leben. Eine große Freude überkam sie, und sie begann zu beten, daß sie am Tage der Auferstehung ebenso an seiner Seite stehen dürfe, wie sie jetzt stand. Sie betete und wußte, daß ihr Gebet Erhörung finden werde.

„So wird es sein!“ wollte sie auch jetzt sagen, als sie die unterstrichenen Zeilen las; doch sie konnte es nicht mehr; sie fragte sich nur: „Wird es so sein?“ Sie fand keine Antwort, wartete aber auf Antwort und wußte, daß sie nicht mehr lange darauf zu warten hatte . . .

* * *

Mit jedem Tag waren die Ärzte mehr davon überzeugt, daß die Einbalsamierung schlecht geraten war und daß die Leiche in Verwesung überging. Bei der Leiche wachte immer einer der beiden Hofärzte, Reinhold oder Dobbert, um das Gesicht des Verstorbenen ständig mit einem in scharfen aromatischen Essig getauchten Schwamm zu befeuchten; vor dem Sarge standen Schalen in Form von Aschenurnen mit dem aromatischen Essig. Dies alles half aber nicht. Alle Fenster und Türen waren geschlossen, und da im Zimmer ununterbrochen Kerzen brannten, sank die Temperatur nie unter 20 Grad. Allen wurde es von dem schweren Geruch der aromatischen Flüssigkeit übel, der sich mit dem noch unerträglicheren Leichengeruch vermischte; selbst die Uniformen der wachstehenden Offiziere waren von diesem Geruch durchdrungen, so daß sie ihn noch mehrere Wochen lang behielten.

Das Gesicht des Toten wurde von Tag zu Tag dunkler und schwärzer, und man konnte es gar nicht mehr wiedererkennen; beim Anblick dieser schrecklichen schwarzen Puppe in Kaiserpurpur und Krone fragten sich sogar die Ärzte: „Wer ist das?“

Als Dobbert einmal die Tülldecke lüftete, um das Gesicht wieder mit Essig zu befeuchten, zeigte ihm Schönig, der Wache stand, daß aus dem Kragen ein Ende der Halsbinde hervorguckte. Dobbert zog an diesem Ende und sah, daß es nicht die Halsbinde, sondern die schwarz gewordene Haut war; er erschrak und lief sofort zu Willié.

Man überlegte sich hin und her und beschloß endlich, die Leiche einfrieren zu lassen. Nach den Herbsttürmen war der Winter angebrochen. Man machte alle Türen und Fenster weit auf, stellte unter den Sarg einen Trog mit Eis und hing in der Nähe einen Thermometer auf, das mindestens zehn Grad unter Null zeigen mußte. Nur vor den Seelenmessen, die jeden Morgen und jeden Abend abgehalten wurden und denen die Kaiserin beiwohnte, schloß man die Fenster und wärmte den Saal etwas.

Nach dem Tode des Kaisers begann Jegorntsch vor Kummer zu trinken. In einer Schnapsbude lernte er P. Alexej Sedotow kennen, mit dem er sich bald sehr befreundete. Nach jeder Seelenmesse besuchte der Geistliche Jegorntsch in seinem halbdunklen Zimmer neben dem kaiserlichen Toilettezimmer, wo ständig ein kleiner Tisch gedeckt war. Sie tranken, aßen, gedachten des Verstorbenen und unterhielten sich im Flüsterton:

„Ich habe ja gesagt: einen Dreck werden sie bekommen!“ begann der Dompropst mit seiner Lieblingssentenz. „Niemand wollte es mir glauben, nun haben sie den Dreck!...“

„Wie meinen Sie es, Hochwürden, und von welchem Dreck sprechen Sie?“

P. Alexej antwortete nicht gleich: er trank zuerst ein Glas Pfefferschnaps, verzehrte einen der zum Gedächtnis an den Verstorbenen gebackenen Pfannkuchen, trank ein Glas Birnbranntwein, verzehrte einen zweiten Pfannkuchen, zwinkerte Jegorntsch zu und flüsterte ihm ins Ohr:

„Wer, glaubst du, liegt im Sarg, he?“

Jegorntsch, der offenbar diese Frage vorausahnte, begann zu zittern und erbleichte.

„Was sagen Sie schon wieder, P. Alerej! Wer soll denn im Sarge liegen, wenn nicht Seine Majestät, unser Engel und Wohltäter? Sie schneiden mir das Herz entzwei, sie haben kein Mitleid mit mir, jetzt da ich so verwaist bin...“

„Nein, ich habe wohl Mitleid mit dir, darum sage ich ja auch: schau zu, wen du beerdigst, ob es auch der Richtige ist?...“

„Wie sollte es nicht der Richtige sein? P. Alerej, erlauben Sie doch! Sie haben ja selbst seine letzte Beichte gehört, haben ihm selbst das heilige Abendmahl gereicht...“

„Nein, mein Lieber, komm mir nicht mit diesen Dingen. In jener Nacht, als man mich ins Palais holte, war ich ja fürchterlich besoffen: ich hatte eine Hochzeit beim Kaufmann Wachramejew mitgemacht, wo es ordentlich zu trinken gab. Wenn man mich einmal fragt, werde ich eben sagen: ich kann mich auf nichts besinnen und weiß von nichts...“

„Was sagen Sie nur? Was sagen Sie nur, P. Alerej?...“

„Wenn dir nicht genügt, daß ich es dir sage, so geh' hin und hör' dir an, was man im Volke spricht: die Stimme des Volkes ist die Stimme Gottes. Es heißt, daß im Sarge nicht sein Körper, sondern eine Wachspuppe, oder die Leiche irgendeines Soldaten aus dem Gefängnis-pital liegt. Der Kaiser aber ist am Leben: die Unmenschen wollten ihn umbringen, er ist jedoch entflohen, und niemand weiß, wo er sich jetzt verborgen hält; jetzt hält er sich noch verborgen, vielleicht wird er aber noch einmal dem Volke erscheinen... Hast du etwas von einem gewissen Sjodor Kusmitsch gehört?“

„Von welchem Sjodor?...“

Jegorntsch erbleichte und riß vor Erstaunen und Schrecken die Augen auf: plötzlich war ihm eingefallen, wie der Kaiser vor dem Tode phantasierte.

„Gott sei uns gnädig! Gott sei uns gnädig! Heilige Himmelskönigin!“ flüsterte er, sich bekreuzigend. Es schien ihm, daß er wahnsinnig werden müsse.

„Habe nur keine Angst, mein Lieber: uns geht ja die ganze Sache gar nichts an, schweige nur von der Geschichte,“ tröstete ihn P. Alerej. „Der Streich ist aber gar nicht so übel! Sie singen: ‚Schenke, Gott, ewige Ruhe der Seele deines verstorbenen Knechtes...‘ Wo ist aber der Knecht, und wo der Zar? Hier kann nie-

mand klug werden. In der Schrift heißt es: ‚Süßigkeit ging von dem Starken.‘ Vielleicht kommt es noch umgekehrt: daß von der Süßigkeit etwas Starkes und Bitteres kommt. Es ist doch ein nettes Kunststück! Ich habe ja gesagt, daß daraus ein Dreck wird!“ —

Drei Tage nach dem Ableben des Kaisers wurden die Einwohner von Taganrog in der Mariähimmelfahrt-Kathedrale auf den neuen Kaiser Konstantin Pawlowitsch vereidigt. Am gleichen Tage schickte der Generalstabschef Dibitsch einen Kurier nach Warschau mit einer Meldung an Konstantin. Die Pakete trugen die Aufschrift: „Seiner Kaiserlichen Majestät dem Kaiser Konstantin I.“

In Taganrog erwartete man täglich den neuen Kaiser; besonders sehnsüchtig erwartete ihn Wolkonskij.

„Nach den dreizehn Tagen, die ich ohne Schlaf und fast ohne Speise verbracht habe, bin ich so schwach geworden, daß ich mich kaum auf den Beinen halte,“ schrieb er einem seiner Petersburger Freunde. „Jetzt muß ich ganz allein das Zeremoniell für die Überführung der Leiche ausarbeiten. Wir befinden uns ja zweitausend Werst von der Hauptstadt entfernt, in einem entlegenen Winkel des Reiches, wo wir nichts beschaffen können und wegen jeder Kleinigkeit nach allen Seiten Kuriere schicken müssen. Ich weiß gar nicht, was sie ohne mich anfangen würden. Denn alle haben vollkommen den Kopf verloren. Mit Ungeduld warte ich auf die Ankunft des Kaisers Konstantin Pawlowitsch, und ich weiß gar nicht, wie das alles enden soll.“

Auch Wnllié war nicht weniger besorgt.

Einmal kam er nach der Untersuchung der Leiche aus dem eiskalten Saal ins frühere Arbeitszimmer des Kaisers und setzte sich neben Wolkonskij vor den Kamin, um sich etwas zu wärmen.

„Was glauben Sie, Jakow Wassiljewitsch, werden wir die Leiche nach Petersburg bringen können?“ fragte Wolkonskij.

„Wenn der Frost anhält, wird es uns vielleicht gelingen; wenn aber Tauwetter kommt, ist die Sache hoffnungslos.“

Der Tag war sonnig, die weißen Eisblumen an den Fensterscheiben waren etwas aufgetaut. Wnllié blickte ärgerlich aufs Fenster: er fürchtete immer, daß Tauwetter beginnen werde.

„Auch der Sarg ist ganz unmöglich,“ begann er von neuem. „Die Leiche ist ja mit knapper Not hineingezwängt worden; und sie soll noch eine Reise von zweitausend Werst überstehen! Der Blei-

deckel kann leicht den Schädel eindrücken. Wie kann man überhaupt einen Sarg aus einem Hausdache machen?"

„Ach, sprechen Sie mir lieber nicht davon!“ stöhnte Wolfonskij auf. „Wie wird das enden, wie wird das enden, mein Gott!...“

„Ich wollte Ihnen übrigens schon früher melden, Fürst,“ sagte Wjllie nach einer Pause, „daß in der Stadt empörende Gerüchte verbreitet werden.“

„Was für Gerüchte?“

„Es ekelt mich, sie Ihnen wiederzugeben...“

„Meinen Sie das Märchen von der Wachspuppe?“

„Haben Sie es also auch schon gehört? Ja, das von der Puppe; auch daß der Kaiser keines natürlichen Todes gestorben sei...“

„Diese Schurken!“ rief Wolfonskij empört aus. „Was soll man nur mit diesen Dummköpfen anfangen?“

„Was man anfangen soll? Die Leute verhaften, ins Zuchthaus sperren und ordentlich durchpeitschen; zu allererst aber ihren Heiligen, wie heißt er nur? Sjodor... Sjodor Kusmitsch, wenn ich nicht irre...“

„Das wäre vielleicht wirklich das richtige. Haben Sie es schon Dibitsch gesagt?“

„Ja.“

„Und was sagt er dazu?“

„Sie kennen ihn ja. Er trinkt seinen Punsch und zuckt mit keiner Wimper. ‚Ich habe auch ohnehin genug zu tun,‘ sagte er mir darauf, und habe wirklich keine Zeit, mich mit Weibergeschwätz abzugeben!‘ Urteilen Sie selbst, Fürst: es berührt meine Ehre und das Gedächtnis meines Wohltäters. Ich kann es unmöglich auf mir sitzen lassen. Ich bitte Euere Durchlaucht, es dem Kaiser gleich nach seiner Ankunft zu melden...“

„Ja, ja, gewiß... Wenn er nur schneller käme! Wenn er nur schneller käme!“ stöhnte Wolfonskij wieder auf.

„Kommt er denn nicht bald?“

„Niemand weiß etwas Bestimmtes. Ich schicke einen Kurier nach dem anderen ab und bekomme immer keine Antwort. Heute wartet auch Dibitsch von Minute zu Minute auf Nachricht. Dibitsch wollte übrigens auch herkommen, kommt aber noch immer nicht. Soll ich ihn vielleicht holen lassen? Da ist er ja! Wenn man vom Wolf spricht, kommt er...“

Die Türe aus dem Trauersaal ging auf, ein frostiger Luftzug kam herein; es war als ob die eingefrorene Mumie sie mit ihrem Grabesodem angehaucht hätte.

„Nun, Erzellenz, was gibt es für Neuigkeiten?“ fragte Wolkonskij, sich vor Dibitsch erhebend.

Dibitsch gab keine Antwort, ging zum Tisch, wo für ihn immer eine Flasche Rum bereit stand, schenkte sich ein Glas ein, trant aus, und ließ sich in einen Sessel vor dem Kamin fallen. In seinen plumpen Bewegungen, bei denen man an eine Krabbe denken mußte, die sich unter einen Stein verkriecht, in seinem verzerrten Gesicht, in seinem zerzausten roten Haar und in seinen unruhig flackernden Blicken war etwas Unheimliches und Unheilverkündendes. „Ist er vielleicht betrunken?“ fragte sich Wolkonskij.

„Was es für Neuigkeiten gibt?“ sagte er endlich mit gepreßter Stimme, sich den Rockknöpfen aufknöpfend, als ob er zu ersticken fürchtete. „Also, hören Sie; der Kurier, den ich nach Warschau geschickt habe, kam unverrichteter Dinge zurück.“

„Wieso unverrichteter Dinge?“

„Sehr einfach: meine Depeschen wurden nicht angenommen, der Kurier wurde nicht empfangen und noch in der gleichen Nacht aus der Stadt abgeschoben, wobei man ihm untersagte, mit irgend jemand in Warschau oder auf der Rückreise zu sprechen.“

„Was sagen Sie? Was sagen Sie?“ riefen Wolkonskij und Wjllié aus.

„Sie glauben es mir nicht, meine Herren? Ich selbst wollte nicht daran glauben. Wollen Sie vielleicht diesen Brief lesen?“

Dibitsch reichte Wolkonskij den Brief. Wolkonskij durchflog ihn und erblickte.

„Was ist das? Mein Gott, was ist das?“

Auch Wjllié las den Brief und machte ein verduhtes Gesicht.

Der Brief war vom Großfürsten Konstantin Pawlowitsch. Er teilte darin mit, daß er mit Genehmigung des hochseligen Kaisers sein Thronfolgerecht dem jüngeren Bruder, dem Großfürsten Nikolai Pawlowitsch, kraft des allerhöchsten Reskripts vom 2. Februar 1822, abgetreten hätte.

„Infolgedessen kann ich Ihnen keinerlei Befehle erteilen, und Sie werden solche aus St. Petersburg von der höchsten Stelle emp-

fangen. Ich bleibe hier und bin dem neuen Kaiser ebenso treu untertan wie Sie. Im übrigen wünsche ich Ihnen alles Beste."

"Was ist das für ein Reskript?" fragte Wjllié, nachdem er sich vom ersten Schrecken erholt hatte.

"Ich weiß von nichts," antwortete Dibitsch.

"Hat Ihnen der Kaiser nichts gesagt?"

"Nichts."

"Und sein letzter Wille?"

"Sein letzter Wille ist uns unbekannt."

"Wieso, hat er vor dem Tode nichts davon gesagt?"

"Er hat eben nicht daran gedacht, hat es wohl vergessen."

"Haben Sie auch nicht daran gedacht?"

"Ich? Ja, ich habe wohl daran gedacht. Ich hatte die Ehre, es mehrere Male Seiner Durchlaucht zu melden." Dibitsch schielte gehässig auf Wolkonskij. "Der Fürst wollte mir aber keine Antwort geben: er sah wie im Starrkrampf."

"Was ist das nun? Mein Gott!..." flüsterte er ganz bestürzt. Plötzlich sprang er auf, schlug die Hände über dem Kopfe zusammen und rief aus:

"Und wie soll es nun mit der Vereidigung werden?..."

"Was ist denn dabei? Heute haben wir den Eid dem einen Kaiser geleistet, und werden ihn morgen einem anderen leisten. Mit dem Treueide nimmt man es bei uns überhaupt nicht genau," spottete Dibitsch, und sein Gesicht wurde ganz schief. "Es fragt sich noch, ob Nikolai Pawlowitsch die Krone annimmt; dies ist uns ebenfalls unbekannt. Vorläufig haben wir ein Interregnum. Der Kaiser ist tot, einen Thronerben haben wir nicht, und niemand weiß, wem Rußland gehört!"

Dibitsch erhob sich, ging wieder zum Tisch, schenkte sich ein neues Glas Rum ein und sagte:

"Ich gratuliere, meine Herren, zu den zwei Kaisern, oder... zu keinem Kaiser!"

Er trank aus. Wjllié wollte etwas sagen, Dibitsch ließ ihn nicht zu Worte kommen.

"Warten Sie noch, es ist noch nicht alles; dies war die Überraschung Numero Eins; jetzt kommt Numero Zwei. In den Papieren des Verstorbenen fand ich eine Anzeige von einer weitverzweigten, in der ganzen Armee des Reiches verbreiteten politischen Verschwö-

„Jeden Tag kann eine Revolution ausbrechen. Vielleicht ist sie schon irgendwo ausgebrochen; wir sitzen hier und wissen von nichts!“

„Da haben wir die Bescherung!“ stammelte Wolkonskij. Er wollte noch etwas sagen, seine Zunge gehorchte ihm aber nicht, der Kopf fiel zurück, das Gesicht wurde leichenblau: er verlor die Besinnung.

„Pfui Teufel! Das hat uns noch gerade gefehlt!“ brummte Dibitsch. „Was hat er nur? Hat ihn der Schlag getroffen?“

Wollié benetzte ihm die Schläfen, knöpfte ihm den Kragen auf und hielt ihm Riechsalz vor die Nase. Wolkonskij kam zur Besinnung, war aber ganz fassungslos und konnte nicht mehr sprechen.

„Die alte Galosche!“ dachte sich Dibitsch angeekelt.

Plötzlich ging die Türe aus dem Toilettenzimmer geräuschvoll auf; Jegorntsch steckte seinen Kopf herein und zog ihn gleich wieder zurück; mit seiner seidenen Soutane rauschend, kam P. Alexej ins Zimmer, so würdevoll und feierlich, daß niemand glauben würde, daß er soeben in Gesellschaft eines betrunkenen Lakaien an der Türe gehorcht hatte. Als er an den vor dem Kamin Sitzenden vorbeiging, machte er eine tiefe Verbeugung. Sie schenkten ihm wenig Beachtung; wenn sie ihn aber aufmerksamer angeschaut hätten, so würden sie wohl bemerkt haben, daß er so spöttisch in seinen silberweißen Herrgottsbart hinein lächelte, als ob er sagen wollte:

„Da habt ihr also den Dreck!“

* * *

Am gleichen Tage und zur gleichen Stunde passierte die Taganroger Stadtgrenze ein etwa fünfzigjähriger Mann, mit einem Kranz auf dem Rücken, einem kleinen Christusbilde auf der Brust, blond, kahlköpfig, blauäugig, großgewachsen und rüstig wie ein verabschiedeter alter Soldat; er sah etwas dem Kaiser ähnlich, — „die Ähnlichkeit ist nicht sehr groß, fällt aber immerhin auf“, wie der Verstorbene vor seinem Tode zu Jegorntsch gesagt hatte; er verließ die Stadt und schritt die Jekaterinoslawer Landstraße entlang. Es war ein heimatloser Vagabund ohne Ausweispapiere, einer von jenen armen Pilgern, die auf den Landstraßen herumirren und Geld zur Erbauung von Kirchen sammeln.

Er hieß Sjodor Kusmitsch.

V.

„Beerdigt?“

„Ja, beerdigt.“

„Wie ist es eigentlich geschehen, Golizhin?“

„Sie wissen doch, Pestel, daß Leutnant Saikin die ‚Russische Wahrheit‘ mit den übrigen Papieren in Verwahrung genommen hatte?“

„Ich weiß es: ich habe ihm selbst alles übergeben, als es bekannt wurde, daß die Verschwörung aufgedeckt ist, und ich jeden Augenblick auf eine Verhaftung gefaßt war. Wo hat er aber alles versteckt?“

„Er hatte es zunächst in seinem Hause zu Nemirow unter den Dielen versteckt, dann aber in ein Kopfkissen eingenäht und nach Tultschin gebracht. Er sagte: ‚Tut damit, was ihr wollt; bei mir sind die Schriften schlecht aufgehoben: erstens fürchte ich Spione, und zweitens gibts bei mir im Hause zu viel Mäuse...‘“

„Die Mäuse fressen also die Russische Wahrheit. Ist es nicht eine Allegorie, Golizhin?“

„Ja, Pestel, es ist vielleicht eine Allegorie...“

„Was haben Sie nun endlich beschlossen?“

„Wir wußten lange nicht, was wir anfangen sollten: die einen sagten ‚Verbrennen‘, und die anderen: ‚Darf man denn solche Papiere verbrennen? Man muß sie vergraben‘. Dabei blieb es. Doch wo? Wir wollten es zuerst auf dem Tultschiner Friedhof machen; es gibt aber dort zuviel Leute, und die Obrigkeit ist gar zu nahe. Wir verpackten also alles wieder, und brachten es ins Dorf Kirnasowka, das an der Baltaer Landstraße etwa 15 Werst von Tultschin liegt. Wir wollten es in einem Gemüsegarten oder im Felde verscharren. Doch auch das war nicht ungefährlich: die Bauern konnten es sehen, es für einen Schatz halten (sie suchen überall nach vergrabenen Schätzen), herausgraben und der Obrigkeit bringen. Wir überlegten uns hin und her und beschlossen, es außerhalb des Dorfes zu vergraben. Wir versammelten uns alle im jüdischen Wirtshause an der Dorfgrænze, zur Mitternachtsstunde, wie Kontrabandisten oder Falschmünzer; als der Jude mit seiner Jüdin zu Bett gegangen war, verschlossen wir uns in der Gaststube und verpackten die Papiere zuerst in eine bleierne Munitionskiste und dann in eine Holzkiste.“

„Es waren also zwei Särge, wie bei der Beerdigung hochstehender Persönlichkeiten?“

„Ja, so war es. Die Holzkiste war länglich und erinnerte an einen Kinderjarg. Als wir den Deckel zunagelten, sah es ganz so aus, wie wenn man einen Sarg zunagelt. Zu Ihrer ‚Russischen Wahrheit‘ habe ich noch den Murawjowschen Katechismus gelegt; für jeden Fall: wenn man sie einmal findet, soll man beides finden...“

„So, so. Ich habe mich also mit Murawjow im Grabe vereinigt?“

„Ja, Pestel. Die Kiste war schwer, auf den Händen konnten wir sie nicht tragen, wir legten sie daher in einen Wagen und fuhren ins Feld. Wir nahmen Laternen mit, denn die Nacht war stockfinster. Es schneite ununterbrochen. Wir haben uns auch verirrt... Kennen Sie die Gegend, Pestel?“

„Ja.“

„Die Stelle liegt links von der Landstraße etwa eine halbe Werst hinter den Fruchtgärten des Popen, am Flüsschen Kosjaricha. Eine Wildnis, wo nichts als Steppengras und Disteln wächst. Es heißt, daß an dieser Stelle einmal ein vornehmes polnisches Fräulein von Räubern ermordet wurde. Auf ihrem Grabe steht ein Kreuz. Die Bauern meiden die Stelle, denn das Fräulein soll allnächtlich aus dem Grabe steigen und herumspuken. In der Nähe des Kreuzes gruben wir ein Loch, das ganz wie ein Kindergrab aussah, und stellten die Kiste hinein; als wir sie mit Erde zudeckten und die ersten Schollen gegen den Deckel fielen, klang es ganz wie bei einer richtigen Beerdigung. Jemand bemerkte halb im Scherz: ‚Man sollte eigentlich eine Seelenmesse abhalten: Schenke, Gott, ewige Ruhe der Seele deiner verstorbenen Magd!‘ Als wir das Grab zugeschüttet hatten, wurde es sofort ganz von Schnee verweht, so daß vom Grabe nichts mehr zu sehen war; nur das Kreuz ragt in der Nähe...“

„Sind Sie ein Freund von Allegorien, Golißin?“

„Nein, aber wie kann man ihrem Banne entgehen? Neben mir stand Oberleutnant Bobrißtschew-Puschkin. Als wir die Stelle verließen, entblökte er sein Haupt, bekreuzigte sich und drückte mir die Hand. Wir sprachen beide kein Wort, doch wir verstanden einander: wir gelobten uns, alles zu tun, damit die Tote dem Grabe entsteige...“

„Wie jenes ermordete Fräulein?“

„Nein, sie soll nicht als Gespenst, sondern zu neuem Leben erwachen.“

„Da müssen Sie lange darauf warten.“

„Wenn es auch nicht so bald geschieht, einmal muß es doch kommen... Wissen Sie noch, Pestel, wie es in der Schrift vom Senfkorn heißt: ‚Welches das kleinste ist, unter allem Samen: wenn es aber auswächst, so ist es das größte unter dem Kohl‘?...“

„Wieder eine Allegorie?... Lassen wir es jetzt. Wir wollen lieber von anderen Dingen sprechen...“

Sie saßen in Pestels Arbeitszimmer im Seitenflügel des leeren Palais zu Linz, wo sie schon vor zweieinhalb Monaten zusammen waren. Fürst Valerian löste sein Versprechen, Pestel nach der Versammlung im Leschtschiner Lager zu besuchen, erst jetzt, in den letzten Novembertagen, ein.

Im Arbeitszimmer sah alles wie früher aus: die Großväter und Urgroßväter der Fürsten Sanguszko blickten noch immer von den dunklen Bildnissen starr und unfreundlich herab, und ihre Augen verfolgten einen jeden, der durch die Räume ging. Es roch noch immer nach Mäusen und Feuchtigkeit, und alles war noch ebenso traurig und einsam.

Die Lampe brannte trüb. Der Kamin war im Erlöschen. Draußen wütete ein Schneesturm; vor den Fenstern rasten wie bleiche Gespenster Schneewolken vorbei; die alten Bäume im Garten rauschten, stöhnten und schlugen verzweifelt mit den Ästen wie mit Armen.

Während Golizjin dem Heulen des Windes im Kamin lauschte, fiel ihm das Märchen vom heiligen Georg-Jurko ein, das ihm sein Kutscher, der alte Kosak Radzko, erzählte, als sie sich auf der Fahrt nach Linz in der Steppe verirrt; sie wären beinahe erfroren, während um sie herum der Schneesturm heulte; vielleicht waren es auch Wölfe. Der heilige Georg-Jurko ist der Herr über die Wölfe; er schießt auf die Teufel und allen Höllensput mit Donnerpfeilen; die Wölfe helfen ihm dabei, indem sie die verwundeten Teufel auffressen. „Und wenn es nicht die Wölfe und die Donnerpfeile des heiligen Georgs gäbe, würden sich die Teufel derart vermehren, daß man vor ihnen das Himmelslicht nicht mehr sehen könnte.“

„Daß ich es nicht vergesse: ich habe hier noch einige Papiere,“ sagte Pestel, aus einer Schublade ein Paket Papiere hervorholend.

„Die kann ich auch ohne Beerdigung erledigen: ich werfe sie einfach ins Feuer!“

Er warf ein Papier nach dem anderen in den Kamin. In der erlöschenden Glut zuckten neue Flammen auf, und die bleichen Schneegepenster traten dicht vor die Fenster heran und blickten mit blinden Augen ins Zimmer. Der Wind heulte im Kamin wie eine Schar hungriger Wölfe. „Jurkos Wölfe fressen die toten Teufel,“ jagte sich Golizhin. Wie einsam war es hier, wie traurig!

„Wollen Sie hier den ganzen Winter bleiben, Pestel?“

„Ja, den ganzen Winter.“

„Ist es Ihnen nicht zu einsam?“

„Nein, ich habe mich daran gewöhnt. Dieses Jahr haben wir Gott sei Dank frühen Winter. Wenn der Schnee uns von allen Seiten verweht, sind wir von der ganzen Welt abgeschnitten. Es ist mir immer dabei so wohl, so ruhig; ich werde wie ein Bär in der Höhle liegen, die Pfoten saugen, und nach dem Rate des Orakels Selbsterkenntnis treiben. Ich kann auch eine ‚Neue Russische Wahrheit‘ verfassen: ich werde sie schreiben, und Sie werden sie begraben, und so wird das Leben langsam verrinnen...“

Golizhin blickte ihn aufmerksam an: er war gesund und fieberfrei, schien aber noch hinfalliger, und sein Gesicht war ebenso unbeweglich und starr wie damals.

Das Gespräch stockte. Ein jeder war mit seinen eigenen Gedanken beschäftigt und wußte, daß auch der andere an das Seine dachte. Beide fühlten sich etwas befangen, wie zwei Verwundete in einem Bett, die sich zu bewegen fürchten, um nicht sich selbst und dem anderen weh zu tun.

Pestel fragte Golizhin ohne besonderes Interesse nach den Vorgängen im Leschtschiner Lager, nach der Vereinigung der Slawen mit dem Südbunde und dem Eid.

„Haben Sie auch geschworen, Golizhin?“

„Ja, ich habe auch geschworen.“

„Wozu der Schwur, wenn man es sowieso nicht tun kann?“

„Warum denn nicht?“

„Sie wissen ja selbst, daß man nicht den zweiten Schritt machen kann, ohne den ersten gemacht zu haben: solange der Kaiser am Leben ist, wird niemand anfangen... Ich glaube, Golizhin, Sie haben wieder Eile? Wollen Sie nicht etwas länger bei mir bleiben?“

„Ich kann wirklich nicht, ich muß reisen.“

„Sie unruhiger Geist! Wo wollen Sie denn hin?“

„Nach Kiew...“

Pestel sah ihn unverwandt an und schien etwas sagen zu wollen; er sagte aber nichts. Golizhin wurde verlegen. Beide schwiegen, beide waren auf der Hut. Beide fühlten sich geniert.

„Eines kann ich nicht begreifen,“ sagte Pestel nach einer Pause, „warum verhaftet man uns nicht? Wir sitzen hier und zittern, vergraben und verbrennen unsere Papiere; vielleicht ist es aber gar nicht nötig... Die Verschwörung ist ja seit drei Monaten aufgedeckt, es gab so viele Denunzianten: Sherwood, Witt, Maiboroda — Sie hatten recht, Golizhin, auch Maiboroda hat uns verraten —, und doch sind wir alle unverfehrt, und niemand ist verhaftet. Worauf warten sie noch? Was denken sie sich? Ist es eine List, eine Falle, oder Wahnsinn?... Wissen Sie noch, Golizhin: Sie haben mir gesagt, daß wenn ich zum Kaiser gehen, ihm alles beichten und ihn um Gnade anflehen wollte, es keine Gemeinheit, sondern Wahnsinn wäre...“

Er kam nicht weiter, schwieg, schien an etwas anderes zu denken und sagte plötzlich:

„Der Kaiser war ja schwer krank?“

„Er ist noch jetzt krank.“

„Ich glaube, es geht ihm wieder besser?“

„Nein, sein Zustand hat sich verschlimmert.“

„Wirklich? Er wird aber doch sicher genesen. Es ist ja nur Fieber, nichts von Bedeutung...“

Pestel warf das letzte Blatt ins Feuer; es verbrannte sofort; auch die Lampe brannte aus, denn das Öl ging zu Ende. Die schwarzen Schatten in den Ecken wurden noch schwärzer, die bleichen Gespenster vor den Fenstern noch bleicher.

Die Türe stand offen, und man konnte aus dem Arbeitszimmer in das große dunkle Nebenzimmer hineinschauen; man hörte jene Geräusche, die man nachts in jedem unbewohnten Hause hören kann: leises Flüstern, Wispern, Knistern, Knarren von Dielenbrettern, als ob jemand lauern und herumschliche.

„Das machen die Mäuse und das trockene Holz, das bei schlechtem Wetter knackt,“ sagte Pestel, als Golizhin bei einem dieser Geräusche zusammenfuhr.

„Sjawenko sagt, es seien Gespenster, ich habe aber noch nichts davon gemerkt... Die Türe lasse ich absichtlich offen: wenn sie

zu ist, habe ich immer den Eindruck, daß jemand, ein Spion, oder ‚Spigon‘ draußen horcht. Es kommt wohl daher, daß mein Gewissen nicht rein ist...“

Die Lampe brannte immer trüber; die Flamme zitterte, zuckte zum letzten Male auf und erlosch. Das Zimmer wurde jetzt nur vom schwachen Widerschein des Kamines beleuchtet.

„Sjawenko! Wie oft habe ich dir gesagt, daß du die Lampe jeden Abend nachfüllen sollst!“ rief Pestel ins Nebenzimmer. „Er hört nicht, der Schurke, jetzt kann man ihn wohl auch mit Kanonen nicht wecken...“

„Hören Sie einmal, Pestel,“ begann plötzlich Golizhin, als ob es ihm im Dunkeln leichter fiel, zu sprechen: „Ich habe Ihnen vorhin nicht die Wahrheit gesagt: ich reise gar nicht nach Kiew...“

„Wohin denn?“

„Nach Taganrog.“

„Nach Taganrog? Zum Kaiser?“

„Ja, zum Kaiser.“

„Das ist es also!“ Pestel schien nicht besonders erstaunt. Golizhin konnte sein Gesicht nicht sehen, er hörte aber seiner Stimme an, daß er lächelte.

Der Kurier, den Dibitsch im Auftrage des Kaisers geschickt hatte, konnte Golizhin lange Zeit nicht finden, denn dieser reiste immer herum und war bald in Kultschin, bald in Schitomir und bald in Kiew. Als er ihn endlich im Dorfe Kirnassowka traf, wollte er ihn nicht mehr loslassen und verlangte, daß er sofort mit ihm abreise. Juschnewskij bürgte aber für Golizhin, der Kurier reiste voraus und Golizhin sollte nachkommen; obwohl Linzn abseits vom Wege lag, wollte er sein Wort, das er Pestel gegeben, halten, und machte den Abstecher. Er hatte ja Pestel versprochen, ihn vor dem Beginn der großen Ereignisse noch einmal aufzusuchen; jetzt wußte er aber, daß der Anfang oder das Ende unvermeidlich war.

„Das ist es also! Nach Taganrog, zum Kaiser,“ wiederholte Pestel mit dem gleichen Lächeln. „Warum haben Sie es mir nicht vorhin gesagt? Wir sind beide wirklich sonderbar: es ist, als ob wir Blindenkuh spielten. Ich hab’ es ja gewußt, Golizhin, daß Sie nach Taganrog reisen...“

„Haben Sie es wirklich gewußt, Pestel?“

„Gewußt habe ich es eigentlich nicht, doch vorausgeahnt. Als ich Sie erwartete, habe ich nur daran gedacht. Wir haben ja damals

unser Gespräch von der Gemeinheit oder vom Wahnsinn nicht beendet. Wir sollten es doch beenden, denn wir sind wirklich weder gemein noch wahnsinnig... Wenn wir aber unbedingt eines von beiden sein müssen, so wäre der Wahnsinn immerhin besser... Nicht wahr?"

Fürst Valerian schwieg und sah Pestel nicht an. Doch er fühlte seinen Blick schwer auf sich lasten.

„Ich will Ihnen Folgendes vorschlagen, Golizhin,“ begann er mit veränderter Stimme, „wir wollen zusammen hinreisen...“

„Zusammen? Wohin?“

„Nach Taganrog.“

„Wozu?“

„Wissen Sie es denn nicht?“

Golizhin wußte es, und plötzlich wurde es ihm so unheimlich zumute, wie in jenem Traum, auf den er sich in der letzten Zeit immer krampfhaft, doch vergeblich besinnen wollte; es war etwas von Sophie, dem Kaiser und davon, was ihn in den letzten Monaten so sehr gequält hatte: „Man muß töten; es muß es aber jemand anderes tun, denn ich kann es nicht...“

„Sie haben mir damals gesagt,“ fuhr Pestel fort, „daß wir beide quitt sind: wir wissen beide, was man tun soll, und können es beide nicht tun; folglich sind wir beide gemein. Sie haben es mir aber nur aus Mitleid gesagt; sich selbst würden Sie es wohl nicht sagen? Lassen Sie uns davon nicht mehr sprechen; beschließen wir nichts endgültig, — wir wollen nur zusammen hinreisen, sehen, was zu tun ist, versuchen... Schlagen Sie es mir nicht ab, Golizhin, schlagen Sie es mir nicht ab!“ wiederholte er drohend und flehend, und Golizhin fühlte seinen Blick immer schwerer auf sich lasten.

„Sie wollen nicht?“ flüsterte er, mit seinem Gesicht beinahe das Gesicht Golizhins berührend.

— Wenn er mir jetzt gleich ins Gesicht spuckt, wird er Recht haben, — dachte Golizhin.

„Gut, reisen wir hin,“ jagte er und fühlte sofort, daß er eben etwas Entscheidendes nicht nur gesagt, sondern auch vollbracht hatte: ganz gleich, ob er ihn töten würde oder nicht; es war, als ob er ihn bereits getötet hätte.

„Gott sei Dank, Gott sei Dank! Ich wußte ja, daß Sie es mir nicht abschlagen werden,“ atmete Pestel erleichtert auf.

Wieder trat Schweigen ein; man hörte nur das Heulen im Kamin und das Knistern, Flüstern, Wispern und Knarren im Neben-

zimmer, als ob jemand lauern und herumschliche. Sie hörten so deutlich Schritte, daß sie auffuhren: in der Türe stand eine weiße Gestalt; vielleicht war eines der bleichen Gespenster, die draußen vor den Fenstern vorbeirasteten, ins Haus gekommen?

„Wer da? Wer da?“ riefen beide aus.

„Sind Sie es, Pestel?“ fragte französisch die Gestalt an der Türe.

„Daß dich der Teufel, mein Lieber! Wie konntest du uns nur so erschrecken... Ich habe schon geglaubt, es sei ein Gespenst!“ erwiderte Pestel französisch und lachte.

Golizhin erkannte den Stabsrittmeister im Leibgardehusaren-Regiment, Fürst Alexander Iwanowitsch Barjatinskij, ein Mitglied der Tultschiner Sektion der Geheimen Gesellschaft.

Pestel war über die plötzliche Erscheinung des Gastes nicht im geringsten erstaunt. „Er kann sogar ein Glas Wasser nicht anders als mit Verschwörermiene austrinken,“ pflegte er von Barjatinskij zu sagen. Barjatinskij, der Pestel oft in Einzelbesuche, stieg immer in einem anderen Seitenflügel des gleichen Hauses ab, zu dem er einen eigenen Schlüssel hatte. Er war soeben angelangt und kam so leise herein, um die Dienerschaft nicht zu wecken.

„Komm doch herein, leg ab. Du kommst sehr gelegen: ich wollte schon nach dir schicken... Kennen sich die Herren? Fürst Valerian Michailowitsch Golizhin...“

„Wir haben uns schon bei Juschnewskij kennen gelernt,“ entgegnete Barjatinskij, Mütze, Pelz, Halstuch und Überschuhe ablegend; alles war so verschnitten und weiß, daß man ihn wirklich für ein Gespenst halten konnte.

Barjatinskij war ein schöner junger Mann von etwas orientalischem Gesichtstypus. Er gehörte der besten Gesellschaft an, war Adjutant beim Oberbefehlshaber Graf Wittgenstein, Dichter, Mathematiker, Atheist und entschiedener Republikaner; sehr gutmütig und nicht sehr klug. Pestel war er so ergeben, daß, wenn dieser wirklich, wie es viele glaubten, Kaiser werden wollte, Barjatinskij auch dagegen nichts einzuwenden haben würde.

„Warum sitzen Sie im Finstern, meine Herren?“ fragte er erstaunt.

„Die Lampe ist ausgegangen, und der Bursche schläft; ich kann ihn nicht mehr wecken. Es muß aber irgendwo eine Kerze stehen, schau einmal nach,“ sagte Pestel.

Barjatinskij fand auf dem Tische eine Kerze, ging leise ins Vorzimmer, um den schlafenden Sjawenko nicht zu wecken, und zündete die Kerze am Nachtlicht an.

„Meine Herren, es gibt wichtige Neuigkeiten,“ sagte er, ins Arbeitszimmer zurückkehrend. Er stotterte auch sonst — man nannte ihn „den Stotterer“ (le bègue) — jetzt stotterte er aber vor Aufregung ganz besonders und brachte nur mit großer Anstrengung hervor:

„Gestorben... Der Kaiser ist gestorben...“

„Was sagst du? Es kann nicht sein!“ rief Pestel mit jenem Erstaunen aus, das die Nachricht von einem plötzlichen Todesfalle bei jedem Menschen hervorrufft.

„Der Kaiser ist gestorben?“ fragte er noch einmal mißtrauisch. „Ist es auch wahr? Woher weißt du es?“

„Gestern abends um neun Uhr brachte ein Kurier von Dibitsch die Nachricht ins Stabsquartier.“

„Seltsam! Seltsam!“ sagte Pestel leise und nachdenklich. „Wir haben ja eben von ihm gesprochen, und plötzlich... Ist es nicht auch allegorisch, Golizhin?“

Golizhin gab ihm keine Antwort; er bedeckte sein Gesicht mit den Händen und erbleichte. Endlich fiel ihm jener Traum ein, auf den er sich so lange nicht hatte besinnen können:

Das Narnschfinsche Landhaus auf der Peterhofer Landstraße. Ein heiterer Morgen. Jene Stille, die nur im Frühjahr in entlegenen Landschaften vorkommt; irgendwo zwitschert ein Vogel, ein Rechen scharrt im Sande, in der Ferne hört man Arthiebe; ein Fischer bessert wohl am Strande sein Boot aus. Ein gemütliches Zimmer, „ein richtiges Liebesnest — nid d’amour — für mein armes, armes Mädchen“, wie Maria Antonowna sagte. Die Balkontüre steht offen; der Duft des Frühlingmorgens und der Birkenknospen vermengt sich im Krankenzimmer mit dem schweren Geruch der Arzneien. Er kniet vor Sophie; sie beugt sich über ihn und flüstert ihm ins Ohr:

„Weißt du, was mir neulich geträumt hat?... Daß wir beide in dieses Zimmer traten, und daß auf meinem Bett jemand lag; sein Gesicht war nicht zu sehen, es war wie bei einer Leiche mit einem Tuch bedeckt. Du hattest aber ein Messer in der Hand und schlichst heran, als wolltest du den auf dem Bette Liegenden ermorden. Ich dachte mir: Vielleicht ist er tot? — Lebende darf man töten, aber

einen Toten? Ich wollte dir etwas sagen, doch meine Stimme versagte. Ich hielt dich an der Hand fest. Du erzürntest, stießest mich zurück und stürztest dich mit dem Messer auf den Liegenden. Das Tuch glitt herab... Da sahen wir beide, wer es war..."

„Einen Toten töten... Einen Toten töten!“ flüsterte Golizhin vor sich hin. Er kam zu sich, hob langsam die Hand, — sie war schwer wie im Traume, — und bekreuzigte sich.

Barjatinskij lief aufgeregt im Zimmer auf und ab und erzählte stotternd, was er wußte.

Vorgestern hatten die Juden auf dem Markte in Tultschin vom Tode des Kaisers erzählt. Niemand wollte es ihnen glauben, alle fühlten aber, daß etwas Wichtiges geschehen sei; denn täglich passierten Tultschin mehrere Feldjäger auf dem Wege nach Warschau oder von Warschau. Endlich erhielt man im Stabsquartier die Nachricht von Dibitsch und den Befehl, die Regimenter auf Konstantin Pawlowitsch zu vereidigen. Dies war aber noch unbestimmt, denn es schwirrten Gerüchte, daß Konstantin auf den Thron verzichtet habe, und daß laut eines geheimen Testaments des Kaisers Großfürst Nikolai der rechtmäßige Thronerbe sei. Wenn das Militär auf Konstantin vereidigt werden würde, und der Eid später für nichtig erklärt werden müßte, so könne es ganz unabhsehbare Folgen haben.

„Auf eine solche Gelegenheit hätten wir lange warten können,“ schloß Barjatinskij seinen Bericht. „Wenn wir sie nicht ausnützen, sind wir gemeine Schufte!...“

„Was glauben Sie, Golizhin?“ fragte Pestel.

„Ich glaube, was ich immer geglaubt habe: daß man anfangen muß...“

„Sangen wir also in Gottes Namen an!“ sagte Pestel lächelnd; sein Gesicht erschien, wie jedesmal, wenn er lächelte, jünger und schöner. Als Golizhin ihn anblickte, fühlte er, daß die schwere Last, die ihn in den letzten Monaten so sehr bedrückt hatte, plötzlich von seinem Herzen gefallen war.

Sie überlegten sich, wie man es anfangen sollte, und beschloßen folgendes: Pestel und Barjatinskij sollten nach Tultschin gehen, um die Mitglieder der dortigen Sektion vorzubereiten; Golizhin nach Petersburg, um eine Vereinigung des Nordbundes mit dem Südbunde, die jetzt notwendiger als je war, herbeizuführen. Pestel war davon überzeugt, daß es in Petersburg zuerst losgehen werde.

„Sie fangen in Petersburg an, und wir hier: wir werden in Tultschin die Kasernen des Wjatkinschen Regiments besetzen, das Stabsquartier, den Stabschef und den Oberbefehlshaber verhaften, und dann kann es losgehen...“

Die aufrührerischen Regimenter werden zuerst nach Kiew und von dort aus nach Moskau und Petersburg marschieren. Nach den ersten Erfolgen des Aufstandes werden der Synod und der Senat, falls sie es nicht gutwillig tun, gezwungen werden, zwei Manifeste zu erlassen: das erste Manifest sollte vom Synod ausgehen und die Bevölkerung auffordern, einer provisorischen, aus den Leitern der Geheimen Gesellschaft bestehenden Regierung den Eid zu leisten; das andere Manifest, vom Senat, sollte die Republik proklamieren.

Sie sprachen die ganze Nacht hindurch. Gegen Morgen hatte sich der Schneesturm gelegt, die Sonne ging heiter auf. Die vereisten Fenster wurden zuerst blau, dann rosa; die ersten Sonnenstrahlen funkelten in den Eisblumen, und Golizhin erinnerte sich, wie er in der Versammlung bei Rnlejew Pestels Gedanken mit Eiskristallen, die im Mondlicht flammen, verglichen hatte: werden sie jetzt vielleicht nicht mehr im toten Mondlichte, sondern im lebendigen Sonnenlichte aufflammen?

Im Vorzimmer machte sich schon der Bursche zu schaffen: er heizte den Ofen und bereitete den Samowar.

„Wollen Sie Tee?“ schlug Pestel vor.

„Eigentlich sollte man bei einer solchen Gelegenheit Champagner trinken,“ sagte Barjatinskij. „Du, Swawenko, geh mal hinüber und hole aus meinem Schlitten den Sack mit den Flaschen.“

Swawenko brachte zwei Flaschen. Sie schenkten sich Champagner ein. Barjatinskij wollte einen Toast ausbringen:

„Für die... die...“ begann er zu stottern; er wollte sagen: Für die Freiheit.

„Lassen Sie es,“ unterbrach ihn Golizhin. „Wir werden es doch nicht aussprechen können; wir wollen lieber schweigend unsere Gläser leeren...“

„Ja, schweigend!“ stimmte ihm Pestel zu.

Sie erhoben die Gläser und stießen schweigend an.

Als sie ausgetrunken hatten, fühlte Golizhin, daß sie schon vorher, als sie von den Plänen für die nächste Zukunft sprachen, auch ohne Wein berauscht waren; vielleicht war ihnen alles auch

aus dem Grunde so leicht erschienen, weil sie im Kaufschē sprachen? Er sagte sich: „Im Weine liegt die Wahrheit; und in unserem Weine — ewige Wahrheit.“

Die Sonnenstrahlen funkelten in den Fensterscheiben wie goldener Wein in Eiskristallen. Er wußte aber, daß der Wintertag kurz ist und daß der goldene Wein sich bald in rotes Blut verwandeln mußte.

„Der Wagen steht vor der Türe, Durchlaucht,“ meldete Sjawenko.

Fürst Valerian nahm Abschied. Pestel führte ihn auf die Seite und sagte:

„Wissen Sie noch, wie Sie mir aus dem Evangelium vorgelesen haben: ‚Ein Weib, wenn sie gebietet, so hat sie Traurigkeit; denn ihre Stunde ist kommen. Wenn sie aber das Kind geboren hat, denket sie nicht mehr an die Angst um der Freude willen.‘ Unsere Stunde ist gekommen. Ich betrüge mich nicht: vielleicht ist alles, was wir eben gesprochen haben, Unsinn; vielleicht werden wir alle untergehen, ohne etwas erreicht zu haben... Und doch wird es eine große Freude geben!“

„Ja, Pestel, es wird eine Freude geben!“ antwortete Golizjin.

Pestel lächelte, umarmte ihn und küßte ihn.

„Also mit Gott, mit Gott!“

Er holte etwas aus seiner Schatulle und drückte es Golizjin in die Hand.

„Sie kennen meine Schwester nicht, ich möchte aber, daß wenn Sie an mich denken, Sie auch ihrer gedenken...“

Es war eine kleine gestricke Börsē aus blauer Wolle, auf der mit weißen Perlen gestickt war: „Sophie.“

Alle traten auf den Hausflur.

„Sie gehen also direkt nach Petersburg, Golizjin?“ fragte Barjatinskij.

„Ja, nach Petersburg; ich werde noch einen Abstecher nach Wassilkow zu Murawjow machen. Nach Petersburg komme ich aber jedenfalls vor dem 14. Dezember.“

„Heute ist die erste Schlittenbahn, gnädiger Herr! Euer Gnaden sollten mir ein Trinkgeld geben,“ sagte der Kutscher.

Pestel umarmte Golizjin zum letzten Male.

„Mit Gott, mit Gott!“

Golizjin setzte sich in den Schlitten.

„Sertig?“

„Sertig, mit Gott!“

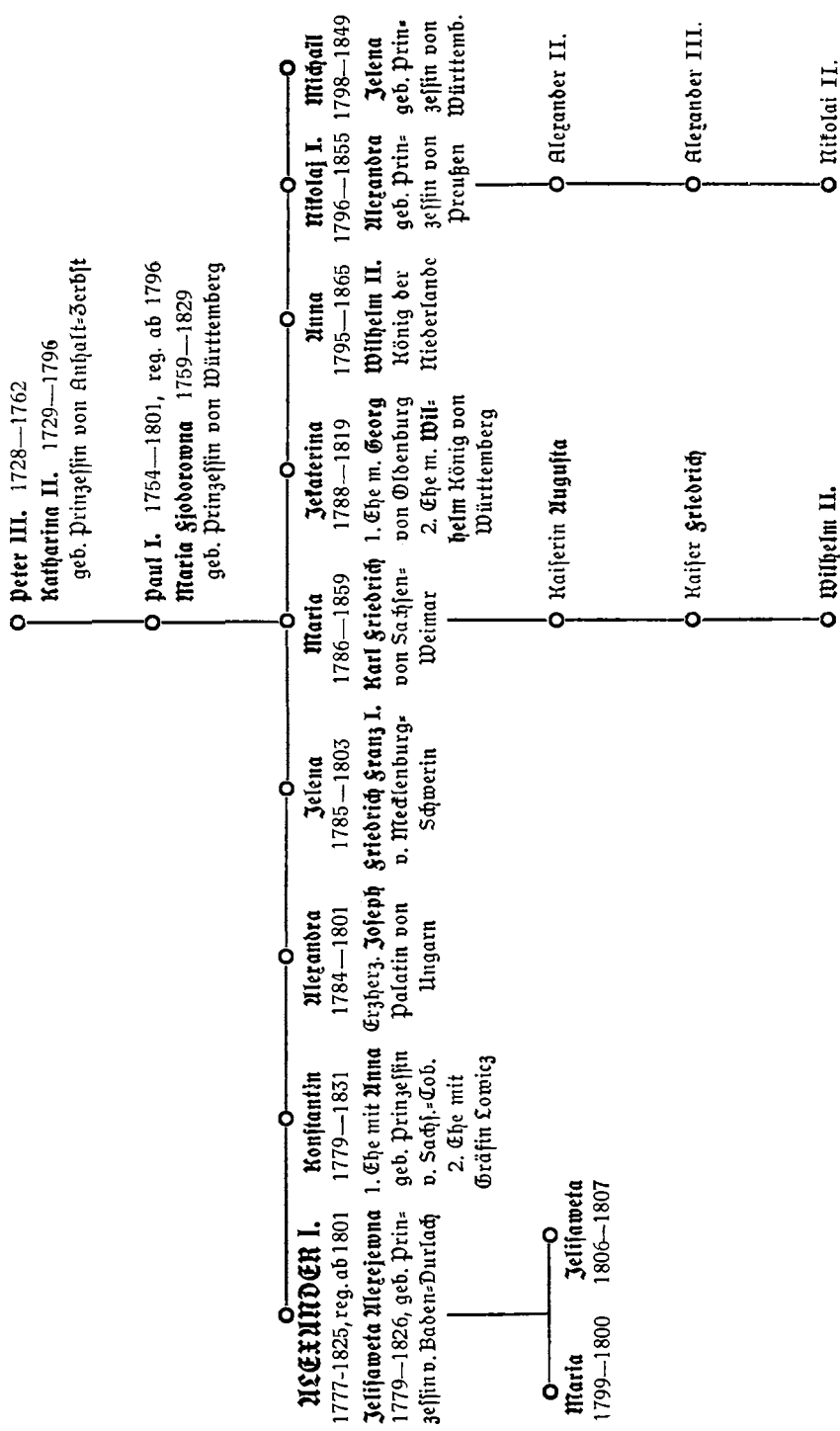
Die Pferde zogen an, die Kufen knirschten, die Schellen schrillten, der Kutscher piffte und schwang die Peitsche.

Die Troika glitt über den Schnee dahin, auf der noch unbefahrenen Bahn zwei weiche Furchen zurücklassend. Der lautlose Lauf des Schlittens war wie ein rasender Flug, und die frostige und sonnige Luft berauschte wie goldener Wein.

Fürst Valerian nahm den Hut ab und bekreuzigte sich. Er dachte an die bevorstehende große Freude und große Trauer.

„Mit Gott! Mit Gott!“

Ende



Anmerkungen.

- Alexander I., Pawlowitsch, ältester Sohn des Kaisers Paul I., geboren am 23. Dez. 1777 im Winterpalais zu Petersburg, gelangte zur Regierung nach dem plötzlichen Tode Paul I. am 11./23. März 1801, gekrönt zu Moskau am 27. Sept. 1801, gestorben zu Taganrog am 1. Dez. 1825, beigesetzt in der Peter-Paulskathedrale zu Petersburg am 25. März 1826.
- Alexander Nikolajewitsch, Großfürst, Sohn des Großfürsten (und späteren Kaisers) Nikolai Pawlowitsch, geboren 1818, bestieg den Thron als Alexander II. 1855, fiel beim Attentat vom 13. März 1881.
- Alexandra Sjodorowna (im Roman: Alexandrine), Großfürstin (1798—1860), geborene Prinzessin Charlotte von Preußen, Tochter Friedrich Wilhelm III., seit 1817 Gemahlin des Großfürsten Nikolai Pawlowitsch, spätere Kaiserin.
- Anna Sjodorowna, Großfürstin, erste Gemahlin des Thronfolgers Konstantin Pawlowitsch, geborene Juliane, Prinzessin von Sachsen-Koburg. Heiratete den Großfürsten in ihrem 15. Lebensjahre 1796, reiste aber schon 1801 ins Ausland ab. Die Ehe wurde erst 1820 rechtmäßig geschieden.
- Araktschejew, Graf Alezej Andrejewitsch (1769—1834), Jugendfreund Alexanders, war unter Paul I. Kommandant von Petersburg, bekam 1798 für seine Grausamkeit den Abschied, wurde, von Alexander I. wieder nach Petersburg berufen, 1806 Kriegsminister. Allgewaltiger Freund des Kaisers, Schöpfer der berühmtesten Militärischen Siedlungen. Wurde von Nikolaus I. 1825 entlassen.
- Arrancho, Madame, Gattin eines nach Petersburg eingewanderten portugiesischen Kaufmanns, stand im Mittelpunkt einer Skandalaffäre, die sich gegen 1802 in Petersburg abspielte. Sie wurde von Unbekannten ins Marmorpalais verschleppt, dort vergewaltigt und ermordet. Die öffentliche Meinung schrieb das Verbrechen dem Thronfolger Konstantin Pawlowitsch zu.
- Bagratiön, Fürst Pjotr Iwanowitsch, General der Infanterie, einer der hervorragendsten Feldherren in den Kriegen gegen Napoleon, geb. 1765, fiel in der Schlacht bei Borodino 1812.
- Batjuškinow, Konstantin Nikolajewitsch (1787—1855), berühmter Dichter der vor-puschkinschen Periode. War Direktor der Öffentl. Bibliothek zu Petersburg, zog 1812 in den Krieg, litt in seinen letzten Lebensjahren an Melancholie und starb in geistiger Umnachtung zu Wologda.

- Benkendorf**, Alexander Christoforowitsch, Graf, Generaladjutant des Kaisers Alexander I. und Chef des Generalstabs der Garde, geb. zu Reval 1783. Zeichnete sich bei der Unterdrückung des Defabristenaufstandes besonders aus. War unter Nikolaus I. (ab 1826) allgewaltiger Chef der Gendarmerie. Gest. 1844.
- Bestuschew**, Alexander Alexandrowitsch, geb. 1795 (Pseudonym: Marlinskij), namhafter Dichter und Novellist, Adjutant des Herzogs von Württemberg, wurde für seine Beteiligung am Defabristenaufstand 1825 nach Irkutsk verschickt, später aber begnadigt. Nahm als Offizier an den Kämpfen im Kaukasus teil und fiel 1837 in einem Treffen bei Jekaterinodar.
- Borowikowskij**, Wladimir Lufitsch (1757—1825), sehr bedeutender Bildnismaler.
- Bulgarin**, Saddej Wenediktowitsch (1789—1859), polnischer Abstammung, war zuerst russischer Offizier, trat später in Napoleons Dienste, kehrte 1822 reumütig nach Petersburg zurück und widmet sich der Literatur und Journalistik. Stand im Solde der Polizei, war als Denunziant und Lockspiegel gehäßt und gefürchtet. Autor des Romans „Iwan Wnischigin“.
- Czartorwski**, Fürst Adam Adamowitsch, geb. 1770, in England erzogen, kam 1795 als Geißel nach Petersburg, wo er sich bald mit dem Thronfolger und späteren Kaiser Alexander I. befreundete. Alexander I. ernannte ihn zu seinem Minister des Äußeren und betraute ihn mit der Ausarbeitung einer Verfassung für Polen. Während des Aufstandes von 1831 war er das Haupt der Nationalregierung und mußte ins Ausland fliehen. Sein immenses Vermögen wurde konfisziert. Starb 1861 in Paris.
- Derschawin**, Gawriil Romanowitsch (1743—1816), bedeutendster russischer Dichter der vor-puschkinschen Periode, Hofdichter Katharina II., war 1802—1803 Justizminister.
- Diebitsch**, Iwan Iwanowitsch, Baron, Generaladjutant, geb. 1785 in Schlesien, diente zuerst im preußischen Heere, ging 1801 in russische Dienste über, kämpfte gegen Napoleon, bekam für seine Verdienste bei der Unterdrückung des Defabristenaufstandes den Grafentitel, für den von ihm diktierten Frieden von Adrianopel (1828) den Sunamen Sabalkanskij, starb 1831 bei der Unterdrückung des polnischen Aufstandes an der Cholera.
- Gatschina**, bei Petersburg, Residenz Paul I. in seiner Thronfolgerzeit.
- Glinka**, Sjodor Nikolajewitsch (1788—1880), Oberst und begabter Dichter. Wurde wegen Teilnahme am Defabristenaufstand 1826 nach Petrosawodsk verbannt.
- Golizin**, Alexander Nikolajewitsch Fürst (1774—1844), Jugendfreund Alexander I., 1803 Prokurator des Heiligsten Synods, 1817—1824 Minister für Kultus und Unterricht, zuletzt Generalpostdirektor.
- Gosner**, Pater Johannes, geb. 1773 bei Augsburg, war zuerst katholischer Theolog, kam 1820 als Prediger für die Maltheserkirche nach Petersburg, wurde 1824 ausgewiesen, starb als evangelischer Theologe, Prediger und Philantrop 1838 zu Berlin.
- Gretsch**, Nikolai Iwanowitsch (1787—1867), Schriftsteller und Journalist, war anfangs liberal, geriet später ganz unter den Einfluß Bulgaring und wurde

- meistens neben diesem als Spion genannt. War übrigens wirklich am Ministerium des Innern angestellt.
- Gribojedow, Alexander Sfergejewitsch (1795—1829), Autor der unsterblichen Komödie „Verstand bringt Leiden“ (1823; seine übrigen Werke sind unbedeutend); war russischer Gesandter in Teheran. Wurde bei einem Aufstand vom persischen Pöbel ermordet.
- Jaschwil, Lew Michailowitsch, Fürst, Generalmajor, einer der Zarenmörder vom 11. März 1801.
- Jelena Pawlowna, Großfürstin (im Roman *Hélène* [1806—1873]), Gemahlin des Großfürsten Michail Pawlowitsch, geborene Prinzessin Friederike Charlotte von Württemberg. Hatte in den 60er Jahren großen Einfluß auf Alexander II. und sein Reformwerk.
- Jelisaweta Alexejewna, Kaiserin, geborene Prinzessin Louise Maria Augusta von Baden, Tochter des Erbprinzen Karl Ludwig von Baden-Durlach, geb. 1779 zu Karlsruhe, vermählt mit Alexander I. 1793, gest. am 16. Mai 1826 auf der Durchreise zu Bjeljem, Gouvernement Tula.
- Jermolow, Alexej Petrowitsch (1772—1861), Oberbefehlshaber auf dem Kaukasus, trug viel zur Befestigung der russischen Macht im Kaukasusgebiet bei.
- Karamsin, Nikolai Michailowitsch (1766—1826), bedeutender Historiker und Belletrist, ab 1803 kaiserlicher Historiograph, extrem konservativ. Verfasser der großen „Geschichte des Russischen Reiches“. Freund der Kaiserin Jelisaweta Alexejewna.
- Karoline, Königin von Bayern (1776—1841), geborene Prinzessin von Baden, zweite Gemahlin des ersten Königs von Bayern Maximilian Josef, Schwester der Kaiserin Jelisaweta Alexejewna.
- Katharina II., Kaiserin (im Roman „die Großmutter“ genannt), geb. 1729 zu Stettin als Tochter des Fürsten Christian August von Anhalt-Zerbst, hieß vor ihrer Verheiratung Sophie-Auguste. Heiratete 1745 den russischen Thronerben und späteren Kaiser Peter III., der bald nach seiner Thronbesteigung in ihrem Auftrag erdrosselt wurde. Kaiserin 1762—1796; unter ihrer Regierung gelangte Rußland zur höchsten Blüte. Stand in Briefwechsel mit den bedeutendsten Männern ihrer Zeit und war auch selbst als Dichterin tätig.
- Kisseljow, Pawel Dmitrijewitsch, Graf (1788—1872), Stabschef des 2. Armeekorps, bei dem die meisten Verschwörer dienten. Später Minister der Staatsdomänen, Mitarbeiter Alexander II. bei der Befreiung der Leibeigenen.
- Konstantin Pawlowitsch, Großfürst, zweiter Sohn Paul I., geb. 1779, galt bei Lebzeiten Alexander I. als Thronerbe. Begleitete seinen Bruder auf allen Feldzügen und kam 1815 als Generalissimus (eigentlich Statthalter) nach Warschau. War kurze Zeit mit Juliane von Sachsen-Koburg (Großfürstin Anna Sjodorowna) vermählt. Die Ehe wurde geschieden. Heiratete 1820 die polnische Gräfin Grudzyńska, der der Kaiser den Rang einer Fürstin von Lomisz verlieh. Aus Liebe zu ihr verzichtete er auf die Thronfolge. Entkam beim Aufstande von 1830 mit großer Not aus Warschau und starb 1831 zu Witebsk an der Cholera.
- Kotljubew, Wiktor Pawlowitsch, Fürst (1768—1854), Freund Alexander I., Minister des Inneren und Vorsitzender im Reichsrat.

- Kozebue, August von, Lustspieldichter, geb. 1761 zu Weimar, ging in russische Dienste und wurde 1817 als russischer Spion nach Deutschland geschickt. 1819 zu Mannheim von Sand erdolcht.
- Krüdener, Barbara Juliane, Freifrau, geborene Dietinghoff, geb. 1764 zu Riga, gest. 1824 in der Krim. War in ganz Europa als Verbreiterin mystischer Ideen (in der Art der Jung-Stillingschen) bekannt. Hatte eine Zeitlang großen Einfluß auf Alexander I. Unter ihrem Einfluß begründete er die heilige Allianz.
- Krylow, Iwan Andrejewitsch (1768—1844), bedeutendster russischer Fabeldichter. Der russische Lafontaine. Bekleidete das Amt des Direktors der Öffentlichen Bibliothek zu Petersburg.
- Küchelbäcker, Wilhelm Karlowitsch (1797—1846), Dichter, Freund und Studien-genosse Puschkins und Mitglied der Geheimen Gesellschaft. Wurde 1826 in die Schlüsselburg gesperrt, nach vielen Jahren begnadigt; starb auf dem Landgute seiner Schwester.
- Kusmitsch, Sjodor, eine der geheimnisvollsten Gestalten der Weltgeschichte. Tauchte zuerst gegen 1836 im Ural auf. Verweigerte jede Auskunft über Name und Herkunft, hatte keinerlei Papiere und wurde wegen Landsteicherei der Knutenstrafe unterzogen und nach Sibirien verbannt. In Tomsk, wo er sich niederließ, gewann er bald allgemeine Achtung und den Ruf eines Wundertäters, der viele körperliche und seelische Leiden heilte. Dieser Ruf verbreitete sich über das ganze Reich, und zahllose Leidende aller Gesellschaftsklassen pilgerten zu ihm nach Sibirien. Sogar Kaiser Nikolai I. besuchte ihn in Tomsk. Die ausgezeichnete Bildung, Sprachkenntnisse und Umgangsformen des geheimnisvollen Greises lassen darauf schließen, daß er aus den höchsten Kreisen stammte. Viele wollten in ihm Kaiser Alexander I. wiedererkannt haben. Daß Kusmitsch mit Alexander I. identisch sei, wurde nicht nur vom gemeinen Volk, sondern auch von einzelnen Forschern behauptet. Andere Forscher sind dagegen der Ansicht, daß man es hier mit einem natürlichen Sohn Paul I. und Bruder Alexander I. zu tun habe. Die Ähnlichkeit mit Alexander I. ist jedenfalls unverkennbar. Kusmitsch starb, ohne sein Geheimnis gelüftet zu haben, 1864 zu Tomsk. Sein Grab war das Ziel vieler Pilger.
- Kutusow, Michail Iljarionowitsch (1745—1813), bedeutendster Feldherr in den Kriegen gegen Napoleon. Fiel als Oberkommandierender des preussisch-russischen Heeres in der Schlacht bei Bunsław.
- Labzin, Alexander Sjodorowitsch (1766—1825), Mystiker, Herausgeber der religiösen Zeitschrift „Der Zionsbote“. Wurde 1821 auf Betreiben des Archimandriten Photius verbannt.
- De La Harpe, Frédéric César (1754—1838), Direktor der Helvetischen Republik, war Lehrer der Großfürsten Alexander und Konstantin.
- Lanskoj, Ssergej Stepanowitsch, Graf (1787—1862), Minister des Inneren, nahm großen Anteil an den liberalen Bestrebungen Alexander I. in der ersten Periode seiner Regierung.
- Lobanow, Dmitrij Iwanowitsch, Fürst, General der Infanterie (1758—1853), war 1817—1827 Justizminister.

- Coupei**, Louis Pierre (1783—1820), französischer Freiheitschwärmer. Wollte die Dynastie der Bourbonen ausrotten. Wurde für ein Attentat gegen den Duc de Berry guillotiniert.
- Ludmilla**, Titel einer Ballade von Schukowstij, die nichts anderes als eine freie Bearbeitung von Bürgers „Lenore“ ist.
- Magnizkij**, Michail Leontjewitsch (1778—1855), Speranskijs Freund und extremer Liberaler. Wurde nach dem Sturze Speranskijs nach dem Norden verbannt. Später wurde er extrem konservativ und bekleidete 1819—1826 das Amt des Kurators des Kasanschen Lehrbezirks. Berühmt durch die Knechtung der russischen Universitäten, die er in eine Art von Klosterschulen verwandelte. Wurde 1826 wegen Unterschlagungen im Amte abgesetzt, doch mit bedeutender Pension.
- Maisire**, Graf Josef de (1754—1812), französischer Schriftsteller, war 1802 sardinischer Gesandter zu Petersburg.
- Maria Sjodorowna**, Kaiserin-Witwe (1759—1829), geborene Prinzessin Sophie Dorothea Augusta von Württemberg, 1776 mit Paul I. vermählt, 1801 verwitwet. Wurde während der Regierungszeit Alexander I. als die eigentliche Kaiserin angesehen, denn Jelisaweta Alexejewna hielt sich meistens im Schatten. Begründete zahlreiche gemeinnützige Anstalten, die auch heute noch ihren Namen tragen.
- Maria Pawlowna**, Großfürstin (1786—1859), mit Karl Friedrich, Großherzog von Sachsen-Weimar vermählt, Mutter der Kaiserin Augusta.
- Melessino**, Pjotr Iwanowitsch (1730—1797), General der Artillerie, zeichnete sich im ersten Türkenkriege unter Katharina aus. Unter seinem Kommando begann die Laufbahn Araktschejews.
- Menschikow**, Alexander Ssergejewitsch, Fürst (1787—1869), Admiral, Generaladjutant, Oberbefehlshaber der russischen Armee im Krimkriege.
- Michail Pawlowitsch**, Großfürst (1798—1849), jüngster Sohn des Kaisers Paul I., Oberbefehlshaber der Artillerie. Zeichnete sich bei der Erstürmung Warschau aus.
- Miloradowitsch**, Michail Andrejewitsch, Graf (1771—1825), Gouverneur von Petersburg, nahm in den Feldzügen gegen Napoleon teil. fiel während der Unterdrückung des Dekabristenaufstandes.
- Mordwinow**, Nikolai Ssemjonowitsch, Graf, Admiral (1754—1845), wurde mit Paul I. erzogen. War unter Alexander I. Marineminister. Freund und Mitarbeiter des liberalen Speranskijs.
- Murawjow-Apostol**, Ssergej Iwanowitsch (1796—1826), Sohn eines Senators, besetzte während der Verschwörung von 1826 mit sechs Genossen die Stadt Wassilkow. Wurde gehängt.
- Nikolai Pawlowitsch** (im Roman Nixe), dritter Sohn Paul I., geb. 1796, vermählt 1817 mit Alexandra Sjodorowna (Prinzessin Charlotte von Preußen), Nachfolger Alexander I. auf dem russischen Thron, regierte als Nikolai I. 1826—1855. Starb mitten im Krimkriege.
- Nowossilzew**, Nikolai Nikolajewitsch (1761—1836), Freund Alexander I. Staatsmann, Gehilfe des Justizministers, später Vorsitzender im Reichsrat.
- Ochotnikow**, Alexej Jakowlewitsch (1781—1807), Stabsrittmeister der Chevaliergarde, war Geliebter der Kaiserin Jelisaweta und vermutlich der

natürliche Vater ihrer zweiten Tochter. Kaiser Alexander wußte von diesem Verhältnis und verzieh es der Gemahlin. Doch sein Bruder Konstantin ließ Ohotnikow aus purer Bosheit durch einen gedungenen Mörder erdolchen. In den Geheimarchiven wird ein Briefwechsel zwischen Ohotnikow und der Kaiserin aufbewahrt.

Odojewskij, Alexander Iwanowitsch, Fürst (1803—1839), Dichter, Mitglied der Geheimen Gesellschaft. Wurde wegen Teilnahme am Aufstand 1826 nach Sibirien verbannt, später als gemeiner Soldat nach dem Kaukasus geschickt.

Orlow, Graf Alexej Grigorjewitsch (1737—1808), erdrosselte 1762 eigenhändig den Kaiser Peter III. Errang 1770 einen glänzenden Sieg über die türkische Flotte bei Tschesme, wofür er den Beinamen „Tschesmenskij“ erhielt. Wurde unter Paul I. verbannt.

Orlowa, Anna Alexejewna, Gräfin (1785—1848), Tochter des Vorigen, Hofdame, stand ganz unter dem Einflusse des Archimandriten Photius, der ihre Stellung bei Hofe gehörig ausnützte. Ging später ins Kloster.

Pahlen, Peter Ludwig, Graf von der, geb. 1745 in Kurland, 1800 Minister des Außern, Ministerpräsident und Militärgouverneur von Petersburg, der Hauptteilnehmer am Zarenmord vom 11. März 1801, starb 1826 zu Mitau.

Paul I., Petrowitsch, Sohn Katharina der Großen und (angeblich) Peter III., geb. 1754; wurde von seiner Mutter, die die Krone testamentarisch ihrem Enkel Alexander vermachen wollte, von den Staatsgeschäften ferne gehalten, lebte zurückgezogen in Gatschina, Kaiser 1796—1801 (wohl die traurigste Periode in der russischen Geschichte), nahm 1798 das Protektorat über den Maltheiser-Orden an, wurde in der Nacht auf den 11. (23.) März 1801 ermordet. Die erste Ehe mit Wilhelmine von Hessen-Darmstadt blieb kinderlos; der zweiten Ehe mit Maria Sjdorowna, (s. d.) entsprossen 9 Kinder. (s. Stammbaum.)

Pestel, Pawel Iwanowitsch, geb. 1794, Sohn des Generalgouverneurs von Sibirien, Oberst und Adjutant des Fürsten Wittgenstein. Einer der Hauptverschwörer im Dekabristenaufstand. Wurde am 11. Juli 1826 gehängt.

Peter III., Sjdorowitsch, mütterlicherseits Enkel Peter des Großen, hieß ursprünglich Karl Peter Ulrich Herzog von Holstein-Gottorp, geb. 1728 zu Kiel, Gemahl Katharina der Großen, regierte nur wenige Monate, wurde am 7. Juli 1762 im Auftrage Katharinas von Alexej Orlow auf dem Landgute Kopscha erdrosselt.

Philaretos, Metropolit von Moskau (1783—1867 [hieß als Laie Wassilij Michailowitsch Drosdow]), einflußreicher geistlicher Würdenträger, berühmter Kanzelredner, Verfasser des orthodoxen Katechismus.

Photius, Archimandrit des Jurjewschen Klosters bei Nowgorod (1792—1832 [hieß als Laie Pjotr Nikititsch Spasskij]), Dunkelmann, Bekämpfer der Freimaurerei und der Bibelgesellschaft, hatte eine Zeitlang den gleichen Einfluß wie Araktschejew, dessen großer Anhänger er war.

Platow, Matweij Iwanowitsch, Graf (1751—1818), Ataman der Donschen Kosaken, zeichnete sich im Türkenkriege und im Feldzuge gegen Napoleon aus.

Pugatschow, Jemeljan, Abenteurer, der sich für den Kaiser Peter III. ausgab und einen gewaltigen Aufstand im Osten des Reiches hervorrief. Wurde 1755 hingerichtet.

- Puſchkin, Alexander Sſergejewitsch, geb. 1799 zu Moskau, fiel 1837 in einem Duell zu Petersburg. Rußlands größter Dichter. Verbrachte die Jahre 1820—1826 in der Verbannung in Südrußland.
- Puſchkiſchin, Iwan Iwanowitsch (1789—1859), Dichter, Freund und Studien-genosse Puſchkins, wurde wegen seiner Teilnahme am Defabriſtenaufstand nach Sibirien verſchickt.
- Rajewſkij, Nikolai Nikolajewitsch (1771—1829), General der Kavallerie, zeichnete ſich in den Kriegen gegen Napoleon aus.
- Repetilow, eine Geſtalt aus Gribojedows Luſtſpiel „Verſtand bringt Leiden“.
- Riego η Runez (1785—1823), Führer der ſpaniſchen Revolution von 1820. Wurde zu Madrid gehängt.
- Rnlejew, Kondratij Sjdorowitsch, geb. 1795, namhafter Dichter. War anfangs Offizier, ſpäter Gerichtsbeamter und zuletzt Beamter der Ruſſiſch-Amerikaniſchen Compagnie. Wurde am 14. Dez. 1825 mit den andern Verſchwörern verhaftet und am 13. Juli 1826 hingerichtet.
- Sand, Karl Ludwig, Freiheitsſchwärmer, 1795 geb., tötete 1819 Kozebue, wurde 1820 zu Mannheim hingerichtet.
- Sawadowſkij, Djoſtr Waſſiljewitsch, Graf (1739—1812), Miniſter für Kultus und Unterricht, ſpäter Vorſitzender der Kommiſſion zur Schaffung eines neuen Geſezbuches.
- Schiſchkow, Alexander Sſemjonowitsch (1753—1841), Admiral, Präſident der Akademie, Miniſter für Kultus und Unterricht, Dichter und Philologe, äußerſt reaktionär, kämpfte für die Wiedereinführung der altſlawiſchen Sprache und gegen die Sprachreformen Puſchkins und der anderen Dichter.
- Schurowſkij, Waſſilij Andrejewitsch (1783—1852), Sohn eines ruſſiſchen Gutsbeſizers und einer gefangenen Türkin. Sehr bedeutender Dichter, Vater der ruſſiſchen Romantik, Ueberſeher Schillers, Bürgers und Homers. Erzieher Kaiſer Alexander II. Starb in Baden-Baden.
- Speranſkij, Michail Michailowitsch (1772—1839), bedeutender Staatsmann unter Alexander I., deſſen Freund er war; nahm großen Anteil an den Reformbeſtrebungen des Kaiſers, kam 1812 in Ungnade und wurde verbannt; 1816 wieder begnadigt. Wurde von Niſoſai I. mit der Schaffung eines Geſezbuches betraut und bekam von ihm den Grafentitel.
- Sſeliwanow, Kondratij, Begründer der Skopzen-(Kaſtraten-)Sekte, trat zuerſt 1770 in Orjol auf und gab ſich für Peter III. aus. Wurde von Katharina nach Sibirien verſchickt, von Paul I. zurückgerufen, dann aber wieder ins Irrenhaus geſperrt. Von Alexander I. wieder befreit, ſchließ-lich aber doch in ein Kloſter verbannt, wo er erſt 1832, 112 Jahre alt, ſtarb. Die Skopzenſekte zählt auch heute ſehr viele Anhänger.
- Sſeraphim, Metroplit (1763—1843), wurde 1821 nach Petersburg berufen (hieß als Laie Stephan Waſſiljewitsch Glagolewſkij). Führte einen erbitterten Kampf gegen die Bibelgeſellſchaft und die myſtiſchen Beſtrebungen der Zeit.
- Sſeraphim von Sſarow (1760—1833), Mönch, wurde 1910 von Niſolaus II. kanoniſiert.
- Subow, Platon Alexandrowitsch, Fürſt (1767—1822), ab 1789 Günstling Katharina II., die ihn mit den höchſten Ehren, Würden und Reichümern überſchüttete. Wurde von Paul I. ins Ausland verbannt; ſeine Güter

wurden konfisziert. Durfte 1800 nach Rußland zurückkehren und bekam seine Güter wieder.

Swjetlana, Titel einer romantischen Ballade von Schufowstij.

Tatiſchtschew, Alexander Iwanowitsch, Graf (1763—1833), General-Kriegs-Kommissar, 1824—1827 Kriegsminister.

Tschaadajew, Pjotr Jakowlewitsch (1796—1856), Philosoph, von Schelling „der geistreichste Mensch in Rußland“ genannt. Verfasser der „Philosophischen Briefe“, nach deren Veröffentlichung er von Nikolaus I. für wahnsinnig erklärt wurde. Neigte dem Katholizismus zu, schrieb nur französisch.

Tredjakowstij, Wassilij Kirillowitsch (1703—1769), Grammatiker und Dichter. Seine unbeholfenen Verse werden auch noch heute verlacht, obwohl seine Verdienste um die russische Dichtkunst und Verslehre geradezu unsterblich sind.

Trubezkoj, Ssergej Petrowitsch, Fürst (1790—1860), eines der tätigsten Mitglieder der Geheimen Gesellschaft. Wurde 1826 zum Tode verurteilt, dann aber nach Sibirien verbannt. Von Alexander II. begnadigt.

Wittgenstein, Pjotr Christianowitsch, Graf (1768—1842), Feldmarschall, Oberbefehlshaber der Truppen, die 1812 die Zugänge zu Petersburg besetzt hielten. Oberbefehlshaber im türkischen Kriege von 1828.

Wjasemskij, Pjotr Andrejewitsch, Fürst (1792—1878), Dichter, Kritiker. Teilnehmer an der Schlacht bei Borodino, starb in Baden-Baden.

Wojeſkow, Alexander Sjodorowitsch (1778—1839), Dichter, Übersetzer und Satiriker, Autor des satirischen Gedichtes „Irennhaus“, in dem alle literarischen Größen der Zeit verewigt sind.

Wηllic, Jaſow Wassiljewitsch (James), Baronet, geb. in England 1768, trat 1790 als Arzt in russische Dienste und war ab 1799 Leibarzt Alexander I., den er auch bei allen Reisen begleitete. Er genoß auch das Vertrauen seines Nachfolgers Nikolai I. Begründete in Petersburg die Medizinische Akademie und machte sich auch sonst um die Entwicklung der Medizin in Rußland sehr verdient. Starb 1854 in Petersburg.

